Reise durch Nord-Brasilien.

Erster Theil.

Reise durch Nord-Brasilien

im Jahre 1859.

Von

Dr. Robert Avé-Lallemant.
Ave-Lallemant

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

Vorwort.

Die schützende Hand der Vorsehung hat mich wohlbehalten im October des vergangenen Jahres wieder in meine Vaterstadt zurückgeführt. Ich fand bei meiner Heimkehr die Darstellung meiner Reise durch Süd-Brasilien, von der ich das Manuscript im December 1858 von Rio-de-Janeiro fortgeschickt hatte, bereits gedruckt vor, sodaß ich nur noch die letzten Bogen selbst durchsehen konnte, bevor das Ganze der Oeffentlichkeit übergeben ward.

Kaum ein anderes als das meiner Südreise vorangeschickte Vorwort habe ich dieser Nordreise vorzusetzen. Es ist die wiederholte Bitte um Nachsicht für die Darstellung eines Hospitalarztes, der nimmer auf den Namen eines Naturforschers, sei es Zoologen, sei es Botanikers oder Mineralogen, Anspruch macht. Indem ich nun auf die beanspruchte Nachsicht rechne, habe ich auch diesmal den Text, wie ich ihn auf der Reise selbst, in Bahia, in Canavieiras und an den dortigen Flüssen, später in

Pernambuco und Maceio, in Pará, in Manáos und Tabatinga an der peruanischen Grenze zusammenstellte, unverändert gelassen und eben nur einzelnes in die einmal aufgeschriebenen Zeilen hineincorrigirt. Namentlich sind meine Schilderungen des Amazonenstroms ganz unverändert die, wie ich sie am „Strom der tausend Inseln" in seiner 500 geographische Meilen langen Ausdehnung von Pará bis Tabatinga gleich niederschrieb, geblieben. Der nordische Winter, in welchem ich meine Skizzirungen vom mächtigen Flusse wieder durchsah, wollte mich nicht begeistern zu lebhaftern Darstellungen südamerikanischer Tropenbilder unmittelbar am Aequator. Vieles hierher Gehörende muß ich für spätere Zeiten mir aufbewahren.

So würde ich denn getrost und freudig die hier zusammengestellten Blätter der Oeffentlichkeit übergeben, wenn ich nicht noch einmal auf ein sehr ernstes Erlebniß meiner Reise zurückblicken müßte.

Im ersten Theil meiner südbrasilianischen Reise hatte ich die Freude, ein unbefangenes Bild geben zu können vom fröhlichen, lebensfrischen Gedeihen einer deutschen Colonie mit freien, von keinem Knechtsverhältniß, von keiner Privatspeculation eines Unternehmers gedrückten Ansiedlern. Im ersten Theil meiner vorliegenden Reisedarstellung mußte ich leider eine ganz entgegengesetzte Zeichnung geben, das Verkommen zahlreicher Auswanderer in den allerelendesten Verhältnissen an einem Küstenflusse im südlichen Theile der Provinz Bahia, am Mucuri, das traurige Resultat einer Actienspeculation.

Ich habe, um einigen bethörenden Verlockungsbriefen aus

jener Gegend zuvorzukommen, schon einmal in einem kleinen Hefte, welches im Jahre 1859 in Hamburg gedruckt ward, die traurigen Erlebnisse an jenem Flusse erzählt und hätte es für unnöthig gehalten, noch einmal darauf zurückzukommen, wenn ich nicht von der Abwickelung des Trauerspiels in hohem Grade überrascht worden wäre. So mußte ich es denn noch einmal erzählen zur Aufklärung der Wahrheit, zur Warnung vor leichtsinniger Auswanderung und zur Strafe denen, welche an der schweren Sünde mitgeholfen, und denen, welche sie ungestraft haben hingehen lassen.

Mit Ernst wende ich mich an die hohen Regierungen unsers deutschen Vaterlandes und bitte sie dringend, sie wollen sich das Schicksal der nach Brasilien auswandernden Deutschen angelegentlichst anempfohlen sein lassen.

In allzu scharfer Auffassung haben schon, wenn ich nicht irre, unter dem Vortritt des Königreichs Baiern verschiedene deutsche Staaten das Auswandern nach Brasilien geradezu verboten; viel richtiger hat ein hohes preußisches Handelsministerium unter dem 3. November des verflossenen Jahres sehr ernste Maßregeln getroffen gegen das concessionirte Anwerben von Menschen für Brasilien; aber solange sich in Brasilien Privatspeculanten finden, welche für ihre absterbenden Sklavenkräfte sich mit deutschen Auswanderern rekrutiren wollen, solange irgendwelche Art von Seelenverkäuferei in Deutschland nicht mit den allerschwersten Strafen belegt wird, solange werden immer noch viele von unsern einfachen und selbst einfältigen Landsleuten verlockt und nach Brasilien zu Privatzwecken verkauft werden, zumal wenn von drüben her

Lockbriefe und mit vielen Namen unterschriebene Glückseligkeitserklärungen einlaufen und von der Presse veröffentlicht werden, — Lockbriefe, welche „ganz freiwillig auf freundliche Einladung des Colonieunternehmers" geschrieben werden, — Glückseligkeitserklärungen, deren Unterzeichner größtentheils die Stunde verfluchen, wo sie sich verlocken ließen und in das fremde Land hinüberzogen, oder die allerdings vom Speculanten gut gehalten werden, weil sie bei einer gewissen Erziehung gut schreiben können zu Gunsten der Colonieunternehmung und für Geld und Versprechungen vortreffliche Lockvögel abgeben. Ja so weit geht das Legen solcher Fallstricke, daß man es schlauerweise verstanden hat, in einigen Coloniespeculationen Leute zu Viceconsuln von einzelnen Regierungen ernannt werden zu lassen, die selbst in der alleruntergeordnetsten Abhängigkeit von dem Unternehmer solcher Speculation stehen und, wenn sie nicht ihr gutes Brot verlieren wollen, zur Heranlockung und Knechtung ihrer eigenen Landsleute mithelfen müssen und hinterher officiell von deren Wohlergehen melden mögen.

Solange alle diejenigen, welche als Staatslenker das Wohl und Wehe Brasiliens in Händen haben, nicht mit ganzem, heiligem Ernst allen Privatspeculationen, in denen leichtgläubige Einwanderer und mit ihnen der Ruf Brasiliens dem Auslande gegenüber zu Grunde gehen, in den Weg treten, — solange es namentlich den brasilianischen Regierungsagenten in Deutschland nicht auf das strengste geboten wird, zur Heranziehung von Auswanderern für Privatunternehmungen nicht zu helfen, — solange es ihnen nicht zur

Pflicht gemacht wird, officiell vor solchen zu warnen, zumal wenn diese Privatunternehmungen in Gegenden angefangen werden, in denen bei notorischer oder doch mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusetzender Ungesundigkeit das Leben deutscher Einwanderer im höchsten Grade gefährdet ist, — solange wird kein frisches, freies deutsches Einwanderungselement in Brasilien gedeihen. Viel besser ist es, man segle wieder nach der Küste von Afrika und verschwägere sich wieder mit Mozambique, Loanda und Inhambana, wie das allerdings kürzlich in der brasilianischen Presse mit vielem Feuer wieder vorgeschlagen worden ist. Viel besser Sklavenhandel, als die Betrügerei gegen arme, deutsche Auswanderer.

Der Umstand, daß ich die Durchsicht meiner „Reise durch Süd-Brasilien" nicht selbst vornehmen konnte und daß bei meiner allerdings ziemlich schlechten Handschrift manche naturhistorische und geographische Benennungen nicht genau bestimmt werden konnten, ist Ursache geworden, daß sich in jenem Text manche Fehler vorfinden, von denen mir die folgenden am meisten in das Auge fielen:

Bd. I, S. 18, Z. 11. Die kleinen Seebewohner heißen Copepoden, nicht Coyepoden. S. 25 wollte ich die Wandelbarkeit menschlicher Geschicke zeigen und schrieb: Bis auch der Katholicismus dort herausgeworfen ist, nicht herausgewachsen (Z. 7 v. u.), wie die protestantische Schildwache bekundet. S. 39, Z. 11 v. u., muß es Kalkhöhle statt Kalkseite heißen, und S. 41, Z. 8 v. u.,

Macroglossa statt Macroglorra. S. 54, Z. 12 v. u., ist aus der Carica eine Carcia geworden, S. 69, Z. 1 v. u., aus der Sterna eine Sterea. Auf S. 70 müssen die bei den Abrolhos-Inseln vorkommenden Thiere Copepoden, Aplysien und Balistes heißen. S. 84, Z. 4, schrieb ich allerdings Bertholletie, der Baum aber ist die ihm ganz nahe verwandte Lecythis ollaria. S. 86, Z. 7, der Morpho heißt Eurylochus. S. 106, Z. 7, lies Tillandsien statt Tillondsien; S. 109, Z. 2, Catraia statt Catraca; S. 113, Z. 9 v. u., carne secca statt secco. S. 119, Z. 1, lies Baccacahy. S. 119, Z. 14 v. u., lies Bauhinien statt Businien, wie denn die Bauhinien mehrfach im Verlauf der Reise falsch gedruckt sind.

Und endlich lies S. 123, Z. 3 v. u.: Ponteberien
" 124, " 11 v. u.: Bombacee
" 148, " 8 v. o.: Waldleiche
" 149, " 9 v. o.: Ferrador
" 184, " 4 v. o.: Scheeren
" 187, " 4 v. o.: Bom Martinho pescador
" 225, " 1 v. o.: Teguirin
" 243, " 7 v. o.: Bomba
" 346, ein für allemal: Itaqui
" 415, Z. 15 v. o.: Cäsalpinien
" 439, " 3 v. o.: Epidendren
" 440, " 7 v. o.: Malpighien
" 440, " 12 v. o.: Jussiena
" 485, " 4 v. o.: Lagoa dos Quadros

Auf S. 148 und 449 ist ein zoologischer Irrthum: der Ferrador ist ein Procnias.

Bd. II, S. 3 und später: das Dampfschiff hieß Imperador. S. 20, Z. 6, ist wol nicht Grauwacke, sondern Diorit mit Granit zusammenhängend.

S. 22, Z. 1 v. u., lies: Biguassu
" 35, " 3 v. o., l.: Dr. Vieira
" 41, " 18 v. o., l.: Itajahi
" 41, " 6 v. u., und später immer: Freguesie
" 48, " 16 v. u., l.: Baranco (S. 50, Z. 12, ebenfalls)
" 55, " 17 v. o., l.: Esfriador
" 77, " 13 v. u., l.: terrea
" 86, " 13 v. u., l.: Coutinho
" 109, " 2 v. u., l.: mannhaft
" 130, " 7 v. o., l.: feyao nicht eingeklammert, noch besser: feijão
" 157, " 2 v. o., l.: Cachoeira
" 260, " 4 v. u., l.: Passa-dois
" 261, " 16 v. o. Hier fehlt eine Zeile. Es muß etwa heißen: „Ich ging den Rio-das-Tejucas-Grandes hinauf und hinab, dann den Itajahi hinauf bis zu seinem Salto." Denn am Rio-das-Tejucas ist kein Salto von mir besucht worden.
" 266, " 9 v. u., l.: Ibis (plumbeus?)
" 267, " 12 v. u., l.: Anú
" 270, " 13 v. u., l.: Dilatation
" 280, " 14 v. u., l.: Tinnamu
" 283, " 14 v. u., habe ich Euterpe edulis statt Euterpe oleracea gesagt.

S. 286, Z. 11 v. u., l.: Jacutinga
" 304, " 8 v. o., l.: Rio-Bonito
" 304, " 5 v. u., l.: leuco- statt: lumo-
" 309, " 7 v. o., l.: Wir kauften für sie
" 333, " 10 v. o., l.: Ledum
" 375, " 10 v. o. Die alte Mission am Uruguay heißt S.-Borja, und nicht Sta.-Borja; so muß sie auch im ersten Bande immer S.-Borja genannt werden.
" 426, " 7 v. u., muß das Zeichen " nicht nach Sova e tronco, sondern vorher, nach **spannen** stehen. Sova e tronco, Prügel und Block, war **mein** Zusatz.

Für alle diese Irrungen, die mir schon beim **flüchtigen** Durchsehen meiner „Reise durch Süd-Brasilien" in das Auge fielen, und andere, die ich vielleicht nicht bemerkt und angemerkt habe, bitte ich meine geneigten Leser sehr um Nachsicht. Hoffentlich ist es mir gelungen, im vorliegenden Text ähnliche Unzulänglichkeiten zu vermeiden.

Lübeck, im Februar 1860.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt.
Die Provinz Bahia.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Seite

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Zweiter Abschnitt.

Die Provinz Pernambuco mit Alagoas und Sergipe.

Erstes Kapitel.

Seite

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Erster Abschnitt.

Die Provinz Bahia.

Erstes Kapitel.

Abreise von Rio-de-Janeiro auf dem Dampfboot Parana. — Ankunft in Bahia. — Allgemeine Ansicht der Stadt. — Die Neger von Bahia. — Die Vegetation um die Stadt. — Die Umgegend von Bahia. — Rio-Vermelho. — Fahrt nach S.-Amaro. — Zuckerplantagen. — Der 2. December in Bahia. — Oper. — Procession. — Behandlung der Soeurs de charité in Bahia. — Einiges über die sittlichen Zustände der Stadt.

Eine Reihe von schriftlichen Arbeiten, Correspondenzen und Besprechungen hatte mich genöthigt, meine Abreise von Rio-de-Janeiro, wohin ich am 2. October 1858 aus den Südprovinzen von Brasilien zurückgekehrt war, zu den Norddistricten des genannten Landes bis weit in den November hinein aufzuschieben, wie sehr es auch meine Absicht im Anfang war, gleich nach meiner Rückkehr aus dem Süden in fast ununterbrochener Reise die dem Aequator näher gelegenen Ländergebiete zu besuchen.

Desto sorglicher konnte ich vom Marquis von Olinde, dem damaligen Ministerpräsidenten, mit Empfehlungen an die Präsidenten derjenigen Provinzen, deren mehr oder minder ausgedehnter Besuch mir besonders wünschenswerth er-

schien, versehen werden. Nützliche Briefe von Theophilo Benedicto Ottoni, welche mir den Besuch des Mucuriflusses und seiner bemerkenswerthen Colonien bis in die Provinz Minas-Geraes hinein erleichtern sollten, erhielt ich ebenfalls, sowie eine Reihe von Empfehlungen von seiten des Barons von Mauá, welche mich auf meiner Fahrt längs des Amazonenstroms hülfreich geleiten sollten. Dazu verdankte ich noch eine Menge Empfehlungsschreiben für die kleinern Provinzen von Sergipe und Alagoas meinem lieben, edeln Freunde Cansançao de Sinimbu, welcher in letzterer Provinz geboren, dort das unbedingteste Ansehen besitzt und mit vollem Recht der Stolz seiner Heimatsgegend ist.

So ging ich denn am Morgen des 21. November, einem Sonntage, an Bord des Parana, eines der Dampfboote der Companhia Brazileira dos paquetes de vapor, welches brausend und zischend nicht weit vom Fort von Villegagnon mitten in der Bucht lag, um seine Passagiere aufzunehmen und sie nach den verschiedenen Häfen der Nordprovinzen von Brasilien zu bringen. Nicht weit vom Parana lag der schlanke Dampfer Princeza de Joinville ebenfalls unter vollem Steinkohlenqualm, um die Packetfahrt nach dem Süden einzuhalten. Beide stattliche Fahrzeuge und das Kommen und Gehen vieler kleiner Boote brachten am schönen Morgen inmitten der großartigen Naturscenerie eine wundervolle Wirkung hervor.

Es schlug zehn Uhr. Unser Parana eröffnete den Marsch; unmittelbar folgte ihm die Prinzessin von Joinville. In ungebändigtem Fluge sausten beide Schiffe unter den Steinwällen von Sta.-Cruz und dem berühmten „Zuckerhut" hindurch und eilten dem Meere zu, wo sich beide Fahrzeuge sogleich trennten. Die Prinzessin von Joinville ging südlich und südwestlich, unser Parana fast gerade östlich gegen das Cap Frio hinwärts.

Und nun muß ich der obengenannten Dampfschiffahrts-Compagnie, die ich bei Gelegenheit meiner Abreise von Rio-de-Janeiro nach Rio-Grande tadeln mußte, eine kleine Lobrede halten. Gerade in denselben Tagen, in welchen ich von Rio nach Bahia ging, ließ sie ihre beiden alten Dampfboote Imperador und Imperatriz, auf denen ich mich bei Gelegenheit meiner südbrasilianischen Reise hinreichend gelangweilt und geärgert hatte, in öffentlicher Auction verkaufen, sodaß man jetzt von der angedeuteten Compagnie sagen kann, sie besitze eine Reihe guter, ja ausgezeichneter Dampfschiffe, wie sehr auch der Ankauf derselben die Geldmacht der Gesellschaft erschüttert haben mag.

Mindestens gut, und gewiß recht gut zu nennen war denn auch unser Paranadampfboot, 190 Fuß lang, von 240 Pferdekraft, mit guten Räumlichkeiten und höchst angenehmem Verdeck versehen, sodaß die 50 Passagiere — so groß mochte unsere Zahl wol sein — vollkommen Platz fanden und sich ungehindert auf und ab bewegen konnten. — Auch war unser Commandant Torrezão ein ebenso anständiger wie nautisch tüchtiger Seemann.

Ganz besonders angenehm war mir unter den Mitreisenden der neue Präsident der Provinz von Pará, der Oberst Frias de Vasconcellos, der mit seiner Familie und einigen neuen Angestellten zu seinem Bestimmungsort abging, und der so wohlerzogene Doctor Pinheiro des Vasconcellos — kein Verwandter des genannten Obersten — mit liebenswürdigen, zu seiner Familie gehörenden Damen, und dazu noch einige junge Ehepaare, alles Leute von der besten Erziehung, sodaß unsere Reise gleich von vornherein höchst angenehm zu werden versprach.

Und in der That war sie das anfangs auch vollkommen. Kaum bemerkbar schwankte der Dampfer auf und nieder; das Meer war tiefblau unter wolkenlosem Himmel, und die

herrliche Felsenküste nördlich von uns prangte im reinsten Naturschmuck ohne allen Dunstschleier; ja ich selbst hatte die Vorufer von Rio-de-Janeiro noch nie so klar und in so scharfen Umrissen gesehen wie am Morgen des 21. November. Es fühlte sich kein Mensch seekrank; eine allgemeine Heiterkeit herrschte unter uns allen, und unser Verdeck glich eher einem Gesellschaftssalon als einem Schiffsdeck.

Gegen Abend indeß änderte sich die romantische Scenerie bedeutend. Ein leiser Zugwind aus Osten, der sich schon den ganzen Tag angedeutet hatte, ging, als wir uns dem Cap Frio näherten, in einen kräftigen Nordost über, dessen wellenerregende Gewalt durch die Vollmondsflut keineswegs gemindert ward. Da fing denn auch unser guter Dampfer, der sich übrigens ungemein leicht und angenehm auf den Wellen hob und senkte, stärker an auf- und abzusteigen, und eine fast allgemeine Seekrankheit jagte zuerst unsere lieben, guten Reisegefährtinnen und bald darauf ihre respectiven Ehemänner in die Kajüten und Kojen, sodaß der blasse Vollmond eine höchst klägliche Seekrankheitsscenerie beleuchtete. Allgemeines Jammern entstand; man nannte den Wind ungerechterweise einen Sturm, und mehr als einer äußerte den leisen Wunsch, wir möchten doch wieder umkehren, das Wetter wäre doch gar zu schlecht.

Und beinahe wäre dieser leise Wunsch in Erfüllung gegangen. Gerade um Mitternacht ging ein dröhnender Stoß durch das Schiff, nach einer Viertelminute ein ebenso heftiger, und plötzlich stand die Maschine still. Ohne Steuerung flog der Parana gewaltig auf und nieder.

Das gab eine tragische Nachtscene, die glücklicherweise eine tragikomische genannt werden konnte und kaum eine halbe Stunde dauerte. Am Steuer war von einer Sturzwelle eine kleine Havarie gemacht worden, deren Beseitigung jedoch sehr bald gelang, sodaß der Dampfer in voller Rüstigkeit, aber

immer nur unter einer Schnelligkeit von sechs Knoten, seinen Elementenkampf fortsetzen konnte, während sich auch die Gemüther der Passagiere wieder beruhigten.

Doch sagte eine junge, hübsche Frau, die in jenem Schreckensmoment aus ihrem niedlichen Nachtcostüm offenbar schon ihr Todtenhemdchen gemacht hatte, bitterlich weinend: „Ach, hätte ich gewußt, daß die See so ist, ich wäre nie zur See gegangen!"

Nachdem wir das Cap Frio, welches fast immer schlechte Witterungslaunen hat, umschifft und weit hinter uns liegen hatten, verzog sich das Unwetter langsam und die See blieb leicht bewegt. Dazu stand uns der noch immer frische Wind entgegen, und selbst die brasilianische Nordsüdströmung machte sich in unangenehmer Weise bemerkbar, sodaß wir diesen verschiedenen Hindernissen in 24 Stunden an 38 englische Meilen Verlust in unserer Fahrt verdankten.

Ein gleiches, ja ein noch ungünstigeres Resultat von Stromversetzung hatte ich schon vor vier Jahren erlebt auf der französischen Galathée. Die Fregatte segelte zwischen den Abrolhos und Bahia und hatte in 24 Stunden einen vollen Breitengrad geloggt; aber die Mittagsbreite ergab nicht 15 geographische Meilen, sondern nur 4; die Strömung hatte uns in 24 Stunden 11 geographische Meilen verlieren machen. So scheint es denn allerdings wahr zu sein, daß diese Südstromung der andern Strömung, die von der Insel S.-Fernando de Noronha nordwestlich hinflutet, wenig und am Ende gar nicht an Heftigkeit nachsteht.

Doch ist sie für die Schiffahrt von bedeutend geringerer Wichtigkeit. Sie ruft höchstens Breitenirrungen hervor, welche viel leichter als Längenstörungen zu rectificiren sind. Bei jener Aequatorialströmung dagegen ist der Längenverlust höchst empfindlich, ein Verlust, der nur durch scharfes Auffegeln am

Wind wiedergewonnen werden kann und häufig nur in sehr kümmerlichem Maße wiedergewonnen wird.

Am 24. November passirten wir mit unserm „Parana" auf 40 Faden Tiefe die eigenthümliche Inselgruppe der Abrolhos, ohne sie zu Gesicht zu bekommen; die Fahrt war vollkommen ruhig geworden und bot weiter keine Störungen dar. Und als wir am 26. November morgens ganz früh auf das Verdeck kamen, hatte der Commandant Torrezão seinen Dampfer schon zum Ankern gebracht vor dem stattlichen Bahia, ohne daß wir das schöne Schauspiel des Einlaufens in die Allerheiligenbai genossen hatten.

Wohl darf und muß ich Bahia stattlich und imposant nennen. Wirklich stattlich und imposant erschien es mir besonders vom Verdeck der ebengenannten französischen Fregatte, auf der ich mich am 10. Februar 1855, vom Süden kommend, zum ersten male der gewaltigen Bucht und Stadt nahte.

Die brasilianische Küste, die vom 8.° südl. Br., von der Stadt Pernambuco oder dem Cap des heiligen Augustin in ziemlich regelmäßiger Südwestrichtung verläuft, macht unter dem 13.° südl. Br. einen stumpfen Winkel, um dann fast rein südlich mit geringer Westneigung bis zum Cap Frio unter dem 24.° südl. Br. zu streichen.

Gerade in dem eben angedeuteten stumpfen Winkel befindet sich eine herrliche, viele Meilen breite und tiefe Bucht, welche an Flächeninhalt unerschrocken mit der Bai von Rio-de-Janeiro wetteifern kann. Weit thut sie sich den vom Süden kommenden Schiffen auf; leicht und sicher ist ihr Zugang; keines Lootsen Weisung, kein Baakensignal braucht den Kommenden den Weg zu zeigen. Doch liegt gleich südlich von dieser Einfahrt mitten im breiten Fahrwasser eine Sandbank, die auf ihren flachsten Stellen nur 15 Fuß Wasser enthält, sodaß größere Fahrzeuge ihr etwas ausweichen müssen. Zu

beiden Seiten der Bank aber ist tiefes, sicheres Fahrwasser, selbst für die größten Linienschiffe.

Die Westseite der Einfahrt ist von einer langen, ziemlich bedeutenden Insel gebildet, der Ilha de Itaparica, längs welcher die vom Süden kommenden Schiffe zu segeln pflegen beim Ein- und Auslaufen in Bahia. Die vom Norden kommenden Fahrzeuge dagegen segeln dicht um die östliche Landspitze herum. Als Wegweisung des Nachts dient ein prächtiges, etwa 20 englische Meilen südlich von Bahia liegendes Blickfeuer auf dem Morro de S.-Paulo. Der Eingang in die Bucht selbst wird von einem Leuchtthurm dicht am Strand bezeichnet.

Die Cidade de S. Salvador da bahia de todos os santos zieht sich nun gerade so lang an der Ostseite der Bucht hin wie ihr voller Name auf dem Papier.

Sie beginnt mit dem eben bemeldeten Leuchtthurm unten am Strand und auf einem Felsenvorsprung inmitten einer kleinen Strandfestung, gegen welche das Meer hoch aufbrandet. Gleich dahinter ragt das einsame Kloster oder die Kirche von S.-Antonio auf einem Vorsprung steil empor, während wieder unten am Strand die unbedeutenden Batterien von Sta.-Maria und S.-Diego die Einfahrt in die Bucht bestreichen. Auf der Höhe und in der Tiefe ist eine prachtvolle Palmenvegetation.

Diese ganze Südspitze von Bahia wird auch die Graça genannt nach einer kleinen, alten Kirche daselbst, welche noch aus den Zeiten der ersten Entdecker herstammt. An sie lehnt sich oben auf der Höhe des Ufers eine Kette von Landhäusern, prachtvollen Gärten, Plätzen und das Fort S.-Pedro an, während unten am Strand dann die eigentliche Stadt, die Unterstadt beginnt, ein schmaler, langer Stadtstreifen mit hohen Häusern, engen, schmuzigen Straßen und einem lebhaften Geschäftstreiben. Weithin zieht sie sich nach Norden

und Nordwesten und endigt hier in einer langen Reihe von Strandwohnungen, die sich allmählich bis zum fernen Bomfim und Montserrat verlieren.

Oben aber auf der lang sich hinerstreckenden Höhe liegt die obere Stadt, schroff herausragend aus dem untern Stadttheil, ein Gewirr von Häusern, Kirchen, Klöstern, ein Chaos von Gassen, Plätzen, Winkeln, Ecken und Querstraßen, die auf- und absteigen, und in deren Zusammenhang der Neuankommende erst mit der Zeit einige Ordnung hineinbringen kann.

Und wenn man nun landet in Bahia, so entspricht das sich in den Straßen umhertreibende Publikum ganz dem Gewirr der Häuser und Gassen — ja es mag wenig Städte geben, die so originell bevölkert sind wie Bahia. Wenn man nicht wüßte, daß diese Stadt in Brasilien läge, so möchte man ohne viel Bedenken darauf schwören, sie wäre die Hauptstadt von Afrika und Residenz eines mächtigen Negerfürsten, in welcher eine ganz reine weiße Population vom Ankömmling ganz übersehen wird. Alles scheint Neger zu sein, Neger am Strand, Neger in der Stadt, Neger im untern Stadttheil, Neger in den hochgelegenen Quartieren. Alles was rennt, schreit, arbeitet, schleppt und holt ist Neger, ja sogar die Droschkenpferde in Bahia sind Neger. Mir wenigstens erschienen die unvermeidlichen Tragsessel von Bahia, die Cadeirinhas, wie Cabriolete, an welchen die Neger Pferd spielen.

Kaum aber kann man eine köstlichere Form von Menschen sehen als diese Bahianeger, besonders die dort so häufigen Minaneger. Man stelle sich nur einmal dahin, wo am Arsenal der Hauptweg zur obern Stadt hinaufgeht, und warte, bis ein Negertrupp kommt, um ein schweres Faß oder eine Kiste in die obere Stadt hinaufzutragen. In der Mitte einer langen, elastischen Stange hängt die Last, welche je

nach der Schwere von vier bis acht Negern geschleppt wird. Dicht aneinander gedrängt unter der Stange bilden die pechschwarzen Männer die wundervollste Athletengruppe, die man nur sehen kann. Mit lautem Geheul und einer gewissen Kampfeswuth schreiten sie vorwärts. Der nackte Oberkörper trieft von Schweiß, alle Muskeln sind gespannt, gewölbt, hervortretend; die Fleischpartien der Schultern und Oberarme sind oft ideal schön; Michel Angelo hätte sie nicht kühner aus Marmor gehauen. Und dennoch ist in der so schönen Muskelentwickelung nichts Uebertriebenes. Nichts erinnerte mich eigentlich, wenn ich diesen Minanegern zusah, an einen auf seine Keule gestützten Hercules von Nemea, alles dagegen an einen Achilles und den Kämpfer der Faust Polydeukes.

Was mir besonders neben dieser schönen Muskelentwickelung auffiel, war die große Beweglichkeit der Gelenke, welche der Arbeit, selbst der schwersten, immer eine Art von Grazie aufdrückt. Fast ein Tanz ist das Schleppen einer Last, fast ein salischer Umzug die Fortbewegung bei der Arbeit. Sogar rhythmisch geschrien muß bei der Dienstleistung werden, die Brustmuskeln müssen mithelfen, wenn der Arm, die Hand trägt, der Fuß sich fortbewegen soll, sonst kann die Negerarbeit nicht gethan werden. Selbst ein gewisses Fratzenschneiden liegt tief begründet in der Muskelnatur der schwarzen Heloten.

Fast noch schöner als die Männer sind die Weiber der Negerklasse von Bahia. Als solche sind sie wirklich berühmt geworden. Und in der That kann man wol kaum irgendwo einen größern Formenreichthum finden als bei den Minanegerinnen von Bahia.

Sie haben den Oberkörper nur mit dem flatternden, weißen Hemde bedeckt, was eben weil es oben sehr weit offen ist, die eine Schulter und Brusthälfte ziemlich entblößt läßt.

Der Oberrand dieses Hemdes ist meistens mit weißen Zacken besetzt, und das ganze Hemd häufig von so diaphanem Stoff, und selbst dieser noch, zumal am Sonntag, mit so viel durchbrochener Stickerei geziert, daß die ganze schwarze Basaltbüste vollkommen durchschimmert und jegliche Form verrathen wird.

Glänzend schwarz und rein ist die Haut dieser Frauen, und von einer Lebensfrische, wie ich sie in Rio eben nur bei Minanegerinnen und selbst bei diesen nur selten bemerkt habe. Bei jüngern Minanegerinnen von Bahia sieht oder erräth man wirklich herrliche Bildung. Dazu tragen sie sich alle wundervoll, die Schultern weit zurück, sodaß die Brustwölbung schon dadurch mehr hervortritt und die Busenbildung viel entwickelter erscheint. Eine Art von Frechheit liegt allerdings in diesem übertriebenen Geradegehen; denn eben beim Gehen ist auch bei den Frauen jeder Muskel mitthätig. Sie werfen die Schultern und Arme unruhig hin und her und zeigen eine eigenthümliche Gelenkbewegung in den Lendenwirbeln.

Einzelne sah ich, besonders am Sonntag, die eine glänzende Erscheinung machten. Es sind nämlich sehr viele freie Minanegerinnen in Bahia, und diese sind sich ihrer dunkeln Reize, wie es scheint, vollkommen bewußt. Ich habe keine einzige Negerin in europäischem Putz bemerkt, wodurch sie in der That sich zu einer Aeffin gemacht haben würde. Selbst im Sonntagsstaat, und in ihm erst recht, sucht sie eine echte Minanegerin zu bleiben. Schneeweiß das reichgestickte Hemd um den bloßen Oberkörper, — überladen gestickt und unten mit Spitzen versehen der aus den weichsten Wollstoffen gemachte Rock, — ein zierlicher, weißer Pantoffel um den nackten, schwarzen Fuß, der bei der Kürze des Rocks bis über den Knöchel hinauf zu sehen ist, — auf dem Kopf ein faltenreiches, gesticktes weißes Tuch, welches ganz turbanartig

das Wollhaar versteckt, — so sah ich im Sonntagsschmuck manche Minanegerin umhergehen, ein wundervolles afrikanisches Bild, aber eben ein afrikanisches, ein Wüstenbild, welches neben einer nordischen Frauenerscheinung, selbst einer ganz bescheidenen, anspruchslosen so ganz total zusammenfällt.

Diese mannichfach sich modificirenden und durcheinander bewegenden Negererscheinungen nun sind es, die der Stadt einen tiefafrikanischen Anstrich geben und ebendeswegen wol etwas die Schattenseite, die Nachtseite derselben sein mögen. Ein Reisender sei bedächtig in seinem Urtheil und übereile sich nicht. Und so will auch ich nicht das Wort Demoralisation aussprechen, was durch die Negerklasse entstanden ist. Doch glaube ich ist die Mischklasse, die Kinder der Negerinnen mit Weißen, ungemein zahlreich und gibt vielleicht ein Zeugniß dafür, daß über den Umgang der Weißen mit Negerinnen noch kein öffentliches Urtheil sich ausspricht. In Rio-de-Janeiro ist man, wenn ich nicht ganz irre, doch in Betreff dieses öffentlichen Urtheils schon bestimmter geworden, wie denn überhaupt in Rio ein gewisser Europäismus viel entschiedener hervortritt als in Bahia.

Und doch scheint Bahia in manchen Beziehungen mehr als Rio-de-Janeiro zu solchem Europäismus berufen gewesen zu sein. Bahia war sonst die Hauptstadt von Brasilien. Als solche prangt sie noch heute mit einer Unzahl von Kirchen, Klöstern und andern Bauten, wie Rio solche kaum aufzuweisen hat, wenn wir die Hospitalbauten an der Praia da Sta.-Luzia und Praia vermelha ausnehmen. Im verflossenen Jahrhundert und schon früher hat man in Bahia die Bedeutung des Marmors vollkommen gekannt. Ganze Kirchen findet man von diesem edeln Material errichtet. Wirklich frappant war mir die Jesuitenkirche am Terreiro, die Egreja do Collegio. Hier steigt der Marmor bis zum

Gewölbe hinauf; die Kirche ist prächtig, wenn auch nicht im ernsten Kirchenstil errichtet. Kaum steht ihr die kleine „Liebfrauenkirche am Strand“, wie sie wörtlich übersetzt heißt, nach. Und so drängt sich eine Kirche an die andere, viele zwar unbedeutend, manche aber in hohem Grade sehenswerth und wirklich überraschend.

Dieser Anfang in architektonischen Leistungen ist noch heute in Bahia unverkennbar fortlebend und selbst in einer Fortentwickelung begriffen. Ich brauche hier nur an eins zu erinnern, an die hübschen neuen Brunnen, die man in Bahia findet. Als man vor Jahren neue Wasserleitungen in Rio-de-Janeiro anlegte, dachte man an keine Brunnenverzierungen. Freilich war das Wasser die Hauptsache, und wirklich hat Rio wundervolles Wasser seitdem bekommen. Aber etwas hätte man auch dabei an die Schönheit denken sollen. Statt solcher Schönheit hat man ganz praktisch an allen Ecken und Enden Messinghähne angebracht. Dreht man solchem Hahn den Hals um, so übergibt er klares Wasser.

In Bahia ist man viel poetischer zu Werke gegangen. An einzelnen Hauptpunkten der Stadt hat man Brunnenmonumente hingesetzt, theils aus Marmor ausgehauen, theils aus Erz gegossen, die wirklich prächtig sind.

Das vollendetste Meisterstück scheint mir der Brunnen auf dem Terreiro vor der Egreja do Collegio oder Jesuitenkirche zu sein, prachtvolle Bronzefiguren von kolossalen Dimensionen, deren Erwerbung der Stadt alle Ehre macht. Das ganze Denkmal ist in Frankreich gegossen. Eine der Figuren ist wirklich von abgerundeter Schönheit, wie ich kaum irgendwo eine zweite kenne. Junge Künstler könnten gar manche Studien daran machen, und die Bahianer sollten zum Brunnen spazieren, um etwas Edles zu sehen und ihren Schönheitssinn auszubilden.

Solch einen Brunnen sollte man in Rio-de-Janeiro auf dem Campo da Sta.-Anna haben und einen Park aus jenem Campo vaccino machen, in dessen Schatten sich manche schöne Marmorstatue so prachtvoll ausnehmen würde. Statt dessen hat man im Passeio publico einen dicken, vergoldeten Jungen, der eine Schildkröte beim Schwanz hält. Die Schildkröte spuckt Wasser. Zu etwas Edlerm hat sich die Brunnenpoesie in der Hauptstadt noch nicht erheben wollen.

Auch schöne Gartenhäuser baut man in Bahia, besonders am südlichen Ende der obern Stadt, auf der sogenannten Victoria. Kaum kann man reizender wohnen als auf der Victoria von Bahia, kaum eine lieblichere Nachbarschaft haben als den „öffentlichen Spaziergang" daselbst! Während unten im Grunde die herrliche Bucht blitzend und leise rauschend sich mit dem offenen Meere vermischt, und drüben am fernen, jenseitigen Ufer glückliche Anpflanzungen den Strand und einzelne leichte Hügel schmücken, vergißt man unter dunkeln Mangabäumen die Hitze des Tags. In gewaltigen Dimensionen, wie ich sie in Rio-de-Janeiro nie gesehen habe, ragen die Jacazeiros (Artocarpus integrifolia) hoch hinaus in die reine Luft. Einzelne Trauben von drei bis vier kolossalen Früchten hängen unmittelbar am Stamm und den dickern Aesten, wunderbare, warzige, anscheinend kürbisartige Bildungen, die der Europäer als etwas ganz Unerhörtes, ganz Fremdartiges wirklich kopfschüttelnd anschaut und mit nichts in der ganzen nordischen Fruchtreihe vergleichen mag. Bedeutend kleiner im Habitus und in den Früchten, aber viel größer in der gezackten Form der sparsamen Blätter steht neben den gewaltigen Bäumen der so vielberufene Brotfruchtbaum mit kugelrunder Warzenfrucht (Artocarpus incisa). Beide Bäume nebst dem mächtigen, dichtbelaubten Mangabaume sind nicht heimisch im Lande, haben aber vollkommen das Bürgerrecht gewonnen und bilden die schönsten Laub-

kronen, so hoch und edel wie kaum andere Laubbäume, namentlich Fruchtbäume. Und sehen wir nun noch hinauf zu einer andern Einwanderergruppe, den edeln **Kokospalmen**, die unter dem üppig grünenden Wedel der bis 25 Fuß langen Blätter ganze Trauben ihrer Riesennüsse tragen und sich dennoch damit im Winde anmuthig und leicht hin- und herbewegen, so haben wir in Artocarpus und den Kokospalmen eine Baumgruppe bezeichnet, in der die Natur es versucht zu haben scheint, ein wirkliches Riesenmaß in der Fruchtbildung zu erreichen auf hohem Standpunkt, ohne dadurch dem fruchttragenden Baume ein gedrücktes, belastetes Ansehen zu geben.

Vielleicht hätte ich hier auch die fruchttragenden Musaceen anführen sollen. Denn auch im Pisang, in den Bananenbäumen, wenn man den Ausdruck Bäume hier vertheidigen kann, hat die Natur eine wirkliche Riesentraube dargestellt. Aber sie hängt lastend und erdrückend am Stamme und vernichtet im Reifen die ganze Pflanze, während die ebengenannten Bäume in alljährlicher Wiederkehr immer neue Früchte erzeugen und eben darin eine kräftige Jugendfülle von langer Dauer anzeigen.

Diese mächtigen, über Meer aus fernem Osten eingewanderten Baumformen Artocarpus und Mangifera haben für den Botaniker noch ein besonderes Interesse. Man schätzt gern das Alter großer Stämme und läßt sie aus unbekannten Jahrhunderten herauswachsen, gerade wie Horaz das alte Geschlecht seines Freundes bezeichnet: Crescit occulto velut arbor aevo. Das brasilianische aevum der Mangabäume und Artocarpus aber ist wol bei keinem einzigen Stamm über 250 Jahre hinauszuschieben. Und doch könnte man manchen herrlichen Baum mindestens doppelt so alt schätzen.

Aehnliche Rücksichten möchten wol bei allen Riesenformen

der Tropenbäume zu nehmen sein. Ihr Alter ist mit den nordischen Bildungen von ähnlicher Ausdehnung nicht im allerentferntesten zu vergleichen. Wie ungeheuer rasch wachsen nicht so manche tropische Feigenbäume, so manche Sterculiaceen? Sehr geistvoll macht Junghuhn, der große Untersucher von Java, schon darauf aufmerksam, wie in den weiten Kratertiefen einzelner javanesischer Vulkane gewaltige Waldungen sich bilden, obgleich der letzte, alles verheerende Ausbruch solcher Vulkane ziemlich neuer Zeit angehört und als ein Schreckniß in den Annalen der holländisch-javanischen Geschichte sich aufgezeichnet findet.

Neben solchen dunkelschattigen Riesenbäumen macht sich in den Gärten von Bahia nun die Schar der nach Licht und Sonne strebenden Blüten sehr lieblich. Besonders viele Bougainvillien, Plumieren, Lagerströmien und Poincianen hat man angepflanzt, sowie die mit so prachtvollen Bracteen weithin prangenden Poinsettien. Hoch heraus sieht man das wundervolle Blütengemenge überall emporragen, und dazu noch schöne Bignonien und Cassien. Für einen nordischen Garten würde man der Farben fast zu viele finden. Zur Tropenglut aber und dem üppigen Süden passen sie vollkommen. Gewähltere Gartenzucht, anmuthigere Blumenformen sah ich allerdings schon in Rio. Und das mag auch vielleicht ein Charakterzug sein, daß in Rios Gärten feinere Pflanzengliederungen und zartere Blumen vorkommen, Bahia dagegen üppigere, vollere Farbenpracht und Formen erzieht, gerade wie es sich seiner formenreichen Minanegerinnen und farbigen Creolinnen rühmt, während Rio auch hierin gern hellere Farben sieht und sich mehr und mehr dem Europäismus zuwendet.

Einen eigenthümlichen Reiz gewinnen einzelne Gärten von Bahia noch durch einen langgezogenen und gewundenen Teich

oder Landsee mit süßem Wasser, der freilich schmal genug ist, um ziemlich von allen Reisenden übersehen zu werden. Und allerdings, wenn auf der Westseite der Stadt die weite, mächtige Bucht sich hinerstreckt, wenn sie mit allen Reizen einer üppigen Tropenlandschaft prangt und Fernsichten von mehreren Meilen bietet, in welchen hin- und herziehende Fahrzeuge aller Formen, Größen und Flaggen ein frisches Leben hervorrufen, da kann eine geringe Ansammlung von süßem Wasser auf der Ostseite der mächtigen Handelsstadt kaum jemand anziehend erscheinen.

In einer tiefen Schlucht liegt dieser gewundene Teich. An vielen Stellen steigen schattige Gärten bis zu seinen sumpfigen Ufern hinab; an manchem Winkel findet sich ein hübscher Weideplatz. Im allgemeinen aber herrscht dort noch eine ungebändigte Natur. Baumförmig fast wächst dort die kräftige Aracee Anhinga zu dichtem Gebüsch aus dem unsichern Boden auf und bietet noch heutigen Tags großen Jacarés oder Alligatoren sichere Schlupfwinkel troß der Nähe der Stadt und der anstoßenden Gärten. Wundervolle Parkanlagen ließen sich mit einigen Opfern um diesen Teich zu Stande bringen, besonders wenn man den Uferrand etwas verbessern wollte; denn er bietet, wie tief poetisch sich auch das Dunkel der dicht bis an ihn herandringenden Mangabäume ausnehmen mag, doch an manchen Stellen widerlichen Schmutz und ziemlich unästhetische Prospecte. Ja ich gerieth auf meinen Spaziergängen einmal auf einen großen Bleichplatz, wo eine Menge von Negerinnen mit Zeugwaschen beschäftigt war. Bei diesen Wäscherinnen fand sich die tiefste Naivetät der Negertoilette ausgesprochen; einige gingen selbst ganz nackt, und ich will nur das hier bemerken, daß ich eigentlich selten einen so widerlichen Anblick wie jenen gehabt habe.

Solche Waschscenen müßten nun allerdings vom projectir-

ten Park um den Teich von Bahia fortbleiben. Auch müßte man die Jacarés ausrotten und selbst die „Tiger" — denn von solchen habe ich dort Spuren der allerschlimmsten Art bemerkt —, diese furchtbaren Schmuzeimer, verbannen. Die Gegend, an die ich zunächst dabei denke, heißt sogar „Barris", Eimer, und das gewiß nicht sowol von den Eimern Wasser, die dort geholt, als vielmehr von den Schmuzeimern, die dort ausgegossen werden.

Wenn nun die oben angegebenen Gärten mit ihrer Blumenpracht mehr dem Süden von Bahia eigen sind, erscheint das Nordende der Stadt offenbar viel weniger gesucht und beliebt. Am Nordende löst sich Bahia nicht in den aristokratischen Knalleffect eines Campo grande und einer Victoria auf, sondern ganz allmählich kommt man zu den letzten Häusern, um dann noch unter schönen Palmen und wilden Feigen einzelne wirklich hüttenartige Wohnungen zu treffen und Waldpartien zu finden, in denen ganz reine Naturklänge tönen. Absolut nichts muthmaßt man mehr von der Nähe einer großen Stadt; das Getümmel der vornehmen Welt liegt weitab von dort, und der nach Ruhe und Genuß in der ungekünstelten Natur Strebende mag den lieblichsten Aufenthalt daselbst finden.

Doch würde ich der Natur oder der Kunst unrecht thun, wenn ich vom Südende der obern Stadt und ihren Villen behaupten wollte, daß dort nur Getümmel und vornehme Pracht stattfände. Vielmehr gibt es auch da gar liebliche Einsamkeiten. Vom Campo grande führt ein stiller Weg in südöstlicher Richtung abwärts. In den wundervollen, von der üppigsten Vegetation strotzenden Schluchten und Thälern, zwischen welchen hindurch der Weg geht oder in die man zum Theil selbst hinabsteigt, wuchern Palmen, Cecropien und Calophyllen. Mächtig hohe, zu ganzen Gebüschen zusammengedrängte Bambusen wölben sich über den Weg, und aus

dichtbelaubten Ingabäumen hängen die Ketten goldblühender Banisterien herunter. Auch hier ist Artocarpus in Menge angepflanzt. Immer mit neuem Staunen blickt man hinauf zu den großen schweren Früchten des Jacazeiro, wie sie gleich vegetabilischen Elefantengebilden am Stamm und den stärkern Aesten bis hoch oben hinein in den mächtigen Baum fest und sicher hängen.

Nach einer deutschen Meile Wegs durch solche Laubscenerien, zwischen welchen sich die Wohnungen der Menschen immer ländlicher und kleiner herausstellen und eben nur Häuschen oder Hütten bilden, hört man die See rollen und branden. Bald gewinnt man einzelne Durchsichten auf den Ocean; das tiefblaue Element sticht lieblich ab gegen die dunkelgrünen Schluchten. Eine herrliche Palmenvegetation bemüht sich hier, jegliche andere Pflanzenwelt zu verdrängen oder doch zu überwuchern. Hoch über den Laubkuppeln biegen sich die Palmenhäupter hin und her, und lustig flattern die geschwätzigen Foliolen der mächtigen Blätter im Südostwind. Da senkt sich der Weg zum Strand hinab; in einer Schlucht am Ufer eingekeilt liegt der Kirchort Rio-Vermelho mit hübschen, freundlichen Häusern, wohlgesichert gegen die heranrollenden Wogen des Oceans durch scharfe Felsenriffe, zwischen welchen sich das grüne Meereselement zu schneeweißen Schaummassen zerschlägt und ununterbrochene Melodien rauscht. Oestlich vom Oertchen, wo ein Fluß, der Rio-Vermelho, das Wasser aus der Landschaft von Bahia dem Meere zuführt, springt der Monte-Concelho etwas ins Meer hinaus — keine bedeutende Höhe, aber er bildet oben auf seiner freien Grasplatte ein kleines, wundervolles Belvedere, von welchem man mit gleicher Freude über Land und Ocean hinausblickt.

Und solcher Ortschaften, solcher Scenerien gibt es gar manche in der Nähe von Bahia. Ueberall begleitet sie als

wesentlicher, unabweisbarer Charakter die vollste, saftigste Vegetation von Palmen, Pisangen, Artocarpus, Feigenbäumen, Carica und Guttiferen, einer Menge anderer Formen gar nicht zu gedenken, welche als kleinere Gewächse den Apocyneen, Solaneen, Asclepien, Passifloren, Malpighien u. s. w. angehören. Freilich ist damit eine Flora von Bahia nicht abgethan.

In weiterer Entfernung von Bahia trifft man eine Reihe von Städten und Ortschaften, deren Nachbarschaft für die Landesproduction und jede weitere materielle Entwickelung von der allergrößten Bedeutung ist. Diese Ortschaften werden im allgemeinen unter dem Namen des „Reconcavo" von Bahia zusammengefaßt.

Jedem meiner Leser ist es gewiß bekannt, daß Bahia unter den Welthandelsstädten, aus denen Zucker ausgeführt wird, einen der ersten Plätze einnimmt und vielleicht nur hinter Havaña zurückbleibt. In den letzten Jahren oder Decennien ist freilich hierin einiger Rückschritt eingetreten. Die großartige Runkelrübenzuckerfabrikation in Europa auf der einen Seite, und die Unterdrückung des Negerhandels aus Afrika nach Brasilien auf der andern Seite, wozu noch als rächende Nemesis die Cholera hinzukam und gerade auffallend unter den Negersklaven auf den Plantagen aufräumte, haben der Rohrzuckerproduction in der Provinz Bahia großen Abbruch gethan und den Zuckerexport im allgemeinen nicht nur vermindert, sondern außer der Verminderung der Masse auch auf eine geringere Verwerthung heruntergebracht.

Auch kommt dazu, daß beim Mangel an Landstraßen und Leichtigkeit des Verkehrs viele Landesstriche, die vortrefflichen Zucker liefern würden, fast ganz unbenutzt daliegen und höchstens auf den beschränkten Consum der Nachbarschaft angewiesen sind; die Ländereien dagegen, welche ohne Schwierigkeit ihre Zuckerproduction nach Bahia liefern können,

außerordentlich im Preise steigen und zu manchen Speculationen, Verbesserungen im Gewinnungsproceß der Waare und Erleichterung in Ablieferung derselben an den Markt Anlaß geben.

Die ganze Landschaft westlich und nördlich von der Bucht von Bahia ist als die eigentliche Perle unter den Ländereien anzusehen, welche in der Nähe des genannten Exportmarktes Zucker hervorbringen. Gleich mit der Insel Itaparica, ja schon von Valença, südwestlich von dieser Insel an, beginnt die große, wichtige Kette von Zuckerplantagen, welche sich über Nazareth, Maragojipe, Muritiba, längs des Paraguassu mit S.-Feliz und Cachoeira hinziehen und in der Gegend von S.-Amaro zu beiden Seiten des S.-Franciscoflusses vielleicht ihren vorzüglichsten Knotenpunkt erreichen möchten, wenn auch auf der Karte der S.-Francisco — natürlich meine ich damit nur den kleinen Fluß, der sich nördlich in die Bucht von Bahia ergießt — mit dem Paraguassu gar nicht verglichen werden kann.

Die hohe Bedeutung jener Gegenden für den Ackerbau und den daraus hervorgehenden Ausfuhrhandel hat nun auch eine größere Gewandtheit im Verkehr zwischen Bahia und den angegebenen Distrícten hervorgerufen. Dampfschiffahrtslinien zwischen Valença, Nazareth, Cachoeira am Paraguassu und S.-Amaro am S.-Francisco verbinden mehreremal in der Woche jene Ortschaften mit der Negermetropole — wenn man mir den Ausdruck nicht nachträgt — und bringen eine Menge Menschen mit leichterm Gepäck hin und her, während größere Barken bedeutende Waarenmassen nach Bahia führen und von dort Stadtbedürfnisse auf das Land zurücktragen.

Diese Barken sind ein wirklicher Charakterzug der Bucht von Bahia. Es sind große, vorn sehr scharf geschnittene, meistens mit einem schrägen Dach bedeckte Kähne, die zum

Theil 4 — 5000 Arroben (über 1000 Ctr.) tragen und mit drei Masten ohne Raaen versehen sind. Mit Leichtigkeit werden drei große Segel an diesen Masten in die Höhe gezogen, unter denen bei günstigem Winde das scheinbar unbeholfene Fahrzeug oft pfeilschnell dahinschießt. Nah und fern sieht man diese Dreisegelkähne die Bucht von Bahia durchkreuzen, ja sie können sich ziemlich weit auch auf wogendes Wasser hinauswagen und selbst eine Art von Küstenfahrt innehalten längs des offenen Meeres.

Als ich in Bahia angekommen war und verschiedene Besuche machte, hielt ich es für meine Pflicht, den Senator und Staatsrath Francisco Gonzalves Martins in seiner prächtigen Wohnung am Campo grande auf der Victoria zu begrüßen. Im Sturm und Drang einer schweren Zeit hatte ich diesen thätigen Mann in Rio-de-Janeiro kennen gelernt. Er war damals Minister des Innern, und ich war ihm auf Befehl des Kaisers mit noch vier andern ärztlichen Rathgebern zur Disposition gestellt, um den Verwüstungen des Gelben Fiebers, welches sich jährlich wiederholte, möglichst Einhalt zu thun, bei welcher Gelegenheit ich Ursache hatte vielfach die Energie und den praktischen Verstand meines damaligen Chefs zu bewundern, wie er mir denn auch mehrfach Gelegenheit gab zu meiner herzlichen Dankbarkeit und persönlichen Ergebenheit. Bei meinem Aufenthalt in Bahia befand er sich außerhalb eines politischen Treibens, denn die Präsidentschaft seiner Provinz hatte er seit vielen Jahren schon wieder abgegeben; durchaus in den Privatstand schien er sich zurückgezogen zu haben und nur seiner Familie und der Verwaltung seiner Plantagen zu leben.

Nichtsdestoweniger ist Francisco Gonzalves Martins der bedeutendste Mann der Provinz von Bahia. Er ist einer der angesehensten Grundbesitzer und politisch die vorwiegendste Persönlichkeit durch eben jene Eigenschaften, die ich oben an-

deutete und hier noch durch Hervorhebung seiner unglaublichen Thätigkeit in seinen Privatgeschäften vermehren muß. Außerdem steht er obenan in der Reihe derer, die größere, gemeinnützige Unternehmungen anregen und fördern. So ist er es gewesen, der die mannichfachen Dampfschiffahrtslinien innerhalb der Bucht und längs der Küsten der Provinz bis zu den benachbarten Provinzen hin zu Stande gebracht und contractmäßig bei der Landesregierung festgesetzt, sodaß er als der sichere Schutz dieser Unternehmungen anzusehen ist.

Ganz neuerdings ist nun noch ein weitgreifendes Unternehmen von ihm angefangen worden, die Colonisirung des Rio-Jequitinhonha, oder — um meinen Lesern diesen langen indianischen Namen zu ersparen — des Rio-Belmonte, des bedeutendsten Küstenflusses südlich von Bahia, über den wir im Verlauf unserer Reise noch weiter reden werden.

Ganz in seiner mir so wohlbekannten, von aller Ostentation freien und geraden Freundlichkeit nahm mich der Senator bei meinem Besuche auf, und nach weniger als fünf Minuten hatten wir einen Ausflug nach seiner Zuckerplantage von S.-Lourenço, dicht bei S.-Amaro am S.-Francisco verabredet.

Am Sonnabend, den 4. December, schifften wir uns um Mittag auf dem Dampfer Dom Pedro II. ein. Mit bedeutender Schnelligkeit durchschnitt das schöne, eigentlich für die Fahrt auf offener See berechnete Dampfboot das Wasser, und wir befanden uns bald mitten auf der Bucht von Bahia, auf einem Salzwassersee, der vom Norden nach Süden nicht weniger als 10 Leguas, von Ost nach West 5—8 Leguas Durchmesser hat.

Bei solchen Dimensionen stellt sich die Bucht von Bahia allerdings viel mächtiger heraus als das Bassin von Rio. Während man mitten auf der Bucht von Rio nirgends einen Punkt findet, von dem einiges Land ganz fern abläge, sei es

ein flaches Uferland, sei es eine Insel oder auch nur eine mit wenigem Grün bedeckte Felsengruppe oder gar ganz kahle Klippen, glaubt man inmitten der Bucht von Bahia auf einem wirklichen Binnenmeer zu sein, welches mehrere Meilen aufwärts von seiner Mündung in den offenen Ocean noch ein wirkliches Wogen zeigt und das Dampfschiff nicht unbedeutend auf- und absteigen macht.

Unsere Fahrt ging Norden zu Westen. Am obern Ende der Bucht liefen wir durch eine Inselgruppe hindurch, deren einzelne Eilande wahrhaft romantisch schön sind. Nicht nur daß die Natur sie mit sanften Erhebungen und schönen Waldhöhen geschmückt hat, aus deren dichterm Gebüsch Hunderte von Palmen sich erheben, sondern sie sind auch mannichfach geziert mit lieblichen Anpflanzungen und schönen Landhäusern, ja einige tragen selbst ein sauberes, höchst vornehm aussehendes Städtchen. Leider aber verfolgte uns ein heftiger Regen zwischen diesen Inseln, und mehrfach verhüllte die Natur ihre blendenden Reize hinter dem trivialen Schleier eines aschgrauen Gewitterniederschlags.

So konnten wir denn auch die Mündung des Rio-de-S.-Francisco kaum erkennen. Wir liefen längs seiner vielfachen Krümmungen ungefähr eine deutsche Meile aufwärts. Dann kam, gerade als der Regen nachließ, ein Canot aus einem Seitenflüßchen herausgefahren. Mein freundlicher Begleiter stieg mit mir hinein, und wir fuhren etwa eine kleine halbe Stunde zwischen hohem Junglegebüsch und morastigen Ufern, bis plötzlich ein Vorwerk, ein Engenho, vor uns lag und eine freundliche Landschaft sich aufthat. Wir waren in S.-Lourenço, der Besitzung des Staatsraths.

Kaum ließ die späte Nachmittagsstunde mir noch Zeit, eine flüchtige Ansicht des Vorwerks zu gewinnen. Zwischen ausgedehnten Wirthschaftsgebäuden ragt ein hoher Schornstein heraus, dessen Herd eine Dampfmaschine von schönen

Dimensionen in Bewegung setzt. Zuckermühle, Zuckersiedereien, alles bietet den Anblick der höchsten Vollkommenheit; und wirklich ist das Engenho des Staatsraths weit bekannt als das erste im ganzen Lande. Ein deutscher Zuckerfabrikant von schöner Intelligenz, Heinrich Aders aus Düsseldorf, leitet den technischen Theil der Fabrik.

Einige hundert Carretten Zuckerrohr lagen zur Verarbeitung vorräthig, und trotz des Sonntags ward noch am Sonnabend spät alle Anstalt getroffen, um die Arbeit am nächsten Morgen 6 Uhr zu beginnen.

Da war denn schon vor Tagesanbruch mannichfaches Regen und Bewegen im weiten Fabrikgebäude. Alles machte sich fertig, alles war rein gewaschen und gesäubert, jeder stand an seinem Posten, und nun that die Signalpfeife ihren gellenden Ruf durch das Haus.

Im selben Nu fing sich alles im Gebäude an zu drehen und zu bewegen. Zuerst ward von einer Schar Negersklaven das Zuckerrohr in dünner, aber ununterbrochener Schicht auf ein bewegliches, kettenartig gegliedertes Planum gelegt, welches sich über einzelne Rollen durch den Vorrathsraum hindurchbewegte und mit dem Rohr aufwärts gegen drei dicke eiserne Walzen führte. Horizontal liegend faßten diese das Rohr, welches in zweimaliger Pressung durch sie hindurchgeht und als trockene, ausgequetschte Masse hinab in eine mit Ochsen bereits bespannte Carrette fällt, um als Dünger in das Feld gefahren zu werden. Einige Negerburschen leiten das Rohr zwischen die Walzen hinein, andere führen die mit dem Stroh beladene Carrette fort.

Unten läuft ein ununterbrochener, dicker Strom ausgepreßten Saftes aus dem Walzenapparat hervor zu einem Reservoir, aus welchem er mittels Dampfes 20 Fuß hoch in den Kochapparat, sechs große Siedekessel und ein großes Vacuum aus Heckmann's Fabrik in Berlin, geleitet wird.

Hier wird er ganz nach Art deutscher Zuckersiedereien den einzelnen Processen des Einkochens mittels Dampfes, des Klärens mittels Knochenkohlen, des Ausschwingens mittels Stolle'scher centrifugaler Siebräder und des völligen Ausleckens in Zuckerhutformen unterworfen und zu einem Resultat gebracht, was sich mit europäischen Producten vollkommen messen kann.

Ein sehr bedeutendes Kapital ist bereits in diese Fabrik gesteckt worden, und dennoch ist sie noch nicht so weit ausgedehnt und vervollkommnet, wie der Besitzer sie haben will. Hat sie erst ihre volle Ausdehnung erlangt, so wird sie täglich 600 Arroben oder 19200 Pfd. herstellen, was allerdings eine für brasilianischen Maßstab sehr bedeutende Quantität ist.

Ich glaube aber auch, daß nur ein so begüterter, entschlossener und thätiger Mann wie Gonzalves Martins im Stande ist, eine für Brasilien bisjetzt ganz einzige Fabrik von so großen Dimensionen darzustellen. Aber man muß auch den Fabrikherrn in seiner Anlage selbst schalten und walten sehen. Mehr noch als der Dampf scheint er selbst alles in Bewegung zu setzen. Nichts entgeht seinem wachsamen Auge, nichts seinem alles vernehmenden Ohr. Bald bemerkt und tadelt er, daß das Zuckerrohr ungleich auf das bewegliche Planum gelegt wird, bald gibt er das Zeichen, daß der Dampf den rohen Saft aus dem untern Reservoir bereits nach oben getrieben habe; jetzt warnt er die Burschen bei den Cylindern, daß sie nicht plaudern, sondern ihre Arbeit ordentlich machen, dann schaut er selbst neben dem Meister Abers durch das Glas des Vacuums, um zu sehen, wie schnell dieses sich anfüllt. Und im nächsten Augenblick ist er wieder am kleinen Fluß, um den Matrosen einer Barke, welche mit Zuckerrohr heraufkommt, zuzurufen, daß sie sich

anstrengen und beeilen möchten im Vorwärtsbringen des Fahrzeugs.

Das alles ist ein wirklich krafttödtendes Stück Arbeit, und ich habe die Ueberzeugung, mein edler Freund habe sich weniger zu alteriren gehabt in der Führung des Ministeriums als in Belebung des Vorwerks von S.-Lourenço.

Diese seine Arbeit, seine Aufopferung muß neben der Großartigkeit des ganzen Unternehmens und dem anregenden Beispiel, was er damit allen Zuckerrohrpflanzern seiner Provinz gibt, dankend anerkannt und auf das rühmlichste hervorgehoben werden, wie ich ihm denn meine volle Hochachtung für die enorme Rührigkeit, die er vor meinen Augen entwickelte, gern zolle.

Aber ebenso unbefangen zucke ich die Achseln und erkläre als evangelischer Christ, daß ich kaum je eine schlimmere Sabbatschänderei gesehen habe als die im großartigen Zuckermühlenwerk von S.-Lourenço.

Ob die Negersklaven daselbst in der Woche gearbeitet hatten weiß ich nicht. Freilich läßt sich eine Wochenarbeit auf den Sonntag aufschieben, aber der Sonntag läßt sich nicht auf einen Wochentag verschieben, er ist und bleibt des Herrn Tag, an welchem er ruhte. Und an solchem Tage sollen Ochs und Esel und Knecht und Magd ruhen, das hat der Herr gesagt; und wenn auch dabei von keinem Negersklaven die Rede ist, so ist er doch in diese Gnadenweisung Gottes mit aufgenommen.

Statt dessen standen, gingen, trugen und schleppten die Sklaven — Männer und Weiber, Greise und Burschen — den ganzen Sonntag, und schon war es dunkel, als das Mühlwerk still stand. — Was würde der Bischof von Pernambuco, der urkatholische Berserker und Protestantenfresser dazu gesagt haben?

Aber wenn es auch an einem Wochentage mit jener

Arbeit gewesen wäre, ich zucke dennoch die Achseln. Freilich möchten wir, angesichts des großartigen Zuckerbetriebs in S.-Lourenço mitleidig lächeln, wenn wir an unsere lieben deutschen Landsleute in Sta.-Catharina denken.

Da geht ein gutmüthiger Ochs mit verbundenen Augen langsam seinen Kreisgang, und noch langsamer drehen sich die höchst unvollkommenen, aufrecht stehenden Holzwalzen alten Stils ineinander und zerquetschen nur zur Hälfte einzelne Zuckerrohre, daß mindestens der vierte Theil Saft darin zurückbleibt. Der geringe Saft fließt in eine einzige Kochpfanne und wird mit Holzfeuer langsam, mühsam, sparsam eingekocht oder mittels eines kleinen Destillirapparats in Branntwein verwandelt. Mitleidig möchten wir lächeln und fragen: und das ist die ganze Herrlichkeit? und wanderten sie darum aus? Gingen darum deutsche Anbauer nach Sta.-Catharina?

Ja, darum! Und darum mußte ich ihrer, der freien Arbeiter, gedenken in der großen Sklavenmetropole Bahia, darum konnten sie mich förmlich begeistern mitten im großartigen Regerengenho von S.-Lourenço, diese deutschen Kleinbauern von Sta.-Catharina, solche Kleinpflanzer von Donna Francisca, solche am Itajahi, Schramms zum Beispiel. Da segnen sie so fromm, so rein katholisch den Sonntag und den Herrn, da segnet der Herr die Arbeit die ganze Woche hindurch vom Montag bis Sonnabend. Da weckte mich die Arbeit des Alten und seiner Söhne aus dem Schlaf; da kreischten die kleinen Enkel vor Morgenluft, und faustdick lag Gottes Segen auf dem Treiben der freien, fröhlichen Auswandererfamilie, welche sich nachher in erquickender Gleichheit von Stellung, Stand und Gesinnung um einen Tisch setzt und einmüthig Gott dankt für leibliche und geistliche Wohlthat. Solche freie Friedenswelt am Itajahi, und solch ein Sonntag Sklavenarbeit am S.-Francisco bei Bahia!

Einige Sklavenbilder machten mich besonders ernst. Ein alter Neger warf nur mit der rechten Hand Zuckerrohr auf das bewegliche Planum. Als ich genauer hinsah, entdeckte ich, daß er nur einen Arm hatte. Der andere war ihm, als man noch die aufrecht stehenden Walzen alten Stils hatte, zwischen die Walzen gekommen und zermalmt worden. So setzt er denn mit einem Arm sein Sklavenhandwerk bis zu seinem Tode fort, immer noch „eine Waare von einigem Werth", denn im übrigen ist der Alte noch gesund. Werden doch manchmal in den Anzeigen der öffentlichen Blätter „zu Kauf gesucht etwas kränkliche Neger", entweder von Aerzten, die solche kränkliche Neger etwas restauriren, um sie als „gute Waare" wieder zu verhandeln, oder von andern Privaten, die sie zu leichtern Arbeiten verwenden wollen, zu deren Betrieb es um einen ganz gesunden Neger zu schade ist.

Gleich am Sonnabend spät in der Nacht — ich schlief mit einem andern Gast, der gekommen war, in demselben Zimmer — hörte ich ein melancholisches Singen von vielen Stimmen aus den Sklavenwohnungen des Vorwerks. Ich fragte den andern, was das wäre. Ein Neger läge im Sterben hieß es. Mich quälte der Gedanke stundenlang. Hatte er einen Arzt, hatte er Arznei, hatte er Pflege? Der Gesang verstummte, und ich schlief ein. Am folgenden Morgen erfuhr ich, daß der Neger gestorben wäre, ein alter Matrose von 70 und einigen Jahren, der noch bis vor kurzem auf der Barke der Plantage als Seemann gearbeitet hatte. Nach einem Seelsorger im nahen S.-Amaro hatte man geschickt; in der Nacht aber hatte niemand kommen wollen. Doch frühstückte am Sonntagmorgen ein alter Herr mit uns, der ein Geistlicher zu sein schien und in der Morgenfrühe gekommen war.

Neben der Großmacht des Engenho, dem gewaltigen Heckmann'schen Vacuum, hing an einem Pfeiler die executive

Gewalt, eine tüchtige Peitsche. Die durfte auch Sonntags dort nicht fehlen, wenn ich auch nicht bemerkt habe, daß sie gebraucht wurde. Natura horret vacuum! Allerdings hat die ganze Natur der Neger einen Abscheu vor dem imposanten Vacuum der Fabrik; viel Arbeit macht ihnen die riesige Hohlkugel, und mancher Sklave mag wol mit seiner Arbeit warten, bis er einige Hiebe bekommt. Hübsch aber finde ich darum doch den Sonntagsschmuck der Fabrik nicht.

Das anregende Beispiel des Staatsraths Gonzalves Martins, durch Einführung von Dampfapparaten Händearbeit zu ersparen, hat schon an vielen Stellen Nachahmung, wenn auch nur in kleinerm Maßstabe, gefunden.

Es droht nämlich allen großen Zuckerpflanzern von Bahia, ja allen denen, deren Arbeit und Gedeihen auf Sklavenbesitz beruht, dieselbe Gefahr wie den großen Kaffeepflanzern in S.-Paulo, das Abnehmen der Sklavenzahl und der Mangel an arbeitenden Händen zur Beschaffung der nothwendigen Thätigkeit, warum man denn auch schon lange in der durch Sklavenarbeit so blühenden und mächtigen Provinz hin- und hergesonnen hat, wie man sich helfen könnte und welche Aushülfe die zweckmäßigste sein möchte.

Da haben denn schon manche Pflanzer an die Deutschen gedacht. Gonzalves Martins selbst hatte vor einiger Zeit zur Probe 30 Arbeiter kommen lassen. Sie sind ihm aber davongelaufen und sollen sämmtlich Taugenichtse gewesen sein. Deswegen sollte sich der Senator glücklich preisen, daß er sie los ist. Statt dessen aber hat er vor noch einmal freie Arbeiter, Portugiesen und Deutsche, kommen zu lassen; er zeigte mir sogar schon das Haus, was er für sie bauen ließ.

Ich sagte ihm rund heraus auf dem Fleck, daß es mit den Deutschen nicht gehen würde. Und es wird nicht gehen, kann nicht gehen und geht nicht.

Es haben sich nämlich Freiheit und Sklaventhum einen ewigen Haß geschworen, der erst dann enden wird, wenn der letzte Sklave begraben oder der letzte freie Mann im Kampf mit seinem Tyrannen gefallen ist.

Wie können da Freie und Sklaven nebeneinander arbeiten? Den freien Mann empört es, wenn er den Sklaven zur Arbeit getrieben sieht ohne anderes Aequivalent als das, was zu seiner Erhaltung nöthig ist. Der Auswanderer soll nicht neben dem Sklaven arbeiten, wenn beider Lohn so ganz verschieden ist, wenn der eine am Sonnabend seinen Wochenlohn, der andere eine Tracht Prügel bekommt. Aber auch den Sklaven, den allerstupidesten empört es, daß bei gleicher Arbeit die Behandlung der Arbeitenden so ganz ungleich ist. Wer seinen guten Sklaven verderben will, der lasse ihn nur eine Zeit lang zwischen freien Leuten arbeiten; er erzieht ihn sich zum Aufrührer.

Am schwierigsten aber ist es, die Sklavenbesitzer, wenn sie freie Leute, wenn sie deutsche Arbeiter in ihren Dienst nehmen wollen, an den rechten Ton, die rechte Art und Weise zu gewöhnen, in der sie mit freien Leuten umgehen müssen. Das ewige Schelten, Zanken und Bellen der Sklavenwirthschaft, worin die Sklavenzüchter groß geworden sind, schweigt nicht so leicht vor einem freien Arbeiter, den jene Herren sich fast ohne alle weitere Bedingung untergeben glauben, weil sie ihn sich gemiethet haben. Das Parceriesystem von S.-Paulo kann seine traurigen Folgen auch in der Provinz Bahia wiederholen, und ich möchte brasilianische Gutsbesitzer ebenso sehr davor warnen, Deutsche zu Arbeitern zu engagiren, als ich Deutsche warne und ermahne, sich nicht nach der Provinz Bahia zu irgendeinem Dienstverhältniß zu engagiren. Es ist unbedingt viel besser, dieses ganz offen vorher auszusprechen, als nachher an den Folgen des gethanen Misgriffs zu leiden; denn es ist ein Misgriff, und leiden würde man darunter

ganz bestimmt, seien es die Gutsbesitzer, seien es die engagirten Deutschen. Beide Parteien, und mögen sie von vornherein durch und durch redlich sein, verständigen sich nicht vollkommen in dem Verhältniß, worin sie zueinander stehen. Einer ärgert sich an dem andern, einer geräth in Leidenschaftlichkeit gegen den andern; es kommt zu Reibungen und ernsten Zerwürfnissen, und das Ende ist, daß die Gutsbesitzer Geld und guten Namen in Deutschland verlieren, Deutsche in Brasilien unglücklich werden und zuletzt noch die Schuld des ganzen Skandals auf ganz Brasilien übertragen wird. Vieles, was ich bei Gelegenheit der Parcerieverträge von S.-Paulo gesagt habe, gehört ganz vollkommen hierher.

Und doch muß den Gutsbesitzern in ihrem Mangel an arbeitenden Kräften geholfen werden. Dem Staatsrath Martins starben in der Cholera von 150 Negersklaven 23 gute Arbeiter, was einen Baarverlust von etwa 30000 Thlrn. ausmacht. Wo soll man da freie Arbeiter hernehmen?

Man sollte wirklich mehr das portugiesische Element zur Provinz Bahia hinüberziehen. Zwischen Brasilianern und Portugiesen ist das Verständniß so leicht. Beide sind eines Stammes, einer Gattung! Der eine kennt das Land des andern; er weiß, was er zu erwarten hat, kann die Vortheile und Nachtheile eines ihm vorgelegten Contracts leicht übersehen und weiß sich vor etwaigen Verfänglichkeiten in demselben zu hüten, ja er weiß leichter Weg und Steg zur Gerechtigkeit oder Schlichtung von Zweifeln zu finden, worin so viele Deutsche sich gar nicht orientiren können, oder zuletzt noch, wenn sie wirklich bis zu ihrem Consul gelangen, von demselben für heimatlos erklärt werden und sich mit Grobheiten den Weg nicht zur Gerechtigkeit, sondern zur Consulatsthür hinauszeigen lassen müssen und ebenso in gerechten Unwillen ausbrechen, wie sich sämmtliche Deutsche ihrer saubern Consulatsvertretungen jenseit des Oceans schämen müssen.

Mögen sich also die Zuckerpflanzer von Bahia mit Arbeitern rekrutiren, wie sie nur immer wollen, wie sie nur immer können, wenn sie nur die Deutschen ungeschoren lassen. Nur als freier Feldarbeiter auf eigenem Boden, nur auf eigene Rechnung und Gefahr taugt der deutsche Auswanderer etwas für Brasilien, nur als freier Colonist kommt er zu seiner vollen Geltung und Bedeutung. Alle andern Arten von Arbeiten, die man ihm zumuthet, mit allen schönen Vortheilen, die man ihm vorlügt, sind höchstens nur ganz provisorische Zustände, in denen er nur so lange bleiben darf, als nöthig ist, um Land und Leute einigermaßen kennen zu lernen, oder sind eben nur Vorspiegelungen, womit man ihn anlockt und den einmal angelockten in einem Labyrinth von Schwierigkeiten und Contractsclauseln gebunden hält, aus denen kein Ausgang möglich ist.

Eine noch hinzukommende Frage, und zwar eine sehr ernste Frage ist die, ob überhaupt deutsche Auswanderer den Zuckerbau in der Masse, wie er auf den großen Engenhos getrieben wird, durchführen können. Vielleicht wäre es möglich, daß bei großer Modificirung der Arbeit der Deutsche sein kleines Zuckerrohrfeld bearbeiten kann und bei eingeschränkterm Maßstab mit kleinem Gewinn höchst zufrieden ist und gesund dabei bleibt, selbst noch in der heißen Provinz von Bahia. Das ist aber nicht die Meinung der Besitzer von großen Zuckerpflanzungen. Vielmehr sollen die Deutschen dort das Mittel werden zur Blüte der Pflanzung, zum Reichthum der Besitzer. Die Frucht des sauern Schweißes gehört dem Herrn, nicht dem Knecht.

Da liegt denn allerdings auch die Frage sehr nahe, ob überhaupt, wenn die Zahl der Sklaven immermehr abnimmt, der Zuckerbau im großen, der große Grundbesitz von Zuckerpflanzern fortbestehen werde?

Ich glaube nicht, glaube ganz bestimmt nicht, daß sich

ohne Sklavenarbeit, ohne gezwungene Arbeit diese großen Zuckerrohrfelder eines Herrn bebauen lassen, glaube bestimmt nicht, daß sich freie Arbeiter in die Form der jetzigen Feldarbeit hineinfügen werden. Vielleicht findet sich hier bald derselbe Ausweg, wie es in Deutschland mit der Gewinnung des Rübenzuckers geht. Der Feldbau der Runkelrüben ist in den Händen einer ganzen Gegend, während die Verarbeitung der Rüben in einzelnen Fabriken vor sich geht, ein Verfahren, was zum Theil wenigstens schon jetzt vom Staatsrath Gonzalves Martins eingeschlagen ist, indem er Zuckerrohr aufkauft und es dann auf seine Rechnung verarbeitet, sodaß Ackerbau und Fabrikation sich mehr und mehr trennen.

Dadurch würde den Besitzern von großen Mühlwerken wenigstens ein Ausweg gezeigt sein, wenn ihnen die Sklavenanzahl für den Feldbau zu gering werden und der kleine Landbau mit freien Arbeitern ihnen nachdrücklich Concurrenz machen sollte. Und doch fürchte ich auch hier noch, daß der deutsche Colonist, falls er zum Zuckerrohrbau auf seinem eigenen Felde nach Bahia kommen sollte, lieber noch mit hölzernen Walzen und roherm Gewinnungsproceß sein Rohr selbst verarbeitet und sein unvollkommenes Product selbst zum Markt bringt, als daß er auf halbem Wege den Ertrag seiner Arbeit verkauft. Das mag freilich vielen Schweiß kosten, und nur mit Mühe und unter vielem Verlust mögen freie Auswanderer den Riesen: Kapital, und das Scheusal: Sklaverei bekämpfen; aber ebenso wie in Rio-Grande die harte deutsche Arbeit und der langsam pflügende Stier doch zuletzt zu wohlhabendem Besitz führt, ebenso mag auch in der Provinz Bahia freie Arbeit auf kleinem Boden Kapitalien und Sklavenarbeit umwerfen können und auf die Reste eines jammervollen und schmachvollen zusammenbrechenden Negerfeudalismus ein freies Dorfleben und kleine, selbständige Colonien aufpflanzen.

Solche Uebergänge geschehen freilich nicht ohne manche heftige Erschütterungen. Man darf sie aber nicht scheuen, wenn sie eine bessere Zukunft heraufführen, namentlich wenn sie eine körperlich und geistig gleich bildungsfähige Menschenrasse herbeiziehen. Sehr sorgfältig habe ich mir die Einwohner von Bahia und Umgegend angesehen, um mir die Nothwendigkeit klar zu machen, daß diesem wüsten Gemisch von Form und Farben eine festere Gleichmäßigkeit substituirt werden müsse. In einem Gespräch mit dem Staatsrath, der unbedingt Fortschritt und Entwickelung will, hob ich als Hauptattribut unserer nordischen Rasse, der sächsischen, der angelsächsischen, ihr ernstes Streben zu einem Familienleben hervor, was sich, wenn ich tüchtigem, gegen mich von sachkundigen Männern ausgesprochenem Urtheil folgen darf, im echten bahianer Leben keineswegs in seiner sittlich-ernsten Form herausstellen will. Ich sage das nicht übereilt, nicht in egoistischem Vorurtheil für unser norddeutsches, protestantisches Leben — nein, es liegt eine tiefe Wahrheit in meinem Ausspruch.

Ebenso wahr ist es aber auch, daß im norddeutschen, protestantischen Leben sich ein entschiedenes Rechtsgefühl ausspricht, ein Gefühl aus alten Zeiten her. Der alte Sachsenspiegel und so viele alte Stadtrechte aus den Ritterzeiten der Hansa geben davon Zeugniß seit Jahrhunderten, ja es mag eine tiefe Bedeutung haben, daß gerade im Norden Deutschlands und nur dort freie, reichsunmittelbare Städte in Ehren und Ansehen fortbestanden, wie vielfach man auch die Hand nach ihrer Unabhängigkeit ausgestreckt hat.

Daher versuche man doch ja um Gottes willen nicht, solche Stämme in die Sklavenprovinz Bahia überzuführen, wenn man ihnen ihr volles Recht nicht lassen will, wenn man sie irgendwelcher Willkür einzelner reicher Colonieunternehmer und Sklavenzüchter ausgesetzt sein läßt. Ungeheuer viel

Zweifel und Bedenken habe ich da auszusprechen, was ich in ihrer ganzen Länge und Breite nicht kann. Aber zur Vorsicht von allen Seiten möchte ich dringend aufgefordert haben.

Wunderbar contrastirte am Sonntagmorgen, nachdem ich genau das ausgezeichnete Mühlwerk und den rüstigen Betrieb des Staatsraths angesehen und bewundert hatte, die stille, schweigende Natur gegen das Menschentreiben. Ich ging auf den Hügeln umher, auf denen zum Theil Zuckerrohr wuchs, zum Theil eine freiere Vegetation aufsproßte. Viele hübsche Convolvulus, Lantanen, Melastomen, Euphorbien, Cinchoneen, Malven — alles blühte und strotzte in saftiger Ueppigkeit. Eine wunderbare Fruchtbarkeit offenbarte sich überall und der sich ihr so gern hinzugesellende Parasitismus. Von vielen Bäumen hingen dichte Loranthaceenbüsche in üppiger Fülle herab. Einzelne Guttiferen hielten mit riemenartigen Wurzeln die untern Enden der Palmen umfaßt und trieben neben dem abgestorbenen Nachbarbaum schlanke Stämme empor unter reicher Fülle glänzender Blätter — Stamm, Zweige, Blätter triefend von weißem Saft, sowie man sie nur etwas anritzt. Aus der Umarmung beider Bäume sproßten reichlich blühende Bromeliaceen auf, und weithin erglänzten die rothen Bracteen um die blauen Blüten. Oben in den Zweigen aber parasitirt ein anderes Völkchen. Eine gelbe Staarart hatte an mehreren Stellen ihr langes, beutelförmiges Nest an einem elastischen Zweige herabhängend aus leichtem Reisig wundervoll künstlich zusammengewebt; mit dem Zweige schwankte das Luftschloß und seine Bewohner dazu anmuthig auf und nieder.

Vom Boden aber zischte mir eine Schlange entgegen. Eine Jararaca hatte drei- bis viermal ihre Ringe um eine Eidechse von ziemlich großem Kaliber geschlungen, und ich war im Begriff, auf das wüthende Thier zu treten, was

mir bei dem concentrirten Gift der Schlange, einer Lachesis von bedeutender Länge, sehr übel bekommen wäre. So trat ich einen Schritt zurück und sah zu, wie die beiden Reptilien miteinander kämpften. Schon nach einer Minute war die Eidechse todt. Langsam und mit entschiedener Vorsicht löste die Schlange ihre Ringe und hob den Kopf hoch empor, um aus einer gewissen Entfernung die Beute zu übersehen, ob sie auch noch ein Lebenszeichen von sich gäbe.

Da kam ein Neger vom Vorwerk. Kaum hatte der die Jararaca erblickt, so brach er in fliegender Hast einen Ast vom nächsten Baume los, und nach einem Augenblick lag die Schlange todt neben der todten Eidechse. Im letzten Todeskrümmen legte sie zwei Eier.

So liegt nicht nur im Menschen, sondern in der ganzen Natur neben dem scheinbaren Frieden ein feindliches Verfolgen und bitteres Hassen. In scheinbarer Freundesumarmung erstickt eine Pflanze die andere, während am Fuß der starren Kämpfer ein Reptil das andere erwürgt und mit giftigem Zahn vollends umbringt, bis ein hinzukommender Sklave den Sieger todt hinstreckt, um vielleicht im nächsten Augenblick für ein Vergehen unter den wohlgezielten Peitschenhieben seines Aufsehers zu bluten.

Am Nachmittag machte ich einen kleinen Ritt zu einer benachbarten Höhe, wo zwischen dem Gebüsch ein schönes Palmetum aufgewachsen ist und dem Beschauer eine wundervolle Aussicht gewährt. Ueber die Krümmungen des S.-Francisco hinweg sieht man zwischen fruchtbaren Hügeln hindurch bis weit auf die ferne Bucht von Bahia, während weiter landeinwärts die hübsche Stadt S.-Amaro daliegt und den malerischen Anstrich der Landschaft vollenden hilft. Vor einem stattlichen Engenho am Fluß lag unser Dampfboot; bei seinen Dimensionen konnte es im flachen Wasser die Stadt nicht völlig erreichen.

Am folgenden Morgen um 6 Uhr schon sollte der Pedro II. seine Rücktour nach Bahia antreten. Noch war der Tag nicht vollständig angebrochen, als mich schon der gelle Ruf des Dampfventils aufweckte. Ich stand auf. Der unermüdliche Staatsrath war schon längst in Bewegung. Das Mühlwerk drehte sich, und bei Licht schoben die Sklaven das Zuckerrohr zwischen die Cylinder.

Da fuhren wir denn auch in unserm Canot den Fluß hinunter und erreichten das Dampfboot, welches sich alsbald in Bewegung setzte und schnell die breiten Krümmungen des Stroms hinabflog.

Der reine Morgen gönnte uns eine volle Ansicht der Ufer und der ganzen prachtvollen Umgegend. Hellgrüne Hügel trugen reiche Fülle des Zuckerrohrs; höhere, dunkle Waldberge ragten an manchen Stellen darüber hinaus. In vornehmer Pracht lag das eine oder andere Wohnhaus der Pflanzer da. Fast wie Paläste sahen einzelne Häuser aus auf luftigen Hügeln. Neben dem großen stattlichen Gebäude erhob sich meistens eine kleine Kirche und gab dem Privathaus den Anstrich einer ansehnlichen Abtei.

Wer aber mit europäischem Auge hinüberblickt zu diesen Sommerpalästen der bahianer Nabobs, der kann nur den tiefsten Unwillen empfinden beim Erschauen einer langen Reihe von grauen Stallungen, die nicht für das Vieh der Besitzung, sondern für die Neger, die escravatura, bestimmt ist. Hier gönnt man ihnen den Schein eines Familienlebens, um aus diesem Zusammenhecken möglichst viel jungen Sklavennachwuchs zu erzielen, worauf in den letzten Decennien mit ebenso viel Sorgfalt gesehen wird als auf das Belegen der Stuten in Rio-Grande. Was würde aus Brasilien werden, wenn man mit einem Schlage alle Negerinnen von 14—40 Jahren freikaufen könnte? In 30 Jahren hätte es da kaum noch einen Sklaven und befände sich

im allerkritischsten Momente, dem seines Todes oder seiner schönsten Wiedergeburt.

Einen ganz besondern Reiz hat die Mündung des S.-Francisco an sich. Hier liegt auf dem linken Rand des Flusses das Städtchen S.-Francisco, malerisch halb versteckt zwischen Gebüsch und Palmen an und auf einem Hügel, dessen äußerster Vorsprung von einem großen Franciscaner-kloster geschmückt wird; die beiden Thürme der Klosterkirche sehen ehrwürdig aus. Nicht weit vom Städtchen liegt auf derselben Seite ein vornehmer Pflanzerpalast; in die Ferne hinaus glänzt das weiße Gebäude vom grünen Hügel.

Der Stadt gegenüber liegt auf der andern Seite des Flusses eine andere große Pflanzung, überragt von einem Hügel. Jetzt ist er mit Wald bedeckt. Früher trug er eine holländische Batterie. Als die Holländer in Pernambuco Herren waren und ihre Macht auch vielfach über Bahia ausdehnten, erkannten sie vollkommen die Wichtigkeit des scheinbar so kleinen Flusses S.-Francisco und suchten seine Mündung zu befestigen. Aber das protestantische Fort auf der rechten Seite des Flusses sank zusammen vor dem Kloster auf der linken Seite, und die portugiesische Herrschaft hielt alle weitern Fortschritte, wie sie unter Moritz von Nassau so ausgezeichnet gemacht worden waren, fern.

Was wäre Brasilien heute, wenn die Holländer im Besitz von Pernambuco und Bahia geblieben wären und des alten Coligny Kapitän Villegagnon sich mit seinen Hugenotten in Rios Bucht behauptet hätte? Auf dem Wege des Friedens kommt in unserm Jahrhundert der norddeutsche Protestantismus in das Land gezogen. Statt des Schwerts bringt er die Pflugschar, statt der Zerstörung den Ackerbau. Danke man Gott dafür, daß er kommt in Frieden und mit den Werken des Friedens, damit nicht nach vielen Jahren mit Bitterkeit und Hohn gefragt werde: was wäre aus Brasilien gewor-

den, hätte man damals den friedlichen, arbeitsamen Protestantismus frei und ungeschmälert in das Land gelassen und ihm sein gleiches Kirchen- und Staatsrecht mit den Descendenten der Portugiesen, Neger und Indianer gegeben?

Unter solchen Betrachtungen fuhr ich auf unserm Dampfer in die Bucht hinaus. Wir erblickten fernere, reizende Ufer, theils im freien Naturzustand, theils prächtig angebaut und mit anmuthigen Wohnungen übersäet. Dicht an der Nordspitze der Insel Itaparica fuhren wir vorbei, wo auf einem Vorsprunge die Stadt gleiches Namens sich ungemein gut macht. Dann lief das Packetschiff quer über die Bucht in wogender Bewegung, und um 9 Uhr schon endigte unsere Fahrt von der imposant über Land und Meer hinausschauenden Stadt S.-Salvador da Bahia.

Der Anfang des December bot mir auch einigemal Gelegenheit, größere Volksmassen zu festlichen Aufzügen in den Straßen versammelt zu sehen.

Zuerst war am 2. December der Geburtstag des Kaisers. Die bewaffnete Macht von Bahia marschirte auf, um in martialer Haltung, Bewegung und Geberde vor dem Palast des Präsidenten ihre Begeisterung für Kaiser und Reich kund zu geben. Alles war recht gut gemeint, aber der Tag war heiß, und in den engen, unregelmäßigen Straßen war kein Platz zu kriegerischem Einherschreiten und Paradiren der muthigen Legionen. Noch weniger Raum bot die Esplanade vor dem Gouvernementspalast dar. Die Truppen konnten sich nur sehr langsam und mit großer Mühe bewegen und mußten fast zu einem Knäuel ineinander geschoben werden. Die Infanterie gab dann drei Lauffeuersalven, die Kanonen der einzelnen Forts donnerten unten vom Meer herauf, und das versammelte Publikum schrie: Viva o imperador, — „and uttered such a deal of stinking breath, that it had

almost choked Caesar. And for mine own part, I durst not laugh, for fear of opening my lips, and receiving the bad air", würde der lustige Casca des Shakspeare hinzugesetzt haben.

Ansehnlich war das Militärmanöver nicht; man konnte von bahianer Milizen nichts anderes erwarten und mußte Nachsicht haben. Die hatte ich ganz gewiß. Trotz aller Nachsicht aber fiel mir eins auf: die durchweg schlechte, alte, zerrissene Fußbedeckung der Leute. Wenn mein geistvoller Freund Burmeister recht hätte, daß im Fuß das volle Attribut der Menschheit liegt und der Charakter der Individuen sich in ihren Stiefeln und Schuhen ausdrückt, so müßte man von den bahianer Milizen wirklich das Allerschlechteste denken.

So denke ich nun keineswegs von ihnen, glaube aber doch, daß die Herren, da sie dem Monarchen an seinem Geburtstage außer ihrer Ergebenheit nichts zu schenken haben, sich zum Ausdruck dieser Ergebenheit am 2. December ein Paar neue Schuhe schenken oder die alten flicken und putzen lassen sollten. Ich habe wirklich kaum den einen oder andern gesehen, namentlich unter den Farbigen, dessen Schuhe nicht ein Paar anderer verdient hätten.

Farbige waren aber die meisten beim ganzen Manöver. Man hat mir gesagt, daß unter den 180000 Einwohnern der Stadt Bahia die Hälfte schwarz, ein Viertel gemischt und nur ein letztes Viertel weiß wäre. Wenn man dem eigenen untersuchenden Blicke folgt, mag er auch ein nicht ganz sicherer Wegweiser sein, so möchte man allerdings diese Angabe für wahr halten. Nicht nur die Milizen, sondern auch das zuschauende Publikum schien mir dasselbe Resultat zu geben, wobei zu bedenken ist, daß bei solchen Festgelegenheiten um Mittag ein weißes Publikum sich den brennenden Sonnenstrahlen nicht eben gern aussetzt. Wirklich sah ich auf der Schattenseite einiger Straßen manche Gruppen

weißer Zuschauer auf den Balconen und an den Fenstern versammelt und bemerkte sogar manche recht gut aussehende Dame darunter.

Viel interessanter noch machte sich eine kleine Procession am 8. December, wenn auch das ungünstige Terrain jede imposante Entwickelung derselben und einer sich dazu einfindenden Volksmenge verhinderte.

Die Procession ging von der Egreja da Nossa Senhora da Conceição da Praia aus, der kleinen, reich aus Marmor aufgebauten „Liebfrauenkirche zur Empfängniß am Strand", dicht vor dem Arsenal. Der Tempel prangte im vollsten Schmuck seines edeln Materials, seiner buntgemalten Decke und seines hellerleuchteten Hochaltars, zu welchem allen das weltliche Treiben der ab- und zulaufenden Leute, namentlich der Neger, den allerwunderlichsten Eindruck machte. So glich denn auch die kleine Procession ganz einer regellosen Pantomime und die kleinen geputzten Mädchen im Zuge, welche Engel und die Heilige Jungfrau vorstellen sollten, wirklichen Balletpuppen und Seiltänzerinnen.

Für die farbige Klasse war der Tag ein gefundenes Essen. Es wimmelte von Negern und Negerinnen vor der Kirche und in den anliegenden Straßen. Der ganze ehemalige Hofstaat der Königin Anna Chinga schien versammelt zu sein, ein echt origineller afrikanischer Anblick. Ich mußte manche Negerin wirklich rundherum besehen, und mehr als eine war als Minaküstenschönheit vollkommen schön. Wie aus Basalt meisterhaft herausgemeißelt standen einzelne da im tiefen Négligé des auf der einen Seite halb nackten Oberkörpers, prachtvoll in gerader Haltung, glänzend schwarz die abgerundeten, elastisch-festen Formen, manche an Nacken und Schultern bis tief am Rücken hinunter mit sauber eingeschnittenen Hieroglyphen geschmückt, in welchen ein Kennzeichen einer gewissen, vornehmen Herkunft liegen soll, —

Hieroglyphen, die der Europäer nicht entziffert und am allerwenigsten achtet, die aber unter den Afrikanern selbst eine Bedeutung haben. Auffallend war mir allerdings, daß zwei oder drei schön gewachsene Negerinnen, die an Brust und Rücken reichlich mit diesen ungemein saubern Einschnitten versehen waren, ihr reichgesticktes Hemd von dünnem Stoff auffallend tief hatten heruntersinken lassen, gleich als wollten sie die Gelegenheit benutzen, eine Art von Huldigung ihrer Stammesgenossen davonzutragen. Und wer weiß, ob nicht mancher vorbeigehende Neger an dem auf der lebendigen Haut eingeschnittenen Adelsbrief die Tochter seines ehemaligen Häuptlings erkannte und innerlich in die Worte ausbrach:

„Stoßt an! Cap Verd! Der Niger und mein Gedankenreich!"

Wie oft aber mag nicht solch ein zierlicher Adelsbrief aus Libyscher Wüste schon von der Peitsche auf brasilianischem Boden zu einem Palimpsest europäischer Brutalität umgewandelt worden sein!

Echt afrikanisch ist um den schwarzen Hals dieser Frauen eine reichliche Korallenschnur mit goldenen Zierathen geschlungen; ja viele trugen dicke goldene Ketten um die Schultern. Eine sah ich, die den ganzen linken Vorderarm von der Handwurzel bis zum Elnbogen herauf mit gegliederten Armspangen bedeckt hatte. Doch scheint mir immer die Haupttoilettensorgfalt in dem turbanartigen Aufbauschen des feinen durch und durch gestickten Kopftuchs zu liegen, im feinen gestickten Hemd und dem untern Rand des luftigen, faltigen Rockes. Strümpfe dagegen schien mir im saubern, kurzen Pantoffel keine einzige zu tragen, gerade als ob sie die Koketterie eines zierlichen, bloßen Frauenfußes vollkommen studirt hätten.

So sahen denn diese freien, zum Theil wohlhabenden Minanegerinnen wirklich classisch aus. Wenige Stunden aber

nach der Procession zwischen afrikanischen Schönheitselementen war ich auf einem deutschen Balle, wo sich nur ausländische Damen befanden. Freilich vor solchen Lichtbildern nordischen Stammes sinkt die afrikanische Schönheit zu einem unheimlichen Nachtgebilde zusammen. Wie so ganz anders doch ein jugendlicher Blondkopf mit hellen Augen und Karminwangen, so blühend anzuschauen, als hätte Süden auf Nordens Schnee gepflanzt seine Rosen, wie anders so eine Jugenderscheinung im rauschenden Atlasgewand, wenn sie im Sechsachteltakt dahinschwebt durch den Saal! Wie so ganz anders die edeln Alabasterformen einer eben vom Norden gekommenen Frau, auf deren reinem Weiß noch der germanische Schnee zu liegen scheint, und der glänzende Schmuck, der auf der schönen Brust zu ruhen wagt, für solch kühnes Beginnen mit Blindheit gestraft wird! Wie anders das, wie anders alles! Neben solchen Blüten werden die Schönheiten aus der Bucht von Biafra und vom Strand des Dschadda zu Nachtschatten und unheimlichen Kräutern, wie wir solche schon im colchischen Garten der Hekate laut Orphischer Gesänge vorfinden — ja nicht einmal denken dürfen wir an die einen, wenn wir die andern betrachten.

Und gar zu gern betrachtete ich diese andern, die Blütenknospen europäischen Stammes und nordischer Gesittung, um so lieber, je mehr ich bis an den Rand, bis in die Tiefe fern abliegender Urwälder auf meiner Reise geführt ward.

Auch im Theater von Bahia sah ich helle Farben und europäische Formen. Im sehr hübschen Opernhaus sah ich zweimal den „Don Juan“, allerdings eine seltene Erscheinung in Brasilien, selbst auf dessen italienischen Bühnen. Das Orchester war außerordentlich schlecht, desto besser aber die Aufführung selbst, und ich habe mit großer Freude unser deutsches Meisterwerk jenseit des Oceans gehört.

Unter den Zuhörern war das deutsche Publikum recht zahlreich vertreten, und ich sah viele angenehme Erscheinungen in den Logen, freilich weniger animirt als auf einem Balle. In ganz gleichem Maßstab sah auch die brasilianische Welt im Theater fein und anständig aus. Und wenn nicht aus höhern Regionen bis zum Paradies hinauf manche braune Peri herabgeschaut hätte, so hätte man sich vollkommen in ein europäisches Theater versetzt geglaubt.

Und doch muß ich hier noch einer entsetzlichen Anomalie Erwähnung thun. Man kann, wenn man in den Hauptsängern europäische Descendenten hat und manche unter ihnen, wie z. B. Donna Elvira und Zerline, außer dem tüchtigen Gesang auch glänzende Erscheinungen sind, keine so entsetzlichen Choristenfratzen und Statistencaricaturen auf die Bühne bringen, wie ich das in Bahia gesehen habe. In Rio selbst hat man sich nicht immer freigehalten von Taktlosigkeiten der Art, aber so arg wie in Bahia ist es doch dort nie gewesen. Wirklich, so sonderbare Menschenbildungen und Colorite habe ich nicht leicht irgendwo zusammengewürfelt gesehen wie auf dem Hintergrund der Bühne von Bahia! Sie bildeten das Seitenstück zu den Schuhen der Milizen am 2. December. So knapp kann es doch auch nicht mit der weißen Rasse bestellt sein, daß das Haupttheater, die italienische Oper in Bahia zu solchen Farben, solchen Formen greifen müßte!

Und doch sollte man das glauben, wenn man das Getümmel in den Straßen sieht, wie ich das ja schon gesagt habe. Gar oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob die überwiegende Menge Schwarzer und Farbiger für die Existenz der hellern Klassen nicht bedenklich und selbst gefährlich werden könnte.

Die Zeit, wo diese Frage mit Ja beantwortet werden konnte, ist wol ziemlich bestimmt vorüber. Früher, als man

Neger besserer Klassen aus Afrika rücksichtslos in das Land überschleppte, als der öffentliche Sklavenmarkt noch überfüllt war mit „Waare" und die Neger auf der Straße vor dem zuschauenden Publikum fünf- bis sechsmal billiger verkauft wurden als jetzt, früher, bei solchem Negerüberfluß und bei einer viel brutalern Behandlung der Sklaven war allerdings Gefahr für die weiße, freie Menschenwelt vorhanden. Im Jahre 1834 war der letzte Negeraufstand in Bahia, bei welchem die Schwarzen unter Blutvergießen zu Paaren getrieben wurden. Ein Augenzeuge erzählte mir furchtbare Sachen. Man schlug die Neger wie die Hunde auf den Straßen todt. Besonders sollen die gemischten Einwohner arg gegen ihre Vettern gewüthet haben. Doch ist das alles bereits ein Vierteljahrhundert her, und ein eigentlicher Sklavenaufstand wird nicht mehr gefürchtet.

Dennoch herrscht immer noch ein gewisser Zusammenhang unter einzelnen Negertribus, namentlich unter den Minanegern. Sie sind entschieden von semitischem Sauerteig und mohammedanischen Lehren durchdrungen, haben ihre eigene Sprache mitgebracht, ihren eigenen Cultus, ihre eigenen Kirchenformen und religiösen Gebräuche beibehalten. Ueberall hört man sie ihre semitische Sprache reden. Auch lebt unter ihnen heimlich und in heiliger mystischer Bedeutung eine Schriftform fort, welche sich besonders in den Händen derjenigen befindet, die eine Art von Priesteramt unter ihnen führen und gewisse, heimliche Zusammenkünfte halten und leiten.

Diese Verbindungen und Zusammenkünfte sind wol eher für eine Art von Freimaurerform als für einen wirklichen Mohammedanismus zu halten, wie es denn ja auch z. B. bei den Chinesen, wohin sie nur immer über den Erdboden gehen mögen, ganz regelmäßig eine Association freimaurerischer Natur gibt. Mehr als einmal ist man von seiten der

öffentlichen Behörden genöthigt gewesen, solche Negerzusammenkünfte, wenn man sie entdeckte, aufzuheben und die Häupter derselben gerichtlich einzuziehen. Wenn ich nicht irre, so ist das noch im Jahre 1857 der Fall gewesen, ohne daß die Untersuchung einen ernstern Charakter herausgestellt hätte.

Und da nun der Negereinfuhr von Afrika her eine Grenze gezogen ist, so mögen auch solche afrikanische „Burschenschaften" immermehr zusammenfallen und im gewöhnlichen politischen und kirchlichen Leben ganz aufgehen, wie das ja selbst mit der Freimaurerei der Fall ist. Je mehr es dabei den Schwarzen gelingt — und es gelingt in Bahia vielen Minanegern — vom Sklavenzustand zur Freiheit zu gelangen und in derselben an allen bürgerlichen Rechten theilzunehmen, desto weniger haben sie Grund aufzustehen und die Ordnung der Dinge umstoßen zu wollen.

Anders ist es mit der gemischten Klasse. Meistens von mütterlicher Seite aus afrikanischem Blute stammend, drängt sich diese Menschenklasse ganz entschieden zur weißen Rasse hin und zeigt sich selbst da, wo es zu einer Parteiergreifung kommt, entschieden feindlich und selbst grausam gegen die schwarze Rasse, wie das sich gerade im Jahre 1834 herausstellte. Und doch hat diese Menschenfraction — wenigstens hat man mir das in Bahia vielfach berichtet und ich glaube es auch — eben keine Ruhe und Fassung in politischen Angelegenheiten. Man schiebt den Farbigen von Bahia gern Gelüste zu republikanischen Tendenzen unter und meint, daß ein Freistaat von Farbigen von Bahia nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre. Allerdings stand die berüchtigte Revolution des Sabino vom Jahre 1837 entschieden auf farbigem Boden, wenn auch der Ehrgeiz einzelner Weißer lebhaft dabei betheiligt und thätig war.

Ob wirklich solche Gelüste zu republikanischen Tendenzen

noch einmal die Monarchie zu offenem Kampfe herausfordern werden, ist nicht abzusehen. Bahia liegt offen an seiner Bucht da und ist zu einem Bombardement von der Seeseite her ganz geschaffen, — wenigstens ein gewichtiger Grund zur Ruhe für ochlokratisches Gesindel, dem Freiheit und Frechheit ganz gleichbedeutend ist und welches in jedem Gesetz eine Tyrannei erblickt.

Und solch Gesindel ist in Bahia zahlreich genug. Seine Stimmung und Gesinnung bricht nur zu offen durch; noch im Jahre 1858 zeigte es fletschend seine Zähne in einem höchst betrübenden Vorfall.

Die Verwaltung der Sta.-Caza von Bahia hatte im August 1857 beschlossen, zur Besserung des Waisenhauses für aufwachsende junge Mädchen, über deren moralische Haltung und Richtung sich eine Menge Zweifel erhoben hatte, Barmherzige Schwestern vom Orden des heiligen Vincent von Paula aus Frankreich kommen zu lassen, nachdem dieser Orden in Rio-de-Janeiro so segensreiche Früchte getragen hatte. Im December wurden die Waisenmädchen den sieben angekommenen Schwestern übergeben, machten ihnen aber so viel Verdruß, daß die Verwaltung mit Zuziehung des Erzbischofs sich genöthigt sah, die sechs schlimmsten Mädchen und zunächst ganz besonders drei von diesen nach den Klöstern von Soledade und Mercês bringen zu lassen.

Als das am 28. Februar ins Werk gesetzt werden sollte und die Herren des Verwaltungsraths eins ihrer Mitglieder hinschickten, um die wilden Magdalenen fortzubegleiten, machten diese einen wirklichen Aufruhr und riefen das Volk, was sich versammelte, zu Hülfe, ja es heißt, daß infolge einer Liebesintrigue mit den Mädchen ein Kerl schon eine Volksdemonstration vorbereitet hatte.

Nun begannen Scenen eines brutalen Vandalismus. Das Volk drang in das Waisenhaus ein, warf die Barmherzigen

Schwestern auf die Straße hinaus und mishandelte sie sogar, als sie sich in den Palast des Präsidenten, damals meines edeln Freundes Cansançao de Sinimbu, flüchteten. Vergebens bemühte sich der hinzueilende Polizeichef, das Volk zur Ruhe und zum Nachhausegehen zu bewegen. Vielmehr ging ein Haufe nach dem Hause der Providencia, einer Kleinkindererziehungsanstalt, um auch dort die Soeurs de charité herauszuwerfen, angeführt von einem Cabra (Sohn von einem Neger und einer Indianerin) mit Namen Pedro Joze de Sant' Anna, einem Nationalgardisten. Der Polizeichef mußte der Canaille weichen, Offiziere von höherm Range wurden verwundet, das Haus erstürmt und die Schwestern herausgeworfen, welche indeß in den Nachbarhäusern Schutz fanden. Ohne diesen wären sie vielleicht die Opfer der Bestialität geworden.

Ein dritter Haufe richtete sich nach einem andern barmherzigen Etablissement, um ebenfalls die Schwestern zu mishandeln. Doch gelang es dort einem Cavaleriedetachement, ihn auseinander zu sprengen.

Die edeln Citoyens versammelten sich jetzt auf dem Palastplatz und verlangten, man sollte den Wachtposten des Palastes fortschicken. Sie erstürmten das am Platz liegende Haus der Municipalität, läuteten Sturm, verlangten billigeres Mehl, eine Gasbeleuchtung, eine Eisenbahn, kurz alles, was eben eine versammelte Canaille thut, wenn man ihr nicht ordentlich die Köpfe zusammenhaut.

Als die Frechheit nun so weit ging, daß man die Fenster des Palastes einwarf, den Commandanten und einen Soldaten schwer und noch fünf andere Soldaten leicht verwundete, ließ die Behörde Cavalerie kommen und den Platz säubern, ohne daß es zu einem blutigen Conflict kam.

Da man aber dem edeln Volk die Köpfe nicht blutig gehauen hatte, kam es am nächsten Tage wieder, brach in die

Sitzung der Municipalräthe ein, jagte sie auseinander und beging alle nur mögliche Frechheiten, bis man es wieder mit Cavalerie auseinander jagte.

Freilich war das wol nur die Canaille von Bahia, die so that. Doch war sie stark genug, daß sie so thun konnte. Und vielleicht war sie von unsichtbaren Agitatoren in Bewegung gesetzt. Wenigstens sah sich mein edler Freund Cansançao de Sinimbu genöthigt, zur selben Zeit eine Reihe von Absetzungen vorzunehmen. Bald darauf war ein Nationalfest. Die auf dem Platz vor dem Palast aufmarschirte Nationalgarde that drei Salven, bei welcher Gelegenheit ein Glasfenster des Palastes sprang und dem Präsidenten den Kopf blutig streifte. Als aber auch etwas Gips im Zimmer abbröckelte, sah man genauer nach und fand eine abgeplattete Flintenkugel auf dem Boden liegen.

Sonach hat Bahia den Schandfleck auf sich geladen, der erste Platz zu sein, in welchem man Barmherzige Schwestern vom Orden des heiligen Vincent von Paula gemishandelt hat, dieselben Mädchen, die auf Tahiti, bei den Kabylen am Atlas und von den Türken auf den Händen getragen wurden. Ich halte das, nachdem ich jahrelang dem Treiben und Thun der Schwestern zugesehen habe, für einen Schandfleck, für den ich keinen Ausdruck, keinen Namen habe. Und doch möchte ich jenen Mordversuch gegen Cansançao de Sinimbu für noch verruchter halten. Einen edlern Mann konnte kaum je ein Pöbel ermorden wollen.

Das sind aber bahianer Zustände, die Resultate des Sklaventhums und der Negerzüchterei! Werfen wir noch einige Blicke auf solche Zustände.

Während wir im freien deutschen Colonieleben von S.-Leopoldo in der Provinz Rio-Grande uns nach dem Wort Verbrechen fast ganz vergebens umgesehen haben, finden wir

in der Provinz Bahia mit etwa 1 Million Einwohnern, daß vom 22. September 1857 bis 15. April 1858, also in etwa sieben Monaten, unter 130 Verbrechern 85 Mörder, 8 Mordversuchende und 21 Subjecte wegen schwerer Verwundungen, dagegen nur 4 Räuber, aufgefangen wurden.

Unter den 85 Mördern figurirt einer mit 17 Ermordungen und wahrscheinlich noch mehr, einer mit 15 Morden und ein dritter mit 5. Rachsucht war wol meistens der Beweggrund zum Mord.

Im ganzen Jahre 1857 wurden 96 Mörder eingefangen, 8 Individuen wegen Mordversuchs und 17 wegen schwerer Verwundungen. Unter den Ermordungen findet sich der Mord eines Ehegatten an seiner Frau ausgeübt, eines Stiefvaters gegen seine Stieftochter, eines Schwagers gegen den Schwager, eines Stummen gegen seinen Schwager in dessen Hochzeitnacht u. s. w.

Das sind allerdings blutige Geschichten, und noch lange mag es dauern, ehe sie sich vermindern. Höchst interessant wäre es, wenn in solchen Polizeiangaben auch genau die Farbe constatirt würde (Weißer, Neger, Mulatte, Cabra und Indianer); ich konnte indeß nichts darüber ausfindig machen.

Doch müssen wir gleich hinzufügen, daß die Regierung auf alle Weise zu bessern sucht durch Anlegung und Besserung von Schulen. In den 177 öffentlichen Knabenschulen für primären Unterricht wurden nach dem Relatorium vom Jahre 1857 doch 7371 Knaben unterrichtet, und in den öffentlichen Mädchenschulen 1406 Mädchen. Privatschulen für Knaben gab es in der Provinz 49, mit 1983 Schülern, und 21 Mädchenanstalten mit 1032 Schülerinnen. Demnach genossen im Jahre 1857 in der Provinz Bahia 11792 Kinder primären Unterricht.

In Anstalten von secundärem Unterricht genossen:

im Lyceum von Bahia 182 Schüler,
in andern höhern öffentlichen Schulen 1950 „
und außerdem in Privatanstalten 1344 „
von denen allein auf die Stadt Bahia 1085 kommen, ausgedehnten Unterricht.

In zwei Seminarien der Stadt wurden 101 Studirende für den geistlichen Beruf erzogen. Wie weit aber die Kirche auf das Volk wirkt, ob verbessernd oder demoralisirend, darüber will ich hier kein Urtheil fällen.

Mit der Katechese der Indianer sah es schlecht aus. Wenige Missionare waren vorhanden, und eine nur geringe Anzahl Wilder bekehrte sich zum Christenthum und zur Cultur.

Die öffentliche Bibliothek enthielt 16654 Bände und ward von 2902 Personen besucht, von denen jedoch viele nur kamen, um die Sammlung einmal zu besehen, nicht um sie eigentlich zu benutzen.

Wenigstens erwähnen will ich hier nur noch, daß in Bahia auch eine medicinische Schule existirt, die ganz nach Art der medicinischen Facultät von Rio-de-Janeiro hinreichenden Unterricht ertheilt in der Heilwissenschaft nach ihrer ganzen Länge und Breite. Sie ist nicht weniger besucht als die von Rio. Und wenn es manchmal behauptet worden ist, daß die Facultät der Hauptstadt viel bessere Aerzte heranbildet als Bahia, so liegt das besonders an der Verschiedenheit der Hospitaleinrichtungen.

In seinen Hospitaleinrichtungen kann sich Bahia natürlich nicht im allerentferntesten mit Rio messen. Vielmehr scheint mir Bahia mit seinem Stadthospital hinter der Nothwendigkeit zurückzubleiben. Allerdings reichen die Räumlichkeiten für die Krankenzahl hin, aber die Krankenzahl, die sich dem Hospital anvertraut, ist sehr klein für die Einwohnerzahl, d. h. in Bahia hat man noch große Vorurtheile vor dem Hospital, woraus unter vielen Uebelständen auch der hervorgeht, daß

viele schwere, aufgegebene Kranke an das Hospital abgegeben werden und damit die Sterbelisten der Anstalt zu einem sehr unvortheilhaften Resultat bringen.

Doch wird in neuesten Zeiten östlich von der Stadt eine Hospitalanstalt in sehr günstiger Lage erbaut, sodaß in der nächsten Zukunft das Allerbeste über das Hospitalwesen von Bahia zu berichten sein wird.

Was nun noch zum ganzen Staatshaushalt von Bahia gehört, kann ich hier ziemlich übergehen. Den gelehrten Erzbischof und ersten Prälaten von Brasilien, Romualdo, Grafen von Sta.-Cruz, habe ich nicht kennen gelernt.

Die Militärmacht der Provinz steht unter einem General das armas; ein Arsenal besorgt die schwimmenden Kriegsangelegenheiten. Ein mitten im Wasser liegendes, kreisrundes Forte do mar gebietet im Hafen Ordnung und Ruhe. Ein Zollhaus treibt die Abgaben für den Import und Export ein, nicht allzu weit davon ist eine prächtige Börsenhalle mit einem hübschen Arboretum und einem Springbrunnen vor der Thür. Doch werden dort keineswegs alle Geschäfte abgemacht. Der deutsche Handel wenigstens versammelt sich lieber an der „scharfen Ecke" und macht es ganz wie die alten Germanen; er macht seine Geschäfte beim Gerstensaft ab, eine nordische Gewohnheit, welche unsern guten Landsleuten in Bahia vom dortigen Commerzium sehr stark verdacht wird.

Zweites Kapitel.

Besuch einiger bemerkenswerther Flüsse der Provinz Bahia. — Der Paraguassu und Cachoeira. — Die Plantage Victoria. — Die Bucht von Camamú. — Ein Tag in Ilheos. — Canavieiras. — Fahrt auf dem Rio-Pardo. — Die Stromschnellen des Prejuizo und Funil. — Die Weihnachtstage im Paraiso do Ribeiro-Verde bei dem Oberstlieutenant Augusto Frederico Vasconcellos de Souza Bahianna. — Rückkehr nach Canavieiras. — Belmonte. — Fahrt auf dem Jequitinhonha bis Genebra. — Der Ingenieuroberst Innocencio Velloso Pederneiras. — Poassu. — Ein Abenteuer im Kanal von Poassu. — Nochmals Canavieiras.

Wenn wir einen unbefangenen Blick auf eine Karte werfen, welche uns die Bucht von Bahia in größern Umrissen darstellt, so können wir uns des Gedankens kaum erwehren, daß die ganze Bucht, wie weit und groß sie auch sein mag, nur ein Vorwasser, nur die Mündung eines Flusses, des Paraguassu, sei und somit viel eher den Namen eines Flusses, Rio, verdiene, als die Bucht der brasilianischen Centralstadt Rio genannt wird.

Der Paraguassu, Peragoa-açu, oder wie noch manche andere Schreibarten den Fluß nennen mögen, entspringt mitten

in der Provinz Bahia an den Abhängen der Serra da chapada diamantina, welche Serra einen großen Theil der Provinz von Südwesten nach Nordosten durchsetzt und das Wassergebiet des Rio-de-S.-Francisco von den beschränktern Gebieten der Küstenflüsse Itapicuru, Paraguassu und Rio-das-Contas trennt.

Hier im Centrum der Provinz vereint sich ein ganzes Netz von Flüssen, welche dann zusammen in einem nicht unbedeutenden Strome und vielfach gebogener Schlangenlinie nach Osten fließen unter dem Namen des Paraguassu. Doch verhindern 12—15 geographische Meilen vor seiner Mündung einige Stromschnellen und Wasserfälle des so entstandenen Flusses Beschiffung, welche in der That nur 7 Leguas (5 geographische Meilen) von seiner Verbindung mit dem Meerbusen aufwärts bemerkenswerth ist.

Je kürzer aber das befahrbare Ende des Flusses erscheint, desto größer ist seine agricole Bedeutung und das durch den Anbau hervorgerufene Handelstreiben. Ja die Stadt Cachoeira am Paraguassu ist so wichtig und so bedeutend im Handel von Bahia, daß sie, wie klein und eingezwängt sie auch an ihrem Fluß liegen mag, als ein höchst wesentlicher Bestandtheil des ganzen Bahiageschäfts angesehen werden muß und den Besuch eines jeden Reisenden verdient.

Der Name Paraguassu ist übrigens ein historischer. Als unter den ersten Entdeckern von Brasilien auch Diogo Alvarez Correa bei Bahia Schiffbruch litt, ward er durch eine Indianerin von Ansehen, Paraguassu, die sich in ihn verliebte, gerettet. Ein Flintenschuß spielt auch in der Geschichte seine Rolle. „Caramurú!" schrien die Wilden, als Alvarez seine Flinte losschoß — ein Feuermann! Der Name blieb dem Geretteten. Caramurú und Paraguassu sollen später nach Europa gegangen und die Indianerin dort zu einer Katharina umgetauft worden sein. Als solche liegt sie in

der Kirche da Graça bei Bahia begraben. Beide Ehegatten sind bei der ersten Colonisirung von Bahia von sehr großem Nutzen gewesen, und noch heute ist das Land stolz auf beide. Eine angesehene Familie rühmt sich noch jetzt ihres alten Adels, des Ursprungs von der Paraguassu.

Zweimal in der Woche geht ein eigenes Dampfboot von Bahia nach Cachoeira. Auf ihm befand ich mich am 11. December. Um 2 Uhr fuhren wir beim klarsten Wetter aus dem Hafen fort in der Richtung von Westnordwest und dann West. In der schärfsten Nachmittagsbeleuchtung lag die Stadt hinter uns und gewährte einen prachtvollen Anblick. So dicht, als es die hervorspringende Sandbank daselbst erlaubte, fuhren wir um die Spitze der Insel Itaparica mit dem freundlichen Städtchen, von welchem eben nordwestlich die kleine Ilha do medo oder meio, wie einige sie nennen, sich wunderhübsch ausnimmt, kaum eine Insel zu nennen, denn sie ist eine nur mit wenigem Grün bewachsene, einsam gelegene Sandbank, auf welcher ein herrlicher Kokospalmenhain prangt.

Ganz im Charakter der Kokospalmen scheinen die edeln Bäume aus dem Seewasser selbst hervorzuwachsen, alle von gleicher Form, alle von gleicher Höhe, gerade wie man sie an so manchen Küstenpunkten Brasiliens am Strande zu lichten Waldungen zusammengedrängt findet und von fern erblickt, ehe man noch den Strand selbst sieht. Auf schlanken Stämmen schwebend bilden die Kronen eine anmuthige Luftinsel, ein weiches, liebliches und doch so einfaches Tropenbild. Sandboden am Meeresstrand oder doch am Seewasser, die nächste Umgebung einer stillen Bucht, eine salzige Lagoa ist recht eigentlich der Lieblingsaufenthalt der Kokospalmen; nirgends besser als dort gedeihen die gewaltigen Nüsse der schlanken, vom Osten eingewanderten Bäume. Allerdings ist die Bucht von Bahia recht eigentlich ein Kokospalmenterrain,

kein Wunder, wenn die großen Früchte auch vorzugsweise Cocos da Bahia genannt werden und wir selbst so viele Exemplare des schönen edeln Baums nahe und fern um uns erblickten, als wir mit unserm Dampfer der Mündung des Paraguassu zueilten.

An dieser seiner Mündung mag der Fluß wol 1500 Fuß breit sein. Gleich rechts liegt eine kleine, bescheidene Ortschaft, S.-Sebastião, auf festem, trockenem Boden, wie denn am ganzen Fluß viel mehr feste Uferbildung ist als am S.-Francisco. Ja man trifft selbst steile Wände und hoch aufgestiegene Ablagerungen, die mir beim schnellen Vorbeifahren fast wie Sandsteinformationen vorkamen, obgleich ich nirgends bei und in Bahia diese Gesteinart gefunden oder als Baumaterial angetroffen habe.

Bald öffnet sich der Fluß zu einer ansehnlichen Breite und bildet einen schönen Landsee. An sonnigem Abhange liegt hier unter einzelnen, hoch herausragenden Palmen das freundliche S.-Roque. Ein reizenderes Tropenbild gibt es nicht leicht. Ich glaubte bei seinem Anblick meine frühesten Kinderträume von Palmenhainen und Friedenslandschaften im glücklichen Süden verwirklicht. Die seitlich höher gelegene, von Palmen umrauschte Kirche gewährt einen anmuthigen Anblick; fast ein Hauch aus Morgenland weit nach dem fernen Westen getragen ist es, was man empfindet beim Vorbeifahren an der kleinen Landschaft, ein echter Palmsonntagsgruß.

Gleich dahinter liegt an einer Verengerung des Paraguassu eine wohlangelegte Batterie, ehemals ein gutes Mauerwerk zu Schutz und Trutz, jetzt verfallen und verkommen und auch wol seit Erfindung der Dampfboote ohne große Bedeutung. Hinter ihr hat der Binnensee beinahe zwei Meilen in seiner ganzen Länge, eine prächtige Wasserfläche mit malerischer Einfassung. In der Nähe des Ufers liegt

hier eine große Zuckerpflanzung mit weitläufigen Baulichkeiten. Ihr schräg gegenüber prangt ein ansehnliches Franciscanerkloster, dessen Kirche inwendig ganz mit Schildpatt ausgelegt sein soll. Weiterhin, an einem Nebenfluß des Paraguassu, liegt die Stadt Maragojipe; kaum erkennt man die beiden Thürme der Stadt und die freundlichen Häuser durch den Kokoswald hindurch, welcher sich am Ufer des Landsees hinzieht.

Die ganze weitere Gegend um diesen See des Paraguassu ist hügelig und selbst bergig. Ueberall sieht man grünende Zuckerrohrfelder bis hoch zu den Spitzen der Berge empersteigen. An schroffern Stellen wuchert dagegen ein freies, ungezügeltes Pflanzenleben, in dessen nächste Nähe sich wieder die Wohnungen, zum Theil palastartige Häuser, der Landbesitzer hinandrängen. Oben an den grastragenden Höhen weiden kleinere Rinderheerden.

So gleicht jene Landschaft um Maragojipe einem italienischen Landseebilde. Wenn auch keine hohen Gebirge wie in Norditalien hier das Auge fesseln, so entschädigt dafür wieder die schöne Palmenvegetation am Ufer und läßt den vorbeifahrenden Reisenden leicht und gern an classische Pinien denken.

Die höchst ungleiche Wassertiefe des Landsees nöthigt das Dampfboot, in einem weiten Halbbogen die Fläche zu durchschneiden. Erst oberhalb Maragojipe nimmt der Paraguassu eine gleichmäßige, flußartige Form und Einfassung an, erst hier beginnt sein eigentliches Süßwassergebiet zwischen hohen, ziemlich gleichmäßig fern nebeneinander hin verlaufenden Ufern. Etwa 600—1000 Fuß breit ist fortan der Fluß bis nach Cachoeira hinauf. Zuerst liegen dort die armseligen Ortschaften Nhagé und Coqueiros, dann folgen wieder einzelne Zuckerplantagen vom vornehmsten Ansehen, deren Felder sich hoch hinauf und über die Berge hinziehen.

Aber es ward Abend. Ein schwankendes Mondlicht und die tiefe Ruhe der Ufer gaben unserer Fahrt einen höchst poetischen Anstrich. Da hielt das Dampfboot, und die Friedensscene der tropischen Mondnacht verwandelte sich in den wildesten Tumult schreiender Neger, die mit ihren langen Canots auf das Dampfboot losgeschossen kamen, um für einige Kupferstücke Passagiere und Güter ans Land zu holen, da das Schiff einige Schritte vom Ufer fern liegen bleibt und man für dasselbe noch keine zweckmäßige Landungsbrücke gemacht hat. Wir waren in Cachoeira.

Gleich am Uferplatz fand ich in einem Hotel, von denen die Stadt mindestens zwei besitzt, eine hinreichende Wohnung. Nach dem Abendessen erlebte ich trotz der späten Stunde aus meinem Fenster noch eine originelle Scene.

Unter mir lag der Uferplatz; rechts floß der stille, breite Fluß zwischen seinen dunkeln Bergufern dahin; jenseit desselben blinkten die Lichter aus den Fenstern der hübschen, großen Vorstadt S.-Feliz. Alles athmete Ruhe, Friede und Nachtfeier. Aber mir gegenüber auf der andern Seite des Platzes hielt der Teufel sein tollstes Treiben in den Ausgangsklängen eines Kirchenfestes.

Zum Besten der Kirche ward, wie das am Abend vor und nach Kirchenfesten in Brasilien durchweg geschieht, eine Auction gehalten, wobei der Versteigerer, um recht viel Leute anzuziehen und auszuziehen, zugleich die lustige Person spielte. Tauben, Kuchen und Tandsachen wurden dem lärmenden Volke, was jeden schlechten Witz des schon ganz heisern und bellenden Versteigerers mit schallendem Gelächter begleitete, zu hohen Preisen verkauft. Zwischen jedem Verkauf spielte eine grelle Musik einige Passagen des Fado oder Lundum, jener ungeregelten Negertarantella, worin jeder so viel Verrenkungen und unzüchtige Bewegungen macht, wie nur im-

mer möglich sind. Je wilder die Ausgelassenheit, desto wüthender der Applaus.

Plötzlich war alles still und warf sich auf die Knie; das Allerheiligste kam daher von einem Sterbenden. Aber kaum war das in die Kirche hineingetragen, so tobte das Volk wieder bei Auction und Fado; eine Menge Raketen sauste zum Himmel hinauf, und bis tief in die Nacht hinein raste das Negerbacchanal zur Feier des katholischen Kirchenfestes.

„Ubi erit ecclesiae spes, si offenditur Deus?" würde jener berühmte Kapuziner gesagt haben. Und was soll der Protestantismus dazu sagen, der verrufene, verketzerte? Mindestens lachen darf er über solches katholische Kirchenfest in Cachoeira, denn Achtung flößt es ihm nicht ein.

Dagegen der Sonntagsmorgen, der erste Frühblick, der in das schöne Thal des Paraguassu hineinlauscht! Fast war es mir, als wachte ich in Ziegelhausen auf am Neckar bei Heidelberg, oder in Neckarsteinach. Nur ist der Paraguassu breiter als der deutsche Fluß. Aber dafür hat er keine drei Burgruinen, keine Sage, keine Geschichte, keine freie, fröhliche, deutsche Jugend! Und diese letztere doch! Sie kommt gleich zum Vorschein, wenn sie auch nur aus drei juvenibus der alten Zeit zusammengesetzt ist und aus ganz verschiedenen Winkeln herbeigeholt werden muß.

Am frühesten Morgen schlenderte ich durch die Stadt, die immer an 12000 Einwohner haben mag und eben keine baulichen Merkwürdigkeiten besitzt. Ein einsamer Weg führte mich längs eines kleinen Baches zu einer Schneidemühle, die schon in voller Thätigkeit war. Ich klopfte an — Freund Burkart lag noch im Bett. Denn niemand anders als Dr. Burkart, den ich in der Stadt Desterro kennen und hoch schätzen gelernt und als meinen fröhlichen Reisegefährten von dort durch einen Theil der Provinz von Sta.-Catharina

bis nach der Colonie Donna Francisca besonders lieb gewonnen hatte, wohnte in jener Mühle.

Mit der brasilianischen, in Deutschland auf das sorgfältigste erzogenen Tochter eines wackern Schweizers, des Herrn Lukas Jeßler in S.-Feliz, verheirathet, hatte sich der wackere Schulmann von seinem Lehramt als Professor der Geschichte vom Lyceum in Desterro, wo ihn das katholische Gebell einiger Pfaffen langweilte, nach Cachoeira zurückgezogen, um dort in den Schneidemühlen seines Schwiegervaters seine gediegenen mathematisch-mechanischen Kenntnisse praktisch anzuwenden.

Herzlich freuten wir uns des Wiedersehens und fuhren bald über den schönen, ruhigen Fluß nach S.-Feliz hinüber, wo mein Freund, seine Frau und ich selbst den alten „Vater Jeßler" begrüßen wollten, der mich schon am ersten Tage meines bahiauer Aufenthalts, als ich ihn in Bahia antraf, hatte mit sich nach Cachoeira nehmen und dort einige Wochen behalten wollen.

Wäre ich ihm damals gefolgt, ich glaube wirklich, ich hätte das Abreisen von Cachoeira ganz vergessen. Kaum kann man einen wackereren Schweizer finden als den alten Lukas Jeßler. Er ist eine Kernfigur, die am Paraguassu und in Bahia wirklich classisch und historisch geworden ist. Nicht leicht möchte es in jener Gegend einen Deutschen, einen Schweizer geben, der nicht dem Alten Gastfreundlichkeit, Hülfe und Rath in jeder Beziehung verdankte, nicht leicht einen Brasilianer der Umgegend, der nicht das Allerbeste von ihm zu sagen hätte.

So war denn auch meine Versöhnung mit dem wackern Alten, der mich schalt, daß ich im Hotel und nicht bei ihm mich einquartiert hatte, bald wieder geschlossen. Dann benutzten wir, Burkart und ich, den wundervollen Morgen zu einer kleinen Flußexpedition, auf welcher ich einen Brief

an eine dem Namen nach mir längst bekannte Familie abzugeben hatte.

Eine kleine Meile von Cachoeira den Paraguassu abwärts liegt hart am Ufer des Flusses die große, vornehme Zuckerplantage von Victoria, deren Bewohner eine gewisse Berühmtheit sich erworben haben, ohne nach ihr zu streben. Diese Berühmtheit besteht in der vollendetsten europäischen Erziehung und jener uneingeschränktesten Gastlichkeit, wie ich sie wirklich in ihrer vollen Ausdehnung nur in Brasilien getroffen und nur bei den reichern Grundbesitzern daselbst möglich gefunden habe. Der Besitzer der Victoria ist Herr Egas Muniz d'Arragão, sammt zwei Brüdern aus einer der angesehensten brasilianischen Familien entsprungen, mit welcher Brüder einem, Francisco, ich im Jahre 1835 in Heidelberg studirt hatte. Leider mußte der Hausherr selbst im Augenblick unsers Kommens zu einer langen Municipalverhandlung nach Cachoeira reiten, sodaß ich ihn nur auf Augenblicke sah. Ich hätte demnach meinen Besuch auf der Victoria für halb verfehlt ansehen müssen, hätte ich nicht dort eine Dame kennen gelernt, wie ich sie in Brasilien nur ganz ausnahmsweise getroffen habe.

Die Frau des Herrn Egas Muniz d'Arragão ist eine geborene Deutsche mit vollendeter französischer Erziehung, ebenso angenehm in ihrer äußern Erscheinung wie geistig gewandt im Gesellschaftsgespräch und tief eingehend in ernstere Unterhaltung. Mögen diese wenigen Worte denjenigen genügen, die mit mir diese ausgezeichnete Frau bewundern, und sie selbst mir, falls sie einmal erfahren sollte, daß ich ihren Namen und ihr Grundwesen an die Oeffentlichkeit verrieth, diesen Verrath verzeihen, der um so größer erscheint, je mehr die edle Frau selbst vom Geräusch der Welt zurückgezogen nur ihren nächsten Pflichten lebt.

Im ganzen Hause findet man die Bildung und Gesittung

der Gebieterin wieder. Alles ist hell, rein, geschmackvoll. Nichts ist gethan, um mit jenem Luxus zu prunken, den in unsern Zeiten der Wohlstand oder Reichthum nach außen kehrt. Vielmehr herrscht ein bescheidener Reichthum im Hause, dieser aber überall, an den Wänden der hellen Säle, den saubern Mobilien, dem ausgezeichneten Mittagsessen, am meisten aber in der Erziehung der Kinder. Die noch immer jugendlich frische Dame von der Victoria hat schon einen achtzehnjährigen Sohn auf einer deutschen polytechnischen Schule und noch einen wenig jüngern ebenfalls in Europa, dazu noch mehrere Kinder im Hause unter eigenen Augen, an deren Erziehung ein deutscher Candidat der Theologie emsig mitwirkt. Man kann keine liebern Kinder sehen als diese. Offen und zutraulich, ohne dreist zu sein, anständig und gesittet ohne vornehme Affectation, und gehorsam dem ersten Worte, wie man schwerlich in andern brasilianischen Häusern Kinder finden möchte, die eher den Sklaven des Hauses impertinent befehlen, als der Mutter und dem Lehrer blindlings und bescheiden gehorchen, bilden die Kinder des Herrn Egas Muniz ein freundliches Kinderbouquet, in welchem eine kleine Tochter von drei bis vier Jahren in reizender Verschämtheit einer aufquellenden Rosenknospe gleicht. Für den deutschen Reisenden ist noch das besonders wohlthuend, daß diese Kinder auch ihrer Mutter Sprache folgen und ebenso niedlich deutsch wie portugiesisch reden.

Wie viel von dieser prächtigen Saat der Mutter gehört, wie viel dem rüstigen Erzieher, Herrn Koch, kann ich nicht sagen. Daß letzterer schon neun Jahre im Hause der Victoria als Lehrer wirkt und eine so ausgezeichnete Achtung und Unabhängigkeit genießt, wie man sie nur selten einem Hauslehrer gewährt, ist ein höchst ehrenvolles Zeugniß für die Familie und den Lehrer.

So ward aus meiner beabsichtigten Visite einer Viertel-

stunde auf der Victoria der Aufenthalt eines vollen Tages. Und dennoch that es mir gegen Abend noch leid, ein Haus so bald wieder verlassen zu müssen, dessen wohlgesittete Bewohner mir von Stunde zu Stunde lieber wurden, und in welchem trotz des Pflanzerlebens der reinste Europäismus bis in seine kleinsten Formen hinein überall herrschte.

Zwar versprach ich zum Aufenthalt einiger Tage noch einmal zur Victoria zurückzukehren; doch wußte ich im voraus, daß mir das nicht möglich werden würde. Und so bestiegen wir denn unser Canot wieder. Herr Koch, der gemüthliche Musensohn der fruchtbaren Georgia Augusta, ließ sich zum Mitfahren bewegen, und so war denn, wie ich am Morgen Neckarempfindungen gehabt hatte, mein heidelberger Bild zu einem lebenden geworden. In einem südamerikanischen Canot mitten auf dem Paraguassu saß Halle, Göttingen und Heidelberg vereint, und wir feierten das Andenken an unser liebes deutsches Vaterland und das ewig junge Hellas!

Im vollen Abenddunkel kamen wir zum alten Jeßler nach S.-Feliz zurück, wo sich eine kleine Gesellschaft zur Feier des Sonntags zusammengefunden hatte und den Humor bis zum Tanzen trieb. Einfachere Leute als die Bewohner der Victoria lernte ich an dem Abend kennen und doch so wackere, herzliche! Gegen 11 Uhr abends fuhr ich dann mit meinen lieben Burkarts nach Cachoeira hinüber, im vollsten Bewußtsein, auch dort am Paraguassu gar viele Keime zu einer schönen Zukunftssaat Brasiliens gefunden zu haben.

Früh weckte mich am folgenden Morgen das Handelsgetümmel der Stadt. Man rüstete sich zur Expedition des Dampfboots!

Kaum sollte man es denken, welche Thätigkeit Cachoeira und S.-Feliz entwickeln. Alles ist Handel, alles ist geschäftiges Treiben, Kommen und Gehen von Frachtboolen, von Mauleseltruppen, von einzelnen Reitern. Denn in Cachoeira

endigt der Hauptweg, der vom Joazeiro am großen Rio-de-S.-Francisco, von den Diamantwäschereien in der Chapada diamantina, den diamantenreichen Hochdistricten der Provinz Bahia, und den viehzüchtenden Sertãos von Pernambuco und Piauhy, und besonders aus den näher liegenden Tabacksdistricten der Provinz Bahia selbst zum großen Emporium der Küste hinüberführt. Hier ist ein Generalstapelplatz, besonders vom Taback, der sich in allen Formen und Farben am Paraguassu aufgespeichert findet und verarbeitet wird.

Außerordentlich groß ist besonders die Cigarrenfabrikation in Cachoeira und S.-Feliz. Fast möchte man glauben, daß beide Orte nur eine einzige Cigarrenfabrik bilden. In den Schneidemühlen des alten Lukas Jeßler allein werden täglich zwischen 7 — 8000 Cigarrenkisten gemacht, die durchweg mit den in S.-Feliz, Cachoeira, dem nahen Muritiba und andern umliegenden Orten fabrizirten Cigarren angefüllt werden. Und doch bildet das immer nur einen Theil der Cigarrenfabrikation in der Provinz Bahia, immer nur einen Theil des Tabacksexports aus dem nördlichen Brasilien.

Und bei solcher Tabacksproduction, ja bei der ungeheuern Tabacksproduction in der ganzen Welt ist es wol für das erste nicht zu hoffen, daß das widerliche und unnatürliche Laster des Tabackrauchens als solches von der öffentlichen Meinung erkannt, und höchstens nur noch in Matrosenspeiunken und Kasernen neben Schnaps und Bier geduldet werde.

Ob aber Cachoeira zu einer noch bedeutendern Entwickelung gelangen werde, weiß ich nicht. Die Wichtigkeit der oben angeführten Districte im Innern des Landes ist vollkommen anerkannt worden, und schon buhlen die beiden großen Städte Pernambuco und Bahia um die Handelsgunst alles dessen, was zu beiden Seiten des Rio-de-S.-Francisco bis in die bedeutendsten Fernen hinaus Producte an den Handels-

markt bringen, und sich mit europäischen und nordamerikanischen Handelsartikeln versehen möchte. Mittels Eisenbahnwegen suchen, jede Stadt für sich, beide genannte Handelsplätze jene fernen Westgegenden zu gewinnen. Alles was auf dem linken Ufer des S.-Francisco zur Handelsthätigkeit kommt, wird sich nach Pernambuco wenden, während die Districte östlich und südlich vom S.-Francisco von Bahia ausgebeutet werden. Und da bleibt Cachoeira am Wege, ja vielleicht ganz ab vom Wege dieser neuen Verkehrsmittel liegen, wie sehr es auch immer seine Handelsbedeutung für die Umgegend — und diese ist in hohem Grade beträchtlich — behaupten wird.

Hinderlich im freien Verkehr mit seiner Umgegend ist es dem Orte schon jetzt, daß er mit keiner Brücke zum jenseitigen Ufer mit S.-Feliz zusammenhängt. Ueber solchen Brückenbau ist schon vielfach verhandelt worden, ja, man hat selbst schon einen Uebergangspunkt, wo in der Mitte des Flusses eine kleine feste Insel einen Hauptpfeiler mit dem sichersten Erfolg tragen würde, auserlesen. Aber der Ausführung liegen noch manche Hindernisse im Wege.

Ein Haupthinderniß, was gewiß sehr zu beherzigen ist, wenn man an die weitere Ausdehnung von Cachoeira denken sollte, ist der veränderliche Wasserstand des Flusses. Eingekeilt zwischen Hochufern zieht er ziemlich ruhig seine Bahn daher, aber eingekeilt zwischen dem Fluß und den nahen Höhen liegt auch Cachoeira in einem sehr engen Thal. Nach einem tüchtigen Tropengewitter schon, und noch mehr nach anhaltendem Regen steigt der Paraguassu schnell und sehr bedeutend, und wird ein sehr gefährlicher Nachbar. Mehr als einmal schon hat er der Stadt eine tüchtige Ueberschwemmung zu Wege gebracht, und einem Anwachsen des Paraguassu sieht man in Cachoeira immer mit ängstlicher Sorge zu.

Bei dieser eingeengten Lage hat die Stadt demnach auch

5*

keine nahe Umgegend. Einzelne Bäche kommen mit klarem Wasser aus den Bergen hervor und dienen zum Mühlenbetrieb, zum Trinken, Waschen und Baden. Ein besonders hübscher Bach ist am untern Ende der Stadt. Sein Bett besteht vielfach aus Dioritbänken, über welche das Wasser plätschernd herabstürzt und prächtige, kalte Sturzbäder bildet, um so mehr, da sich auch eine hübsche Vegetation um solche Stellen schützend und verhüllend herumschlingt. Lantanen, Convolvulus, Bignonien und Asclepien bilden die Hauptmasse des dortigen Blütenflors.

Abschied nehmend vom lieben Freund Dr. Burkart ging ich an Bord des Dampfers. Wirklich unerträglich war hier das Getümmel. Ueberladen war das Fahrzeug mit Menschen aller Kategorien, zu denen sich noch auf dem Vorschiff ein ansehnlicher Viehstand von Ziegen, Hammeln und Mauleseln hinzugesellt hatte. Für die Dampfschiffsunternehmung war das angenehmer als für die Passagiere. Nach einem geringen Anschlag mußte das Schiff doch auf unserer Fahrt von Cachoeira nach Bahia (etwa 12 geographische Meilen) eine Einnahme von 400 Thlrn. preuß. Crt. haben.

Bei der Ueberladung des Schiffes mit Vieh und Menschen ging denn unsere Fahrt auch sehr langsam, was bei der drückenden Hitze des Tages keineswegs angenehm war. Hierzu kam noch das rücksichtslose Rauchen und Ausspucken. Von ersterm hat man in Deutschland einen vollkommenen Begriff, und ich muß davon schweigen, von letzterm aber keine Vorstellung, und ich muß davon reden.

Wo zwei oder drei Brasilianer oder Portugiesen sich einander gegenüberstehen, oder nebeneinander sitzen in traulichem Gespräche, fangen sie an, besonders wenn sie ihre Cigarre im Munde haben, voreinander auszuspucken, daß man wirklich nicht begreift, wo die Menschen all den Speichel hernehmen. Sind ihrer mehrere zusammen — ich rede natürlich nur von

Leuten ohne Erziehung —, so befinden sie sich bald in einem förmlichen Schaumring, etwa wie die Larven der Cercopis spumaria auf unsern Wiesen. — Solange man solchen ptyalistischen Productionen ausweichen kann, gönnt man schon den Leuten ihr Vergnügen. Wo man aber in engen Räumen mit ihnen zusammengedrängt ist, wird die Gewohnheit wirklich unerträglich. Am meisten haßte ich sie immer am Bord von Dampfbooten. Beim Auf- und Abspazieren auf solchem vollgespuckten Verdeck bin ich, zumal wenn die See etwas bewegt war, sehr oft ausgegleitet; und ehe nicht einmal jemand Hals und Beine bricht beim Ausgleiten und Hinstürzen über solchen Speichelfluß, wird man dem Unwesen nicht zu steuern suchen.

Beim Anblick der am Bord des Cachoeiradampfboots zusammengekommenen Menschenmenge fiel mir dasselbe auf, was mir bei dem weniger zahlreichen Personal auf meiner Fahrt nach S.-Amaro schon frappant vorgekommen war, nämlich wie gering doch die Zahl der rein weißen Passagiere war. — Bei so vielen, die man für ziemlich weiß halten möchte, lauscht ein kleiner afrikanischer Typus, oder ein nur dem Kenner sich kund thuender Zug eines Indianismus hervor, letzterer immer weniger deutlich, aber dennoch beide erkennbar. Bis in ihre fernern Radien hinaus erstreckt die Stadt Bahia ihren schwarzen, braunen und gelben Farbenton; und wenn man nicht mit Bestimmtheit wüßte, daß alle Negerfärbung ursprünglich zu Schiffe gekommen ist, und der Natur des Landes zur Zeit der Paraguassu vollkommen fremd war, so würde man, wenn jemand behaupten wollte, daß die indianische Frau des Diogo Alvarez die Fürstin eines Landes mit zahlreicher schwarzer Bevölkerung gewesen wäre, seiner Behauptung vollkommen Glauben beimessen.

Mindestens noch ein volles Jahrhundert mag hingehen, ehe diese seltsame Menschenschattirung sich einigermaßen lichtet

und helle Farbe, und mit ihr volle Geistesaufklärung das Feld behauptet.

Gar zu gern hätte ich nach meinem Ausflug zu den Ufern des Paraguassu noch eine kleine Excursion zu dem hinter der Insel Itaparica landeinwärts liegenden Nazareth, und eine andere zu dem schon etwas außerhalb der Bucht liegenden Valença gemacht. Aber eine Reihe von Küstenpunkten, theils Buchten, theils Flüssen, theils Häfen, war mir zu bemerkenswerth dargestellt worden, als daß ich mich zur Besuchung derselben nicht schon im December hätte entschließen sollen.

Um diese Küstenplätze der Provinz nach Süden in einem regelmäßigen Verkehr mit Bahia zu halten, hat sich eine Dampfschiffahrtslinie gebildet, welche zweimal im Monat diese Punkte bis zur Provinz Espirito-Santo hinab berührt. Die letzte Hauptstation ist die Stadt Caravellas und die ihr nahe gelegene Colonie Leopoldina, wo der Bahialinie eine andere, von Rio ausgehende, entgegenkommt.

So befand ich mich denn am 18. December, 7 Uhr morgens, am Bord des kleinen Küstendampfers Parana, der mit dem großen Packetschiff, auf der Generallinie von Rio zu den Nordhäfen, nur den Namen gemeinschaftlich hat. Wir liefen durch die prachtvolle Scenerie der Bucht unter der Victoria hindurch und gewannen gar bald den Ocean.

Eine mäßig rollende See hob schonend unsern Parana auf und nieder, gewiß zu unserm Glück, denn der arme, vielgebrauchte Dampfer schien eben nicht viel vertragen zu können. Er hatte vor allem einen tüchtigen Leck; mindestens alle Stunde mußte gründlich gepumpt werden, eine widerliche Procedur mit knarrender Musik, die dem besonders widerlich ist, der ihre Bedeutung kennt. Die Compagnie, die solchen lecken Dampfer in See schickt, ist auf keine Weise zu entschuldigen, selbst nicht damit, daß man auf der ganzen Fahrt das Land nicht aus den Augen verliert und kaum je länger als zehn Stun-

den unterwegs ist, um von einem Anfahrpunkte der Küste zum andern zu gelangen.

Doch mag das immer ein Trost für die Passagiere des Parana sein. Und wirklich war das für uns ein Trost, oder vielmehr ein Grund, gar nicht mehr auf den Leck zu achten, sondern uns ungestört nach den fernen Küsten umzusehen, die uns manche hübsche Scenerien boten, während das Hochland der Victoria von Bahia immer tiefer sank, und von den freundlichen Palmenwäldchen östlich von der Leuchtthurmspitze nur noch die Kronen auf dem Wasser zu schwimmen schienen. Im Westen ließen wir dann den Morro von S. Paulo mit seinem Leuchtthurm auf dem Gipfel liegen, und ließen unsern Südcours etwas westlich abfallen, wo eine kleine Insel, Ilha Quieppe, die Barre, die Einfahrt in die Bucht von Camamú mit einer Tiefe von 60 Fuß bezeichnet, während auf der Südostseite ein leichthügeliges Vorland, die Ponta Mutá, mit schönen Kokospalmen und einigen zerstreuten Fischerhütten einen hübschen Prospect bieten.

Die Bucht von Camamú, einige Meilen lang und breit, ist nicht ohne einige Gefahr für die einlaufenden Schiffe wegen zahlreicher Felsenriffe, die unter dem Wasserspiegel liegen, sodaß das Packetdampfboot gesetzlich auf die Leitung eines an der Barre stationirten Lootsen angewiesen ist. Der Parana that einen Signalschuß und wartete auf den Lootsen. Aber kein Lootse erschien. Endlich kam ein Canot mit einigen Leuten, welche uns meldeten, daß der Lootse zur Stadt Camamú gefahren wäre. Da führte unser wegekundige Kapitän sein Schiff mit halber Dampfkraft allein weiter, und fand sich vollkommen gut durch die schöne stille Bucht hindurch, deren Fahrwasser weit hinauf die Tiefe von 60 Fuß behält.

Gewiß $1\frac{1}{2}$ Meilen fährt man auf der Bai von Camamú dahin in südwestlicher Richtung, und bekommt auf dieser Fahrt eine bescheidene, aber reizende Tropenlandschaft zu sehen.

Manchmal ragen ganz kahle Felsen aus dem Wasser heraus; ein Riff bildet einen kleinen Schwibbogen, weswegen es auch die Pedra furada, der durchlöcherte Stein, genannt wird, ein originelles Felsenthor, bis zu dessen Nähe die größten Schiffe gelangen können. Auf vielen andern Felsen findet sich eine hübsche, kurze Vegetation, während ganz flache Uferstriche mit üppig wuchernden Rhizophoren bekleidet sind. Ist dagegen der Boden nur einigermaßen fest, und hat sich eine wirkliche Insel, ein sicherer fester Strand gebildet, so erheben sich dort auch unfehlbar der Kokospalmen luftige Scharen in Tausenden von Exemplaren und beschatten einzelne, freilich nur sehr kleine Menschenwohnungen, in denen die Einwohner mit Kindern, Hühnern und Schweinen im friedlichsten Naturcommunismus zusammenleben, und sich von den Palmennüssen und dem Strand, seinen Muscheln und Krabben ernähren. Ferner hinaus ragen dann einzelne Hügelketten und manche hübsche Laubwaldungen hervor, weiche, liebliche Pinselstriche auf dem schönen Bilde des tiefsten Friedens und ländlicher Zurückgezogenheit.

Auf einer leichten Erhebung liegt nun auch das Oertchen Camamú. Wir blieben ihm eine gute halbe Meile fern, indem nur ein schmaler Fluß sich von der Bucht durch das Gebüsch bis zum Ort hinwindet, sodaß wir nur die Kirche, wie ein Schloß auf einem Berge liegend, und einige Häuser zu sehen bekamen. Die geringe Correspondenz von Bahia für Camamú ward an das Land geschickt, und unser Kapitän benutzte die schöne Mondnacht, um gleich wieder in See zu gehen.

Wie gering auch bisjetzt noch ein eigentliches Handelstreiben und eine mit ihm eng zusammenhängende Schiffahrt sein mag, so scheint mir doch die Bucht von Camamú eine ganz bedeutende Zukunft vor sich zu haben. Keine hohe Gebirgszüge trennen sie von der Umgegend; manche kleine ihr

zueilende Flüsse mögen dem sich an ihnen entwickelnden Landbau kleine Abzugskanäle bieten, ja, der schöne, große Rio-das-Contas und sein großes Ländergebiet wird, da gleich über der Mündung des Flusses Stromschnellen und Wasserfälle eine Befahrung desselben von der See aus unmöglich machen, an der Bucht von Camamú seinen Ausgang finden. Die Bucht ist leicht zugänglich, sicher und ruhig; die Untiefen lassen sich leicht bezeichnen und die Einfahrt ist ohne Mühe zu vertheidigen durch Schanzen, die auf der Insel Quieppe und der Ponta Mutá aufgeworfen werden müßten. Ja, wenn das einmal wünschenswerth erscheinen sollte, so möchte sich die Bucht von Camamú mehr als irgendeine andere zu einem Kriegshafen, zu einem befestigten Arsenal eignen.

Am folgenden Morgen ganz früh erblickten wir die Mündung des ebengenanten Rio-das-Contas, der tief im Innern der Provinz entspringt und für eine sehr zu wünschende Ackerbauentwickelung ganz ausgezeichnete Chancen bietet. Deswegen hat auch die Provinzialregierung seit einiger Zeit eine specielle Aufmerksamkeit auf den Fluß gerichtet. Schon der edle und unermüdliche Präsident der Provinz Cansançao de Sinimbu legte in der Nähe der ersten Stromschnelle eine kleine Colonie von Landeseingeborenen an, welche auch ganz guten Fortgang nahm, und beim Zurücktreten des genannten Staatsmannes von der Provinzialverwaltung eine nicht unbeträchtliche Anzahl von landbauenden Familien besaß.

Auf einer großen Karte im Provinzialpalast zeigte mir der damalige Präsident Herr Päes Barreto eine genauere Verzeichnung des Flusses, seiner Stromschnellen und seines schönen Ländergebiets, sowie eines Weges und einzelner Colonisationspunkte, die in Angriff genommen waren, Unternehmungen, die zu trefflichen Resultaten gelangen könnten, wenn es nicht hier wie überall in Brasilien an arbeitenden Kräften fehlte, und fast noch mehr an einer nothwendigen Stabilität

der Präsidenten, die so oft, ja so alle Augenblicke wechseln, daß sie kaum zu einer Ansicht ihrer Provinz, geschweige denn zu energischen Maßregeln kommen können.

Und das ist auch der Hauptgrund, warum am Rio-das-Contas das von Sinimbu gegründete Werk in ein Stocken, ein Stagniren gekommen ist, und fürs erste wol keinen erheblichen Fortschritt machen wird.

Am 19. December, 9 Uhr morgens, sahen wir die Küste von Ilheos auftauchen. Sie ist sehr gut zu erkennen an einem bedeutenden Felsenriff, welches in einem weiten Bogen die See durchsetzt von Norden nach Süden. Das Nordende des Riffs bildet eine kegelförmige Insel, zwischen welcher und dem Festlande eine sichere Durchfahrt ist, sowie auch zwischen dem südlichen Ende des Riffs und dem Continent. Einzelne andere Passagen gerade von Osten her sind gefährlich und werden besser vermieden als aufgesucht.

Wenn man durch eine der beiden angedeuteten sichern Durchfahrten, deren Felsengruppen und kleine Inseln der Gegend den Namen os Ilheos verschafft hat, durchgesegelt ist, so befindet man sich zwar in einer Art von Binnenwasser, aber noch nicht im eigentlichen Hafen von Ilheos. Vielmehr bildet ein hoher Vorsprung der Küste südlich, der Morro de Pernambuco, und ein anderer nördlich, der Morro de S.-Sebastião, eine schmale Lücke im Ufer, welche Lücke durch ein Felsenriff auf der Seite des Morro de S.-Sebastião noch so verengt wird, daß sie kaum ein 60 Fuß breites Fahrwasser bietet bei einer Tiefe von 18 — 20 Fuß.

So dicht am Morro de Pernambuco entlang lief deshalb unser Dampfschiff, daß es mit der Backbordseite fast gegen den Strand schlug. Dann mußte es gleich kurz gegen Westnordwest umbiegen, um eine im Binnenhafen schon selbst liegende Untiefe zu vermeiden, sodaß das ganze Einlaufen in den Binnenhafen von Ilheos recht ein Steuerkunststück war,

und von einem nur einigermaßen langen Schiff kaum so glücklich vollbracht werden könnte.

Desto ruhiger und sicherer ist dafür auch das Binnenwasser von Ilheos. Es ist wirklich nicht viel größer als ein ansehnlicher Fischteich. Ein nicht bedeutender, aber dennoch schiffbarer Fluß mündet in ihn, und in der That kann der ganze Teich als eine etwas veränderte Flußmündung angesehen werden. Diese geographische Bildung ist für jede Landkartenanfertigung wohl zu beherzigen.

Nördlich von diesem kleinen Binnenwasser liegt nun ein ungemein bescheidenes Oertchen, die Villa dos Ilheos, alt, klein, kümmerlich anzusehen von außen, und fast noch kümmerlicher in seinem Innern.

Mit einem wackern Dr. Magalhaens, der mich noch von Rio aus seinen Studienzeiten her kannte, ging ich an das Land. Wir besuchten zusammen seinen Freund, den Juiz de direito Dr. Ermano Domingos de Couto, eine der frischesten Naturen, die man nur treffen kann und dem ich mich mit ganzem Herzen anschloß, wie er mir denn eine ebenso solide Bildung wie anspruchslose Unbefangenheit entgegentrug. Er sowol wie seine liebenswürige Frau boten mir ihr Haus an und ersuchten mich dringend, einige Tage in Ilheos zuzubringen, während welcher der Richter mit mir die Gegend durchstreifen wollte. Wie gern wäre ich damals gleich 8 — 14 Tage geblieben, denn die Gegend ist interessant genug. Aber für den Augenblick mußte ich mit dem Parana weiter gehen, freilich in der festen Absicht, auf dem Rückwege aus dem Süden der Provinz 14 Tage in Ilheos zu bleiben, denn ich konnte damals in keinerlei Weise wissen, daß mich traurige Verhältnisse gerade am Südrand der Provinz aufhalten und meiner Reise eine ganz andere Richtung geben würden.

Da nun aber unser Dampfer verpflichtet war, einen ganzen Tag in Ilheos zu bleiben, und erst am nächsten Morgen

mit Tagesanbruch in See gehen konnte, so benutzte ich den Tag, um Ilheos zu besehen.

Zu sehen ist hier freilich wenig genug. Der Ort liegt geschützt hinter dem Morro de S.-Sebastião zwischen dem Binnenwasser und dem Meer, und lehnt sich mit seiner vierten Seite an das weitere Hochland an, welches sich gleich hinter dem Städtchen erhebt. Deutlich zeichnen sich einige Straßen ab auf dem Plan der Villa; aber außer dem Hause des Dr. Ermano und einigen Kaufläden kann man keinem Wohnhause den Vorwurf irgendwelcher Pracht und Eleganz machen. Vielmehr sind die meisten ungemein bescheidene Lehmhäuschen mit Palmenblättern bedeckt und so urzuständlich, daß man wirklich nicht begreift, wie in einem Ort, der schon 300 Jahre alt ist, so wenig Fortschritt, ja so wenig Anfang zu einiger Sauberkeit und Städteform gemacht ist.

Vielleicht hat man das Recht, von einem Rückschritt in neuerer Zeit zu sprechen. Eine angefangene Jesuitenkirche wäre recht hübsch geworden, wenn man sie hätte vollenden wollen. Höchst eigenthümlich sind die Thürpfeiler aus einer Seesandmolasse aufgebaut, denn in der That wüßte ich keinen andern Namen für das originelle, grobkörnige Sandconglomerat, welches in Form großer Blöcke und wirklicher Felsmassen sich überall an der Küste der Provinz Bahia findet und ein treffliches, bildsames Baumaterial liefert. In Bahia fand ich am Strande ein Stück solcher Molasse, in welchem eine Menge abgerollter Kiesel liegen, ohne im geringsten die Festigkeit des Steins zu stören. In Pernambuco fand ich dieselbe Bildung, ganz unverkennbar dieselbe, mit ungeheuern Mengen von Muscheln, namentlich Cardium durchsetzt, in denen aber lauter Formen unserer jetzigen Erdperiode zu sein scheinen, was ich jedoch bei flüchtigem Anschauen nicht verbürgen kann. In Pernambuco dient diese Molasse zu Trottoirs.

Neben den noch immer festen Ruinen der Jesuitenkirche

spielt eine kleine Sebastianskirche eine höchst erbärmliche Rolle, und scheint eifrig von Fledermäusen bewohnt zu sein, eine traurige Baracke, deren der Ort sich schämen sollte, um so mehr, da ihm ein kostbares Baumaterial vom Meer aus bis fast in die Straßen hineinliegt, ein köstlicher, dunkler Diorit, dessen starre Blöcke vergebens vom tobenden Meer gegeißelt werden. Die allgemeine Faulheit aber scheut es, sich an dieses freilich sehr harte Baumaterial zu Nutz und Frommen einer Kirche zu machen.

Hinter den Dioritblöcken beginnt nach Norden hin eine eigenthümliche Strandvegetation, aus der ich nur die zahllose Menge von kleinen Palmen, Ricuri, vielleicht die an andern Orten sogenannte Aricuri, hervorhebe, eine Cocoine mit 8 — 12 Fuß hohem Stamm und wunderhübschen, pflaumengroßen, gelbrothen Früchten, deren faseriges Fleisch angenehm riecht und schmeckt, und eine sehr harte Nuß enthält, vielleicht Cocos schizophylla. Sie bedeckt das Ufer in einem undurchdringlichen Schwarm, und würde recht eigentlich die Charakterpflanze des Ufers sein, wenn ihr demokratischer Haufe nicht von den hohen, echten Kokospalmen aristokratisch überragt würde. In einzelnen Stämmen und in ganzen Waldungen namentlich auf der Südseite des kleinen Binnenwassers bilden diese den edelsten Pflanzenwuchs, und tragen mit ebenso viel Eleganz wie dem Ausdruck vollendeter Stärke die riesigen Nüsse und die mächtigen Blätter.

Am Westende der kleinen Bucht, an dem übrigens keine Spur eines londoner Westendes zu entdecken ist, genießt man von der dortigen Höhe einen wundervollen Anblick über Land und Meer von Ilheos, ein Bild des tiefsten Palmenfriedens hart neben dem ewig rauschenden Ocean. Wenn ein Maler gerade dieses Tropenbild geschickt auf sein Leinen brächte, man würde wol seine Einbildungskraft, seine Darstellungsweise bewundern, aber die Wirklichkeit eines solchen Naturbildes stark bezweifeln.

Kein Wunder also, wenn schon im Jahre 1550, nachdem die Krone von Portugal den ganzen ungeheuern Küstenstrich Brasilien an zwölf Günstlinge in maßloser Verschwendung verschenkt hatte, einer derselben, Jorge de Figuereido oder Figueiredo, dem das Land zwischen Bahia und dem Rio-Pardo, ein Küstenstrich von fast drei Breitengraden Ausdehnung, zugefallen war, einen Spanier, Francisco Romeiro, zur Colonisirung des Landes an jene Küste sandte, und dieser eben das heutige Ilheos gründete. Doch hinderte gleich von vornherein schlechte Verwaltung und Uneinigkeit unter den Colonisten alles Gedeihen der neuen Anlage, welche zudem von den benachbarten Aimorés, einer wilden Botocudenhorde, vielfach angefeindet und selbst ganz zerstört wurde. So blieb denn Ilheos immer eine rohe Perle am Ocean.

Seit einigen Decennien aber haben europäische Colonisten ihr fleißiges Handwerk des Ackerbaues einige Meilen landeinwärts von Ilheos angefangen, und scheinen trefflich darin zu gedeihen. Besonders haben sich am kleinen Rio-dos-Ilheos zahlreiche Cacaopflanzungen entwickelt, sodaß Ilheos immer zu den bedeutendsten Exporthäfen der Cacaobohne gezählt werden muß.

Was aus einer andern ackerbaulichen Unternehmung nördlich von Ilheos werden wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit absehen, denn sie ist bisjetzt kaum mehr als ein Project.

Gleich nördlich vom Hafen von Ilheos mündet ein sehr kleiner Küstenfluß, der Rio-Itahype, in das Meer. Sein vielfach gewundener Lauf bildet eine kleine, mit der Meeresküste in der Entfernung weniger Meilen fast parallele Wasserstraße, die zuletzt in einen Landsee, die Lagoa da Almada, nach Norden von Ilheos aufwärts hinführt. Eine kleine Ortschaft brasilianischen Ursprungs existirt bereits in der Nähe dieses kleinen Sees. Eine belgische Unternehmung sucht Menschen dorthin zu ziehen. Da mir aber ein Name dabei genannt

worden ist, der bereits auf dem schwarzen Bret der Seelenverkäufer steht, so glaube ich nicht, daß die Unternehmung segensreiche Folgen haben kann.

Diese kleinen Notizen über die Umgegend von Ilheos verdankte ich freundlichen Gesprächen und Mittheilungen des Dr. Ermano, in dessen freundlichem Hause ich angenehme Abendstunden zubrachte. Dieses Haus lag unmittelbar am Wasser, ja genau genommen im Wasser, ganz in venetianischer Weise. Eine Holztreppe führte gerade in die Binnenbucht hinein, die Flut steigt den Bewohnern bis an die oberste Stufe, bis an die Küchenthür hinan, wo man dann von derselben Küchenthür aus ganz bequem Fische angeln kann. Ist das nicht ein Stück von Venedig? Gerade so sah ich den Canale grande die Marmorstufen der berühmten Cadoro, des „Goldpalastes" der ehemaligen Tänzerin Taglioni, bespülen — Venedig und Ilheos, beide Inselstädte, und doch so himmelweit verschieden, jenes mit Tausenden von Palmenschaften aus Marmor gehauen, dieses umwuchert von Kokospalmen! Canot und Gondel, wie sind sie doch so weit auseinander und doch mit wie tief poetischen Klängen hat mir das Plätschern beider Ohr und Herz erfüllt!

Noch lag das kleine friedliche Ilheos im Schlummer; als unser Parana schon zu rumoren begann und sich in Bewegung setzte. Als ich mich oben auf dem Hinterdeck des Schiffes etwas über die Brustwehr hinlehnte, um die hübsche Sceuerie beim Scheiden noch einmal zu betrachten, glitt mir — ich erzähle das besonders Reisenden zur Warnung — aus der Seitentasche meines Rockes mein Portefeuille heraus und fiel in das Wasser, mit ihm alle meine Briefe, all mein Geld, was ich zu meiner Excursion nach den Südhäfen der Provinz Bahia bestimmt hatte, gerade 300 preuß. Thlr.!

Hätte ich entweder mein Geld oder meine Empfehlungsbriefe verloren, ich würde mir mit der mir bleibenden Hälfte

vollkommen gut zu helfen gewußt haben. Aber so wie ich dastand, war meine Lage ebenso komisch wie ärgerlich. Mit fünf Kupferstücken, die mir die Ironie des Schicksals in der Tasche gelassen hatte, sollte ich eine Reise von einigen hundert Meilen, Flußexpeditionen und Landexcursionen machen, die Aufgabe war nicht klein. Zwar hielt man den Dampfer an, zwar setzte man ein Boot aus, zwar sah man die Brieftasche noch eine Zeit lang treiben, aber sie fand sich nicht wieder und wir gingen in See, um noch am selben Tage den nächsten Hafen Canavieiras zu erreichen an der Mündung des Rio-Pardo, welchen Fluß ich eine Strecke aufwärts verfolgen wollte, wenn ich auch im nächsten Augenblicke noch nicht wußte mit welchen Mitteln.

Guter Rath aber ist nicht theuer, wenigstens war er auf unserm Dampfer nicht theuer. Sehr dringend rieth mir zuerst ein Passagier, ich möchte künftighin mir einen Knopf auf meine Seitentasche nähen lassen. Ich dankte ihm von ganzem Herzen für den Rath, erklärte aber dennoch, daß ich ihm noch viel dankbarer gewesen sein würde, hätte er mir den Rath 24 Stunden früher gegeben. Viel praktischer verfuhr der Dr. Magalhaens, der in Canavieiras wohnte und selbst wohlhabender Landbesitzer am Rio-Pardo war. Augenblicklich machte er mir durch die allerfreundlichsten Anerbietungen meinen Verlust verschmerzbar, und wir setzten im heitersten Humor die Reise fort.

Da sprang, gerade mitten zwischen Ilheos und Canavieiras, auf unserm schwer lecken Schiffe ein Tubus in der Maschine! Das war erst die rechte Misère! Hätten wir schlechtes Wetter gehabt, es hätte uns schlimm gehen können. Aber der Himmel war ebenso rein blau, wie der Küstenocean seegrün war. Kaum regte sich eine Welle; die Küste lag kaum eine Meile fern von uns und wir konnten das Oertchen Una, ein Fischerdorf, sehr genau erkennen. Und da

nun auch unsere Passagierzahl nur klein war und wir vollkommen gut in unsern Booten Platz gehabt hätten für den Fall, daß wir unsern alten Dampfkasten hätten aufgeben müssen, so setzten wir allen Widerwärtigkeiten die heiterste Stimmung entgegen. Während die Matrosen pumpten, flickte unser Maschinist ganz gemüthlich seinen Tubus wieder zusammen. Wir Passagiere lagen oder gingen je nach Laune auf dem Verdeck umher, alle seelenvergnügt, ich am allermeisten, denn nun hatte ich, wenn unser Parana gesunken wäre, am wenigsten zu verlieren.

Doch ging alles vortrefflich. Unsere Maschinenflickerei gelang nach einigen Stunden und der Parana lief ungehindert weiter. Schon um 1 Uhr sahen wir einen weißen Thurm am Ufer stehen, die Atalaia oder Baake von Canavieiras, in deren nächster Nähe wir das Wrack eines kleinen Schooners erkannten und einige Menschen, welche sich eifrig mit der Bergung der Ladung beschäftigten, — ein ungemein aufmunternder Anblick für Reisende, die mit einem erbärmlichen Schiff dieselbe gefährliche Barre machen, und unmittelbar an Sandbänken und rollenden Wellen hinfahren sollen.

Allerdings ist die Barre, die Einfahrt von Canavieiras, gefährlich genug. Wenn sie auch zur Zeit der vollen Flut für mäßige Fahrzeuge Wasser genug hat, so ist doch diese Tiefe, dieser Kanal im Küstenwasser so eng, so gewunden, daß man eigentlich beim Ansegeln gar kein ruhiges Wasser zu sehen bekommt, und ohne eine sorgfältige Lootsenweisung nimmermehr den Weg finden möchte.

Um diese Lootsenweisung möglichst leicht und praktisch zu machen, hat man am Ufer jene weiße Baake errichtet, welche eben mit einem beweglichen Flaggenstock versehen ist. Das ansegelnde Schiff gibt mittels gewisser Flaggensignale seinen Tiefgang kund, und wartet nun, bis es durch ein antwortendes Signal — eine weiße Flagge — herangerufen wird.

Je nachdem der Flaggenstock nun nördlich oder südlich weist, oder gerade steht, wird der Cours auf dem Schiff eingehalten. So dampften auch wir nach jener Weisung etwas nördlich vom Thurm einige Klafter gerade auf den Strand los, dann in dessen nächster Nähe und parallel mit ihm einige Klafter südlich, und zuletzt westlich gerade in die sich aufthuende Mündung des Rio-Pardo hinein. Wenn auch eben kein Wind das Meer bewegte, so rollte doch die andringende Flut ziemlich bedeutend gegen den Ufersand auf, sodaß wir alle mit etwas gespannter Aufmerksamkeit dem Experiment folgten und, nachdem wir in die Flußmündung eingelaufen, angesichts der hinter uns liegenden Brandungen eigentlich nicht begriffen, wie wir hindurchgekommen waren. Beim vollsten Hochwasser steht auf der Barre 12 Fuß Tiefe, sodaß bei ruhiger See das Dampfboot nicht leicht auf den Grund stößt, wie oft ihm das auch bei bewegtem Meer begegnen kann. Diese Einfahrt findet sich auf 15° 40′ südl. Br.

Auf einem spiegelglatten Fluß fuhren wir einige Minuten hin, und hielten bald vor der Villa von Canavieiras.

Man kann aber nichts Einfacheres und Bescheideneres sehen als das Oertchen Canavieiras. Ein großer, grüner Rasenplatz dehnt sich nördlich längs des Flusses aus. Auf ihm liegen einige Häuserreihen, über welchen sich wieder unvermeidliche Kokospalmen wiegen. Ein fernes Waldgebüsch und Rhizophorenvegetation schließt das Ganze ein. Das ist wirklich das Ganze, ein kleines, armseliges Ganze.

Und dennoch stiegen wir fröhlich und vergnügt an das Land. Die Nachmittagssonne glitzerte auf den Palmenblättern, um welche einzelne Papagaien schreiend umherflatterten, ohne daß es jemand einfiel sie zu schießen. Diverse kleine Kinder, Neger, Indianer und anderes bunte Menschengemisch, trieben sich auf dem Rasen umher. Gemächlich schauten erwachsene Leute aus den Thüren und glaslosen Fenstern ihrer

einfachen Häuschen. Einige Kühe, Schafe und Ziegen weideten harmlos umher in der Straße, denn die Straße ist eben der Rasen, längs dessen ein schmaler Fußsteg bescheiden hinführt.

So hat das Ding Canavieiras keinen Anfang, kein Ende, keine Straße, keinen Platz, keinen Markt, kaum eine Kirche, die nur daran zu erkennen ist, daß vor ihr auf dem weiten Rasenplatz ein großes hölzernes Kreuz steht. Einige Kaufläden bemerkt man, einige Handwerker, zwei evident deutsche Schuster, die förmlich einen Schreck bekamen, als ich sie deutsch anredete, — sonst viele indianische Gesichter, namentlich Frauen, und überall hohe, 80 — 100 Fuß herausragende Palmen: so sieht die Einwohnerschaft von Canavieiras aus, die sich ohne die Bäume auf 400 Seelen belaufen mag, und größtentheils vom Faulenzen und den am Strande herumlaufenden Krabben lebt. Von selbst fallen die Nüsse von den Bäumen; fast von selbst wächst die Mandioca auf dem Sandboden; Fische gibt es in Menge im Flusse und seinen Nebenarmen; zu Tausenden laufen große Taschenkrebse unter dem Junglegebüsch zur Ebbezeit umher. Da ist denn das Leben gar leicht gefristet und sehnt sich nach Ruhe und faulenzendem Frieden, zu welchem die Palmen, diese Symbole des Friedens und der Ruhe, Ja und Amen flüstern.

Mit dem Dr. Magalhaens ging ich nach dessen hübscher Wohnung, und quartierte mich ohne weiteres bei ihm ein ganz nach Art jenes Bänkelsängers in Venedig, der dem versammelten Volke vorsang, wie er einmal Prügel bekommen hätte in einem Lande, weil er von seinem Wirthe eine Rechnung verlangte.

Wenn nun auch mein guter Doctor und sein Associé Albuquerque mir, falls ich sie um eine billige Rechnung gebeten hätte, keine Prügel gegeben haben würden, so hatte ich doch wirklich von ihrer Zuvorkommenheit förmlich zu leiden. In

aller nur möglichen Weise suchten sie mich durch Freundlichkeiten in Canavieiras zu fesseln, sodaß ich allerdings nicht mit dem Parana weiter gehen konnte, sondern für einige Tage in Canavieiras mein Standquartier nahm, statt gleich nach Caravellas weiter zu gehen, wie das anfangs in meinem Plan gelegen hatte.

Wie wenig Interesse mir nun auch Canavieiras selbst bieten konnte, so erschien mir doch die ganze Gegend bemerkenswerth genug, und ward mir immer bemerkenswerther, je mehr ich in den ersten Gesprächen mit meinen neuen Freunden daselbst die Wichtigkeit des ganzen Landes, zumal längs seiner Flüsse kennen lernte.

Bei Canavieiras und südlich von demselben eilt ein Geschwisterpaar von Flüssen dem Meere zu, an dessen Ufern, wie vereinsamt sie auch noch erscheinen mögen, die Cultur ihren ersten Weckruf gethan hat, und vielleicht eine kleine Welt regen Lebens, Anbaues und Handels in den nächsten Decennien schaffen wird, deren Ausgangspunkt immer der kleine Ort Canavieiras sein wird.

Ich will hier keine zusammenhängende Skizze der beiden aus der Provinz Minas-Geraes kommenden Flüsse Jequitinhonha und Rio-Pardo geben, zwischen denen ein dritter kleiner Fluß, der Rio-da-Salsa nur als Verbindungsglied zu nennen ist. Wer mich auf meinen Ausflügen von Canavieiras aus begleitet, wird sich leicht selbst ein geographisches Bild schaffen können von den genannten Küstenströmen, welche in ihren directen Mündungen bei der Stadt Belmonte, bei Canavieiras und in einigen eigenthümlichen Zwischengliederungen unter sich nach Norden hin mittels der Flüsse Porim und Commendatuba das offene Meer aufsuchen.

Meine wackern Freunde, Dr. Magalhaeus und Albuquerque, die zur Erweckung des Lebens am Flußpaar, das ich eben bezeichnete, rüstig beitragen, besonders durch einen ausgedehnten

Handel mit Nutzhölzern, und manche andere Landesproducte exportiren, versahen mich vor allen Dingen mit Geld zu meinen beabsichtigten Flußstreifereien, sodaß ich schon am nächsten Morgen zur Befahrung des Rio-Pardo aufbrechen konnte, zunächst bis zur Anpflanzung eines bekannten Oberstlieutenants Frederico Vasconcellos de Souza Bahianna, der sich mitten in jene ungeheuere Waldeinsamkeit hineingeworfen hatte, 14 Leguas den Fluß hinauf, und mir bei allem, was ich auf dem Rio-Pardo sehen und besuchen wollte, unumgänglich nothwendig war. An diesem merkwürdigen Mann hatte mir der ehemalige Präsident der Provinz, Cansançao de Sinimbu, freilich einen Brief mitgegeben, aber dieser Brief war mit allen andern Briefen bei Ilheos in das Meer gefallen. Glücklicherweise kennen sich in jenen wenig bewohnten Gegenden alle Menschen. Der Dr. Magalhaens war ein genauer Bekannter vom Oberstlieutenant Bahianna; in wenig Minuten schrieb er mir einen Brief an seinen Freund im fernen Walde, besorgte mir den nöthigen Eßvorrath für die Flußexpedition und ging noch selbst mit mir um 4 Uhr morgens zum Fluß, wo meine zur Fahrt gemietheten Leute mit dem Canot bereit sein sollten. Hier bestieg er den Dampfer Parana, um mit demselben nach dem nahen Porto Seguro zu gehen, und fuhr zur Barre hinaus.

Ich stand allein am Ufer und sah mich vergebens nach meinem Canot um; keine Menschenseele war zu entdecken. Ich ging nach Hause, kam nach zwei Stunden wieder, aber meine Canoeiros kamen immer noch nicht, bis ich endlich die Spur des einen Ruderers entdeckte. Eilend schickte ich ihn aus, die andern herbeizuholen, was er auch mit ungeheuerer Langsamkeit that. Als sich nun wirklich zwei von ihnen zusammenfanden, fehlte der erste wieder. Dann wollten sie erst frühstücken und frühstückten auch wirklich, aber mit einer so furchtbaren Langsamkeit und Pomadigkeit, daß ich auf den ersten

Blick sah, ich hätte es hier, freilich wie fast immer, mit professionellen Faulenzern und Herumtreibern zu thun, ohne daß ich anders als zuredend und bittend mit ihnen verfahren durfte, denn sie waren „freie Leute und Bürger", und ich trug im Gesicht den Typus eines Estrangeiro, eines Fremden, den die Leute in so kleinen Winkeln gar nicht gern sehen.

Um 9 Uhr endlich geruhte die Fraction der brasilianischen Nation, die sich herabwürdigte, einem Fremden als Ruderer zu dienen, ihr Canot in Bewegung zu setzen, ein Halbneger, ein heller Mulatte und ein Indianer, alle drei widerliche, freche Erscheinungen, die ich ruhig gewähren lassen mußte in all ihrer Faulenzerei und Lazzaronennatur. Mein Fahrzeug war 40 Fuß lang und 16 Zoll breit und ungemein passend für den Streifzug.

Anfangs waren die Ufer des Rio-Pardo ganz flach und morastig, und mit lebhaft grünem Junglegebüsch bedeckt. Einen wunderlichen Effect machten hier zahllose Scharen von Taschenkrebsen, welche sich in zwei Arten theilten, die Mehrzahl aschgrau, groß und klotzig gebaut, hochbeinig und vollkommen spinnenartig am Rande des Wassers umherstehend. Mit dem unverkennbaren Ausdruck von gespannter Neugier waren alle Individuen nach uns hingerichtet, und wirklich possirlich war es anzuschauen, wenn sie in einzelnen Abtheilungen davonliefen, meisteus immer nach rechts hin, wie denn bei allen die rechte Schere, die sie beim Flüchten über den Kopf erhoben, die größere war.

Viel eleganter, gleichseitiger und gleichläufiger erschien mir eine kleinere purfurfarbene Art mit gelben Zeichnungen, welche in Menge zwischen den grauen Plebejern des Sumpfbodens umherschwärmte. Die bunten, weithin glänzenden Thiere sahen wirklich schön aus; sie glichen wandelnden Blumen, ja oft erinnerten sie mich an die glänzende Farbe der Actinien.

Ich traf sie selbst da noch an, wo das Junglegebüsch einer schönen gelben Malvacee weicht, Guachuma genannt, deren Blüte mit der Baumwollblüte auffallende Aehnlichkeit hat. Die ältern Blüten werden vor dem Abfallen roth. Und so lagen sie roth zwischen den rothen Taschenkrebsen umher; bald hielt ich die Blume für einen ruhenden Krebs, bald den Krebs für eine bewegte Blume.

Dann aber erhob sich der Boden zu beiden Seiten des schnell fließenden Stroms. Mehr und mehr bildete sich ein fester Uferrand aus, und eine herrliche Waldvegetation dehnte sich zu beiden Seiten vor mir aus, die ich um so genauer betrachten konnte, als mein Canot hart am Uferrande, wo die Strömung des Flusses viel geringer war, hinstreifte und längs dieses Randes mit Rudern und Stangen fortgestoßen ward. Ja, so dicht fuhren wir unter dem Walde dahin, daß seine hohen Bäume kühlende Schatten über uns warfen, ich selbst mich, obwol ich auf dem Boden des Canots saß, vielfach bücken mußte, um den herabhängenden Zweigen auszuweichen, und unser Fahrzeug mehr als einmal im Gebüsch hängen blieb.

Aus dem dichten Waldchaos, was in undurchdringlichen Wänden auf dem Rande des Flusses sich hinerstreckt, oder oft hohe, spitze Pyramiden bildet, traten nun einzelne Formen deutlich und scharf hervor.

Vor allen andern Bäumen geben die Mengen der blühenden Ingaarten, die meistens weit über den Fluß hinaushängen, dem Walde ein eigenes Colorit. Unpaar gejochte Blätter, deren Mittelrippen an den Zwischenräumen zwischen den Foliolenpaaren geflügelt sind, und Millionen der langen, weißgrünen Staubfäden auf der kleinen Corolla machen die Bäume von weitem schon erkenntlich, während eine viel feinere Blattbildung und zierliche Kugelform der röthlichen Blumengruppen die neben ihnen vorkommenden Mimosen auszeichnen. Viel höher

hinaus ragen hinter ihnen mächtige, wilde Feigenbäume, einzelne Lorberarten, und vor allem die riesigen Lecythisstämme oder Sapucaias, deren hoher, schlanker Stamm leicht kenntlich ist an der auffallend regelmäßig aufgesprungenen Rinde, deren Risse dicht nebeneinander von oben nach unten verlaufen, während die Astentwickelung und Kronenbildung, wie bei den meisten Urwaldsbäumen, auffallend klein ist; alle Vegetationskraft scheint im Stamm vergeudet zu sein und nach Massenbildung zu streben.

In sperriger Astverbreitung und sparsamer Holzbildung des hohlen Stammes stehen Cecropien zu Tausenden umher; manchmal scheinen sie allein den Uferwald bilden zu wollen. Da prangen wol unter ihnen prachtvolle Musaceen, namentlich der rothe Blütenkolben der zweizeiligen Heliconie; man übersieht deren wol an hundert mit einem einzigen Blick, überall entdeckt man den Purpurglanz der herrlichen Bracteen und die elegante Blattbildung.

Und doch ist fast alles, was sich als Rankengewächs, als Kletterpflanze am Fluß auf und ab bewegt, noch glänzender, noch eleganter. Goldgelbe Blüten der Banisterien hängen auf prächtigen grünen Guirlanden hoch oben von den Waldgipfeln herab. Blaue, weiße und gelbe Bignonienblumen, die wir sonst wol auf mächtigen Waldstämmen finden können, bilden am Fluß elegante Ranken und hängen in Menge umher. Aristolochien zeigen edle Blattformen und wunderliche Blüten mit langer Lippe, neben deren linkischen Formen sich weiße, zarte Passifloren gar hübsch ausnehmen. Ungemein häufig kommt eine rankende Solane vor mit der Paradorie, daß ein Staubfaden ganz constant die andern um eine halbe Länge übertrifft. Noch auffallender erscheint die Andiroba, Nandiroba oder Nhandiroba, eine Rankenpflanze ganz eigener Art aus der Cucurbitaceengruppe mit sehr kleiner, braungelber Blüte und eigenthümlich unter dem obern Ende der um-

gebogenen Filamente angewachsenen Antheren. Von den großen runden Früchten fischte ich einige aus dem Flusse auf. Sie erreichen zuweilen die Größe eines Kinderkopfes und haben eine dünne Fleischschicht, in welcher dann eine dünne, aber harte, feste Schale liegt. Diese Schale hat um ihr oberes Drittheil eine kreisrunde, hervorspringende Leiste, die das Abspringen eines Deckels vermuthen läßt, fast wie bei den sonderbaren Früchten der Lecythis ollaria. Auf der Spitze der Rhandirobenkapsel ist eine vom Mittelpunkt ausgehende, dreifache Leiste, von der jeder Arm in einen scharfen Punkt endigt. In dieser Schale, die ein ungemein sauberes Gefäß bildet, liegen 16—20 glatte, von einer rauhen Schale umgebene, sehr ölige Mandeln von fast kreisrunder Form mit zwei großen Kotyledonen und auffallend kleinem Keim, welche ungemein ölreich sind, und zur Gewinnung von Lampenöl vielfach benutzt werden. Die Blattform erinnert mich lebhaft an manche Passiflorenblätter, selbst etwas an unsern nordischen Epheu. Doch erschienen mir die Früchte ganz eigenthümlich, sodaß die Rhandiroben vielleicht neben den Cucurbitaceen eine besondere Familie bilden.

Nun muß ich noch der in ganzen Waldpartien blühenden Cinchoneen gedenken, die ihre dicht zusammengedrängten Blütenbüschel in röthlichen, weißen und blauen Färbungen überall prangend zeigen; noch gedenken muß ich vieler Convolvulusspecies, mancher rankenden Leguminosen und Asclepien, ohne auch nur im geringsten das erschöpft zu haben, was aus der Vegetation am Flusse dem Vorüberfahrenden entgegenblickt. Denn die Menge der Formen ist außerordentlich, und kaum könnte eines kunstsinnigen Gärtners Hand so vieles und mit so vielem Geschmack ineinander pflanzen, wie der Urwald am Rio-Pardo darstellt.

Vom Parasitismus, zumal der Bromelien und Aroideen muß ich ganz schweigen; er ist unglaublich. Auffallend gering

sind dagegen die Palmen vertreten, mir um so auffallender, da ich soeben, von Bahia an, einen Küstenstrich betreten hatte, auf dem die Cocoinenform die so ganz vorwiegende und fast allein tonangebende war. Doch traf ich außer der Palmenkohleuterpe oft die hübsche, schlanke Jussarapalme (Euterpe edulis), deren ganze Bedeutung und Darstellung ich mir aber für eine andere Gelegenheit, nämlich für die Stadt Para, aufbewahren muß.

Neben solchem vielfach verwebten Vegetationstreiben scheint das Thierleben ziemlich zurückzutreten. Und dennoch thut es sich überall kund, zeigt überall seine Formen und Gestalten.

Am meisten charakterisiren einige Vögel den Waldstrom. Unzählige male erblickt man, wo eine Inga, ein Feigenbaum höher über den Fluß hinragt, lange, beutelförmige Anhängsel an den dünnen Aesten und selbst den letzten Zweigen, oft ihrer 50 — 60 dicht nebeneinander. Fast gleichen sie dichten Usneen oder Tillandsien. Und doch sind sie keine derartigen Pflanzenparasiten, — Vogelnester sind es, lang herabhängende, beutelförmige Vogelnester, die künstlichsten Gewebe, die man nur sehen kann, um welche die schwarzen, mit prächtigen gelben Färbungen gezierten Bewohner herumflattern unter ununterbrochenem Schreien und Zwitschern.

Japus werden die kühnen Erbauer dieser hängenden Nester genannt, Icterusarten, meistens Icterus xanthornus, dazu die drolligsten Gesellen. Den ganzen Tag schreien und zanken sie sich umher; jeden Thierlaut ahmen sie nach, jegliche Waldesstimme ist in ihrer Gewalt; ununterbrochen schnalzt, pfeift, flötet es in ihren Scharen. Keinen Augenblick können sie ruhig sitzen; immer müssen sie sich balgen; mit solcher Wuth beißen sie sich manchmal, daß ich ein Paar, was vielleicht eine ernstere Sache auszufechten haben mochte, unter wildem Beißen in den Fluß fallen sah. Nur mit genauer Noth retteten sich die beiden Raufbolde.

Wunderhübsch sehen die Vögel aus, wenn sie so umeinander herumflattern, und lärmend davonziehen nach Art unserer Staare. Prächtig glänzt da in der Sonne das schwarze und gelbe Gefieder der Schar, und man denkt unwillkürlich an Riesenschmetterlinge, etwa an jenen Ajar, wenn er in mattem Fluge um Mittag von einer duftenden Alpinienblüte zur andern dahinschwebt, ebenfalls prangend in gelben und schwarzen Farbentönen.

Viel stiller treiben in tiefern Regionen dicht über dem Wasser Alcedonen oder Halcyonen von sehr verschiedenen Größen ihr Fischerhandwerk, still lauernd auf einem Ast, und sich jählings hineinstürzend in das Wasser, sowie sich nur eine Beute daselbst zeigt. Niedliche hellgraue Schwalben flattern noch dichter über dem Spiegel des Flusses dahin, während ganz oben über dem Walde einzelne Circaeten umherziehen und kleinere Gavioens, Habichte, dahinflattern.

Das Leben der Vierfüßler scheint am Tage ganz zu schlummern. Ich konnte kein einziges Säugethier den ganzen Tag erblicken.

Auch das Menschenleben ist fast ganz verschwunden am Rio-Pardo. Man begegnet wol einzelnen Canots, einzelnen Flößen; sie fallen aber im weiten Raum verhältnißmäßig ganz fort. Die in ihnen rudernden Menschen erinnerten mich fast an die eben besprochenen Japus, denn auch ihr Colorit schillerte zwischen gelb und schwarz. Oft war der Popeiro ein Neger, der Proeiro ein gelber Indianer (Proeiro gebildet von proa, Vorderschiff — Popeiro von popa, dem alten puppis, Hinterschiff — also Ruderer vorn im Canot und Steuermann hinten im Fahrzeug). Einmal begegnete ich einem Canot mit nur zwei indianischen Frauen, Mutter und Tochter, die im Vorbeifahren mit einem meiner Canoeiros ein sehr cordiales Gespräch hielten. Die Tochter, noch blutjung, hatte ein hübsches, frisches Ansehen. Mein Indianer

fragte sie, was ihre Kinder und ihr Mann machten. Das junge Ding, scheinbar noch ein fröhliches Kind, war also längst verheirathet. Sie schien sich aber in ihrer Ehe ungemein wohl zu fühlen, und hatte auf ihrem braunen Teint hübsch rothe Backen.

An den untersten Meilen des Flusses, wo das Land noch sumpfig ist, hat sich noch kein Mensch angesiedelt. Kaum sieht man eine Picade in den Wald hineingehauen, als Zeichen, daß man nur erst Nutzholz im Dickicht gefällt hat. Erst höher hinauf erblickt man einzelne Anfänge von Cultur, und kleine Menschenwohnungen, freilich noch urzuständlich genug, aber dennoch hinreichend für die Nothwendigkeiten des Lebens, Nothwendigkeiten, die über Essen und Trinken noch nicht hinausgehen und das Menschenleben noch auf seiner letzten Stufe charakterisiren.

Ich konnte einen am Rio-Pardo liegenden Landsitz des Dr. Magalhaens, an dessen Feitor ich einen Brief hatte, um von ihm für die Nacht im kleinen Urwaldshäuschen beherbergt zu werden, nicht mehr erreichen. Als es dunkelte, waren meine japufarbigen Gondolieri zu faul, um noch ein gutes Stück Weges zu machen. Sie schlugen mir vor, mit ihnen zu einer ihnen befreundeten Familie zu gehen, wo wir die Nacht bleiben könnten.

Die Kerle waren rechte Lazzaronis, und so konnte ich eben nichts Erhebliches von ihren Freunden im Gebüsch erwarten. Doch trug ich nicht das allergeringste Bedenken, mich ihnen, wenn ich auch ganz allein war, anzuvertrauen für den Wald und die Nacht. Wir kletterten am Baranco des Flusses aufwärts und gingen, nachdem unser Canot wohl angebunden war, mit unsern Sachen durch das Gebüsch, und eine beginnende Anpflanzung that sich auf. Bald standen wir vor einem höchst bescheidenen Lehmhäuschen, dessen Bewohner, Abkömmlinge vom indianischen und afrikanischen Stamm, ein

Alter mit zwei verheiratheten Töchtern und einem Schwiegersohn, mich so freundlich wie möglich aufnahmen, obgleich ich, ein ihnen ganz wildfremder Ankömmling europäischen Ursprungs, sie anfangs in hohem Grade befangen machte, sodaß nur mein alleroffenstes Benehmen sie aus ihrer Verlegenheit ziehen konnte. Mit echter Urwaldsgastlichkeit bereiteten sie uns Essen, und quartierten meine drei Canoeiros in ein Nebenhäuschen ein, während ich selbst mit der Familie blieb im kleinen, engen Raum des Wohnhäuschens, dessen Hinterabtheilung den Frauen und dem Schwiegersohn zum Schlafgemach diente.

Könnte ich doch jeden in Europa reisenden Culturmenschen nur eine Stunde in solche Lage bringen! Ich sage nichts von der tiefen Waldeinsamkeit, von dem armseligen Lehmhäuschen, von der aus aller europäischen Sitte heraustretenden Lebensweise. Nur von dem Vertrauen, diesem an volle Blindheit grenzenden Vertrauen will ich reden, womit hier der Mensch dem Menschen gegenübertritt, der Europäer ganz allein der Gruppe farbiger, dunkelbrauner Waldmenschen.

Ich saß allein im halbdunkeln Raum; an der Wand hing eine qualmende Oellampe. Durch eine halboffene Thür lauschten die seltsam von meiner Erscheinung angeregten braunen Leute, aber ohne das geringste Mistrauen. Gleich beim Kommen hatte ich vor allem meine Flinte und meine Pistolen abgelegt, erstere scharf geladen, letztere nicht. Der Alte hatte seine lebhafte Freude an meinen Waffen, besonders meiner Jagdflinte, und schalt mich, daß ich, allein wie ich wäre, meine Pistolen nicht geladen hätte. „Im Walde muß man immer voll bewaffnet sein", sagte er hitzig, und wußte mir, nachdem er meine Flinte, meine einzige Waffe, sorgsam weggestellt hatte, hinreichend von Waldgefahren und Vertheidigungsnothwendigkeiten zu erzählen. Vor allem kamen auch hier Geschichten von Negern und wilden Indianern vor, gegen

welche letztere ein bitterer, tödlicher Haß herrscht. Vor einigen Monaten noch hatte der Bruder des Schwiegersohns einen Pfeil durch die Schulter bekommen. Weiter den Fluß hinauf hatten die Indianer ein Ehepaar, welches neben seiner kleinen Ansiedelung arbeitete, grausam erschlagen; am folgenden Tage zeigte man mir den Baumstamm, an welchem die Unglücklichen erschlagen worden waren. Nicht minder blutig klangen auch die Negergeschichten, kurz, der alte braune Mann überzeugte mich vollkommen, daß man „im Walde immer voll bewaffnet sein muß".

Bei solchen Erzählungen sank die Nacht herab. Auf einer Art von festem Tisch in einer Ecke machte mir die verheirathete Tochter ein Lager zurecht. Die braune, kühne Frauengestalt sah wirklich prachtvoll dabei aus. Ihr weißes Hemd bedeckte nur höchst unvollkommen den elastischen Oberkörper und zeigte kräftige Formen; aber nicht im mindesten befing der Zustand einer halben Nacktheit die jugendliche Person. Als sie darauf ihr Kind, einen tiefnußbraunen, reizenden kleinen Kerl von mindestens einem Jahre und der gelungensten, festesten Textur, vor Schlafengehen stillte, setzte sie sich auf einen kleinen Klotz, analysirte mich von unten bis oben und verschlang jedes meiner Worte, sie, das vollste Bild einer braunen Ubertas.

Nun gingen alle zur Ruhe. Ich schlief auf meinem Tische, der Alte neben mir auf der Erde; die andern lagen im Nebenzimmer. Ein gegenseitiges Vertrauen, wie man das in einem europäischen Walde unter solchen Verhältnissen wol nicht finden möchte, ruhte in allen.

Und dennoch schlief ich wenig. Der Alte hatte mir das vorhergesagt; er hatte mir ein Concert angekündigt. Wirklich brach, als der Mond hoch über dem Walde stand, ein Thierconcert draußen los, wie ich es noch nie gehört hatte. Der ganze Wald schrie, sang, pfiff, winselte, heulte, und zwar

manchmal in der allernächsten Nähe des Hauses. Ich weiß nicht, ob es Menschen oder Thiere waren, Säugethiere oder Vögel, Amphibien oder Insekten, die das wilde Orchester bildeten. Vielleicht waren es aus allen diesen Gruppen Repräsentanten, die mir fast ein Grausen machten. Ich mußte mich aufsetzen und dem wilden Geheul zuhorchen. Da es mir aber vorkam, als ob nicht ein einziger der Schläfer im Hause sich vom Waldgewinsel wecken oder erschrecken ließ, so legte auch ich mich unbedenklich wieder nieder und schlief ganz prächtig.

Am Morgen sollte ganz früh aufgebrochen werden. Aber erst mußte ich den Kaffee abwarten, den als ein Product ihres eigenen Gartens meine braune Wirthin mir braute. Dann kamen meine Canoeiros, und wir schieden von den freundlichen Descendenten der Wildniß. Dem Alten ließ ich später von Canavieiras zum Dank und Andenken meine Flinte zuschicken, mit der er wie ein Kind geliebäugelt und gespielt hatte.

Wir fuhren den Fluß weiter hinauf und kamen an manchen kleinen Niederlassungen vorbei, wenn man mit diesem Wort die ersten, geringen Versuche einer eben beginnenden Halbcultur bezeichnen will, wo zwischen umgehauenen Waldstämmen eben etwas Mais und einige Cacaobüsche aufgrünen, und ein armseliges, graues Wohnhäuschen dem Ansiedler Schutz gegen Regen und Sonne und ein Obdach zum Schlafen gewährt.

Um 4 Uhr nachmittags kamen wir zu einer größern Klärung am Walde. Auf einer langen, frischgrünenden Weide gingen etwa 30 Kühe, Ochsen und Stiere umher. Bis oben in den Bergwald hinauf zog sich ein beginnender Ackerbau. Mitten im weitern Bilde der Waldzerstörung lag ein Gehöft mit einem netten steinernen Wohnhause. Ich war am Ziel und vor der Pflanzung des Oberstlieutenants Augusto Frederico Vasconcellos de Souza Bahianna.

Der Oberst, eine frische, kräftige Mannesnatur, eben über 40 Jahre alt, empfing mich mit der größten Zuvorkommenheit und Gastlichkeit. Wir waren gar bald bekannt miteinander und befreundeten uns, je mehr wir uns einander näherten.

Aus einer guten und wohlhabenden Familie entsprossen, hatte der Oberst vor einigen Jahren am Rio-Pardo, etwa 14 Meilen den Fluß hinauf, drei Quadratleguas Urwald angekauft und sich, mit rüstigen Kräften zum Anbau versehen, daselbst angesiedelt, der erste gebildete Anbauer in der ungeheuern Waldeswildniß, ein Unternehmen, wozu allerdings großer Muth und eiserne Beharrlichkeit gehörte.

Zuerst wohnte der Oberst auf dem linken Ufer des Flusses, gerade da, wo ein hübscher Nebenfluß, der Ribeiro-Verde, aus den Waldbergen hervorkommt. Da aber auf jenem Ufer wilde Botocuden sich häufiger zeigten und selbst blutige Spuren ihres Daseins zurückließen, zog der Oberst auf die rechte Seite hinüber, wo sich denn allmählich das jetzige Gehöft, Paraiso genannt, entwickelte.

Ein seltsames Paradies, jenes am Rio-Pardo, dem Ribeiro-Verde gegenüber! In einem hübschen Garten von Orangen, Kaffeebäumen, Kokospalmen, Bananen, Weinreben und Mangabäumen, denen sich wirklich alles hinzugesellt, was man in einem brasilianischen Garten nur immer erziehen kann, liegt das bescheidene, wohnliche Haus. Zu beiden Seiten der Anlage zieht sich eine schöne Weide längs des Flusses hin; ein herrliches Stück Anbau erstreckt sich im Hintergrund gegen die Waldhöhe aufwärts. Schon recht vieles ist gethan, schon ein stattliches Terrain der Wildniß abgekämpft. Steigt man aber, wie ich das gleich anfangs mit dem Obersten that, an jene Höhe aufwärts bis zum Waldrand, da erscheint unten in der Tiefe nur ein schmaler Saum von Anbau längs des Flusses; ein noch viel schma-

lerer liegt auf dem andern Ufer, wo sich fünf bis sechs indianische Familien, Arbeiter des Obersten, die sich dort so viel Land anbauen dürfen, wie sie nur immer wollen, angesiedelt haben.

Meilenweit überblickt man von oben die furchtbare Wildniß; meilenweit übersieht man den Wald, den ewigen, schweigenden Wald — alles Wald, nichts wie Wald! Unwillkürlich versinkt man bei solchem Anblick selbst in Waldesschweigen, als suche man das große Räthsel zu lösen: wie kann dieses Waldmeer durchfurcht, gelichtet, angebaut werden? Des Oceans weit ausgedehnter Raum zeigt doch noch Bewegung! Im Grashügelmeer von Rio-Grande sah ich Scharen von Rindern und Pferden, leichtbewegte Rudel von Hirschen und Straußen! Am Rio-Pardo aber stand ich vor dem tiefsten Geheimniß, aus welchem keinerlei Form, keine Gestaltung, keine Gliederung sich loslösen, keine Bewegung sich kund geben wollte! Kein Dorf zeigte sich, kein Haus, keine Klärung, ja nicht einmal irgendwo eine aufsteigende Rauchsäule als Spur von Menschendasein, nicht einmal eine auffallende Vogelform, die über diesen Averner Wald hingestreift wäre!

Und in dieser Einsamkeit hat ein Mann sein Hauptquartier aufgeschlagen, der ein angenehmes Leben mitten in der besten Gesellschaft führen könnte, der es aber, während seine Familie sich zur Erziehung der Kinder in Bahia aufhält, vorzieht, ein echter Oberst im Kampf gegen Wildniß von Urwald, Urwaldsmenschen, Urwaldsthieren zu sein und immermehr zu werden, der eigentliche Vorfechter und Gründer der Cultur an den Ufern des Rio-Pardo!

Ehe ich aber weiter auf das einsame Pionnierleben am Fluß, an welchem ich selbst einige Tage theilnehmen sollte, eingehe, will ich erst meine weitere Flußschiffahrt erzählen.

Einige Tagereisen weiter den Fluß hinauf sind vor mehreren Jahren höchst bedeutende Marmorlager entdeckt worden,

und mitten zwischen ihnen eine schöne Grotte, welche seitdem den Namen des „Oratorio“, Betsaals, erhalten hat. Mir war so viel von jener classischen Stelle gesagt worden, ja beim Obersten sah ich so viele prachtvolle Marmorproben umherliegen, daß ich, wie schwierig man mir auch solche Expedition, zumal bei ungünstigem Wasserstande, vorstellte, mir fest vornahm, den Rio-Pardo noch vier Tage weiter hinauf zu gehen, denn so viel Zeit gebrauchte ich, um gegen den wilden Fluß aufwärts bis zu den Marmorlagern vorzudringen.

Ebenso leid, wie mir es selbst war, that es dem guten Obersten, daß er mich nicht begleiten konnte. Er mußte gleich nach dem Weihnachtsfest nach Bahia reisen und hatte noch viele Vorbereitungen dazu zu treffen. Dagegen schloß sich mir ein Gastfreund des Obersten, ein Herr Borges, der sich gerade in denselben Tagen am Fluß angekauft hatte, mit großer Freude an, und ich konnte keinen bessern Reisegefährten zu meiner Expedition finden als diesen aller Waldsituationen vollkommen kundigen Mann.

Doch war weder mein Canot noch meine Canoeiros zur Reise aufwärts zu benutzen; letztere hätten um keinen Preis die Weihnachtstage zu einer Waldtour hergegeben. So entbot denn der Oberst fünf rüstige Indianer von seinen Arbeitern und gab uns außerdem noch einen schwarzen Koch aus seinem Hause mit.

Außerdem mußten noch einige andere Vorbereitungen getroffen werden, um die Fahrt zu einem glücklichen Resultat zu bringen. Ganz besonders mußte ein langes Schleppseil aus Schlingpflanzen zusammengeflochten werden, vermittelst welches unser Canot an wildern Stellen des Stroms aufwärts gezogen werden sollte, wo Ruder und Stangen den Dienst versagten. Namentlich großen Widerstand hatten wir zu erwarten zwei Meilen vom Paraiso aufwärts, wo drei

Stromschnellen, Cachoeiras, die Schiffahrt sehr gefährlich machen — die erste genannt Cachoeirinha (kleine Stromschnelle), die zweite Prejuizo (Schaden), die dritte Funil (Trichter) geheißen, welche letztere als höchst wild und ganz besonders gefährlich bezeichnet ward. Die Indianer meinten, wenn sie den Fluß anblickten, von vornherein, wir würden gar nicht hindurchkommen, auf jeden Fall aber in mancherlei Gefahr gerathen.

Dennoch brach ich am 24. December mit Herrn Borges und den sechs Leuten auf. Wir hatten ein ausgesucht passendes Canot von 40 Fuß Länge und 20 Zoll Breite, recht eigentlich gemacht, um schlimme Stromschnellen zu durchschneiden. Wohlgemuth fuhren wir den Fluß hinauf, aus dessen Bett bald einzelne Felsenpartien auftauchten, ohne jedoch außer stärkerer Strömung unserer Schiffahrt irgendwie hinderlich zu werden. Ein großer, dreigetheilter Felsblock, der mitten im Fluß liegt, hat sogar schon einen besondern Namen, „Die drei Schwestern", bekommen.

Hier ist ein kleiner Militärposten zu Schutz und Trutz angelegt worden, hier wohnt auch der letzte Anbauer, sodaß nun bis zu den nächsten Anwohnern des Flusses über 60 Meilen der tiefsten Wildniß vor uns lagen. Kein Wunder, wenn uns die wenigen Leute an jenem Militärposten mit Verwunderung zuschauten und uns glückliche Reise wünschten.

Auf alle Eventualitäten gefaßt, namentlich reichlich mit geladenen Flinten und Büchsen gegen wilde Indianer versehen, zogen wir mit unserer neuen Argo in die Wildniß hinauf und kamen bald an die Cachoeirinha. Der Rio-Pardo war vom Regen geschwollen und schmuzig grau. In schäumenden Wirbeln, eine Welle die andere überstürzend, schoß der Fluß brausend durch den einengenden Paß. Unter großen Anstrengungen brachten die Indianer das Canot in die rauschende Gasse. Wir alle arbeiteten mit voller Kraftauf-

bietung mittels Ruder und Stangen und zogen uns auch wol an den Aesten hinübergestürzter Waldbäume aufwärts. Glücklich kamen wir hindurch, obgleich mich das böse Manöver im Stromaufruhr allerdings etwas befangen gemacht hatte.

Wir kamen zur zweiten Stromschnelle, dem Prejuizo, wo die Indianer mich und den Herrn Borges mit allen unsern Sachen vorher aussetzten auf die Felsen und sich auskleideten, während wir die Porphyrmassen überkletterten und hoch herab von festem Standpunkt dem Kampf der braunen Männer mit dem tobenden Element zuschauen konnten.

Auf einzelnen Felsblöcken stehend, oft halb an ihnen hängend und manchmal fast bis zur Brust im wild dahinstürzenden Fluß sich gegen dessen Wasser anstemmend, suchten sie das Schleppseil bis zu einem besonders überspringenden Felsen zu leiten, wo sie es dann anzogen und das Canot in etwas ruhigeres Wasser brachten, unter der augenscheinlichsten Gefahr hinabzustürzen und vom rasenden Fluß fortgerissen zu werden, aus welchem an ein Entkommen wol nur schwerlich zu denken gewesen wäre.

Nach einigen Minuten Ausruhens machten sie sich dann an die letzte Stelle, den Funil oder Trichter.

Mit Recht heißt diese Stelle der Trichter, denn sie bildet einen wirklichen Trichter. Der oberhalb des berüchtigten Loches nahezu 200 Fuß breite Fluß wird durch Felswände zu einem Kanal eingeengt, der an seiner schmalsten Stelle keine 40 Fuß breit sein mag. In den wildesten Wirbeln tobt der ganze Fluß dort hindurch und gerade da am heftigsten, wo er an und unter einem herüberhängenden Felsenhaken eine Biegung macht. Alles ist Aufruhr, schmuziger Wasserwirbel, grauer Schaum und lautes Brausen, ja dem Unkundigen scheint es Wahnsinn zu sein, ein Fahrzeug durch den Trichter schleppen zu wollen.

Und wirklich war das Bemühen der Indianer, unser Canot

aufwärts zu ziehen, vergeblich. Sie konnten auf den Felsenwänden keinen passenden Punkt gewinnen, von welchem aus sie die Regeira, das Schleppseil, anziehen konnten. Zudem sah ich sie vom Vorsprung, auf welchem ich stand und in die wilde Scene hinabschauen konnte, mehr oder minder in augenscheinlicher Lebensgefahr. Um meinetwillen sollte wahrhaftig kein Unglück geschehen. Ich rief die Indianer ab von ihren gefährlichen Postirungen und ließ das Canot in eine stille Seitenbucht zwischen einzelnen Felsblöcken bringen, von wo aus uns noch eine Möglichkeit erschien, das Canot, falls es nicht zu schwer war, auf trockenem Wege um den Funil herumzutransportiren, von wo aus dann der Fluß bis zum Oratorium, jener Marmorhöhle, keine bedeutende Schwierigkeiten bieten sollte.

Wirklich hatte man an jener Stelle schon Canots über die Felsen hingezogen. Wir fanden sogar noch Baumstämme und Knüttel, die zwischen den Gesteinmassen zu Unterlagen gedient hatten und uns so die Richtung zeigten, welche wir am passendsten nehmen konnten. Mit Benutzung all dieses vorhandenen Materials gelang es uns zwar, unser Canot auf das Trockene zu bringen, aber weiter konnten wir das schwere Fahrzeug auch keinen Zoll bewegen, was wir auch an Hebeln und Stützen anwenden mochten. Nach einer Stunde der heftigsten Anstrengungen mußten wir abstehen von unserm Vorhaben.

Nun blieb noch eins übrig. Wir hätten unser Canot liegen lassen und mit der Boussole uns eine Picade durch den Wald hauen können. Ich hatte zwei Kompasse bei mir; wir hatten auch Waldmesser und Proviant. Seitdem ich aber in der Serra-Geral von Parana gelernt hatte, was es heißt, eine Picade zu machen durch Gegenden, von denen noch keine Karte existirt, und durch Waldungen, deren Terrainverhältnisse man nicht voraussehen kann, so dachte ich eben auch

nur einen Augenblick an solche Picadenschlägerei! Vielleicht hätten wir, wenn wir auch Waffen genug dazu hatten, ein Gefecht mit den Wilden haben können, dessen Folgen für uns keineswegs bestimmt abzusehen waren, gar nicht zu reden von so manchen Eventualitäten, die der Urwald bieten konnte.

Da thaten wir denn das Verständigste, was wir thun konnten; wir lagerten uns auf den platten Felsen und hielten ein classisches Mittagsessen, dessen ich für immer gedenken werde. Hoch über uns hingen die Waldkronen; hoch über ihnen der blaue Himmel und leichtsegelnde Wolken. In ewigem Tosen stürzte der Waldstrom in seinem Bette dahin; in ewiger Erstarrung warfen die mächtigen Blöcke das rasende Element zurück, und rastlos jagte es weiter. Alles war Naturlaut, Naturleben, Naturwildheit, Naturfriede! Das Treiben der Menschheit, der bändigenden, bildenden, schaffenden, war noch nicht bis hierher gedrungen; noch war hier Strom, Felsen und Urwald in freier Zügellosigkeit und ledig aller Bande!

Zwischen den Felsenspalten, besonders da, wo ein kleiner Wasserstrahl getrennt vom Hauptfluß zwischen den Blöcken hindurchläuft, fand ich eine Menge kleiner, klarer Rollsteine, unter ihnen zahlreiche „Wassertropfen", Pingas de agoa genannt, falsche Diamanten, die mir weiter nichts als abgerollte Bergkrystalle zu sein scheinen, aber merkwürdig klar sind, besonders wenn man sie naß macht. Ob auch wirkliche Diamanten dort zu finden sind, weiß ich nicht; man glaubt es allgemein. Unter meinem Funde wollte kein einziger echter Stein erscheinen, und ich wünsche allen nach mir zum Funil des Rio-Pardo kommenden und Steine suchenden Reisenden eine recht große Lese von der echten Sorte.

Nichtsdestoweniger herzlich zufrieden mit meiner Ausbeute und unendlich erbaut von der wundervollen Scenerie um die Stromschnellen des Flusses ließ ich unser Canot wieder flott

machen. Die Indianer baten mich, ich möchte gleich am Funil einsteigen; sie meinten, wir würden gewiß ohne Anstoß und Gefahr durch den Prejuizo hindurchlaufen. Und da nun auch mein Begleiter Borges keinen Anstand nahm, sich dem tollen Element anzuvertrauen, so folgte ich den braunen Ruderern, die das Experiment des Durchlaufens durch die Cachoeiras schon oft versucht hatten, und stieg, wenngleich mit einiger Spannung, in den Kahn.

Die Indianer stießen ab und brachten das Canot in den Wassertumult des Stroms. Pfeilschnell schossen wir an den Felsenblöcken vorüber; wie auf der Eisenbahn sausten wir durch den Prejuizo, ohne eben das zu nehmen, was sein Name „Schaden" anzeigt. Platt auf dem Boden des nur 20 Zoll breiten Canots sitzend, nur wenige Zoll mit dem Gesicht entfernt von dem spritzenden Wasser und in der nächsten Nähe von Felsen vorbeischießend, im Zusammenstoßen mit welchen man ziemlich unfehlbar das Leben verlieren würde, machte ich eine Rutschpartie vom allerdrastischsten Verlauf und zu großem Jubel meiner Indianer, die mit lautem Schreien und Hantieren von Rudern und Stangen beide Stromschnellen ungemein geschickt passirten. In wenigen, allerdings höchst spannenden Secunden durchflogen wir denselben Theil des Flusses, dessen Zurücklegung aufwärts uns kurz vorher Stunden gekostet hatte.

Schnell trug uns nun auch ferner der Strom abwärts, und ehe es noch Abend war, saß ich wieder beim guten Obersten Bahianna, und der stillste Weihnachtsabend, den ich je begangen habe, brach herein. Der ganze Wald ward zum Christbaum; an seinen dunkeln Laubkuppeln glänzten glückselig die stillen Sterne. Viel bewegter war das Leuchten phosphorescirender Käfer in Gras und Gebüsch. In häufigen Exemplaren schoß der Elater noctilucus, dessen Leuchtorgane im Brustschild liegen, schnell dahin am düstern Wald,

als wäre er ein kleines Meteor, während im mattern Lichte Tausende von Lampyrinen durch den feuchten Wiesengrund zogen, lebendige Irrlichter des Grases, wie sie denn ja recht eigentlich Vagalumes (vagar umherirren, lume Licht) im Portugiesischen genannt werden.

Gar zu gern blieb ich die Weihnachtstage oben am Rio-Pardo und lebte, wenn auch nur für einige Tage, das ganze Leben auf dem Vorposten der letzten Cultur mit. Immer und immer sah ich Anbauergeschichten Cooper's an der Susquehannah vor mir, überall seine Kämpfe gegen den Urwald und dessen Wildnisse. Aber unendlich viel ferner vom Zusammenhang mit Menschengesittung leben doch die Anbauer am Rio-Pardo als jene damals in Nordamerika beim Richter Marmaduke Temple — nicht der Meilenzahl nach, sondern den Culturzuständen.

Eben im Erwachen ist solch Culturleben am Rio-Pardo, eben in seiner zarten Kindheit. Wie leicht man sich die Möglichkeit wegleugnen möchte, daß noch Indianerüberfälle vorkommen können, so können sie doch noch vorfallen, und man ist auf alle Eventualitäten gefaßt. Immer geladen ist die Kugelbüchse, immer gespannt der Gewehrhahn, gerade wie auf der Estancia dos Indios im Hochland von Sta.-Catharina! Morgens früh, wenn wir im Canot über den Rio-Pardo fuhren, um uns in den kalten Strudeln der reizenden kleinen Cachoeira des Ribeiro-Verde zu baden, nahmen wir die geladene Flinte mit. So idyllisch ist jene Stelle, so tief friedlich! Aus dunkler Waldschlucht kommt ein Bach hervor und rauscht in kleinem, mannichfach getheiltem Wassersturz über Dioritmassen dahin. So köstlich ist dort das Bad. Aber neben dem Badenden steht am trockenen Felsen die geladene Kugelbüchse, denn hinter jedem Baume kann der Verrath lauern. Nicht den geringsten Spaziergang durch seinen Garten macht der Oberst, ohne einen dicken Stock mit

eiserner Pike mitzunehmen gegen alle Vorkommnisse, denn „im Walde muß man immer voll bewaffnet sein", und am Waldesrand, am Rande der Wildniß ebenfalls. Schon einmal drangen meinem Gastfreund die Wilden in sein jetziges Gehöft und nahmen bei schneller Flucht einige eiserne Reifen mit sich fort. Als nicht lange darauf ein zweiter Einfall in die Pflanzung gemacht ward und die Indianer oben am Wald ein Maisfeld plünderten, kam es zu einem Conflict, und ein Indianer blieb, von einer Kugel getroffen, im Felde liegen. Er hatte Pfeile und Bogen bei sich, dazu ein Fouragenetz und zwei kleine, armselige Messer, die er sich aus dem gestohlenen Eisen gemacht hatte. Letztere beide sowie das Netz bekam ich vom Obersten zum Geschenk, ernste, wehmüthige Erinnerungen an Urzustände, deren Wegräumung nicht immer ohne Blutvergießen möglich ist. Der Werdaruf der Cultur in den Wald hinein wird nur zu häufig mit dem schwirrenden Pfeil beantwortet. Oder man kann sich bei der anerkannten Hinterlist und Treulosigkeit der Wilden auf gar keinen Ruf einlassen, sondern schießt das nieder, was sich im Waldesdunkel zeigt, sei es Mensch, sei es Unze, sei es Tamandua! Das einzige, was dabei tröstlich ist, ist nur das, daß da, wo einmal Blut geflossen ist, selten eine zweite Action vorkommt. Die Indianer ziehen sich leicht zurück, wenn sie entweder ein schlechtes Gewissen oder eine Schlappe bekommen haben, und zeigen sich meistens nicht wieder.

Wenn man aber solche blutige Geschichten nicht hört, solche Spuren zurückgeschlagener Barbarei nicht sieht, wie friedlich sieht es da am Rio-Pardo aus! — So manchen kleinen Spaziergang machten wir in den Weihnachtstagen, wie beschränkt auch unser Terrain war. Längs der Rinderweide gingen wir auf dem hohen Rand des Flusses und sahen zu, wie unaufgefordert Kühe und Stiere zu kühlem Bade durch den breiten Fluß, ankämpfend gegen

die starke Strömung, hindurchschwammen. Dann gab es ein Endchen Wald und hinter demselben eine kleine Cacaopflanzung von sauberm Ansehen. Denn die Theobroma Cacáo bildet einen schönen, mit großen, länglichen Blättern reich bedeckten Busch, an dessen Stamm und dickern Aesten, keineswegs an den Zweigspitzen, die hübsche, zarte Blüte vom finnigsten Bau kurz aufsitzt. Den Kelch bilden vier bis fünf weiße Zähne, die Blumenkrone fünf kappenförmige Nectarien, auf welchen ein zartes Blättchen sitzt. Die Nectarien sind roth gestreift; die fünf Staubfäden mit nach außen stehenden Antheren biegen sich in die Nectarien hinein; dazu stehen fünf rothe Borsten oder unfruchtbare Filamente um das Pistill, dessen Stigma mit einigen feinen Fasern versehen ist. Hübsch ist auch die große Frucht, gelb, mit zehn Furchen versehen, länglich rund, doppelt so groß wie eine große Citrone. Um eine fleischige Säule in der Mitte der Kapsel liegen die bekannten Bohnen in fünf Säulen aufeinander, umgeben von einem geringen pulpösen Mark, was sehr angenehm schmeckt. Sechs- bis zwölfmal im Jahre kann man reife Früchte von den schattigen Büschen pflücken, welche im vierten Jahre schon anfangen Früchte zu bringen, und dabei sehr alt werden können, ohne irgendwelche Arbeit oder Pflege besonderer Art zu verlangen, sodaß der ganze Cacaobau von Kindern beschafft werden kann.

Unter den Theobromabüschen fand ich manche hübsche kleine Blumenform, ein sauberes Jonidium und jene zierliche Oxalis, deren Dreiblatt auf einem zu wirklicher Blattform entwickelten Blattstiel wächst und so das Ansehen gewinnt, als entwickelten sich hier zwei Blätter von ganz verschiedener Natur auseinander, ein kleeblattartiges aus einem grasähnlichen. Die kleine, gelbe Blüte dieses paradoxen Sauerklees hat einen lieblichen Duft. Um so mehr erfreuen solche kleine Blütenformen dicht am Boden, je weniger solche eigentlich im

Wald und selbst an dessen Rand vorkommen. Alles Grünen, alles Blühen strebt nach oben, nach gewaltigen Höhen, und verliert allerdings dadurch viel von seiner Grazie und Lieblichkeit.

Höchst eigenthümlich schilderte mir auf unsern kleinen Spaziergängen der Oberst auch das Thierleben im Walde, was man freilich nur als kundiger und geduldiger Jäger belauschen kann. Unzen und Tigerkatzen, Tapire und Capivaris, Pacas und Tamanduas, Faulthiere, Rehe und noch viele andere Säugethiere, der mannichfaltigen Affenscharen gar nicht zu gedenken, bilden die Jagdthiere, während das geflügelte Wild zahllos ist.

Sogar die Amphibienwelt liefert eßbare Ausbeute. Im feuchten Walde am Rio-Pardo kommt eine sehr wohlschmeckende Landschildkröte vor, unserer Emys europaea recht ähnlich. Im Garten des Obersten befanden sich in einer kleinen Umzäunung siebzehn solcher Thiere von verschiedenen Größen, die kleinsten eben nur einige Zoll lang, die größten nicht über einen Fuß. Dennoch legen sie Eier von der Größe eines Hühnereies, aber von kugelrunder Form und harter Schale, während die Süßwasserschildkröteneier nur eine lederne Schale haben. Das Innere ist nur aus Dottermasse bestehend.

Viel unliebenswürdiger als diese Emyden sind nun freilich die Schlangen. Wir lagen am zweiten Weihnachtstage nach einem höchst schmackhaften Mittagsessen am Ende des großen Weideplatzes unter einem riesigen Waldbaume und tranken behaglich unsern Kaffee, als Herr Borges plötzlich eine große Schlange unter dem Stamme des Baums hervorkommen und zwischen seinem Arm und Körper hindurchschlüpfen sah, ohne jedoch von ihr verletzt zu werden. Solche Nachbarschaft ist nun zwar nicht angenehm, am allerwenigsten ganz gefahrlos; doch ist es auffallend genug, wie un-

gern solche Schlangen den Menschen angreifen und wie sie sich vor der Cultur zurückziehen.

Das Unangenehmste aber am ganzen Rio-Pardo und unbedingt der zahlreichste Jagdartikel ist das geflügelte Ungeziefer. Alles was man unter dem Namen Mosquitos, Maruim, Pium, Borachudos und Fincudos zusammenfaßt, Mücken, Schnaken und kleine Stechfliegen, findet sich in unglaublicher Menge am Fluß, und man hat viele Mühe, sich seiner Haut zu wehren.

Außer mannichfachen Fischen ernährt der Fluß einen hübschen Krebs von schlanken Proportionen und zierlichen Zeichnungen. Mit dem Kohl der Euterpe oleracea zu einem Gericht gemischt, liefert dieser Krebs, Pitum genannt, ein Essen, womit sich nur wenige europäische Leckerbissen messen können. Dabei ist sein Fang sehr leicht, während wir beim Anschwellen des Flusses trotz mancher Angelpartie nur immer die kleine Karautsche Cará fingen. Eine Hechtart ist häufig im Flusse.

Am 28. December wollten wir alle, der Oberst, Borges und ich den Fluß hinab nach Canavieiras zurückgehen, jene beiden, um eine Reise nach Bahia zu machen, ich selbst, um den Jequitinhouha oder Belmonte, den mächtigen Nebenbuhler des Rio-Pardo, aufzusuchen.

Zu unserm Transport und zu einer Menge von Sachen, die mein wackerer Oberst mit sich zu nehmen hatte, ward ein besonders großes Canot ausgesucht, 45 Fuß lang, 2½ Fuß breit, was immer schon auf einen schönen Stamm hindeutet, obwol ich oben im Walde des Paraiso einen bereits gefällten Stamm liegen sah, der ein Canot von 6 Fuß Durchmesser geben sollte bei einer proportionellen Länge.

Unser Canot faßte so viel, wie etwa 16—20 Lastthiere tragen können. Doch dauerte das Beladen des Fahrzeugs ziemliche Zeit, und nach vielem Thun und Treiben, Besorgen

und Befehlen, wie ein Mann, der seine Pflanzung mitten in der Wildniß auf mehrere Wochen verlassen muß, immer dergleichen anzuordnen hat, stießen wir um 1 Uhr nachmittags ab und gleiteten mit dem Strom am Ufer dahin. Noch einmal, aber in viel schnellerer Fahrt, ließ ich alle Reize des schönen Flusses an mir vorbeigehen, blickte noch vielfach zu all den kleinen Anpflanzungsversuchen hinauf, von denen herab die Leute den Obersten alle freundlich grüßten, wie er denn der Führer und Rathgeber aller zu sein schien. Aber mehr und mehr nahmen die Culturversuche ab; mehr und mehr bot der Wald eine undurchdringliche Masse; größer und gewundener wurden die Krümmungen des Stroms, von denen einzelne Abtheilungen den Anblick der schönsten kleinen Landseen gewährten.

Die Nachmittagssonne warf wunderbare Lichter und schroffe Schatten über die Flut und den Wald. Im Abendroth glühten die Gipfel der Bäume; doppelt prächtig glänzten die Japns an ihren luftigen Wohnungen, und überall flötete der Sabia sein melodisches, harmloses Lied. Der Sabia! das ist der Singvogel der Elegie, der Liebe, der Sehnsucht für Brasilien, er und die Palmen die Symbole vom Lande von Sta.-Cruz, von welchem der Dichter begeistert ausruft:

Minha terra tem palmeiras,
Aonde canta o sabia!*)

Der Sabia ist eine Drosselart, die überall ihr harmloses Lied hören läßt und zum Ohr und Herz spricht, eben wie gerade die Stimmung des letztern ist, wenn ersteres ihm die Melodie zuführt. Diese Melodie ist, wie ich sie mir im Canot aufnotirte, folgende:

*) Meine Heimat nähret Palmen,
Wo der Drossel Flöten schallt.



welche Grundmelodie von dem Vogel „mit Grazie ad infinitum" geflötet oder unterbrochen und mannichfach modulirt wird, gerade als ob er im Traum flötete oder ein musikalischer Gedanke ihn unterbräche.

Bald aber mischten sich auch noch andere Waldstimmen in die flötenden Jamben des kleinen Sängers. Viele Anús oder Crotophagen schlüpften schreiend hin und her; Spechte übten noch die letzten Klopflaute an einzelnen Stämmen; verspätete Araras schrien noch paarweise durch die Luft; der Macuco, ein Crypturus, ließ sein gellendes Pfeifen hören. Und so schien für die nächsten Stunden der ganze Wald wach werden zu wollen, desto mehr, je dunkler es ward.

Wir fuhren unter den dunkeln Laubwölbungen dahin. Am Uferrand oben konnten wir die Capivaris fressen hören, gerade als ob Ochsen weideten. Wilde Enten flogen in pfeifendem Fluge dicht über unsern Köpfen dahin, bis endlich gegen Mitternacht alles ruhte. Still und friedlich schlief die ganze Natur; es war mir, als könnte ich jeden ihrer Athemzüge belauschen, jeden Pulsschlag fühlen, wie ich denn in den letztvergangenen Tagen jedes, was sie nur an Reizen zu entschleiern, an Lächeln zu bieten hatte, aber auch alle ihre wilden Ungezogenheiten reichlich genossen hatte.

Ueber dem schwarzen, schweigenden Walde glänzte des Orions schönes Gestirn, und der Sirius funkelte in wundervoller Helle. Ich schlief ein. Als ich erwachte, hörte ich in der Ferne das Meer brausen. Das letzte Mondviertel stieg auf; weiterhin glänzte, trotz der Mondsichel, in voller Pracht das Südkreuz und des Centauren herrliches Sternenbild.

Um 3 Uhr nachts stiegen wir in Canavieiras ans Land. Alles schlief; aber die hohen Palmen flüsterten den-

noch im kühlen Seewind der Nacht ihre ewigen Mondschein-lieder und glitzerten unter dem milden Schimmer der Gestirne.

Im Hause des Obersten, was er in Canavieiras besitzt, schlief ich noch einige Stunden. Als ich erwachte und zum Dr. Magalhaens ging, kam mir meine kleine Expedition den Rio-Pardo hinauf und meine Weihnachtstage im Paraiso do Ribeiro-Verde wie ein hübsches Märchen vor.

Fröhlich erzählte ich es meinem medicinischen Freund beim Frühstück und war eben damit zu Ende, als er für gut fand, es noch weiter zu spielen. Zum Nachtisch bot er mir ein besonderes Backwerk aus Tapioca auf einem Teller an, in Papier gewickelt. Ich öffnete es und fand — meine Brieftasche, die ich in Ilheos hatte über Bord fallen lassen, ganz dieselbe Brieftasche, dieselben Papiere, Briefe, Scheine! Kein Blättchen fehlte, kein Läppchen. Dabei lag ein Brief des wackern Dr. Ermano Domingos de Couto, welcher so anfing:

„Geehrtester Herr Doctor!

„Gott beschützt Ihre Schritte, wie Sie leicht aus dem Wiedererscheinen Ihrer Brieftasche sehen können, welche schon außerhalb der Barre in der Strömung trieb und vom armen, aber ehrlichen Lootsen Sebastião Furtado da Silva gesehen ward, der sie mir sogleich überbrachte u. s. w."

Mittels eines Soldaten hatte mir der wackere Oberrichter mein Portefeuille nachgeschickt, nachdem er mich als den Besitzer desselben aus dem Inhalt erkannt hatte und sich lebhaft denken konnte, wie fatal mir der Verlust und das Entbehren derselben sein mußte.

Worüber aber sollte ich mich mehr wundern: darüber, daß eine von einem Dampfboot in das Salzwasser fallende Brieftasche vom Meere wiedergegeben wird, oder daß ein armer Lootse die 400 Milreïs Papiergeld nicht behält, die ja doch dem Eigenthümer verloren sind, und die Briefe dem

Meere nicht wiedergibt, was dieselben ja doch schon innehatte!

Der wirklich wunderbare Vorfall brachte mich in eine eigene Stimmung. Sie ward um so ernster, als ich nicht volle 24 Stunden vorher einer schweren Gefahr entgangen war.

Bis dahin hatte mir meine schon oben erwähnte Flinte noch nie einen Schuß versagt. Als ich sie am Tage vorher bei unserm Aufbruch aus dem Paraiso aus der Ecke nehmen wollte, faßte ich sie nachlässig beim Lauf und zog so das Gewehr zu mir herüber. Aber der Hahn mußte wol festgehakt sein; er schlug zu, das Zündhütchen knallte, und der Schuß — versagte, was er bis dahin noch nie gethan hatte. Der Oberst sah mich starr an. Wenn der scharfe Schuß losgegangen wäre, er wäre mir durch den Kopf gegangen.

So hatte ich innerhalb acht Tagen auf einem schwer lecken Dampfboot den Ocean befahren, eine kleine Explosion auf demselben ohne Nachtheil erlebt, war im schmalen Canot unversehrt zwischen drohenden Felsen durch berüchtigte Stromschnellen hinabgeschossen und durch das Versagen meines sonst so ausgezeichneten Gewehrs einem ziemlich sichern Tode inmitten des frischesten Lebens entgangen! Das alles konnte mein biederer Freund doch nicht wissen, als er mir in Ilheos schrieb: „Gott beschützt Ihre Schritte!" und mir meine vom Meere wieder herausgegebene und von einem armen Manne ans Land gebrachte Brieftasche überschickte. Jadchasacka nannte ich darum die Stätte, denn eine „starke Hand" des Herrn hatte mich vor vielem Unglück bewahrt.

So endete für mich das Jahr 1858 im fernen Südwesten.

Werfen wir aber, ehe wir in das Jahr 1859 hineinreisen, einen Blick auf den Rio-Pardo zurück.

Seitdem das Sklaventhum in Brasilien sich langsam zu

Tode siecht, hat sich auch die Provinzialregierung von Bahia, wie ich schon andeutete, nach Gegenden umgesehen, in welchen ein noch unbesetzter Boden der freien Arbeit, dem freien Landbau Raum und volles Gedeihen geben möchte.

Da ist denn auch das Auge rüstiger Unternehmung auf die Zwillingsflüsse Rio-Pardo und Jequitinhonha gefallen, und vorläufig hat der letztere, der Jequitinhonha oder Belmonte, den Vorzug erhalten. Doch betrachten wir für den Augenblick nur den Rio-Pardo.

Auf allen Karten, die ich gesehen habe, scheint mir der Lauf des Flusses, soweit ich ihn befuhr, viel zu gerade von Osten nach Westen gelegt zu sein. Bei meiner Auffahrt hatte ich die Boussole vor mir stehen und fand, daß, wie mannichfaltig auch die Biegungen des Flusses sind, man seinem Laufe nicht sowol nach Westen als vielmehr nach Nordwesten und selbst noch etwas mehr nach Norden entgegenfährt. Wirklich liegt die Wohnung des Obersten Bahianna im Paraiso sieben Minuten nördlicher als Canavieiras und ist doch nur in gerader Linie 5—6 Leguas fern von dieser Villa oder Marktflecken, während die Krümmungen des Flusses und die auf ihnen zu machende Canotfahrt 14—15 Leguas ausmachen. So seltsam verschlungen sind diese Krümmungen, daß die Richtung des Stroms an manchen Stellen vollkommen rückläufig ist und von Osten nach Westen, statt von Westen nach Osten geht. Zwischen einzelnen Krümmungen liegen wirklich nur lange, mit dichtem Wald bedeckte Landzungen, welche leicht zu durchstechen wären, wie sich denn schon an zwei bis drei Stellen spontane Durchbrüche des Flusses finden und zum Theil selbst benutzt werden von geschickten Canoeiros. Einen solchen natürlichen Richtweg schlug ich selbst einmal ein. Aber mit großer Gewalt wird das Canot vom Stromdurchbruch gepackt, und ich glaube

wol, daß das, was an Wegverkürzung durch künstliche Durchstiche gewonnen wird, durch heftigere Strömung wieder verloren gehen möchte. Ein nach Canavieiras fahrendes Canot würde in schnellerer Zeit dorthin kommen, aber unter größerer Mühe zurückzubringen sein. Der an solchen abgestochenen Biegungen liegende Boden und die Gesundheitsverhältnisse auf demselben würden allerdings wol gewinnen.

Doch muß das genauen, sachverständigen Untersuchungen überlassen bleiben. Auf jeden Fall bietet der Rio-Pardo von Canavieiras bis zur Cachoeirinha jegliche Bedingung zu einer ausgedehnten Schiffahrt. Ein passender Flußdampfer würde bei jedem Wasserstande, der am Strom vorkommt, bis zur ersten Stromschnelle hinaufgehen können, ohne in die geringste Verlegenheit zu kommen. Der ungeheuere Brennholzreichthum würde ihm dazu allen Kohlenverbrauch ersparen.

Am Funil müßten nachdrückliche Sprengungen vorgenommen werden. Vorläufig müßte wenigstens ein Stein auf der rechten Seite weggesprengt werden, wodurch Mühe und Gefahr bei der Schiffahrt vermindert würde. Von dort sind bis zum Oratorio wieder 16 Leguas, die ohne Mühe mit Canots gemacht werden können. Sechs Leguas hinter letzterm befindet sich ein Wasserfall von 80 Fuß Höhe. Hier wird ein den Fall umgehender Landweg eingeschlagen, um die Waaren nach dem obern Rio-Pardo gelangen zu lassen, von wo der Fluß noch 60 Leguas bis zum kleinen Oertchen S.-Antonio da Cruz oder Cachimbo mit Canots schiffbar ist, sodaß der Fluß eine benutzbare Ausdehnung von 100 Leguas haben mag.

Obgleich bisjetzt noch gar nichts zur Besserung des Flusses gethan ist, so wird er doch schon als Handelsstraße benutzt. Besonders wird auf ihm Salz nach der Provinz Minas transportirt, wenn auch nur unter großen Mühen und Unkosten. Auch kommt eine Menge des schönsten Nutzholzes

vom Salto abwärts den Fluß hinunter, um von Canavieiras ausgeführt zu werden.

Was könnte aus dem schönen Fluß werden? Wenn auch auf den fünf untersten Meilen kaum an regen Ackerbau zu denken ist wegen der Niedrigkeit des Bodens, so liefert doch der Wald schon Massen von gutem Holz. Dann folgen 10—12 Leguas von Ackerland, wie man es nirgends besser finden möchte. Und dennoch steckt fast noch alles im Urwald, wie viel Bauholz man auch aus demselben herauszuschlagen sich bemüht. Wollte man da, wo der jetzige Militärposten liegt, eine Colonie, ein Kirchspiel anlegen, welches mittels einer Dampfschiffahrt mit Canavieiras zusammenhängt, und von dort eine ganz kurze, gute Straße bis jenseit des Funil machen, so hätte man wieder westlich von dem angedeuteten Coloniepunkte einen vortrefflichen Stromdistrict von 16—20 Leguas zugänglich gemacht, für dessen Anbauer das angedeutete Kirchspiel als Depot, als Handelspunkt, als Villa dienen würde. An 200 Quadratleguas könnten auf diese Weise dem Urwald und der Wildniß abgewonnen werden. Vorläufig würden sie reiche Schätze von prächtigen Nutzhölzern geben, wie denn ja das Brasilholz, dieses so wohl bezahlte Färbeholz, am Fluß in schöner Menge vorkommt.

Welche Menge von Cacao, von Kaffee, von Taback, Mais, Manioc u. s. w. ließe sich dort bauen! Welche ungeheuere Kraftentwickelung könnte dort vor sich gehen!

Aber um Gottes willen nur keine Unternehmung, keine Speculation, keine Compagniegeschäfte am Fluß gegründet, die erst die Auswanderungslustigen mit schönen Reden und Versprechungen belügt und die einmal Eingewanderten in gedrückten, gebundenen Verhältnissen im Interesse der Compagnie arbeiten und vorkommendenfalls verderben läßt an Seele und Leib — nur solche Privatunternehmung nicht.

8*

Vielmehr suche der Staat, die Provinz, denen zu helfen, die ganz von selbst, ungelockt, unbetrogen von Agenten, den Fluß aufsuchen und selbst schon aufgesucht haben. Gerade das schöne Land in der Tiefe des Flusses ist noch nicht vermessen. Es haben sich dort einige muthige Anbauer, meistens unter der Aegide des Obersten Bahianna, vorgewagt und rühren sich in Landbau und mancherlei Gewerk. Einige Franzosen haben Sägemühlen angelegt, einige Deutsche arbeiten im Ackerbau. Am fernsten wohnt ein Deutscher aus Nürnberg, Zeh ist sein Name, der mir den Boden gar nicht genug rühmen konnte, aber auch als ganz allein wohnender Junggeselle furchtbar über die Einsamkeit klagte. Bei der Gelegenheit kam er mir mit einem originellen Anliegen, was er am rechten Ort nicht anbringen konnte, indem er nur einige Worte portugiesisch radebrechte. Beim Befahren des Flusses hatte er öfter vor der Thür eines Anbauers eine hübsche, frische Dirne gesehen und sich in sie verliebt. Nun sollte ich dem Obersten vorstellen, daß dieser für den verliebten Nürnberger beim Vater jenes Mädchens um die „Lisette" anhalten sollte. Ich glaube auch, daß das geschehen ist. Wenigstens hielt, als wir auf unserm Wege nach Canavieiras vor dem Hause des alten Anbauers vorbeikamen, der Oberst einen Augenblick an und rief ihm zu, daß beim Rückkehren von Bahia der Oberst eine Angelegenheit mit ihm zu verhandeln hätte. Der Alte schien schon zu wissen, warum es sich handelte. Hinter ihm stand die halbwilde Lisette und lachte laut auf; sie sah aus, als ob sie die Angelegenheit lieber gleich ins Reine gebracht sähe, denn heirathen wollen sie alle, und nun gar am Rio-Pardo, wo es so furchtbar einsam ist und kaum je ein Mensch hinkommt. So wird aus dem Nürnberger wahrscheinlich ein glücklicher Colonist werden. Er findet fortan, wenn er aus seiner Roça, seinem Felde, nach Hause kommt, sein Essen und Trinken fertig, lernt Portugiesisch, ist

nicht mehr einsam, gelangt zu einer Menge Kinder, dem Besten, was ein freier Colonist bekommen kann, und baut sich so viel Land an, als er nur immer im Stande ist. Denn wenn einmal das freie Land zum Verkauf oder zur Colonisirung vermessen wird, so bleibt der, welcher sich einmal angebaut hat, in unverkürztem Besitz seines der Wildniß abgewonnenen Landes und kann noch ein hübsches Stück dazubekommen. Der Oberst, der eine Art von Militärcommission am Flusse hat, weist den Ankömmlingen Land an, so viel sie nur immer bearbeiten können; er steht ihnen mit Rath und That bei, daher denn auch alle zu ihm kommen. So sah ich freie Neger und Indianer, Deutsche, Franzosen und Portugiesen zum Paraiso rudern, die alle wie einzelne Vedetten des Anbaues zwischen Fluß und Urwald sitzen und den Rio-Pardo langsam und eben wegen Mangel an aller helfenden Nachbarschaft unter den allergrößten Entsagungen zur Entwickelung bringen.

Möchte man doch recht den hohen Werth dieser einzelnen Vorposten, dieser echten, wirklichen Lederstrümpfe anerkennen und ihnen helfen auf alle Weise, namentlich durch Erleichterung und Beschleunigung der Communication nach Osten und Westen. Kaum sollte man es glauben, was schon die wenigen, zerstreuten Kräfte am Fluß vollführen! Allein die Menge des zum Export zugeschnittenen Bauholzes und Mobilienholzes ist bewundernswürdig. Selbst Cacao kommt schon den Fluß hinab, Farinha, Tapioca, Arrowroot und Mais. Und doch sieht man immer nur einzelne kleine Uferstreifen angebaut, wie weit man auch den Fluß hinauffahren mag.

Auch aus den Marmorlagern wird mit der Zeit ein schöner Vortheil zu ziehen sein. Der weiße Marmor ist so schön, rein und fein, wie nur der beste Carraramarmor sein kann. Wundervoll ist auch der rothe, von dem ich im Paraiso

große Stücke sah. Die hellgelben, hellgrauen und dunklern Schattirungen, wie ich von ihnen einzelne Stücke besitze, müßten herrliche architektonische Effecte machen. Aber wann wird die Zeit kommen, daß man in Brasilien venetianische Paläste oder einen mailänder Dom aufbaut! Gerade als ich mir im Garten des Obersten einige Marmorstücke schlug, um sie mitzunehmen, schenkte er mir die schon oben erwähnten Messerrudimente eines oben am Wald erschossenen Indianers. Wann wird so ein Waldmensch aus dem Eisen sich einen Meißel machen, um aus den Marmorblöcken seines heimatlichen Stroms eine Melische Venus oder jene wunderbare Grazjengruppe des großen Dänen hervorspringen zu machen?

Niemals! sage ich, niemals! Der Botocude wird nie ahnen, worauf er tritt, wenn er in gespenstischer Mondnacht über jene Marmorlager dahinschleicht, wird nie davon träumen, daß in jenem glatten, weißen Gestein die Standbilder von Göttern und Helden schlummern und jegliche Bildung von Anmuth verborgen liegt, um durch Menschenhand zum Licht und Leben emporgeschafft zu werden! Bis zu einem Klotz durch die Unterlippe erhebt sich sein Schönheitssinn, bis zu einem Pfeil, einem Bogen, einem Netz seine Kunstfertigkeit. Den Europäer aber, der mitten im Urwald ein Stück Marmor vom Boden aufhebt, ergreift trotz aller Begeisterung für die gewaltige Natur eine tiefe, innige Sehnsucht nach dem heimischen Norden, dem europäischen Norden und seiner Kunst, welche in ewiger Fülle, ewiger Kraft ein Lieblingskind dem andern hinzufügt und sich selbst Tempel an Tempel aufbaut.

Meine nächste Aufgabe im Oertchen Canavieiras war nun, meinen Ausflug zum Jequitinhonha oder Belmonte vorzubereiten, von welchem Fluß ich eine möglichst ausgedehnte Ansicht gewinnen wollte.

Die bedeutende Wasserstraße, die dieser Fluß bis tief in die Provinz Minas hinein bildet, hat besonders den Staatsrath Gonzalves Martins interessirt, und er hat der Regierung einen Plan vorgelegt, nach welchem unter ansehnlichen Subsidien der Administration ein Dampfboot viermal im Monat von Canavieiras aus durch die Mündung des Belmonte den breiten Fluß 20 Leguas hinaufgehen soll bis zu einer kleinen Stromschnelle, der Cachoeirinha, von wo aus die nächsten 7½ Leguas bis zu einem Punkte, Italiano genannt, weil sich dort ein Italiener angesiedelt hat, mit Booten zurückgelegt werden sollen. Von dort sollen es 1½ Leguas sein bis zu einem großen Wasserfall (salto) des Flusses, bis zu welchem Punkte vom Italiano aus der Unternehmer eine Fahrstraße zu machen verspricht. Nun folgen wieder 60 Leguas Ausdehnung des schiffbaren Belmonte bis zum Orte Calhão, einem interessanten Handelspunkt in der Provinz Minas, von wo aus es noch 15 Leguas sind bis zum Ort Minas-Novas. Doch ist am Salto die Grenze der Provinz Bahia, und nur bis zu ihr erstreckt sich der Plan des Staatsraths, in welchem auch von einer Colonie, einer Ansiedelung Deutscher die Rede ist.

Auch bei dieser Reisevorbereitung suchte mir der wackere, in seiner Freundschaft unermüdliche Oberst Bahianna zu helfen. Gerade war der Kapitän in Canavieiras, welcher einen kleinen, unter der Inspection des Obersten stehenden Wachtposten an der Cachoeirinha des Jequitinhonha commandirte. Diesem ward ich auf das ernsteste anempfohlen. Auch hatte ich einen Brief des Staatsraths Gonzalves Martins an seinen beim projectirten Jequitinhonha-Unternehmen angestellten Bevollmächtigten in meiner aufgefischten Brieftasche ganz unverletzt wiederbekommen. Und so konnte ich denn am 31. December nach Leuten suchen, die mit mir am folgenden Tage den Jequitinhonha oder Belmonte befahren sollten.

In Canavieiras aber ist es nicht leicht, einen Arbeiter, einen guten Canoeiro für Geld zu bekommen, zumal nicht auf den Neujahrstag. Trotz vieler Anstrengungen und Bemühungen mancher recht freundlicher Leute, die ich im Oertchen kennen gelernt hatte, wollte es niemand gelingen, mir zum ersten Januarstag Canoeiros zu miethen, ja nicht einmal zum zweiten, denn der war ein Sonntag. Bald darauf folgte der Heiligedreikönigstag, auf dessen Faulenzerei man sich durch einiges Faulenzen vorbereiten mußte — kurz ich bekam, wie sehr ich auch in jeder Geldforderung den Leuten Thür und Thor offen ließ, keinen einzigen Ruderer, ja nicht einmal die bestimmte Aussicht, wann ich einige dieser Strandlazzaroni bekommen möchte.

Das verbitterte mir etwas den Sylvesterabend, der mich lebhafter denn je nach dem heimischen Norden hinführte. Und ich würde am ersten Morgen des Jahres 1859 nicht eben ganz fröhlich aufgewacht sein, wenn nicht gerade um 12½ Uhr in der Nacht der Oberstlieutenant Pederneiras, der Bevollmächtigte des Staatsraths Gonzalves Martins am Jequitinhonha, beim Dr. Magalhaens an die Thür gepocht und Einlaß bekommen hätte. Er kam direct und im vollsten Gewitterregen vom ebengenannten Flusse, um am Neujahrstage einige nothwendige Angelegenheiten zu ordnen in Canavieiras, und dann am folgenden Tage auf dem kürzesten Wege nach dem Jequitinhonha zurückzukehren.

Keinem so wie ihm standen alle Hülfsmittel zu einer Flußexpedition zu Gebote, keiner konnte mir so viel nützen und helfen wie er. Er hatte auch kaum meinen Introductionsbrief von Gonzalves Martins durchgelesen, als er mich einlud, gleich am 2. Januar mit ihm aufzubrechen und zur Barre und der dortigen kleinen Villa (Marktflecken) von Belmonte zu gehen. Von dort aus wollten wir dann zusammen seine Besitzungen am Fluß besuchen und ich dann

allein den Fluß bis zu seinem Wasserfall an der Grenze von den Provinzen von Bahia und Minas hinaufgehen, falls die Elemente nicht Einspruch thäten, wie sie es am Funil vom Rio-Pardo so gründlich gethan hatten.

So brachte ich denn in Erwartung meiner Belmonte-Excursion den Neujahrstag von 1859 in der Villa von Canavieiras zu. Ruhig und reglos brach der Tag an, eingeleitet von einem gelinden, grauen Regen. An der armseligen Kirche auf dem Platze vor unserm Hause winselte die Glocke, die mich lebhaft an das Halleluja des Vorabends in der Mission von S.-Lourenço in Rio-Grande erinnerte. Der Geistliche ging zur Messe, aber keine Schar der Gläubigen folgte ihm; kaum erblickte man die eine oder andere Person über den Rasen dahinschreiten.

Am Nachmittag kam aber doch mit der Aufklärung des Himmels einige Bewegung zu Stande. Ein ungeheueres Staatsgeheimniß, viel wichtiger als der Ministerwechsel in Rio-de-Janeiro, von welchem einige Gerüchte über Caravellas zu uns gebracht waren, ging von Mund zu Munde und explodirte zuletzt zu ganz offener, officieller Kundmachung heraus: ein Maskenzug sollte den Nachmittag stattfinden, der erste, der je unter den Palmen von Canavieiras zu Stande gekommen war.

Ob so großen Festes schien denn alles, was nur kriechen konnte, aus dem dunkeln Hintergrund seiner Löcher bis zur Fensterluke und bis an die offene Thür gekommen zu sein. Es waren wirklich Menschen zu sehen, und eine liebe Straßenjugend tummelte sich unbefangen im Sande und auf dem Rasen umher, ohne eben hinreichend mit Toilette versehen zu sein.

Dann kamen die Masken. Sie schieden sich schroff in zwei Klassen. Die erste bildete die der Equites. Sechs Ritter zogen auf. Einer stellte einen Botocuden vor in

scharlachfarbenem Colorit mit allen Urwaldsattributen und einer brasilianischen Standarte. Ein anderer machte einen blauen Ritter, einer einen gelben Hanswurst, und so die andern weiter, je nachdem ihnen Plan oder Zufall ein buntes Stück Zeug zugeführt hatte. Ihnen zur Seite ging ein kleines Heer aus der Zeit der Kreuzzüge, christliche Infanterie und Ungläubige, die sich um ein vor der Kirche improvisirtes Fort, ein neues Jerusalem, herumschlugen. Das geschah alles mit großer Dignität, mit ernstem, heiligem Bewußtsein. So zog dieses patricische Corps einige Stunden umher und trieb im Orte den größten Unsinn, aber immer mit vollem Adelsbewußtsein.

Ganz anders die Klasse der Plebejer! Hier war nichts prämeditirt, nichts vorbereitet! Hier hatte die bacchische Begeisterung des Augenblicks alles gethan. Negerburschen und indianische Jungen hatten im vollen Sturm des großen Moments, welches nach ihrer lebendigen Ueberzeugung in den Annalen von Canavieiras ewig unvergeßlich bleiben mußte, alle alten Lappen, Hemden, Unterröcke und Kleider der weiblichen Einwohnerschaft herbeigeschleppt und sich damit drappirt. Alte verschimmelte Stücke Wachstuch, oder was sonst noch dazu dienen konnte, eine menschliche Fratze auszuschneiden, war zu Larven verschnitten worden. Und wer gar nichts hatte finden können, beschmierte sich sein Gesicht mit allerlei Farbestoff. So zog ein ochlokratischer Schwarm, ein echtes Saturnal, hin und her und machte die allerobscönsten Gesten, woran sich die jungen Schönheiten an Thüren und Fenstern ungemein ergötzten zu sichtlichem Verdruß der Ritter und Kreuzfahrer, welche trotz aller Ritterlichkeit und männlich würdiger Haltung viel weniger Beifall bei den Mädchen fanden als die demokratischen Masken. Für mein protestantisches Herz war es eine ganz auffallende Scenerie, daß, als während des Saturnals zur Messe geläutet

ward, Ritter, Kreuzfahrer, Mohren und das schmierige Maskengesindel in die Kirche hineinging, um dem heiligen Amte beizuwohnen.

Bei Gelegenheit dieses Maskenzugs ging ich etwas im Ort umher und machte eine höchst niederschlagende Bemerkung, die ich nicht unterdrücken kann, wie wenig Dank mir auch die Herren und Damen von Canavieiras, Adel und Bürgerschaft, dafür sagen mögen, wenn sie sie einmal erfahren sollten. Ohne Maske ist wirklich alles in Canavieiras färbig, vom tiefsten Schwarz bis zur gelben Halbindianertinte. Alles, wirklich alles ist Japufarbe, Icterus und Cassicus zusammengemischt, schwarz und gelb, gelb und schwarz! Dazu ist alles häßlich wie die Nacht, so unsagbar häßlich, daß man wirklich in ein stilles Verzägen hineingeräth. Besonders das ist so häßlich, daß auf all diesen natürlichen Masken solch ein vollendeter Ausdruck von Stupidität liegt, wie ich sie mit Worten gar nicht sagen kann. Solche Augen blicken nicht, sondern sie glotzen und stieren. Solch ein Mund lacht nicht, aber er grinst und reißt sich auf wie der Schnabel des Chasmarrhynchus oder der dämmerungliebenden Caprimulgen und Nyctibien. Und so ist alles häßlich, alles unästhetisch! Ich kann nichts anderes über die Leute von Canavieiras sagen.

Die Ehrfurcht vor dem Sonntag, den die Leute von Canavieiras benutzten, um vom Herumtreiben des Neujahrstags auszuruhen, und dazu einige kräftige Regengüsse machten es selbst dem Obersten Pederneiras unmöglich, am 2. Januar aus dem Nest fortzukommen. Und so mußte ich denn ebenfalls einen Tag warten. Doch war mir das kein verlorener Tag. Vielmehr gab er mir Gelegenheit, einer feierlichen Scene beizuwohnen, in welcher sich die Umsicht der Canavieirenser in der Mechanik theoretisch und praktisch gleich glänzend zeigte.

Schon Tags zuvor war es den Leuten durch Trommelschlag und Ausruf eines der Ritter angekündigt worden, daß der neue Mastbaum, der für das Jahr 1859 vor der Kirche paradiren sollte, angekommen wäre und am nächsten Tage aufgerichtet werden würde, wozu die Leute, namentlich die jungen rüstigen Kräfte, entboten wurden.

Ich war damals gerade in Paris, als man auf dem Concordienplatz den berühmten Monolithen von Luxor aufrichtete. In jenen Octobertagen (1836) war Paris nicht so gespannt auf das Kunststück des gefeierten Lebas wie Canávieiras auf die Aufrichtung seines Kirchenmastes.

Gewiß 120 Menschen waren zusammengekommen, theils um mitzuhelfen, theils um zuzuschauen. Einige alte Flinten wurden losgebrannt, und unter monotonem Trommelschlag, ganz demselben, unter welchem sich bei uns auf den Jahrmärkten die polnischen Bären im Kreise umherdrehen, hob sich der Kirchenmast langsam und majestätisch in die Höhe. Und ich muß es dem Lebas von Canavieiras zur Ehre nachsagen, sein Kunststück, an dessen Vollführung er sich unter ungeheuerer Ostentation heiser schrie, gelang ihm vollkommen. Vor Dunkelwerden stand der Baum kerzengerade mitten auf dem Concordienplatz von Canavieiras, und zufrieden mit sich selbst ging die junge, gelb und schwarze Mannschaft auseinander, jeder einzelne im vollsten Bewußtsein, an einem großen Werke mitgeholfen und sich um das Vaterland verdient gemacht zu haben.

Um 4 Uhr morgens stand ich mit dem Obersten Pederneiras reisefertig am Fluß. Langsam kamen die Canoeiros zum Vorschein und bereiteten die Abfahrt vor, eine Scenerie, von der jedes Moment mich ärgerte. Man hat wirklich keinen Begriff von der Faulheit und Langsamkeit solcher Leute. Dabei darf man ihnen nichts sagen, denn man hat es, wie ich schon sagte, mit freien brasilianischen

Bürgern zu thun, die den Fremden um nichts mehr als seiner Thätigkeit halber hassen.

Nach zwei Stunden Vorbereitungen stießen wir denn wirklich ab und glitten den Fluß hinunter bis dicht vor seiner Mündung, wo wir in einen Nebenfluß, einen Seitenarm, einbogen und zwischen Manglegebüschen südlich fuhren, kaum einige hundert Klafter vom Meere entfernt.

Außer dem Meeresbranden hinter dem Dickicht der Rhizophoren und einer ungeheuern Menge singender Mücken, einer entsetzlichen Plage für den Reisenden, war hier alles still. Zu Tausenden standen unter den Büschen die schon angegebenen Taschenkrebse umher, alle mit dem Kopf gegen unser Canot gerichtet, alle mit dem unverkennbaren Ausdruck von Neugier und Ueberraschung. Viele von ihnen waren hoch in die Gebüsche hinaufgeklettert und glänzten dort mit ihren rothen und gelben Färbungen wie Blumen im Grün der Blätter. Wenn den am Boden hockenden Thieren die von unserm Canot leicht aufgetriebene Wasserwelle nahe kam zum Ufer, so fuhren sie sämmtlich zurück mit dem entschiedensten Ausdruck von Wasserscheu. Auch sah ich nie einen Krebs sich in das Wasser, sondern immer in sein Erdloch retten. So scheinen denn auch mir diese Kiemenathmer viel mehr Landbewohner als Wasserthiere zu sein und mit der Salzflut nur ausnahmsweise in Berührung zu kommen.

Höchst seltsam ist bei diesen spinnenartigen Krebsen ihre Leidenschaftlichkeit. Kaum kommt einer dem andern zu nahe, berührt oder incommodirt ihn nur ein wenig, so ist gleich Zorn und Wuth da. Da fahren sie aufeinander los, raufen und verfolgen sich mit einer Heftigkeit, mit einer Schnelligkeit, mit einer Hartnäckigkeit, die wirklich bemerkenswerth ist. Die beim Duell nicht compromittirt sind, schauen mit offenbar gespannter Aufmerksamkeit zu, bis das Gefecht entschieden ist. Ich mußte lebhaft an die „Hirschgasse“ am Neckar zwischen

Heidelberg und Ziegelhausen denken und den berühmten „Rothen Schiffer".

Nach einer Fahrt von zwei Stunden stiegen wir aus und befanden uns nach wenigen Schritten aus dem Rhizophorengestrüpp heraus auf dem Meeresstrande. In wahrhaft ohrentödtender Brandung rauscht hier der Ocean auf das flache, öde Sandufer, dessen Glänzen das Auge ebenfalls angreift. Da, wo das Salzwasser nicht mehr hindringt, hat sich ein Labyrinth von prächtigen Convolvulus und weißblütigen Passifloren entwickelt, letztere mit eßbaren, äußerst angenehmen Früchten, welche zwar kleiner sind als jene der bekannten Taesonia tripartita oder Maracuja, aber viel süßer und aromatischer schmecken.

Das Meer spült hier kleine Topase und abgerollte Quarzkrystalle, jene schon genannte Pingas de agoa, an den Strand, auf welchem von Conchylien nur Einzelreste und Trümmer zu finden sind. Desto auffallender machen sich dagegen verschiedene Exemplare des Garussa, einer ziemlich schlanken Taschenkrebsart von hellgrauer Farbung. Sowie diese Thiere einen Fußgänger von fern erblicken, richten sie sich auf mit dem Ausdruck der entschiedensten Entrüstung. Kommt man ihnen nahe und sucht sie zu fassen, so pariren sie höchst geschickt mit den Scheren. Hält man ihnen gar einen Stock vor, so springen sie mit Wuth gegen denselben an und spielen so unter den Krustenthieren ganz dieselbe Rolle wie die Mantisarten oder Lovadeos (Gottesanbeter) unter den Orthopteren, die ebenfalls mit den bewaffneten Vorderfüßen um sich hauen und sich oft durch die Gefahr, gefangen zu werden, muthig hindurchschlagen. Fühlt aber der Garussa die Uebermacht des Feindes und kann er sich in keiner Weise retten, so wirft er sich wol auf den Rücken und stellt sich todt, so vollkommen todt, daß ihm die Scheren und Beine vom Leibe abfallen zu wollen drohen. Ruhig läßt er sich

hin- und herwenden und in die Hand nehmen, denn er ist todt. Man läßt ihn liegen und geht weiter. Da dauert der Tod noch einen Augenblick. Wie ein Blitz springt er dann auf und rennt zum nächsten Schlupfwinkel, wo er sich nicht zum zweiten male erwischen läßt.

Eine gute Stunde wanderten wir längs des Strandes. Dann nahm uns an einer Bucht, in die ein kleiner Bach sich ergießt, ein Mann in seinen Kahn auf, und von neuem fuhren wir durch ein stinkendes Jungleterrain in einem so schmalen und so flachen Wasser, daß der Canoeiro, der uns führte, mit seinen Leuten oft ausstieg und sie allesammt unser flaches Fahrzeug mit den Händen im Cocytus von Schlamm und Wasser weiter zogen. Dann öffnete sich plötzlich wie in einer kleinen Pforte das dichte Gebüsch, und wir befanden uns mitten auf dem Jequitinhonha oder Rio-Belmonte, der in der stattlichen Breite von etwa 600 Klaftern und schöner Strombewegung dem nahen Meere zueilte.

Höchst überraschend war diese so plötzliche Aenderung der Scenerie. Dort im dichten, halbdunkeln Gebüsch Schlamm, Ungeziefer, schwere, unbewegte Luft und kaum ein stagnirender Wasserpfad für ein schmales Canot; hier ein sonniger, rasch fließender Strom, fast 4000 Fuß breit, vom frischen Seewind bestrichen, an seiner Mündung mit hohen Meeresbrandungen kämpfend und so sehr von ihnen bewegt, daß wir beim Ueberfahren des herrlichen Gewässers mit unserm Canot etwas in ein Wogengedränge kamen. Recht mitten im Flusse liefen wir auf eine Sandbank, und ich war schon völlig darauf gefaßt, ein wenn auch gefahrloses, dennoch unzeitiges Bad nehmen zu müssen, als unsere Canoeiros ausstiegen und unser Fahrzeug wieder flott machten, ein Proceß, der mich lebhaft an meine Segelpartie auf dem Uruguay zwischen Rio-Grande und Corrientes erinnerte.

So kamen wir denn noch glücklich zum andern, dem

rechten Ufer hinüber, wo der Flecken Belmonte einige hundert Klafter vom Meere entfernt am Fluß und einem kleinen Binnenhafen desselben sich hinerstreckt.

Kaum so groß wie Canavieiras ist Belmoute; kaum einige zusammenhängende Reihen von Häusern und Hütten hat es. Aber wundervoll und noch höher und dichter als in Canavieiras wiegen sich die Kokospalmen über dem armseligen Oertchen, welches eben dadurch einen wahrhaft romantischen Anstrich gewinnt. In das Rauschen der edeln Palmen mischt sich das ferne Brausen des brandenden Meeres, welches man im Oertchen nur hört, aber nicht zu sehen bekommt. Eine flache, langgedehnte Düne trennt es vom offenen Ocean.

Eine wunderliche Stille und Faulheit ruht auf dem Palmendorf. Am Flußufer liegt einiges Bauholz aufgestapelt; Canots werden geflickt, zwei bis drei kleine Seefahrzeuge sehr langsam uud feierlich beladen. Das eine oder andere Canot mit einer Salzladung macht sich zur Abfahrt bereit. Die Ladung wird auf dem oben angedeuteten Wasserwege in die Provinz Minas hineingeschafft; als Rückfracht bringt das Canot einigen Taback und etwas Speck den Fluß hinunter. Auch Fischer erblickt man mit einer Tracht Carangueijos oder Taschenkrebse, auch Siris genannt, die sie am Uferrand gegriffen haben, denn an ein mühsameres Fischen von bessern Wasserthieren denkt kein Mensch.

So lumpt und faulenzt das Volk des lieben Herrgotts Wochentage dahin in einem Scheinleben, dürftig, arm, schmuzig und trotzig, wenn man ihnen eine Arbeit für Geld zumuthet. Manche verhungern lieber, als daß sie die Schande des Arbeitens über sich kommen ließen. Denn eben nur das ist hier der einzige, und deswegen streng festgehaltene Unterschied zwischen einem freien Manne und einem Sklaven, daß letzterer arbeitet, ersterer aber nicht. Doch will ich hier weiter kein Urtheil fällen. Weiter unten soll ein tüchtiger Gewährs-

mann für mich reden, ein ausgezeichneter Brasilianer, der seine eigenen Landsleute skizzirt.

Beim Juiz de direito, dem Oberrichter Dr. Monteiro, fanden wir die allerfreundlichste Aufnahme. Der Oberst Vederneiras wollte noch denselben Tag mit mir einige Meilen den Fluß hinauffahren. Aber einerseits kam uns die Freundlichkeit jenes Oberrichters, andererseits die Indolenz der Leute im Orte bei der Stellung eines Canots, Verkauf verschiedener Nahrungsmittel u. s. w. hindernd in den Weg. Die Sonne ging schon unter, als wir zur Abreise fertig waren, sodaß es allgemein für besser befunden ward, die Abfahrt auf den nächsten Morgen zwischen 3 und 4 Uhr zu verschieben.

Die lieben, fleißigen, worthaltenden Leute von Belmonte! Um halb 4 Uhr stand ich mit meinem Obersten am Ufer. Keine Menschenseele ließ sich blicken. Zwei volle Stunden promenirten wir auf und ab. Dann erst kamen die würdigen Männer von Wort mit all den Sachen, die der Oberst mitnehmen wollte. Langsam ward alles in unser großes Canot geladen und wir stießen ab; es war beinahe 7 Uhr.

Einen herrlichen Fluß fuhren wir hinauf, der bei der schönen Breite von etwa 4—600 Klaftern und kräftigem Strome von einer deutschen Meile in der Stunde die anmuthigsten Waldufer bildete. Einzelne Sandbänke ragten aus ihm heraus; eine Waldinsel folgte der andern; alles glänzte im Morgenthau und der vollen Frische der grünen Belaubung. Einzelne Papagaienpaare flogen als schreiende Herolde des heraufziehenden Tages von einem Ufer zum andern. Um ihre Beutelnester lärmten die Japus; kleine Periquitos zankten sich ganz in der Art unserer nordischen Sperlinge überall; öfter hörten wir das pfeifende Schreien der Sahuis und jungen Faulthiere, die nach ihren Alten riefen. Hohe, gewaltige Formen zeigte der Wald, der außer so manchen schon bei Gelegenheit des Rio-Pardo erwähnten Formen

hier viele Araticubäume (Anonaceen) und hoch aufstrebende Cajazeiros (Spondias venulosa) hervortreten ließ, die Früchte letzterer von angenehm sauerm Geschmack, woraus eine Art Limonade bereitet wird. Zunächst am Ufer wucherten Crotonarten und weithin ihre Aeste ausstreckend weißblühende Inga. Am meisten aber macht sich die Rankenbildung geltend, ja oft schien das ganze Ufer in Schlingpflanzenform überzugehen. Rankende Philodendronarten bedeckten die Bäume, Convolvulus und Ipomöen überspannen in dichten Partien die schon oft berührten Loranthaceen, die in echtem Parasitismus auf dem Walde einen Wald bilden. Und dazu noch die Schar der meistens mit schönen, herzförmigen Blättern und unförmlichen Blüten versehenen Aristolochien! Eine traf ich (A. grandiflora?), deren länglich viereckiger Blumenrand 12 Zoll in der Länge und 10 Zoll in der Breite maß, hellroth mit dunkelbraunrother Sprenkelung, anzusehen wie ein umgestülpter frischer Thiermagen, — und jene A. galeata mit Helm und Storchschnabel und runzeligem Anhang, ein wirklicher kleiner Waldteufel, der auch wie der Teufel stinkt. Denn stinken thun sie fast alle, diese paradoxen Aristolochienformen.

Wie anders dicht neben ihnen jene zahllosen Massen von Asclepien! Am Belmonte wächst im wildesten Wuchern eine der Hoya ganz nahe stehende Stapelie, deren süßer Wohlgeruch jener so bekannten Wachsblume in nichts nachsteht. Ueberall sieht man an langen Ranken die dichten Umbellen der Pflanze bis zum Wasserspiegel herabhängen, überallhin weht der wundervolle Duft der bescheidenen Blüten!

Und nun noch die schönen Smilarformen mit eigenthümlich genervten Blättern und scharfen Stacheln, nun noch hübsche Passifloren in Tausenden von Blüten, saubere Rhandiroben, zierliche Papilionaceenguirlanden und vor allen andern Rankengewächsen das Heer der Bignonien, deren wundervolle Blüten in langen Gewinden aus Laubkronen von

80 100 Fuß Höhe bis auf den Spiegel des Stroms herabhängen, und in allen nur möglichen Variationen von weiß, gelb, roth und blau prangen, ein Blütenchaos, bei dessen Anblick der Reisende unwillkürlich ausruft: „Hätte der Urwald am Stromesufer auch nur Bignonien und Melastomen zur Blüte zu bringen, er fände doch seinesgleichen nicht in der Welt!" Den ganzen Tag ergötzte mich das liebliche Waldgehege am Ufer und einzelnen Inseln.

Unterdeß war die Auffahrt auf dem Flusse recht mühsam. Da es ziemlich unmöglich ist, den breiten und schnellen Strom mit Rudern zu überwinden, so muß man längs der Untiefen das Canot mit Stangen fortstoßen. Da kommt es denn oft vor, daß man mit dem Fahrzeug auf eine Sandbank geräth und sitzen bleibt, oder plötzlich den Grund verliert und zurücktreibt, und so bei großem Zeitverlust nur wenig Distanz zurücklegt. Um Mittag holte uns ein frischer Nordostwind ein. Auf einem kleinen, sehr urzuständlichen Gehöft, wie deren einige in großen Zwischenräumen und kaum bemerkbar vom Flusse aus in den Wald hineingebaut sind, machten wir uns ein Segel zurecht, und flogen so mit unserm scharfen Fahrzeug eine bedeutende Strecke den breiten Strom hinauf. Gegen Abend legte sich der Wind wieder, und das mühsame Fortschieben des Canots begann von neuem.

Der Oberst wollte durchaus noch seine Besitzung von Peassu, etwa 9 Leguas den Fluß aufwärts, erreichen und ließ die Fahrt trotz des tiefen Abenddunkels fortsetzen. Immer ungewisser, immer beschwerlicher ward die Reise. Zuletzt konnte unter den hohen, dunkeln Waldungen niemand mehr die Hand vor Augen sehen. In bedeutender Ferne erblickten wir endlich ein Licht über dem Walde schimmern. Aber noch manchen Irrweg hatten wir bis dahin und es war gerade Mitternacht, als wir ans Land stiegen und im tiefsten Dunkel eine bedeutende Höhe hinaufkletterten.

Wir pochten den Verwalter der Fazende — denn der Oberst selbst wohnte gerade noch einmal so weit den Fluß hinauf auf einer zweiten Besitzung — aus dem Schlafe und nahmen von dem steinernen Hause Besitz, herzlich froh, einem keineswegs angenehmen Bivouak auf dem Flusse entgangen zu sein und noch ein schmackhaftes Nachtessen einnehmen zu können, was wir aus unsern eigenen Vorräthen und denen des Verwalters improvisirten. Nachdem wir noch unter unendlichem Behagen unsern dampfenden Kaffee eingeschlürft hatten, zogen wir uns in unser Schlafgemach zurück, nicht ohne vor dem Einschlafen erst einen Ausrottungskrieg mit drei großen Phyllostomen zu führen, die im Gemach umherflatterten.

Während man im Süden von Brasilien nicht die geringste Sorge vor Fledermäusen hat, und ganz bestimmt weiß, daß Phyllostomen, wie blutgierig sie auch immer sein mögen, nur den Thieren nachts Blut absaugen, wie unbefangen und sicher ich selbst auch in jenen Gegenden, obwol nachts zahlreiche Fledermäuse über mir hin- und herflatterten, zum Schlafen dalag im Freien oder in offenen Räumen, während meine Reitthiere morgens mit noch blutender Schulter herbeigeführt wurden als der Folge eines heimtückischen Phyllostomenbisses, so ist es doch in den nördlichen Gegenden von Brasilien anders. Hier werden auch Menschen von Vespertilionen angefallen im Schlafe und zwar so heimlich und schmerzlos, daß der Biß die Schlafenden nicht einmal aufweckt. Als mein Begleiter Pederneiras in einem Auftrag der Regierung im Norden des Amazonenstroms arbeitete und dazu viele Begleiter mit sich hatte, erschien häufig morgens der eine oder der andere mit blutiger Schläfe, blassem Gesicht und matter Haltung, weil eine Fledermaus ihm heimlich Blut ausgesogen hatte, bei welcher Gelegenheit oft eine heftige Nachblutung entstanden war.

Angesichts solcher verschiedener Lebensweise bei brasilianischen Fledermäusen ist es absolut gar nicht nöthig, verschiedene Arten

von Thieren dabei vorauszusetzen. Alle Raubthiere, die gern warmes Blut genießen, fallen immer zuletzt den Menschen an, wenn ihnen alle warmblütige Nahrung fehlt. Die Phyllostomen sind echte, fliegende Raubthiere. Im Norden von Brasilien dagegen, in der beschatteten Hyläa der Flüsse, wohin nur der Mensch bis dahin vorgedrungen ist, findet die Blutgier der fliegenden Raubthiere, Glossophagen und Phyllostomen, keine Sättigung als nur am Menschen. Das ist keine gesuchte Auslegung, sondern eine Auslegung, die wir in der ganzen Raubthiernatur vollkommen bestätigt finden.

Wir finden sie sogar beim Menschen bestätigt. Nur wo kein warmblütiges Leben großer Thiere sich vorfindet, nur wo es kein dem Menschen sich anschließendes Schlachtvieh gibt, hat sich von jeher der Kannibalismus vorgefunden. Ueberall aber, wo man der brutalen Menschennatur mit solchem Schlachtvieh zu Hülfe kam, verscheuchte man leicht die grausige Gewohnheit des Menschenfressens; ich habe die feste Ueberzeugug gewonnen, daß die Einführung von Schafen und Kühen, namentlich von letztern, viel mehr zur Beseitigung der Menschenfresserei gethan hat als die Verkündigung des Evangeliums bei den Kannibalen. Das Rind konnten sie schlachten, braten und essen; das letztere konnten sie nicht verstehen, bis langsam nach dem materiellen Gnadenmittel des Himmels auch Gottes geistiger Hauch durch die Reihen der Barbaren wehte! So erst ward der Mensch „eine lebendige Seele“.

Wahrhaft betroffen stand ich da am nächsten Morgen, als ich, vom ersten Tagesgrauen geweckt, vor die Thür des Hauses getreten war.

Poassu hat mit vollem Recht seinen Namen. Schon in Rio-Grande sprach ich von der Bedeutung der Silbe pó, die in Guarani a u f w ä r t s heißt. Assu ist groß, Poassu also ist eine bedeutende Höhe.

Und wirklich ist Poassu die bedeutendste Höhe der Um-

gegend. Auf dieser Höhe ist eine beträchtliche Strecke des Urwaldes schon fortgehauen und in Weideland, Pflanzungen von Kaffee und Cacao und Maniocfelder verwandelt. Unten im Grunde macht der Fluß einen weiten Bogen. Sonst erblickt das Auge, wie weit es auch immer hinspähen mag durch die viele Meilen große Fläche, nur einen ewigen, schweigenden Wald, aus dessen ungeheuern Räumen nirgends auch nur die geringste Spur von Anbau hervorschimmert, wie mühsam man auch nach einem Hause, einer Hütte, einem Felde, einem aufsteigenden Rauche suchen mag. Fast glaubt man auf eines Adlers Horst zu stehen; ja, wenn man nicht um sich herum die nächste Nähe erschaute, nicht vor einem Hause stände, einen Feldbau neben sich sähe, und vor allem die gemächlich einherwandernde Schar glatter Rinder unter Leitung des mächtigen Stiers als Symbol von Cultur anerkennte, man würde glauben, daß hier noch gar keine anbauende und bildende Menschenhand hingedrungen wäre.

Einzelne Nebelbildungen und Wolkenpartien streiften noch ief unter uns dahin über den Wäldern, als wir uns zur Weiterreise anschickten. Je weiter wir den Fluß hinaufsegelten, desto herrlicher wurden die Waldpartien, ohne daß der Strom irgendwie an Breite abzunehmen schien. Höher und höher hinaus wölbten sich die nahen und fernen Ufer. Beim Umsegeln einer Waldecke wurde ich lebhaft frappirt. Trotz mancher Biegungen, mancher Inseln und Waldvorsprünge, die sich in den Strom hineindrängen, sieht man denselben dennoch drei volle deutsche Meilen hinauf! Man glaubt auf einem gewundenen Landsee dahinzusegeln, dessen letzte Ferne von einem schönen Waldhöhenzug begrenzt ist. As pombas heißen jene Waldhöhen im Hintergrunde des schönen Bildes. Gleich hinter ihnen liegt die zweite Besitzung und der Wohnort meines Begleiters, des Obersten Pederneiras, welche unter dem Namen der Genebra bekannt ist.

Gerade auf dieser langen Flußausdehnung schien uns die Gegenströmung des Flusses heftiger zu werden. Zahlreiche Schaummassen trieben uns entgegen. „Vamos embora, der Fluß steigt“, brummte unser Proeiro, und mit verdoppelter Kraft arbeiteten unsere Leute.

Solch Anschwellen des Flusses war nun allerdings sehr nachtheilig für meine weitere Befahrung desselben. Und wirklich hatte der Proeiro recht, wenn er zu rüstigerer Arbeit antrieb. Je weiter wir kamen, desto mehr Schaum trieb uns entgegen, desto mehr konnten die der Flußeigenheiten kundigen Schiffer das Steigen des Wassers bemerken. Daher kamen wir denn auch viel später, als wir gedacht hatten, auf Genebra an. Es war bereits 8 Uhr und schon vollkommen Nacht, als wir den flachen, freien Hügel hinaufwanderten. Um so erfreulicher und für mich wirklich überraschend war diese Ankunft, um so anziehender und fesselnder der dieser Ankunft folgende Aufenthalt.

Um aber das Dahingehörende zusammenhängend erzählen zu können, muß ich erst den Rest meiner Flußschiffahrt erzählen.

Ich hatte nämlich, obwol mich meine Fahrt auf dem Rio-Pardo von so manchen Schwierigkeiten bei diesen Flußschifffahrten überzeugt hatte, mir vorgenommen, den Jequitinhonha bis zu seinem Salto, seinem Wasserfall hinaufzugehen, theils um diesen prächtigen Wassersturz zu sehen, theils auch, und zwar am meisten, um eine Ansicht zu gewinnen von der Schwierigkeit oder Leichtigkeit jenes Planes, den der Staatsrath Martins zur Beschiffung des Flusses gemacht hatte. Wenn ich so den Salto erreichen konnte, erschien mir es gar nicht schwer, von dort den Fluß weiter hinaufzugehen bis Calhão. Von dort wollte ich dann nach dem neuangelegten Orte Philadelphia und den weitern Colonieanlagen am Mucuri gehen, zu deren Besuch mich kurz vorher der von Europa

kommende und zu seinem Wohnsitz in Philadelphia abgehende Ingenieur Robert Schlobach eingeladen hatte. Schon von Poassu aus hatte mir der Oberst Pederneiras durch Aufstellung tüchtiger Canoeiros dazu hülfreiche Hand geboten. Auch sollte mir der Kapitän und Commandant des Wachtpostens an der Cachoeirinha allen weitern Beistand dazu leisten, sodaß ich schon am folgenden Tage weiter gehen konnte.

Der Anblick des Flusses aber am folgenden Morgen überzeugte den Obersten, daß beim hohen Stande des Wassers und der dadurch gesteigerten Strömung meine Weiterreise für den Augenblick und in das Ungewisse hinaus unmöglich wäre, oder doch lebensgefährlich werden könnte. Dringend rieth er mir davon ab. Nichtsdestoweniger wollte ich doch den Versuch machen und ging wirklich fort mit dem Versprechen, mich in keine augenscheinliche Lebensgefahr zu begeben.

Allerdings strömte der Jequitinhonha bedeutend stärker. Mit Mühe stießen meine Canoeiros das ziemlich kleine und zweckmäßige Canot ganz dicht am Ufer hin, da im Flusse selbst keine Untiefen mehr festen Boden darboten, auf denen mein Fahrzeug mit Stangen hätte vorwärts geschoben werden können. Wo Gebüsche und Bäume in den Strom hineinhingen, da ward an ihnen mein Canot vorwärts gezogen, eine Schiffahrt, die wirklich krafterschöpfend war. Bald aber sprangen einige Felspartien vom Ufer in den Fluß hinein. Um diese herum war denn eine so arge Strömung, daß kaum an ein Fortkommen zu denken war. An einer solchen wilden Ecke stieg ich aus, um zu sehen, ob nicht am Ufer selbst ein Fortkommen zu finden wäre. Wirklich war hier eine Art von Fußsteig, welchen ich nur mit einem Regenschirm in der Hand einschlug, und bald meine Canoeiros aus den Augen verlor. Einer zahmen Indianerin, die ich hier traf, gab ich den Auftrag, sie möchte meinen Canoeiros sagen, daß sie nur immer vorwärts dringen sollten, bis sie mich am Ufer träfen.

Schon nach einer halben Stunde Gehens am Ufer konnte ich nicht weiter und wartete auf mein Canot. Erst nach einer Stunde sah ich meine Leute um die Ecke biegen, wo sie mehreremal einen vergeblichen Versuch machten, um einen großen Ingabaum herumzukommen, der vom Ufer aus in den Fluß hineinhing. Zuletzt gelangten sie zwar bis zu mir; aber sie meinten, auf diese Weise könnten wir nicht weiter reisen. Und ich selbst theilte, wenn ich den rennenden Strom und die schweißtriefenden Leute sah, ganz vollkommen ihre Ansicht.

Es hat schon einmal eine gute Picade von Belmonte bis zur Cachoeirinha existirt, das wußte ich ganz bestimmt. Ich schlug demnach meinen Leuten vor, mit mir eine Fußtour von drei deutschen Meilen durch den Wald zu machen, wozu sie sich auch ganz willig zeigten. Doch bedurften wir dazu der genauesten Rathschläge von sachkundigen Personen. Noch eine kleine Strecke den Fluß weiter hinauf sollte eine kleine Ansiedelung sein, deren Bewohner uns alle Auskunft geben konnten.

Mit Mühe erreichten wir das kleine Gehöft und ich traf freundliche Leute, die die Sache genau kannten. Sie gaben mir sehr schlechten Trost. Sie meinten, es wäre nicht wohl möglich, beim augenblicklichen Wasserstande mit einem Canot weiter zu kommen. Ein Landweg hätte allerdings existirt, wäre aber vollkommen wieder verwachsen. Längs des Flusses könnte man vorwärts kommen, müßte aber viel durch Moräste waten und zweimal durch einen Seitenfluß des Jequitinhonha hindurchschwimmen. Auf keinen Fall würde ich so schnell, wie ich wollte, bis zum Salto kommen, ja wahrscheinlich gar nicht, wenn ich auch bis zum Wachtposten an der Cachoeirinha gelangte.

Die guten Leute schienen recht zu haben. Wirklich lagen unten am Fluß zwei große Canots, aus denen die Leute ihre Salzsäcke, die sie nach dem Salto bringen sollten, eben aus-

luden und unter ein kleines Dach brachten, um einen bessern Wasserstand zur Reise abzuwarten. Auch diese Leute meinten, für den Augenblick könnte man den Jequitinhonha nicht aufwärts reisen.

Da stieg ich denn wieder in mein Canot und schnell flogen wir auf den Wirbeln des grauen Flusses wieder abwärts. So stark war doch die Strömung an einigen Felsvorsprüngen, daß auf einer Strecke von wenigen Palmen oder Spannen das Gefälle gewiß einen Fuß betrug, sodaß das Canot, wenn es nicht gut geleitet ward, unfehlbar zerschlagen oder doch umgeworfen worden wäre.

So kam ich denn unverrichteter Sache nach Genebra zurück und wäre recht verdrießlich über das Mislingen auf dieser zweiten kleinen Flußexpedition gewesen, wenn mir nicht auf Genebra der vollste Ersatz dafür geworden wäre, ein Ersatz, den ich den freundlichen Bewohnern und dem ganzen Waldasyl verdanke, und immer in der allerfreundlichsten Erinnerung aufbewahren werde.

Der Ingenieuroberst Innocencio Velloso Pederneiras, damals 40 Jahre alt, war entschieden eine gediegene Persönlichkeit. Sorgsamen Studien in Brasilien und während eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich und selbst in Deutschland verdankte er die schönsten Kenntnisse in seinem Fache, welchen sich die volle Bildung eines Mannes von Erziehung anreihte. Von jeher scheint er zu bedeutenden Commissionen verwandt worden zu sein in verschiedenen Gegenden des Kaiserthums, und hat sich dadurch einen bekannten und ausgezeichneten Namen erworben, sodaß er selbst zum Deputirten für die allgemeine Gesetzgebende Kammer erwählt ward. Leider scheinen sich daraus einige politische Misverhältnisse entwickelt zu haben, sodaß Pederneiras von Cansançao de Sinimbu, als er im Jahre 1858 Präsident von Bahia war, aus seiner amtlichen Stellung an den beiden Flüssen Belmonte und Rio-

Pardo entlassen ward; statt seiner ward der Oberst Bahianna zum Inspector der beiden Flüsse ernannt, ein Ereigniß, welches für alle drei genannten Männer keine angenehmen Folgen gehabt hat.

Im Anfang des laufenden Decenniums war Pederneiras von der Provinzialregierung damit beauftragt worden, eine Untersuchung der Flüsse Mucuri und Jequitinhonha anzustellen und zugleich die südlichen Districte der Provinz Bahia zu untersuchen, um ein Gutachten abzugeben, in welcher Weise jene Flüsse und die ihnen anliegenden Gegenden oder Comarcas von Caravellas und Porto Seguro, dieselben, mit deren Besuch ich mich beschäftigte, zu einer größern materiellen Entwickelung gebracht werden könnten. Aus der Untersuchung jener Flüsse und Gegenden entstand ein ganz ausgezeichnetes Relatorium des Obersten, welches in Bahia 1851 gedruckt ward, und auch mir, da ich der Güte des Verfassers ein Exemplar davon verdankte, eine interessante und unterrichtende Lectüre gewährt hat.

Genebra ist keineswegs eine ganz neue Ansiedelung; vielmehr soll sie schon an dreißig Jahre in ihren ersten Anfängen dort existiren. Seit etwa drei Jahren ist sie das Besitzthum des Obersten und erst seitdem eine Anlage von Bedeutung geworden, die für den Belmonte dieselbe Beziehung hat wie das Paraiso vom Obersten Bahianna für den Rio-Pardo.

So weit ich vom Hafenort Belmonte den Jequitinhonha hinaufgefahren bin, habe ich an seinem Rande nichts von Anbau gesehen, was der Rede werth wäre. Hier und dort ist eine Strecke Waldes gelichtet, hier und dort ein schmaler Streif auf dem Ufer mit Mais bepflanzt, oder eine Viehweide eingerichtet, hier und dort erhebt sich zwischen Bananengebüsch ein kleines, aschgraues Lehmhäuschen, in welchem eine Gruppe Indianer oder Neger, oder auch eine aus den Elementen beider zusammengesetzte Familie das allereinfachste Leben fort-

vegetirt, und von geringem Ackerbau, von geringem Fischfang, von geringer Jagd lebt. Aber für das Raumverhältniß des so mächtig breiten Flusses ist diese Anwohnerschaft und ihre Ackerbauversuche noch geringer als die am Rio-Pardo, und ich glaube dem Jequitinhonha und seinen Leuten kein Unrecht zu thun, wenn ich behaupte, daß in der ganzen weiten Ausdehnung des Flusses, so weit ich ihn von Belmonte aufwärts befuhr, nur zwei Punkte von Bedeutung sich vorfinden, die Höhe von Poassu und die Genebra.

Als solche geben sie sich auch auf den ersten Blick zu erkennen, sie machen inmitten der tiefen Flußeinsamkeit einen wundervollen Effect. Wenn man, wie ich das am 10. Januar that, auf dem grauangeschwollenen Strom in leichtem Canot hinuntergleitet und den ganzen Morgen nichts wie Wald, ewigen grünen Wald gesehen hat, so wird man sattsam überrascht, wenn man beim Umfahren der letzten Waldecke von Poassu plötzlich den hohen, steilen und weit ausgedehnten Hügel erblickt, von welchem der Wald schon weit zurückgedrängt ist, und jegliche entschiedene Spur von Anbau, von Ackerbau und Viehzucht aus der Ferne erkannt wird.

Und doch wird man noch mehr überrascht, wenn man den Fluß hinaufgeht und die Genebra erreicht.

Weniger steil ist hier der Anberg, aber viel weiter die Klärung längs des Waldes und in denselben hinein, viel reiner die Weide, viel sauberer die Baulichkeiten. Gleich unten am Ufer liegt eine Ziegelei mit einigen Nebengebäuden. Oben auf dem Abhang erblickt man zwei freundliche, weiße Landwohnungen, einfach und schmucklos, aber höchst ordentlich und nett gehalten. Weiterhin sind noch einige Stallungen u. s. w., sodaß das Ganze ein hübsches, wohlgeordnetes Gehöft bildet.

Längs der Grasabhänge und Wiesen zerstreut weiden 140 Rinder, 4 — 500 Schafe und eine Anzahl Pferde, ein

wirklich glänzender Viehstand, wenn man die ungeheuern Schwierigkeiten bedenkt, die es macht, ein Urwaldsdickicht in eine reine, vom Vieh beweidete Grasflur umzuwandeln. Dem Gehöft näher rennen Schweine umher; Hühner, Enten, Puter und Tauben bilden zahlreiches Federvieh. Alles drängt sich zusammen zu einer vollständigen und wohlgeordneten Landwirthschaft, und der Ankommende weiß wirklich nicht, ob er sich darüber wundern soll, daß in so tiefer Waldeinsamkeit soviel Anbau sich vorfindet, oder darüber, daß bei soviel Anbau noch so tiefe Waldeinsamkeit ringsher herrschen darf.

Aber noch mehr muß er sich über die Rüstigkeit und Beharrlichkeit der Bewohner wundern. Der Oberst fand, wenn er auch das Leben in einer guten Gesellschaft schmerzlich vermißte, in dem vielen Ringen, Schaffen und Vorwärtsdringen gegen die Wildniß ein weites Feld seiner Thätigkeit. Wie anders seine junge Frau! Ich war erstaunt, auf der Genebra als Hausherrin eine Dame zu treffen, die in Rio-de-Janeiro geboren und erzogen war für die beste Gesellschaft der Hauptstadt, und nun in der tiefsten Einsamkeit ihren Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit lebte. Man muß solche Einsamkeit am Jequitinhonha kennen, um die Größe des Opfers einzusehen, welches solche junge Frau bringt! Wie lange ist es denn her, daß an derselben Stelle, wo sie jetzt lebte und uns abends an ihrem Klavier mit hübscher Stimme französische Romanzen vorsang, Menschen geschlachtet und gefressen wurden? Begingen nicht noch bis vor drei Jahren die Wilden die allerblutigsten Greuel, sodaß der Oberst, um die entsetzlichen Waldnachbarn im Schach zu halten, mit 40 Bewaffneten einen förmlichen Feldzug gegen sie machen mußte, in welchem 17 Indianer fielen? Seitdem sind sie verschwunden, wie es scheint. Aber man braucht von dem Hügel der Genebra nur einen Blick auf den Hochwald des

breiten Stroms zu werfen, um die volle, tiefe Waldeseinsamkeit jenes Ortes immer von neuem wieder zu empfinden.

Und doch haben eben diese Schauer der Wildniß eine wundervolle Sprache, mehr als Wort und Harmonie sie haben. Nie werde ich jene Abende auf der Genebra vergessen, wenn wir vor dem Hause auf der Höhe im Freien saßen und die sinkende Mondessichel ihre ungewissen Lichter auf den stillen Strom unten und drüben auf den Hochwald warf. Schweigend saßen wir da und lauschten hinüber zu den dunkeln Geheimnissen des Urwaldes. Eine Thierstimme erschallte nach der andern; wundersame Naturklänge wurden wach und entschlummerten wieder, langsam verhallend im gespenstigen Dickicht. Ein kühler Nachtwind streifte über die Kronen der dunkeln Bäume dahin und machte den ganzen Forst zusammenschauern. Und wenn der Mond gesunken war, wie seltsam schimmerten da noch einzelne Umrisse durch das Halbdunkel! Wie jagten sich dann die leuchtenden Elateren am Walde und über den Fluß dahin!

Das alles ist wol schön, ist wol begeisternd! Ob es aber ein ganzes Leben füllt und Ersatz gibt für alle Genüsse, die uns die Kunst und eine sittliche Geselligkeit bietet, ob alle diese tiefen, ernsten Naturklänge immer im Stande sind, alle jene Wohllaute vergessen zu machen, die uns die Musik bis in die innerste Seele trägt, darüber mag Donna Maria Izabel, die jugendliche Herrin von Genebra, entscheiden!

Und wie nun gar, wenn Krankheit die von aller ärztlichen Hülfe so fernab wohnenden Menschen überfällt! Von allen Entbehrungen erschien der jungen Hausfrau diese Entbehrung die härteste! Die Aermste ahnte damals gewiß nicht, daß sie, wie man mir erzählt hat, schon wenige Wochen nach meinem Besuch, vielfach vom Wechselfieber verfolgt, sich mit zerrütteter Gesundheit vom Fluß zurückziehen mußte.

Unterdeß schwoll der Strom mächtig an. In seinen grauen

Wassern verschwanden die letzten Sandbänke, und nur einiges Gebüsch ragte noch aus den Strudeln hervor. In einzelne kleine Niederungen trat das Wasser hinein und drohte immer höher steigen zu wollen. Doch machte das niemand Furcht. In der ganzen Nähe des Flusses war ja nichts, was zerstört hätte werden können. Höchstens wurde beim Obersten den Rindern und Schafen der Weideplatz am nächsten Ufer etwas eingeschränkt.

Da hörte denn die Canotfahrt auf dem Flusse ganz auf. Am ersten Tage meines Aufenthalts kamen noch einzelne Canots den Fluß herauf und segelten sogar mit improvisirten Segeln, wie die Canoeiros sich solche aus ihren Schlafdecken machen, gar hübsch am Wald dahin. Nun aber ward die Strömung zu allgemein, zu stark. Kein Fahrzeug erschien mehr, und noch einsamer als zuvor erschien nun der Jequitinhonha zwischen seinen hohen Waldufern; alles Leben schien von ihm entflohen zu sein.

Zur Zeit geringerer Wasser bietet er aber einen hübschen Anblick. Dann ist sein breites Bett halb leer, und durch eine Menge von Sandbänken und Erhebungen führt nur ein Wasserkanal. Gar bald fangen diese bloßgelegten Bänke an zu grünen und kleines Gebüsch zu treiben; Blumen aller Arten blühen auf ihnen, und zahlreiche Vögelarten finden sich ein. Auf solchen isolirten Punkten schlägt denn auch gern der Canoeiro sein Nachtquartier auf, und man sieht kleine Kochfeuer dicht über dem Wasserspiegel und unter dunkelm Waldgebüsch. Die Schiffer lieben deswegen diese flachen Inselpunkte, weil sie dort am meisten vor nächtlichen Ueberfällen wilder Indianer, die den Canoeiros ihr kümmerliches Leben noch kümmerlicher machen, gesichert sind.

Doch wird solch kleines Bivouak oft mitten in der Nacht noch von anderer Seite gestört. Ein fernes Gewitter mit mächtigem Tropenregen macht den Fluß manchmal in fernen

Gegenden hoch anschwellen. Unversehens steigt das Wasser schnell einige Fuß und überflutet die grünende Sandbank. Der Canoeiro muß sein kleines Bivouak räumen und sich in sein Fahrzeug flüchten; sein Feuer erlischt im Wasser. Mit ihm zugleich fliehen die Vögel davon. Die Blumen ertrinken, und das Gebüsch verschwindet im grauen Wasser. Der Strom erscheint wieder in seiner vollen Mächtigkeit und wälzt sich in seiner ganzen Breite durch den Hochwald dahin.

Der mächtige Bogen, den der Jequitinhonha vor der Genebra schlägt, mag Ursache zum Namen der Niederlassung gegeben haben. Viele zwar wollen diesen Namen vom trivialen Getränk Genèvre herleiten, welches dort niemals gemacht noch consumirt worden ist. Viel wahrscheinlicher stammt der Name von der Stadt Genf — Genebra — her. Vielleicht hat ein träumender Schweizer am Jequitinhonha eine Aehnlichkeit mit dem Genfersee herausgefunden, und den Namen der nordischen Heimat einer Gegend am fernen Südstrom aufgedrückt, wie ja so viele europäische Namen als Erinnerungen und Heimatsklänge von Auswanderern nach Amerika hinübergetragen worden sind.

Auch der Wald um die Klärung von Genebra bot mir vieles Interesse. Einige Steige, auf denen man das Nutzholz aus dem Dicicht herausschafft, gaben mannichfach Gelegenheit, etwas in den Forst einzudringen.

Wer zum ersten mal hier den Urwald betritt, darf sich nicht wundern, daß er so wenig dicke Stämme trifft. Seit Jahren schon hat man Nutzholz dort aus dem Walde herausgehauen und schon dadurch die Reihen der dicken Stämme ziemlich gelichtet. Mehr aber noch sah ich auch hier wieder meine schon so oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß der Wald nicht sowol dicke Stämme wie vielmehr lange, schlanke Stämme ohne bedeutende Astbildung in der Baumkrone hervorbringt. In die Breite nach Art der meisten nordischen

Waldbäume kann sich nichts ausdehnen aus Mangel an Platz. Alles strebt nach Luft und Licht, alles ringt heraus aus dem Dickicht zum Himmel und zur Sonne. Daher wird alles schlank. Schlank sind keineswegs allein die Palmen, sondern auch die Laubbäume, und es ist gar nicht schwer, Myrten, Lecythideen, Lorbern und Bignonien zu finden von solcher drehrunden Schlankheit, daß man unwillkürlich an ihnen in die Höhe blickt, um sich zu überzeugen, daß man es wirklich nicht mit Palmen, sondern mit Laubbäumen zu thun habe.

Hoch oben in solchen mächtig herausragenden Gipfeln sonnten sich dann morgens die Papagaien. Vergebens machten wir einige Jagdversuche gegen sie. Immer die höchsten Punkte wählen diese Schreier des Urwaldes und sitzen gern auf dickem Ast, der sie gegen den Schuß deckt, sodaß selbst geübte Jäger manchen vergeblichen Jagdversuch auf die bunten Klettervögel machen.

Und nicht viel besser, ja noch armseliger sieht es mit dem Wild zur ebenen Erde aus. Am Tage trifft man ganz bestimmt nichts an. Kaum eine Tapirspur entdeckten wir an einem kleinen klaren Bach, der durch den Wald hinfloß. Von sonstigen Thieren, von denen der Europäer so viel träumt, von Unzen, mähnenlosen Löwen, Capivaris u. s. w. erblickt man gar nichts. Vor jedem Culturversuch, vor jedem Jagdversuch weicht alles scheu zurück und begibt sich in abgelegenere Schlupfwinkel. Während wir auf der Genebra die Affen jenseit des Flusses vielfach und in ziemlicher Nähe brüllen hörten, konnten wir keine Spur von diesen schlauen Thieren auf unserer Seite hören und sehen. Und wer als Reisender hofft, im Walde von Wild leben zu können, der wird ganz gewiß sehr schlecht wegkommen, er müßte denn ein Bugre sein oder viele Jahre unter ihnen gelebt haben und alle kleinen Jagdkniffe dieser Wilden genau kennen.

Dafür entschädigt aber die Vegetation um Genebra das Auge in der allerreichlichsten Weise. Ueberall grünt und blüht es, wo nur ein Sonnenstrahl hindringt. Und wo die Höhe des Baumes den Blumenflor nur undeutlich zeigt, da findet man immer auf dem Boden eine Menge Blüten ausgestreut, besonders Bignonien und Cassiaceen, letztere so eigenthümlich in den drei Entwickelungsformen der zehn Staubfäden, wie hundertfach die Arten dieses hübschen Leguminosentribus auch sein mögen.

An den besten Segen solcher Waldungen, gutes Trinkwasser, wird am wenigsten gedacht. Ein wundervoller Bach kommt aus dem Walde der Genebra hervor. Gleich nach seinem Austritt aus dem Dickicht stürzt er über Granitblöcke in drei kleinen Abstufungen dahin und bietet außer dem köstlichsten Trinkwasser einen Badeplatz, wie man kaum einen andern finden möchte. Durch Einfassung und Ableitung eines Theils sollte dieser Bach nächstens eine am Fuß des Hügels zu errichtende Schneidemühle treiben, ein Unternehmen, was ganz gewiß ein gutes Resultat liefern wird. Ein fleißiger Franzose, Felir Larcher, befand sich bereits an Ort und Stelle, um die Mühle einzurichten.

Gewinnung und Schneidung von Nutzholz ist am Rio-Pardo, wie ich schon anführte, und am Belmonte noch immer, solange nicht Tausende von Händen sich zum Ackerbau regen, eine Hauptquelle des Gewinns. Und wirklich, wenn man solche Waldungen, wie sie der Genebra gegenüber oder meilenweit unter der Höhe von Poassu hin liegen, anschaut, da kann man sich kaum denken, daß es je damit ein Ende nehmen kann. Deswegen haut man nur fort, ohne sich irgend um einen Nachwuchs zu kümmern, und hält es kaum für möglich, daß ein Durchreisender im Ernst spricht, wenn er von Nachpflanzung gewählter Holzarten redet. In allem Ernste aber rede ich davon, daß man in Brasilien bei jedem

Colonisationsunternehmen auch eine Forstordnung einführen sollte. Ist doch in Städten wie Rio-de-Janeiro und selbst Bahia das Brennholz schon theuer genug und für manche Haushaltungen eine höchst lästige Ausgabe, vom Bauholz und Mobilienholz gar nicht einmal zu reden. Vielleicht ist manchem meiner Leser die Notiz ganz neu, daß große Massen schwedischen Fichtenholzes in allen Formen nach Brasilien, dem Lande unversiegbarer Waldungen, hingeführt werden.

Auch eine Ziegelei oder Topfbrennerei auf der Genebra war mir interessant, wenn sie auch in keinem großen Maßstabe betrieben wird. Die Wasserkrüge von Bahia sind berühmt; sie kommen besonders aus den Süddistricten der Provinz. Die größern fassen 5 — 6 Eimer Wasser und sind dennoch leichter als Holzgefäße von demselben Umfang, und erhalten das Wasser kühler als jene. Die größern Töpfe oder Krüge werden aus zwei Hälften gedreht, die man nachher aufeinander setzt und verstreicht, sodaß sie dauerhaft zusammenhängen. Ihre Form ist ganz antik römisch, ganz die der alten Amphora.

Doch will ich meine Leser nicht länger in der Einsamkeit der Genebra zurückhalten. Zunächst wollte ich auch nur zeigen, wie viel mit wenigen Kräften bei zäher, unermüdlicher Ausdauer aus einem Hochwald, einer einsamen Wildniß gewonnen werden kann. An demselben Flusse, der vor acht Jahren noch nicht officiell untersucht war, an welchem man sich noch bis in die neuesten Zeiten hinein mit den Wilden schlagen mußte und kaum je mit Sicherheit die Kugelbüchse aus der Hand legen konnte, an demselben Flusse trafen wir mannichfachen, durch die Energie, Kenntniß und Gesittung eines einzigen Mannes hervorgerufenen Betrieb aller Art, beginnenden Ackerbau, reichliche Viehzucht, verschiedene Industrie, und zu dem allen eine so wohlthuende, gute Erziehung des Besitzers und seiner liebenswürdigen Lebens-

gefährtin, daß wir nicht umhin konnten, solchem schaffenden Geiste, solcher mächtig anregenden Kraft, solcher unbedingten Hingebung alle nur mögliche Hochachtung und Bewunderung zu zollen.

Der Jequitinhonha hat unbedingt eine bedeutende Zukunft vor sich, sowol im Anbau längs seiner weitausgedehnten Ufer als auch auf seiner schönen Wasserstraße als Verbindungskanal mit der Binnenprovinz Minas-Geraes und deren Norddistrict Minas-Novas. Der erste gewesen zu sein, der mit prüfendem Auge und messender Hand aus den fernen Sertoens jener Provinz her den ungebändigten Strom herabfuhr, seine Eigenthümlichkeiten darstellte, seine Wichtigkeit auseinandersetzte und nun auch als erster dort sich festsetzte, der zügellosen Natur den Zaum der Cultur überwarf, die wilden Kannibalen des Urwaldes zurücktrieb und jegliches Werk der Gesittung pflegte, — ein solcher Erster gewesen zu sein in einem bedeutenden District, das ist ein Ruhm von ganz besonderer Art, vor welchem mancher andere scheinbar größere Ruhm seinen Glanz verliert. Und dieser Ruhm gehört unabweisbar dem Ingenieurobersten Innocencio Velloso Pederneiras.

Das Dampfboot von Bahia, mit welchem ich von Canavieiras nach Caravellas und dem Mucuri gehen wollte, sollte vielleicht schon am 10. Januar von jener Provinzialhauptstadt abgehen und konnte demnach schon am 12. Januar auf dem Rio-Pardo sein, weswegen ich ernsthaft an meine Rückkehr von der Genebra nach Canavieiras denken mußte.

Bei der Schnelligkeit der Strömung, die den geschwollenen Jequitinhonha bewegte, meinte mein Gastfreund auf der Genebra, ich könnte, wenn ich morgens früh aufbräche, am Abend desselben Tags ohne große Mühe in Canavieiras eintreffen, ohne den ganzen Strom bis zum Belmonte hinabgehen zu müssen.

Die beiden Zwillingsflüsse Jequitinhonha und Rio-Pardo sind nämlich durch eine eigenthümliche Wasserstraße miteinander verbunden. Gleich unter der Höhe von Poassu bricht ein Theil des Jequitinhonha in den flachen Wald hinein und bildet einen vielfach gewundenen, aber tiefen und reißenden Kanal, den Kanal von Poassu. Nach einem Verlauf von etwa 3 geographischen Meilen fällt dieser Kanal in den schon oben genannten Rio-da-Salsa, welcher zwischen dem Jequitinhonha und Rio-Pardo entspringt und verläuft, bis er sich eine kleine Meile oberhalb Canavieiras in den Rio-Pardo ergießt. Diese eigenthümliche Wasserverbindung ist sehr bemerkenswerth. Da die Einfahrt vom Meere in den Rio-Pardo unendlich viel besser ist als die in den Jequitinhonha, und ebendeswegen Canavieiras immer der eigentliche Stapelplatz für beide Flüsse sein wird, so ist der Kanal von Poassu mercantilisch als der Hauptarm des Jequitinhonha anzusehen, wie er denn in der That als solcher von zahlreichen Canots benutzt wird, welche ihre Salzladungen von Canavieiras nach der Provinz Minas hinaufbringen, trotz mannichfacher Hindernisse, die die heftige Strömung, die bedeutenden Krümmungen und die Menge der über das Wasser hingestürzten Baumstämme solcher kleinen Schiffahrt entgegensetzen mögen.

Schon um 3 Uhr morgens des 10. Januar standen wir auf, um meine Tagereise von 18 Leguas (etwa 13 deutsche Meilen) zuzurüsten. Meine beiden schwarzen Canoeiros waren schon am Platze, auch der Franzose Felix Larcher, der die Canotgelegenheit nach Canavieiras benutzen wollte zu verschiedenen Einkäufen. Aber sonstige Zurüstungen zur Reise und das Einpacken verschiedener Gegenstände, die wir in Poassu abgeben sollten, nahmen einige Stunden Zeit fort, und es war fast 6 Uhr, als meine Fregatte abstieß,

nachdem ich herzlichen Abschied von den wackern Bewohnern der Genebra genommen hatte.

Mit angenehmer Schnelligkeit eilte das 40 Fuß lange und $2^1/_2$ Fuß breite Canot den Fluß hinunter; unbekümmert um die Leitung der Fahrt konnte ich in voller Muße und Gemächlichkeit noch einmal die schönen Waldeinsamkeiten durchmustern, die der Jequitinhonha darbot. Schon um 11 Uhr erreichten wir die kühne Höhe von Poassu. Hier aber war einiger Aufenthalt nöthig zum Auspacken der von uns mitgebrachten Geräthe, Ziegel, Amphoren u. s. w.; auch mußte gefrühstückt werden, welche Gelegenheit die Neger zu gleicher Zeit benutzten, um zu schwatzen und ihre Familienangelegenheiten zu besprechen und anzuordnen.

Diese Neger gehörten nämlich zu einer Gruppe von Afrikanern, welche in aufgebrachten Sklavenschiffen vorgefunden waren und nun eine Zeit lang zur Deckung der durch das Kreuzen gegen Sklavenschiffe entstehenden Kosten in öffentlichen Unternehmungen arbeiteten, bis sie nach einer gewissen Anzahl von Jahren ihre volle Freiheit und Unabhängigkeit von jeder Leitung genießen. Doch soll nach der öffentlichen Meinung viel Skandal und Misbrauch mit diesen sogenannten Africanos livres getrieben werden und die meisten niemals in den Zustand ihrer gesetzmäßigen Freiheit gerathen.

Die Regierung hatte eine Anzahl dieser Africanos livres dem Staatsrath Gonzalves Martins zur Vorbereitung des Jequitinhonha-Unternehmens überwiesen, wo sie vor allen Dingen Manioc und schwarze Bohnen pflanzten, damit es beim Kommen von Colonisten nicht am Nothwendigsten, an Essen fehlen möchte. Während nun auf der Genebra hinreichend Vieh gezogen ward, lieferte Poassu Pflanzennahrung, eine umsichtige Einrichtung, die man bei der Gründung aller Colonieanlagen beherzigen sollte.

Die Neger auf Poassu gewährten einen eigenthümlichen

Anblick. Es waren meistens schöne, jugendliche Gestalten, Männer und Weiber durcheinander, die in ehelichen Verhältnissen lebten und eine Menge pechschwarzer allerliebster Kinder hatten. Wohl wissend, daß sie keine Sklaven, sondern freie Neger wären, ließen sie sich nur schwierig regieren; viele von ihnen waren trotzig und ungezogen, besonders gegen den ihnen vom Staatsrath vorgesetzten Verwalter, und das desto mehr, je weniger dieser einer solchen Leitung gewachsen war. So boten sie denn das Bild eines afrikanischen Dorfes im vollsten Maße dar. Doch sah ich die lebendigen, halbwilden und halbnackten Schwarzen gern. Einige junge Negerdirnen von prachtvollem Bau des entblößten Oberkörpers erinnerten mich lebhaft an die schwarzen Verkäuferinnen von Bahia. Mit ihren ganz nackten, kräftigen Kindern auf dem Arme hin- und hergehend, disputirend und sich zankend, waren sie alle die üppigsten Bilder von Fülle, Gesundheit und Erregtheit, wie solche in der Europawelt nie gesehen werden und eben auch nur am Rande des Urwaldes, eben nur bei dunkelschwarzer Haut geduldet und bewundert werden dürfen.

Nur wenige Neger redeten verständlich portugiesisch. Unter sich schwatzten sie mit großer Lebendigkeit und Leidenschaftlichkeit ihre Nagósprache, deren Laute so widerlich wie nur möglich klingen.

Das Reden ihrer afrikanischen Sprache schien mir ein bedenklicher Umstand zu sein, obgleich der Verwalter, ein sehr befangener Mensch, das nicht meinte, aber auch noch gar nicht daran gedacht hatte. Und ich meine allerdings, daß solche Negergruppe mit fremder Sprache, wenn sie keine Leitung hat und in keiner sie umgebenden Culturwelt ein Beispiel zur Nachahmung findet, leicht ihre rohe Kraft misbraucht, deren sie sich vollkommen bewußt ist. Sie bedürfen nur eines resoluten Führers, diese wilden, aufgeregten Leidenschaftsmenschen, und nur einer einzigen Verhandlung in ihrer

afrikanischen Muttersprache, und ihr hastiger Anschlag wird ausgeführt. Es sollte mich nicht im geringsten wundern, wenn man eines Tags die Nachricht brächte, Poassu wäre geplündert und die Neger wären mit dem Vieh zur Fortzucht und einigen Maniocpflanzen u. s. w. zum Fortpflanzen in den Wald gezogen zur Bildung eines Quilombo, einer aufrührerischen Negergesellschaft, wie es deren schon manche gegeben hat.

Nach 12 Uhr fuhren wir von Poassu fort und liefen in den gleichnamigen Kanal ein. Wie rasch hier nun auch die Strömung lief, so wurden wir doch mannichfach durch Biegungen und besonders umgefallene und über dem Wasser hängende Bäume und Schlingpflanzen aufgehalten. Der Kanal von Poassu bot mir das volle Bild einer Picade durch den Urwald dar. Mit großer Geschicklichkeit zwar manövrirten meine Canoeiros, aber dennoch waren wir alle Augenblicke genöthigt, uns platt auf den Boden unsers Canots hinzuwerfen, um unter Baumstämmen und dichtem Laubgestrüpp hindurchzuschlüpfen. Im eigentlichsten Sinne fuhren wir mitten im Walde, dessen wildes, wüstes Gewirr, aber auch reine Blütenpracht, besonders von Heliconien und rankenden Bignonien, sich in unserer nächsten Nähe befand und uns oft genug ganz festhielt, wo wir denn mit dem Messer die hemmenden Pflanzenstricke zerschneiden mußten.

So mochten wir etwa 2 geographische Meilen längs dieser Wasserpicade gemacht haben, als wir, obgleich wir noch kurz vorher einem beladenen Canot begegnet waren, auf ein höchst fatales Hinderniß stießen. Vom rechten Ufer her, unmittelbar am Niveau des Kanals, war ein säulenartig schlanker, aber dennoch mächtiger Baum quer über den Fluß gefallen. Da er auf der andern Seite keinen festen, ihn auffangenden Widerstand gefunden hatte, war seine Krone mit zerschmetterten Aesten tief in den Sumpfboden eingeschla-

gen, sodaß sein Stamm einen Wasserschlagbaum bildete, wie ihn kein Hafenmeister besser herstellen konnte. Der Länge nach befand sich dieser ansehnliche Stamm halb über, halb unter dem Wasser, welches sich einige Zoll vor ihm aufstauete und dann auf der andern Seite in schmuzigen, grauen Wirbeln weiter schoß. Der Baum konnte kaum eine Stunde vor unserm Ankommen umgefallen sein.

Eine tüchtige Art, um dieses Hinderniß wegzuräumen, hatten wir nicht bei uns; denn in der That konnten wir auf keine so radicale Barrière rechnen, als wir in den Kanal von Poassu einliefen. Und doch mußte gehandelt werden. Wir luden unser Canot ganz leer; ich selbst trat auf den in den weichen Boden eingeschlagenen Stamm, während die Canoeiros und Felix, mitten im Kanal auf dem Baume stehend, es versuchten, das Fahrzeug in seiner Längenrichtung darüber hinwegzuziehen. Das war aber unmöglich; kaum den zehnten Theil des langen Canots konnten sie auf den Baum heraufbringen, wie oft und mit wie vieler Kraft auch der Versuch wiederholt ward.

Nun haben die Canotführer in jenen Gegenden eine sehr sonderbare Praxis, wenn sie ihr Fahrzeug nicht über solch Hinderniß hinwegbringen können. Sie versuchen dann einen Durchgang unter dem Wasser, wenn eine hinreichende Tiefe diese originelle Passage erlaubt. Ich hatte das Manöver, um dessen Zulassung die Canoeiros mich baten, noch nie gesehen. Der Kanal war tief und reißend, und die Leute gaben mir die Versicherung, daß sie vollkommene Schwimmer wären. Zudem war es auf meiner Reise immer mein Grundsatz, meinen Begleitern im Wald und auf dem Fluß in ihrer Handlungsweise nichts vorzuschreiben. Sie sind in ihrem Elemente, man muß sich ihnen anvertrauen oder gar nicht reisen. Am allerwenigsten darf man ihnen europäische Reisemarimen zumuthen wollen. Sie werden dann unmuthig,

mistrauisch gegen den Europäer und zuletzt noch gegen sich selbst, und man ist gar bald mit ihnen und einer ganzen Flußexpedition, einer Waldtour am Ende.

So gab ich denn zu dem seltsamen Proceß meine Einstimmung. Beide Canoeiros zogen sich die Hemden aus, hockten vorn und hinten auf den einen Rand des Canots und schaukelten es zweimal. Beim dritten Tempo lief es voll Wasser und sank unter. In demselben Nu sprangen beide hinein und wurden, bis an die Brust im Strome stehend, schnell unter den Stamm hinuntergerissen. Der erste klammerte sich dort geschickt fest und war in demselben Moment oben auf der Barrière. Nicht so der zweite. Einen Augenblick sah ich ihn am Baumstamm hängen; doch konnte er sich nicht halten, der wilde Strom riß beide, Fischer und Kahn, mit sich fort. Ich sah sie nicht mehr.

Alles das war wirklich das Werk eines Augenblicks, und dennoch verging mir Hören und Sehen. Ich stand athemlos da. Den Neger auf dem Baumstamm dagegen schien das Verschwinden seines Kameraden nicht im mindesten zu afficiren. Mit großer Seelenruhe wartete er offenbar auf dessen Wiedererscheinen. Und wirklich kam der andere auch einige Klafter unterhalb des Baumstammes aus dem wirbelnden aschgrauen Wasser wieder zum Vorschein und schwamm wie ein Frosch umher; er schien in seinem eigentlichen Element zu sein.

Nun ward die Scene aber humoristisch — unser Canot war fort! Der Neger hatte versucht, dasselbe an seinem einen Ende festzuhalten, aber der Strom war zu stark gewesen; um nicht zu ertrinken, hatte der dreiste Canoeiro dasselbe loslassen müssen. Jetzt sprangen beide in das Wasser, schwammen, tauchten und suchten umher, wirklich wie Frösche, bis es denn dem einen gelang, es unter dem Wasser, zwischen Wurzeln und Gestrüpp festgehalten, zu entdecken. Nach lan-

gen Mühen machten sie es auch wieder los, aber nun trieben sie allesammt den grauen Kanal hinab und um die nächste Waldecke. Noch lange hörte ich sie gewaltig schreien und sich gegenseitig aufmuntern; dann aber ward es still, und ich stand ohne Weg und Steg und besonders ohne Canot mitten im sumpfigen Wald am Kanal von Poassu.

Felix Larcher suchte halb entkleidet durch das Gebüsch bis zur Stelle zu gelangen, wo wir die Neger zuletzt schreien gehört hatten. Bald kamen auch alle drei Menschen zurück, aber unverrichteter Sache. Die Neger hatten das Canot nicht halten können. Zwar war es wieder von einem Baumstamm festgehalten worden, sodaß es nicht weiter treiben konnte; aber zu fernern Anstrengungen waren die beiden Neger zu matt. Auch fing es an zu dämmern, und wir mußten uns zu einem improvisirten Bivouak entschließen.

Ein Bivouak im Walde ist gar nichts, wenn man sich Ort und Stunde dazu aussuchen kann und Zeit hat, seinen Rancho zu machen, wie ich das bei Gelegenheit meiner Picadentour von der Provinz Sta.-Catharina durch die Serra-Geral nach der Provinz von Parana hinreichend dargestellt habe.

Hier am Kanal von Poassu aber fehlte uns im eigentlichsten Sinne des Worts alles, was zu solchem Nachtbivouak nöthig war. Am schmerzlichsten vermißte ich einen festen Boden, um darauf zu liegen. Das, worauf wir standen, war ein ziemlich nachgiebiger, krautbewachsener Morast. Die Neger hatten, wie sie das immer bei solchen Fahrten thun, ihre Matten bei sich, worauf sie zu schlafen pflegen; die hatten also ein Lager und sogar Laken, um sich ganz hineinzuwickeln; ich dagegen war auf nichts vorbereitet.

Mir und Felix blieben zwei Breter übrig, die auf dem Boden des Canots gelegen hatten. Mit dem einen Ende legten wir dieselben auf den halb im Morast eingesunkenen

Baumstamm, sodaß wir, wenn auch sehr hart und äußerst eingeengt, dennoch trocken lagen. Dazu konnte ich meinen Regenschirm über mir ausspannen, — kurz unser Bivouak in den allerbescheidensten Formen war fertig. Ein köstliches Abendessen hatten wir noch von der Genebra her, leider aber keinen Tropfen Trinkwasser; denn das Wasser vom Kanal, von dem ich höchstens einen Fuß fern auf meinem schmalen Bret lag, durfte nicht getrunken werden und war auch nicht zu trinken. Auf jeden Fall war es höchst ungesund, wie denn unsere ganze Lage keineswegs auch in gesundheitlicher Hinsicht zu beneiden war.

Und nun kam noch Furcht hinzu, Furcht bei meinen beiden Canoeiros. Dieselben trotzigen, wilden Gesellen, die, solange es heller Tag war, sich jeglicher Gefahr unterzogen und namentlich mit dem wilden Strom des Kanals sich herumgeschlagen hatten, sahen das schon so oft besprochene Bugregespenst vor sich. Sie waren ganz still und baten mich, ich möchte meine Flinte mit einer Kugel laden. Am Rio-da-Salsa sollen noch wilde Indianer umherziehen, und vielleicht war die Vorsicht, einen scharfen Schuß bereit zu halten, nicht unnütz. So lud ich denn mein Gewehr, und wir suchten zu schlafen.

Doch kamen keine Indianer, wohl aber viel kleinere, scheußlichere Feinde. Alles, was der Wald an Borachudos und Fincudos nur aufzuwenden hatte, schien er, da wir kein schützendes Feuer hatten, gegen uns loszulassen. Die Mückenmusik nahm kein Ende, und die Stacheln der zahllosen Bestien gingen durch Strümpfe und Beinkleider hindurch. Dazu durfte ich mich auf meinem Bret nicht regen und bewegen, ich fiel sonst in den Morast oder möglicherweise in den Kanal. Kurz wir verlebten eine höchst humoristische Nacht, in der ich mich am Beispiel des Marius in den Sümpfen von

Minturnä vollends erheiterte. Wie anders doch ein Hotel in Europa und die Nachtruhe in einem eleganten Bette!

Kaum graute der erste Morgen über unsern Morast und den Wald hin, so schickte ich die Neger wieder aus nach unserm Canot. Sehr unlustig gingen sie fort; ich wußte bestimmt, sie würden ohne dasselbe wiederkommen. Und so geschah es auch. Sie kamen wieder und behaupteten, sie könnten es nicht losmachen. Jedoch sah ich es ihnen an, daß sie gar nicht im Wasser, gar nicht bei der Arbeit gewesen waren. Und doch war nichts anzufangen. Einem ernstern Befehl hätten sie doch nicht gehorcht. Darum hütete ich mich zu befehlen.

Sonstiges war weiter nicht anzufangen. Weg und Steg war nicht vorhanden, der weiche Boden ließ auch keine Wanderung zu. So wartete ich denn ganz ruhig ab, was weiter kommen würde.

Anfangs kam gar nichts, und wir wurden hungerig und sehr durstig. Gegen Mittag kam endlich ein Salzcanot mit zwei Indianern den Kanal herauf. Als die Indianer uns von fern sahen, stutzten sie und hielten still; offenbar hatten sie Furcht vor unserer unerhörten Erscheinung am Wasser. Ich rief ihnen zu, und sie kamen heran. Auch ihre Fahrt war gehemmt; doch hatten sie zum Abhauen von Brennholz für ihre Nachtbivouaks ein Beil bei sich, wenngleich der dicke Stamm ihnen sichtliche Bestürzung hervorrief.

Ich erfrischte den Muth der gelben und schwarzen Flußschiffer dadurch, daß ich ihnen eine hübsche Geldsumme bot, wenn sie mir innerhalb einer Stunde mein Canot brächten. Vereint gingen nun die vier Leute fort. Nach wenigen Minuten schon hörte ich sie singen und rufen bei einer gemeinschaftlichen Arbeit und zuletzt in ein lautes Jubelgeschrei ausbrechen, — ich hörte es, sie hatten ihr schönes Geld gewonnen,

und ich bekam mein Canot wieder, eine Schlußfolge, die mir wirklich Freude machte.

Bald kamen denn auch Neger und Indianer mit dem Canot gegen den Strom heraufgearbeitet, und wir konnten alles wieder einschiffen. Vorher aber sollte ich noch einen Aerger haben, aus welchem meine Leser ersehen können, daß es allerwegen Schlingel gibt, mag ihre Haut nun schwarz, braun oder weiß sein. Ich gab meinem ersten Canoeiro das Geld, um es mit den andern zu theilen, und nun sah ich, wie er die beiden Indianer betrog; er gab ihnen nur den vierten Theil. Der eine Indianer beklagte sich gegen mich, und als ich dem Neger nun befahl, ehrlich zu theilen, verweigerte er es und ward wild.

Nun ist nichts schlimmer, als wenn man diese Naturmenschen erst zur Aufregung kommen läßt; sind sie in Wuth, so kennen sie keine Grenzen, und das Messer ist ihnen so geläufig wie die Zunge. Ich ließ den schwarzen Kerl einsteigen und sagte ihm: „Weil du ein Räuber bist und die Indianer hier mitten im Walde vor meinen Augen bestohlen hast, so werde ich dafür sorgen, daß du in Ketten nach Bahia kommst!" Dazu nahm ich meine Flinte und schickte mich an, ebenfalls einzusteigen.

Ohne weiter ein Wort zu sagen, gab der Neger den Indianern ihr Geld. „Ja, aber in Ketten kommst du doch; das ist nun zu spät", sagte ich zu dem Kerl. Das erschien ihm doch gar zu schrecklich, und er bat mich, ich möchte es doch nun auch gut sein lassen. Das that ich denn auch, und damit war seine Ehre vor den andern Leuten wieder rehabilitirt.

Wir wollten eben abstoßen, als gerade ein dritter Indianer mit seinem Canot den Kanal von oben herabkam. Der hatte eine große Axt bei sich; und nun besann ich mich, daß wir Tags zuvor demselben Mann in seinem Canot den Ka-

nal aufwärts fahrend begegnet waren. Offenbar hatte er um den Umsturz jenes hemmenden Baumes gewußt und war wieder umgekehrt, um eine Art zu holen, als wir ihm begegneten. Er wußte sehr genau, daß wir in die größte Verlegenheit kommen würden, und dennoch sagte er uns nichts von jenem Vorfall. Um Gewißheit zu haben, fragte ich ihn: „Du, als wir dich gestern trafen, war da der Baum schon umgefallen?" „Ja", erwiderte er. „Warum hast du mir das nicht schon oben am Kanal gesagt?" fragte ich weiter. „Sie haben mich ja nicht gefragt, ob ich einen umgefallenen Baum getroffen hätte", meinte er ganz ruhig, obgleich er die Augen zu Boden schlug.

Aber so sind sie, diese Indianer. Man hat mich vor nichts mehr als vor der Hinterlist der Indianer gewarnt auf meiner ganzen Reise. Wo sie nur immer können, thun sie dem Weißen einen Schabernack an und stellen sich hinterher so ehrlich und dumm wie die Schafe.

Gemeinschaftlich machten sich nun die Indianer daran, den hindernden Stamm durchzuhauen. Wir aber liefen ohne weiteres Hinderniß das letzte Ende des Kanals hindurch und erreichten den rasch strömenden Rio-da-Salsa, der wegen seines morastigen Terrains höchst ungesund ist und wegen der an seinem obern Ende noch hausenden wilden Indianer einen sehr schlechten Ruf hat. Wir kamen zu einem Gehöft mit einer Zuckermühle, wo wir endlich einmal wieder ordentliches Trinkwasser bekamen.

Endlich erreichten wir den Rio-Pardo und trieben gerade gegen Sonnenuntergang dem armseligen Canavieiras zu. Vom Dampfboot aus Bahia war noch keine Spur zu sehen, und fast bedauerte ich es diesmal, so pünktlich gewesen zu sein, die mir so liebe Genebra so früh verlassen zu haben und von einem noch ausgedehntern Besuche des Jequitinhonha zurückgetreten zu sein. Zwar dachte ich noch in Canavieiras

daran, vom Mucuri aufwärts nach dem Ort Calhão zu gehen und von dort den ganzen Jequitinhonha hinabzufahren nach dem Vorgang und Muster des Obersten Pederneiras. Aber traurige Zustände an dem ebengenannten Mucurifluß, von denen wir in den folgenden Kapiteln handeln wollen, machten auch diesen Plan verunglücken und brachten mich gänzlich aus der von mir beabsichtigten Reiserichtung heraus.

Drittes Kapitel.

Möglichkeit und Nothwendigkeit eines directen Verkehrswegs zwischen der Provinz Minas und dem Ocean. — Abreise von Canavieiras. — Sta.-Cruz und die Entdeckung von Brasilien. — Porto Seguro. — Caravellas. — Villa-Viçoza. — Abendritt längs der Küste. — S.-Jozé do Porto Alegre an der Mündung des Mucuri. — Eine Auswanderergruppe. — Fahrt auf dem Mucuri bis Sta.-Clara.

Unter allen Provinzen, die den massenhaften Ländercomplex des brasilianischen Kaiserreichs zusammensetzen, ist kaum eine, in der die Volksmenge sich so bedeutend, so energisch und eigenthümlich entwickelt hat, wie die von Minas-Geraes. Ohne hier weiter in die Wesenheiten dieser Provinz einzugehen, können wir die Wahrheit der eben aufgestellten Behauptung schon in der Stellung begründet finden, welche Minas-Geraes einnimmt in der Constituirung der Gesetzgebenden Kammern. Während die wichtigen, mit dem Ocean in directem Zusammenhang stehenden Provinzen sich bei der Bildung des Senats und der General-Deputirtenkammer so verhalten, daß die Provinz

Rio-de-Janeiro	6	Senatoren	und	12	Deputirte,
Bahia	7	"	"	14	"
Pernambuco	6	"	"	13	"

stellen darf, hat die Provinz

Minas-Geraes 10 Senatoren und 20 Deputirte

zu wählen und bildet damit ein bedeutendes Uebergewicht über jede andere Provinz, ja sie gewinnt damit fast das doppelte Ansehen von der Provinz Rio-de-Janeiro.

Was dabei noch bedeutend für die Entwickelung jener weiten Landschaft spricht, ist der Umstand, daß in Minas nicht eine einzige Stadt ist, welche auch nur im geringsten mit Rio, Bahia oder Pernambuco verglichen werden könnte. Und wenn die ebengenannten Plätze entschieden ersten Ranges für Brasilien sind, liegt zwischen ihnen und der Hauptstadt der mächtigen Provinz Minas, der Stadt Ouropreto, eine ganz bedeutende Kluft.

Es kann nicht meine Absicht sein, zu entwickeln, woher die Provinz Minas zu ihrer eigenthümlichen Bedeutung, ohne irgendeine große Stadt zu besitzen, gelangt ist. Wohl aber muß ich darauf aufmerksam machen, daß die Provinz von der Natur, die ihr in so vieler Hinsicht ungemein günstig gewesen ist, als Binnenland dennoch in einer Art von Blokadezustand gehalten wird, aus welchem sie zu erlösen schon mannichfache Versuche gemacht worden sind.

Freilich wer ohne genaue Kenntnisse auf die brasilianische Karte blickt, der wird solche Versuche ziemlich überflüssig finden und in dem schönen und bedeutenden Strom S.-Francisco, dessen größter Theil der Provinz Minas in ihrer ganzen Länge angehört, die volle Lebensader und einen einfachen und natürlichen, wenn auch etwas weitab vom kürzesten Wege zur Küste führenden Abzugskanal erkennen. Und das wäre jener Strom auch wirklich, wenn er nicht in stürmischer Hast die Küstenabdachung, welche sich an der Grenze der Provinzen Bahia, Pernambuco, Alagoas und Sergipe findet, durchbräche in ungeheuerm Wassersturz, wodurch seine ununterbrochene Beschiffung bis zum Meere vollkommen abgeschnitten ist.

Kaum anders geht es mit manchen kleinern Flüssen, die

auf der Landkarte einen nahen Zusammenhang von Minas mit dem Meere bilden, kaum anders mit dem Rio-Doce, dem Mucuri, dem Jequitinhonha. Alle gewinnen sie ihren Ursprung in Minas, aber alle dringen mit Wasserfällen — Saltos — hinab über die Grenzen nach Osten zum Küstenlande.

Unter den verschiedenen Unternehmungen, die es versucht haben, dem eingeklemmten Zustande der Provinz durch eine Ostverbindung mit dem Meere zu Hülfe zu kommen, muß hier zuerst die Beschiffung und Colonisirung des Rio-Doce genannt werden. Schon vor 20—30 Jahren waren dort bedeutende Bestrebungen zum Anbau, zu einer Flußschiffahrt, zu einem Landweg bis in Minas hinein. Große Summen wurden hergegeben, eine Ortschaft, Linhares, zu einiger Entwickelung gebracht und zuletzt noch eine Dampfschiffahrt zwischen dem Flusse und Rio-de-Janeiro hergestellt; viel Geld, viele Menschenleben wurden das Opfer, und die Handelsunternehmung löste sich wieder auf. In den neuesten Zeiten hat ein Dr. França Leite den Versuch zur Belebung jener Gegenden und der Vermittelung eines Verkehrs mit Minas wieder aufgenommen. Das Resultat seiner Bestrebungen muß abgewartet werden. Und es kann ein genügendes sein, wenn es nicht mit getäuschten Deutschen oder überhaupt nordischen Einwanderern geschieht, welche von den Seelenverkäufern ihrer eigenen Nation ohne alles Gewissen und nur um schnöden Geldgewinns willen so leicht nach Brasilien verhandelt werden.

Während das für den mittlern Theil der Provinz Minas geschah und geschieht, ist man gegenwärtig damit beschäftigt, durch Anlegung von Eisenbahnen von Bahia und Pernambuco aus bis weit über den Wasserfall des S.-Francisco hinaus, wo der kleine, aber für den Binnenverkehr wichtige Ort Joazeiro am rechten Ufer des Stroms liegt, die Länder-

districte im Innern mit dem Meere zu verbinden. Sind diese Bahnen einmal fertig, so werden sie allerdings viel leisten und den ganzen Verkehr auf dem langen Flusse nach den beiden genannten Städten leiten. Doch können noch viele Jahre darüber hingehen, auch wenn man ruhig fortbauen will, finanzieller und politischer Eventualitäten gar nicht zu gedenken.

Das Project des Staatsraths Gonzalves Martins ist noch nicht angenommen. Auf keinen Fall dürften die Kräfte nordischer Einwanderer schon aus gesundheitlichen Rücksichten dabei angewandt werden, wie ich das schon gegen den Staatsrath und in der allerentschiedensten Weise gegen meinen Freund auf der Genebra erklärt habe. Vielleicht haben Krankheitsereignisse auf letzterer Besitzung, die kürzlich vorgekommen sein sollen, den Obersten Pederneiras von der Richtigkeit meiner ärztlichen Ansichten vollkommen überzeugt und darauf hingewirkt, daß außer der Beschiffung des Flusses, wie ich solche schon oben angegeben habe, an keine Colonisation in Masse mittels nordischer Einwanderer gedacht werden darf. Was aber auch dabei im Wege liegt, eins ist gewiß, daß der Jequitinhonha nach dem S.-Francisco wol die am weitesten reichende Wasserader für die Provinz Minas in ihrem Zusammenhange nach Osten mit dem Meere ist, wenn freilich ihre freie und ungehinderte Schiffahrt an denselben Gebrechen leidet wie alle andern, an Saltos und Cachoeiras.

Ganz besonders muß hier nun des Unternehmens gedacht werden, welches der rüstige Mineiro Theophilo Benedicto Ottoni längs des Mucuriflusses begonnen hat.

Dieser Colonisationsversuch, Handelsunternehmen und Schiffahrt zu gleicher Zeit hat bei seinem ausgedehnten Maßstabe schon seit Jahren die Aufmerksamkeit von Brasilien und Europa, namentlich von Deutschland auf sich gezogen; es

sind so mannichfache deutsche Kräfte dabei in Bewegung gesetzt worden, daß ein specieller Besuch und eine genaue Betrachtung jener langgestreckten Colonisationslinie nicht ohne Interesse für meine deutschen Leser sein mag.

Bis dahin war die Provinz Minas-Geraes und selbst ihr nördlicher Theil, der nach dem dortigen Hauptorte Minas-Novas benannt wird, ganz auf den Landweg nach Rio-de-Janeiro angewiesen, und zwar nur vermittelst eines mühsamen und kostspieligen Maulthierverkehrs. Sehr hübsch bezeichnet der Oberst Pederneira's in seinem Werke diesen Verkehr im Vergleich zu dem mittels des Jequitinhonha schon offenen und in noch weiterm Maßstab zu eröffnenden Wasserwege in folgender Weise:

„Ein Lastthier von Rio-de-Janeiro bis Minas-Novas trägt 8 Aroben (250 Pfd.), kostet 60 Milreïs Fracht (ungefähr 45 Thlr.) und braucht wenigstens 60 Tage zu der Reise. Ein Canot fährt von Belmonte nach Calhão (fünf Tagereisen von Minas-Novas) in 21 Tagen, ladet 50—120 Aroben und kostet 120—130 Milreïs Fracht. Wir sehen hier, daß außer der halben Reisezeit die Ladung, die von Rio nach Minas 60 Milreïs kostet, von Belmonte nach Calhão 16 Milreïs oder die Hälfte, 8 Milreïs, Unkosten macht, selbst bei dem erbärmlichen Zustande, in welchem sich jene Schiffahrt noch befindet. Fügen wir dieser Zeit noch die fünf zur Reise von Calhão nach Minas-Novas nöthigen Tage hinzu und die Ausgabe von 4 Milreïs, welche jede Maulthierladung von einem dieser Punkte zum andern kostet, so kommen wir zu dem Resultat, daß die Zeit noch nicht die Hälfte und die Ausgabe nur 23—24 Milreïs (oder gar die Hälfte) statt 60 Milreïs ausmacht."

Dazu berechnet Pederneiras noch den Weg von Belmonte nach Bahia oder Rio-de-Janeiro, denn nur diese beiden großen Emporien sind im Stande, Minas zu versorgen mit

Einfuhrartikeln und seine Producte entgegenzunehmen, wirft aber auch dabei die richtige Frage auf: was können denn am Ende 8 Aroben auf einer Schiffahrt von 30 Stunden kosten?

Diese kleine Notiz mag genügen, um anzudeuten, wie alles zu einer directen Flußverbindung von Minas-Novas längs der Küstenflüsse einladet und dringend auffordert, und wie weit bis dahin alle Unternehmungen zu solcher directen Verbindung gerechtfertigt sind, die am Rio-Doce, jene am Mucuri, die projectirte am Jequitinhonha und selbst manche kleine Anfänge am Rio-Pardo, wenn auch nach gründlichen Untersuchungen des Obersten Pederneiras der Jequitinhonha den andern Flüssen vorzuziehen sein soll.

Eigenthümlich ist es hierbei allerdings, daß, während von den beiden Flüssen Mucuri und Jequitinhonha als Verbindungswegen mit Minas-Novas so viel die Rede ist, während beide untersucht sind und der erstere längst in Angriff genommen ist, beim zweiten aber nur noch einige Formalitäten zu beseitigen bleiben, um auch auf ihm ein thätiges Leben zu beginnen, man vom Rio-Pardo so wenig geredet hat und bisher noch gar nichts von seiten des Staats und der Oeffentlichkeit für ihn geschehen ist.

Ueber die Möglichkeit seiner weitausgedehnten Benutzung habe ich geredet. Doch ist der Zufluß von arbeitenden Menschen dorthin noch zu gering, als daß sich eine spontane Entwickelung des Flußgebiets herausstellen sollte. Zudem herrscht eine eigenthümliche, keineswegs erfreuliche und gedeihliche Parteiung zwischen den Anhängern des Jequitinhonha und Rio-Pardo. Die Rio-Pardo-Partei schwärmt für ihren Fluß; die am Belmonte will nur vom Belmonte hören. Wer unbefangen anschauen und urtheilen will, bekommt es mit beiden Parteien zu thun.

Und dennoch gehören beide Flüsse so eng und fest zusam-

men, wie eben die Natur sie aneinander gekettet hat. Eine Menge von Anbauern wird, wenn solche wirklich nach dem Jequitinhonha gezogen wird, doch einmal mit oder ohne Grund nach dem Rio-Pardo gehen, wo man sie schon zu fesseln verstehen wird, und viele werden beim Gedeihen des ersten Flusses dem zweiten ihre Kräfte zuwenden. So dicht nebeneinander, in so eigenthümlichem Parallelismus strömen beide dahin, daß, wenn sich wirklich Anbauer für beide finden, diese mit großer Leichtigkeit Waldpfade in gerader Linie und der Ausdehnung weniger Meilen von einem Strom zum andern bahnen werden. Der größere Fluß, und mir der angenehmere, der freiere, breitere, luftigere, wird immer der Jequitinhonha sein und bleiben. Den bessern, bei weitem bessern Hafen, die bessere Einfahrt vom Meere her hat unbedingt der Rio-Pardo, er ist recht eigentlich der Meereshafen für beide Flüsse, wie ja deren Zusammenhang schon vom Kanal von Poassu und dem Rio-da-Salsa angedeutet ist.

Erst am 22. Januar kam das Dampfboot von Bahia, gerade zehn Tage später, als der Kapitän es bei seiner letzten Reise angekündigt hatte. Freilich konnte die lange Verzögerung einigermaßen entschuldigt werden. Der lecke Parana, der uns kaum nach Canavieiras gebracht hatte, war bei seiner Rückreise nach Bahia in die allergrößte Bedrängniß gekommen. Sein Leck war so bedeutend geworden, daß er in wirklich sinkendem Zustande schon aus weiter Ferne Nothzeichen nach Bahia machen mußte, von wo aus man ihm denn ein Schleppdampfschiff zu Hülfe sandte. Jetzt mußte das Schiff zimmern und seine Kessel gründlich nachsehen lassen. Für den alten Kasten hatte die Agentur der Compagnie einen recht guten Dampfer, Sta.-Cruz, auf die Fahrt gesetzt, mit einem sardinischen Kapitän, welchen der Parana-Kapitän Santos, ein jener Küsten ungemein kundiger Seemann, begleitete.

Herzlich dankbar dem guten Dr. Magalhaens und seinem Associé Albuquerque, die mich mit ihrer treuen Gastfreundlichkeit für die zehn Tage vergeblichen Wartens im monotonen Canavieiras zu entschädigen gesucht hatten, ging ich um 7 Uhr des Morgens am 23. Januar den Rio-Pardo hinunter. Glücklich kam der Sta.-Cruz durch die Biegungen und Schwierigkeiten der Flußmündung hindurch, und bald befanden wir uns wieder auf offenem Meere, dessen grünblaue, unabsehbare Fläche kaum etwas mehr wogte als ein nordisches Kornfeld, in dessen grüne Aehren sich blaue Kornblumen farbenschillernd hineinmischen. In leichtbewegter Fahrt, die man recht gut in einem offenen Canot hätte abmachen können, liefen wir in der Entfernung einer starken deutschen Meile längs der Küste hin. Wir erkannten bald die flache Barre des Jequitinhonha und die Villa von Belmonte und sahen wenige Stunden darauf eine kleine rothe Insel, einen Felsen, von welchem aus sich ein bis unmittelbar unter die Seefläche kommendes und stellenweise selbst daraus hervorragendes Riff in das Meer hinauserstreckt und in einem Halbbogen nach Osten, Südosten und Süden hin verläuft, sodaß hier eine kaum eingefaßte und dennoch einen guten, sichern Ankerplatz bildende Bucht den Schiffen offen steht und vom Süden her leicht zugänglich ist, weswegen man dort auch eine rothe Boje mit einem Kreuz versehen ausgelegt hat.

Wirklich erkannten wir auch schon von fern in diesem eigenthümlichen Bassin einen Kriegsschooner und eine große Charrua oder Transportschiff, welche dort Bauholz für die Marine laden sollten und somit factisch den Beweis lieferten, daß dort an scheinbar ganz offener Küste größere Fahrzeuge ruhig und sicher vor Anker liegen könnten. Nur beim Südwind ist dieses eigenthümliche Binnenwasser an offener See etwas bewegt. Doch soll auch diese Bewegung kaum etwas

mehr sein als die in der Bucht von Bahia, wenn der Seewind hineinweht.

Wir liefen durch den südlichen, 17 Fuß tiefen Eingang in diese Bucht ein und bekamen bald den Besuch der jungen Marineoffiziere, welche sich auf ihren respectiven Schiffen auf der einsamen Stelle recht gründlich langweilten.

Am Strande, wo ein kleiner Fluß sich mündet, erstreckt sich eine Ortschaft hin, unbedeutend und unansehnlich, mit dem Ausdruck des Verkommens. Hinter derselben ragt eine Höhe empor mit einer Kirche und einigen Häusern, alles ziemlich bescheiden und ohne jegliches Ansehen. Doch ist diese Gegend echt classisch in der brasilianischen Geschichte, wie wir gleich weiter unten sehen werden.

Uns selbst war es nicht möglich, das Land zu betreten. Kaum hatte unser Sta.-Cruz einiges kleine Gepäck und Briefschaften für den Ort in ein zu uns kommendes Boot geworfen, als wir auch schon wieder in die offene See hinausrauschten und gegen Süden weiter liefen.

Nach zwei Stunden schon erreichten wir eine andere classische Stelle, welche von fern durch eine wenig erhabene, doch entschieden bezeichnete Plateaubildung zu erkennen ist. Südlich von diesem Plateau mündet ein kleiner Fluß in das Meer. Doch läuft von der rechten, südlichen Seite dieser Mündung ein Riff, künstlich wie eine Mauer aufgeführt, kaum 100 Klafter vom Ufer entfernt, nach Norden in einer Länge von etwa 600 Klaftern, daß zwischen diesem Riff und dem Ufer ein zwar beschränkter, aber so sicherer Hafen gebildet wird, wie man so unmittelbar am Meere nicht viele finden kann, das getreueste Abbild im kleinen vom Hafen von Pernambuco. Mit Recht nannten die ersten Ankömmlinge diesen kleinen, sichern Hafen „Porto Seguro" (sicherer Hafen).

Das Dampfboot ging außerhalb des Riffs in der Ent-

fernung einer halben deutschen Meile vor Anker, und ich benutzte das Boot, welches mit unserm Commissär die Post an das Land brachte, um einen kleinen Abstecher zum Ufer zu machen.

Ziemlich heftig brandete das Meer gegen das Riff. Sowie wir aber um das freie Nordende desselben herumgerudert waren, befanden wir uns auf vollkommen ruhigem Meeresarm, welcher in den Fluß selbst übergeht.

Hier liegt dann die Villa Porto Seguro, freilich nur ein kleiner Ort, aber doch schon viel ansehnlicher als Canavieiras. Die Häuser, von denen einige sogar hübsche Stockwerke bilden, sind durchweg aus einer eigenthümlichen Kiesel- und Muschelmolasse gebaut und mit Kalk verstrichen. Beide Baumaterialien werden vom Meere geliefert. Die Molasse bildet überall große, leicht zu bearbeitende Massen. Der Kalk dagegen wird aus Milleporenblöcken gebraunt und zwar in der einfachsten Weise und ohne eigentlichen Brennofen. Um einen Baumstamm werden in radienförmigen Ausläufen Schichten von Holz und Korallenblöcken gelegt, und dieser Holzstoß, wenn er etwa 5—6 Fuß hoch geworden ist, angezündet. Aus der Asche wird dann der Kalk, der von ganz besonderer Güte sein soll, herausgeholt.

Es sind aber nicht die einzelnen Häuser allein, die dem Ort ein nettes Ansehen geben. Ganz besonders hübsch macht sich auch der Schiffbau hinter der Stadt, wo der stille Fluß einen weiten Bogen macht.

Etwa zwölf kleine Seeschiffe mit Verdeck lagen hier auf dem Stapel, ganz nach Art der französischen Chasse-marées gebaut und ganz besonders zum Schnellsegeln eingerichtet. Porto Seguro besitzt über sechzig solcher Chasse-marées oder Garopeiras, welche nach der Garopa oder Makrele benannt werden. Vierzig von diesen Garopeiras beschäftigen sich mit dem Fischfang an den Abrolhos, jener kleinen, für die Schiff-

fahrt-gefährlichen, für den Fischfang aber ergiebigen Inselgruppe etwa auf 17° 48′ südl. Br., während die andern zwanzig sich als beliebte und sichere Segler mit dem Küstenhandel nach Bahia beschäftigen.

Aus diesem Schiffbau, aus dem Fischfang und dem angedeuteten Küstenhandel zieht Porto Seguro immer einigen Gewinn und hat eine größere Bedeutung als Belmonte und Canavieiras. Doch hat es seinen vollen Werth, seine ganze Bedeutung noch lange nicht erkannt. Diese Bedeutung liegt ganz besonders in seinem Flusse, der sich ziemlich tief in das Land hineinerstreckt und einem schönen Binnensee, der Lagoa von Gravata, zum Ausfluß in das Meer dient. Auf dem Wege dorthin liegt eine kleine Ortschaft, Villa-Verde, freilich ohne alle Bedeutung bei der grenzenlosen Faulheit der Bewohner, die den Landbau für eine Erniedrigung ansehen. Seit 300 Jahren und noch länger ist jener Küstenstrich bekannt, und noch immer hat sich keine rechte Thätigkeit, kein Ackerbau herausstellen wollen unter den Händen der Landeskinder!

Ich will diese Faulenzer nicht weiter tadeln, sondern statt meiner einen ihrer Landsleute, den so oft genannten Pederneiras, der das dortige Land und die dortigen Leute so gut kennt, seine Ansicht über sie aussprechen lassen. Er sagt in seinem Relatorium, S. 45:

„Viele male rieth ich einem Familienvater, seine Söhne zur Arbeit zu erziehen und sich ihrer zu bedienen als Hülfe zur Anlegung einer Pflanzung, die ihnen ein Mittel zu einer regelmäßigen Subsistenz werden möchte; und da erhielt ich wol folgende Rede als Antwort: Wo denken Sie hin, Herr! Ich bin so arm, daß ich keinen einzigen Sklaven besitze; meine Söhne dienen nicht dazu und wollen sich auch keiner Arbeit unterwerfen, die nur für Neger geeignet ist. Und dann sind sie nicht überflüssig; helfen sie mir nicht Nahrung

für die Familie zuschaffen? Sehen Sie, der geht jeden Tag zum Meer, der andere in den Wald, und ich, wenn ich kann, begleite sie!"

Und solchen Leuten, die als echte Lazzaroni des Westens eben nur im Canot herumfaulenzen und auf der Jagd sich durch die Büsche treiben mögen, ist nicht zu helfen und zu rathen. Denn das ist nun einmal die fire Idee, daß sie durch Feldarbeit zur Kategorie der Neger hinabsinken. Solange die Kokospalme in üppigem Wuchern ihre kolossalen Nüsse freiwillig herabwirft und die verschiedenen Taschenkrebse zu Tausenden unter den Manglebüschen umherlaufen, ebenso lange wird das Volk jenes Küstenstrichs sein Leben verfaulenzen und nie eine ehrenhafte Existenz gewinnen.

Als eine Anekdote will ich hier nur anführen, daß, als unser Commissär eifrig bemüht war, um für uns einige Hühner im Orte zu kaufen, wir trotz vielen Umherlaufens und Suchens doch nur zwei Hühner auffinden konnten, die man uns für Geld abließ.

Mit dieser schmalen Kost mußten wir uns beeilen zum Schiff zurückzukehren, denn die Sonne war schon untergegangen, und es ward vollkommen dunkel. Heftig lief die ansteigende Flut in den Hafen und donnerte gewaltig über das Riff hin, sodaß unser kleines Boot, nachdem es sich mit Mühe durch den Hafen gegen die Strömung angearbeitet hatte, am Nordende des Riffs höchst unfreundlich von der offenen See empfangen ward. Weiter hinaus rollte die See weniger heftig, und wir erreichten glücklich unser Dampfboot, bei welchem das Anlegen ebenfalls etwas unangenehm war. Ich war wirklich froh, als ich festen Fuß auf der kleinen Schiffstreppe gefaßt hatte, und freute mich doppelt an dem wundervollen Abend. Eine frische Nordostbrise hatte den Himmel vollkommen rein gefegt, und in seltener Helle glänzte gerade über uns des Orion schönes Sternbild, an dessen

Seiten Jupiter und Sirius an Lichtmenge sich zu überbieten suchten. Hoch auf schimmerte die verwischte Pyramide des Zodiakallichts, und in blassem Weiß zogen die beiden Kap'schen Wolken ihren Kreis um den sternenleeren Südpol. Aber auf des Meeres bewegter Fläche und längs der Planken unsers Sta.-Cruz spritzten Millionen Feuerpunkte; ganze Wassermassen schienen im Zusammenschlagen glühende Fluten zu sein, bis sich um Mitternacht der Wind legte und das schöne Phänomen verschwand.

Um 4 Uhr schon klimperte unsere Ankerkette zum Tagewerk des 24. Januar unsere keine Welt wach. Der Mond stand hoch am Himmel, zwischen ihm und der ersten Morgendämmerung funkelte der Morgenstern, ein wundervoller Gruß des erwachenden Tags. Aber wie ein Meeresungethüm schnob der Dampfer hinein in die Morgenfeier und hüllte Mond und Venus ein in dicken Steinkohlenqualm.

Wir hielten unsern Cours nach Südost, weil südlich von Porto Seguro ein Riff, eine Untiefe die Fahrt dicht längs der Küste, wo aus dem Flachlande einige Höhen herausragen und Wahrzeichen für die Schiffahrt bilden, gefährlich macht. Wir finden hier wieder einen Itacolumi, einen „Stein und Kleinen", einen Berg und seinen Sohn, und dicht daneben und höchst kenntlich den Monte-Pasquale, den Osterberg. Wie das Gemäuer eines Thurms von ungeheuern Dimensionen ragt letzterer heraus aus der Umgegend, gewaltige Reste einer mythischen Cyklopenburg. Nicht unter 1000 Fuß möchte die Höhe dieses lothrecht nach allen Seiten abfallenden Blocks sein.

Mit diesem Riesenblocke beginnt die Geschichte von Brasilien, er ist das eigentliche Monument des Kaiserthums von Sta.-Cruz, wie uns der tüchtige, geistvolle brasilianische Geschichtsforscher Franz Adolf von Varnhagen in seinem Werke: „Historia do Brazil" (I, 13), das folgenderweise erzählt:

„Um den Handel mit Indien zu Gunsten Portugals sicher zu stellen mittels der Gründung einiger Factoreien, segelte aus der Mündung des Tejo am 9. März 1500 eine Flotte aus von 13 Fahrzeugen, einige ausgerüstet von Privatkaufleuten, alle aber gestellt unter das Obercommando von Pedr' Alvarez Cabral, einem Mann von angesehener Familie, doch nicht berühmt durch irgendwelche voraufgegangene Thaten.

„In den schriftlichen Instructionen, welche er empfing und von denen einige höchst wichtige Fragmente uns zu Händen gekommen sind, wurde ihm anempfohlen, daß er auf der Höhe von Guinea sich möglichst weit von Afrika fern halten möchte, um dessen zeitraubende und ungesunde Windstillen zu vermeiden. Gehorsam diesen Instructionen, welche nach Angaben des Gama verfaßt waren — «Esta é a maneira que parece a V^e^ da gama que deve teer p^o^ daluarez em sua yda prazemdo a nosso sõr» (d. h.: Dieses ist die Weise, welche dem Vasco da Gama scheint, daß Pedro d'Alvarez folgen muß auf seiner Reise, so es unserm Herrn gefällt), heißt in jener alten Urkunde der wörtliche Text in seiner echten Orthographie —, steuerte Cabral ab von Afrika, und von der Natur dabei unterstützt durch die oceanischen Strömungen erblickte er am 22. April, als er über 40 Tage Reise hatte, im Westen unbekanntes Land. Das, was sich zuerst deutlich den neugierigen Augen der Mannschaft auf dieser damals nur aus 12 Schiffen bestehenden Flotte, denn eins hatte sich einige Tage vorher verloren, darbot, war ein hoher Berg, welcher mit Rücksicht auf das eben am Bord gefeierte Osterfest (festa da paschoa) Paschoal genannt ward, ein Name, den dieser den Seeleuten sehr bekannte Berg, welche ihn als eins der besten Wahrzeichen zur Erkennung jenes Küstenstrichs betrachten, noch heute führt.

„Am Tage darauf näherte die Flotte sich der Küste. Der

Oberkapitän sandte ein Boot an das Land, welches an das Ufer ruderte und sich mit den sich dort befindenden Leuten in Verbindung zu setzen suchte. Vergeblich jedoch waren die Anstrengungen der Dolmetscher afrikanischer und asiatischer Sprachen, welche im Boote waren, um sich mit ihnen zu verständigen. So beschränkte sich denn die erste Begegnung mit jenen Menschen auf einige gegenseitige Geschenke und Austauschungen und unter den üblichen Vorsichtsmaßregeln.

„Indem nun Cabral meinte, daß er eine genauere Kenntniß gewinnen müßte von dem vor ihm liegenden Lande, auf welchem er vielleicht frisches Wasser und einige frische Provisionen für die Schiffe bekommen könnte, entschloß er sich, sie am folgenden Tage zu untersuchen, und fing damit an, eine Bucht zu suchen, wo die Flotte mit Sicherheit einlaufen könnte. Diese fand sich 10 Leguas weiter nach Norden und so trefflich geschützt, daß man ihr den Namen gab, den sie noch heute hat, Porto Seguro."

Nun folgt bei Varnhagen ein Stück jenes berühmten Briefs, den der Chronist jener Cabral'schen Expedition, Pero Vaz de Caminha, an seinen König schrieb. Wunderhübsch beschreibt Caminha die Aufnahme der ersten beiden Botocuden am Bord und das ganze Ansehen der Bewohner auf der neuentdeckten Küste. Am 26. April ward am Lande große Messe gehalten und am letzten Tage desselben Monats bei Gelegenheit einer zweiten Messe feierlich vom neuen Lande für die Krone von Portugal Besitz genommen, indem auf einer nahen Höhe ein großes Kreuz aufgepflanzt ward, und die eben entdeckte Küste „Ilha da Vera-Cruz" genannt, welchen Namen der portugiesische Monarch in „Ilha da Cruz" umänderte.

Dann schickte Cabral ein Schiff mit der glücklichen Entdeckungsgeschichte und mancherlei Landesproducten u. s. w.

nach Portugal ab und verfolgte am 2. Mai seine Reise nach Indien mit 11 Schiffen weiter.

So bemerkenswerth diese Darstellung ist, so läßt sie mich dennoch in einigem Zweifel, ob Cabral's Porto Seguro das heutige Porto Seguro ist, oder ob er in das eigenthümliche Bassin von Sta.-Cruz einlief, wo auch ein Porto Seguro, ein sicherer Hafen war. Bei beiden Orten ist eine Höhe, ein Plateau, wo ein Kreuz aufgepflanzt werden konnte. Mir scheint der Hafen von Porto Seguro doch gar zu versteckt zu liegen, als daß gleich die ersten Entdecker den heimlichen Winkel aufgefunden haben sollten. Dagegen ist, wenn die See nur einigermaßen bewegt ist, die schöne Binnenbucht von Sta.-Cruz an schäumenden Brandungen weit kenntlich und ist gerade vom Süden zugänglich, von woher Cabral, nachdem er den Monte-Pascoale (Pasquale oder Paschoal) erblickt hatte, mit seiner Flotte kam. Doch möchte dagegen die Berechnung der Breite sprechen, welche Cabral's Expedition von jenem Punkte entwarf. Sie berechnete die Breite von Porto Seguro zu 17° südl. Br. Es liegt aber ungefähr 16° 20′ südl. Br.; Sta.-Cruz dagegen ungefähr auf 16° 10′, sodaß die Berechnung der Cabral'schen Piloten eher für Porto Seguro als für Sta.-Cruz spricht. Ueber ein Jahr später ward nördlich von Porto Seguro die erste portugiesische Factorei unter dem Namen von Sta.-Cruz angelegt, darüber waltet kein Zweifel ob. Diese alte Factorei ist das heutige Oertchen Sta.-Cruz.

Südöstlich vom Monte-Paschoal und dem Itacolumi warf die See in der Ferne einer deutschen Meile von uns lebhafte Brandungen auf. Dort liegt die Bank von Guaratuba, eine Gefahr für die Schiffe, die innerhalb der Abrolhos, jener schon oben angedeuteten Inseln, den Weg längs des Festlandes einschlagen.

Nur eine genaue Kenntniß jener Gewässer rechtfertigt die

Fahrt zwischen den Abrolhos und dem Continent. Es zieht sich gerade in der Mitte zwischen beiden von Norden nach Süden ein Riff hin, etwa auf 17° 20′ südl. Br. anfangend, auf der Breite des Ortes Prados und bis südlich von Caravellas fortlaufend. Zu beiden Seiten dieses Riffs ist Fahrwasser; westlich vom Riff, also zwischen diesem und dem Festlande, hat man eine Tiefe von 3—12 Brassen; östlich von ihm, also zwischen diesem Riff und den Abrolhos, ist der Kanal 10—12 Brassen tief.

Unser Dampfer schlug erstern Paß ein. Wir näherten uns bei Prados sehr bedeutend der Küste, sodaß wir die Häuser, die neue Kirche und sogar einige Menschen am Strande deutlich erkennen konnten. Die fernen Untiefen im Osten hatten die Macht des Meeres vollkommen gebrochen; die grüngelbe Oberfläche der See glich einem Landsee; kaum etwas bewegte sich unser Dampfboot auf und nieder. Stiller kann der Ocean nirgends sein als dort.

Bald erblickten wir die Villa von Alcobaça und um 2 Uhr den Flaggenstock an der Barre von Caravellas (17° 40′ 31″ südl. Br.). Jedoch gab man uns kein Zeichen zum Einlaufen und wir mußten vor Anker gehen.

Nach einer vollen Stunde langweiligen Wartens rief uns endlich ein Signal heran. Wir kamen, den Zeichen folgend, die ein am Ufer stehender Mann mit einer Flagge machte, der Küste auf ungeähr 100 Klafter nahe und trafen dort einzelne Pfähle (balisas), welche das Fahrwasser bezeichnen. In einem schönen Flusse, dessen Barre 16—20 Fuß Wassertiefe hat, und welcher an Breite dem Belmonte nicht nachsteht, an Tiefe aber, welche sogar Dreimastschiffen das Einlaufen erlaubt, ihn weit übertrifft, gingen wir an den herrlichsten Kokospalmenbosquets eine Meile den ruhigen Fluß hinauf und warfen vor der Stadt Anker.

Am linken Ufer des Flusses, der dort einem hübschen

Landsee gleicht, liegt Caravellas, ein Ort, der gleich bei seinem ersten Anblick einen ganz andern Eindruck macht als sämmtliche bisher besprochene Küstenpunkte zusammengenommen. Hier ist eine wirkliche, wenn auch nur kleine Stadt, eine Häuserreihe am Ufer und drei lange, parallel mit dem Fluß laufende Straßen, in denen sich viele Stockwerke, ja selbst ansehnliche Gebäude befinden, wenn auch die meisten Häuser nur Erdgeschosse sind. Die Straßen sind breit, freilich mit Gras bewachsen, durch welches ein bescheidener Fußsteig hindurchführt für einige vorkommende Thiere. An den Häusern liegt eine Art von Trottoir, auf welchem einige Menschen sich hin- und herbewegen, ohne sich wesentlich zu incommodiren. Denn der Verkehr in den Straßen ist wirklich äußerst gering; alle Handelsbewegung ist an und auf dem Flusse.

Und diese ist allerdings erheblich genug für den Ort. Man würde kaum einsehen, wie ein so isolirter Küstenpunkt solche Handelsthätigkeit hat, wenn nicht zwei Colonieunternehmungen, wenn nicht namentlich und ganz besonders die Colonie von Leopoldina, und in neuesten Zeiten das Mucuri-Unternehmen auf die Stadt zurückwirkten.

Der Fluß von Caravellas geht trotz seiner schönen Breite und Tiefe nicht weit in das Land hinein. Vielmehr nimmt er aus den benachbarten Niederungen eine Menge kleiner Flüsse und Abzugsbäche auf, sodaß sein Wasser schmuzig ist, und da die Flut des Meeres noch über Caravellas hinausdringt, wegen des Salzgehalts nicht genossen werden kann.

Durch drei Wassertiefen oder Barren communicirt der Fluß mit dem Meere, von denen, wie ein Dr. Jozé Candido da Costa in einer kleinen Broschüre über Caravellas angibt, die nördliche 16 Fuß Tiefe, die südliche 11 Fuß und die östliche oder mittlere so viel Wasser hat, daß, wie ich schon sagte, Dreimastschiffe und verschiedene Kriegsdampfboote durch

dieselbe ein- und ausgegangen sind, freilich immer bei voller Flut.

Außer dieser Verbindung mit dem Meere hat der Fluß von Caravellas noch eine Communicationsstraße nach Süden. Gerade zwischen ihm und dem größern Mucuriflusse kommt ein noch nicht hinlänglich untersuchter Fluß, der Peruipe, aus dem Innern des Landes. Bevor dieser das Meer erreicht, bricht ein Seitenarm von ihm, ganz wie jener Kanal von Poassu beim Belmonte, in das flache Jungleland ein nach Norden hin, wo ihm ein ähnlicher Arm des Caravellas entgegenkommt zu einer ruhigen, breiten Verbindung, welche von mäßig großen Dampfschiffen vollkommen leicht und sicher benutzt werden kann. Aus dem dichten Grün der Rhizophoren taucht an dieser eigenthümlichen Verbindung zuweilen eine kleine Anpflanzung auf, schon von fern kenntlich an ihren hohen, edeln Kokospalmen. Viele kleine Nebenverbindungen der Flüsse verlieren sich im Labyrinth der Sumpfwaldung; die ganze Gegend bildet ein Netz von kleinen Wasserstraßen. Mitten zwischen den beiden Hauptflüssen bilden die Communicationsarme einen wirklichen, breiten Landsee, dessen schmuziges Grau seltsam absticht gegen das frische Grün der Einfassung ringsumher, ein fischreiches Gewässer, aber auch Quelle vieler Miasmen und ein wirklicher Mäotischer Sumpf kleinern Maßstabes neben dem großen Ocean, der in gerader Ostlinie nicht über eine halbe deutsche Meile fern von ihm liegen mag.

Die Verbindung mit dem Peruipe ist höchst wichtig für Caravellas. Einige Meilen den Peruipe hinauf liegt nämlich die schon oben genannte Colonie Leopoldina, wenn sie den Namen einer Colonie verdient, ein reicher Ackerbaudistrict, in welchem in großer Menge Kaffee, bis zu 80000 Aroben im Jahr, producirt wird.

Wenn mich auch unvorhergesehene Zeitverluste an der Aus-

führung meines Vorsatzes, jenen Ackerbaudistrict selbst zu besuchen, verhinderten, so darf ich doch einige Notizen über die Leopoldina, wenn ich von Caravellas rede, in keiner Weise unterdrücken; denn Caravellas und Leopoldina gehören, wenn sie auch durch die Distanz einiger Meilen getrennt sind, nothwendig zueinander.

Ungefähr 40 Jahre mögen es her sein, daß sich die ersten Colonisten am Peruipe ansiedelten. Namentlich waren es fleißige Schweizer, die hier vor andern Nationalitäten die Bahn brachen. Ihnen folgten bald einige Franzosen und Deutsche, welche mit Hülfe einiger Sklaven nach und nach eine Reihe von Fazenden gründeten und zu großer Blüte brachten, bis selbst manche Brasilianer sich ihnen anschlossen. So entstand eine lange Kette von Kaffeepflanzungen auf beiden Seiten des Flusses unter dem Namen der Leopoldina, die ich deswegen keine Colonie nennen möchte, weil der ganze Anbau mit Sklavenhänden getrieben wird.

Die Zahl dieser durch Sklavenarbeit blühenden Landgüter, großer und kleiner, mag sich zwischen 40 und 50 belaufen. Ihre Namen sind meistens Heimatsklänge oder Familienerinnerungen ihrer Besitzer; wir finden unter diesen Namen eine Germania, Melusina, Helvetia, Wilhelmsee, Karlsruhe, Grütly u. s. w., und unter den Besitzern deutsche, französische und brasilianische Namen, die besonders noch die Eigenschaft haben, daß, wie man mir in das Ohr geflüstert hat, ihre Besitzer sich in einige Uneinigkeitsgruppen spalten, und man auf der Leopoldina ein Anhänger entweder von Flach oder Maulas sein müßte, wenn man nicht von beiden Parteien gezupft werden will.

Etwas unterhalb dieser Kaffeepflanzungen haben die Pflanzer da, wo der Peruipe aufhört für Dampfschiffe tief genug zu sein, eine Art von Handelsdepot angelegt; es heißt S.-Jozé. So wichtig ist dieses Handelsdepot, daß es für zwei Dampf-

schiffslinien, die südliche Küstenlinie von Bahia über die von mir berührten Häfen, und die von Rio nach dem Mucuri, den letzten Endpunkt bildet und im nächsten Verkehr mit Caravellas steht. Doch ist es immerhin ein Mangel, daß alle Thätigkeit jener Pflanzer nur auf den Kaffeebau gerichtet ist. An den nothwendigen Nahrungsmitteln, an Reis, Maniocmehl, Bohnen ist oft Mangel, und nur zu oft müssen diese Artikel von außen eingeführt werden. Und nicht besser ist es mit dem frischen Fleisch. Carnesecca und Geflügel müssen das frische Fleisch ersetzen. Nur unter den allergrößten Mühen und Unkosten, und auf den weitesten Umwegen wird zuweilen Vieh von Minas hinabgetrieben.

Wenn so auf der einen Seite aus dem nahe liegenden Landbau am Peruipe der Stadt Caravellas großer Vortheil entsteht, liefert auch auf der andern Seite das Meer manches nützliche Product. An der Mündung des Caravellasflusses nördlicherseits hat sich eine Art von Vorstadt, von Hafenort gebildet, dessen Bewohner sich mit dem Walfischfang beschäftigen. Dieser Fang beginnt im Juni, wo ziemlich zahlreiche Walfische in die Nähe der Abrolhos kommen, also bis in die Nähe der Küste von Caravellas. Zwar sind diese Thiere nicht groß, aber sie liefern, da zu ihrem Fange keine große Schiffsausrüstungen nöthig sind, immer einen ganz guten Ertrag. Man hat mir die Zahl die Thiere, die in den sechs Monaten eines jährlichen Fanges erlegt werden, auf 80—100 Stück angegeben, deren Fett in vier Armaçãoes oder Schmelzereien an der Barre des Flusses ausgesiedet wird.

Auch an eßbaren Fischen ist die nahe Küste sehr reich; die Bänke um die Abrolhos sind berühmt wegen ihrer guten Fische, welche man in passender Jahreszeit sehr gut nach Art der nordischen Stockfische trocknen könnte.

So könnte der Ort Caravellas in vieler Beziehung einen

bedeutenden Aufschwung nehmen, wenn nicht zwei Hindernisse ihm im Wege ständen.

Das eine ist die Bedeutung von Bahia. Caravellas hat kein Zollamt, keine Alfandega; die Stadt darf keinen directen Handel mit dem Auslande treiben. Sie muß ihren Kaffee erst nach Rio oder nach Bahia schicken, wenn sie ihn nach Europa oder Nordamerika verschiffen will; sie muß alle ausländischen Fabrikate von Bahia oder Rio beziehen. Die Eifersucht des Handels von Bahia wird, solange Caravellas zur Provinz von Bahia gehört, nie dulden, daß auch Caravellas ein für das Ausland offener Hafen werde und sein eigenes Zollamt bekomme.

Dieser Druck ist unerträglich geworden, und man hat sich ihm zu entziehen gesucht dadurch, daß man den Vorschlag gemacht hat, eine neue Provinz zu bilden, von der dann Caravellas die Hauptstadt oder doch der Haupthafen werden soll. Man hat für diese neue Provinz den Namen Provincia da Sta.-Cruz vorgeschlagen. Sie würde den südlichen Theil der Provinz Bahia vielleicht bis zum Rio-das-Contas, einen Theil der Provinz von Espirito-Santo wahrscheinlich bis S.-Mattheos und einen Theil der Provinz Minas, namentlich ein bedeutendes Stück von Minas-Novas umfassen. Doch ist bei der Bildung dieser Provinz auf großen Widerstand von seiten Bahias zu rechnen und könnte, wenn mich nicht alles täuscht, eine sehr ernste, innere politische Verwickelung hervorrufen, die bis zu einer offenen Demonstration der Stadt Bahia anwachsen würde.

Ein anderes Hemmniß im Aufschwung von Caravellas liegt in seinen Gesundheitsverhältnissen. Mitten in einer Gegend liegend, deren Junglewaldungen kaum hier und dort eine Erhebung von einigen Fuß Höhe über dem Morast bilden, hat Caravellas und die Bewohner in der Nachbarschaft gar viel von Sumpffiebern, Milzaffectionen, Herzleiden, Chlorosen, Durchfall und Wassersucht zu leiden — Krankheitsereig-

nisse, die besonders deswegen hoch anzuschlagen sind, weil sie gar leicht bei europäischen Einwanderern vorkommen und zwar mit großer Heftigkeit, gerade bei den Leuten, von denen man doch immer und zunächst am meisten eine Regeneration des Landes hofft.

Neben diesen Gesundheitsinconvenienzen ist von seiten der Kunst gar nichts zum allgemeinen Besten gethan. Nicht einmal ein Arzt ist in Caravellas. Der obengenannte Dr. Jozé Candido da Costa hat das Feld der Medicin verlassen und geht materiellen Interessen nach. Ein Deutscher, dem man ein regelmäßiges ärztliches Studium und ein legitimes Doctordiplom ableugnet, prakticirt ohne großen Erfolg im Ort. Von seiten der Regierung geschieht nur zur Zeit bestimmter Epidemien etwas, gerade jener Zeit, wo die ärztliche Kunst zwar am rüstigsten kämpft, aber auch am meisten aus dem Felde geschlagen wird, weil sich die ganze Gegend, das ganze Land, die ganze Menschheit unter Einflüssen befindet, die mächtiger sind als wir.

Somit muß der Eifer, in welchem die guten Bewohner von Caravellas ihre Stadt herausstreichen, allerdings etwas kritisch beleuchtet werden. Caravellas hat und verdient den Ruf einer ungesunden Stadt, und man darf es kaum versuchen, eine größere Entwickelung mit ihr vorzunehmen.

Ich kann Caravellas nicht verlassen, ohne der Freundlichkeit einiger dortigen Persönlichkeiten dankend zu erwähnen. Beim Commandanten der Nationalgarde, dem Oberstlieutenant und Doctor der Rechte Archias, der sich schon durch seine kriegerische Stellung vom friedlichen Clienten des Marcus Tullius unterscheidet, fand ich mittels eines Introductionsschreibens vom Senator Cansançao de Sinimbu die zuvorkommendste Aufnahme und ein freundliches Nachtquartier, denn ein Hotel gab es im Jahre 1859 in Caravellas noch nicht. Außerdem hatte der alte Vicar der Stadt im Auftrage

des Herrn Theophilo Benedicto Ottoni, welcher vor mir in Caravellas gewesen war, für meine Weiterreise mittels einiger Empfehlungsbriefe gesorgt, ohne meine Ankunft selbst abwarten zu können; Amtsgeschäfte hatten ihn einige Tage vor mir nach demselben Mucuri gerufen, sodaß ich die Hoffnung hatte, ihn dort noch zu treffen. Die Namen einiger andern Männer, die mir mit unterrichtenden Gesprächen freundlich entgegenkamen, habe ich wieder vergessen. Doch gedenke ich ihrer und ihrer ganzen Stadt gern und freudig.

In der Morgenfrühe des 26. Januar lichtete der Sta.-Cruz seinen Anker. Noch eine halbe Meile fuhr er den landseeähnlichen Fluß aufwärts, und bog dann in jene Seitenverbindung ein, die uns südlich in den Peruipe, kurz vor seiner Mündung in das Meer, brachte, eine Binnenfahrt, wozu wir zwei Stunden gebrauchten. Im Osten sahen wir das offene Meer dicht neben uns, im Westen gleich darauf, als wir um eine Waldecke herumbogen, das Oertchen Villa-Viçoza.

Hier ging ich an das Land, während der Dampfer den Peruipe noch einige Meilen weit bis zum oben angegebenen Depot von S.-Jozé ging, um dort einigen Kaffee von der Leopoldina zu laden.

Von Villa-Viçoza ist absolut nichts zu sagen, als daß es ein unglückliches, kleines und trauriges Nest ist mit einer Kirche, welche den Einfall droht, und durch einige untergesetzte Balken daran verhindert wird.

Ich hatte einen Brief an den Collector oder Steuereinnehmer Pereira dos Remedios, die erste Persönlichkeit in der Villa, abzugeben. Der wackere, wohlerzogene Mann gewährte mir die freundlichste Aufnahme, und hatte sogar schon, da der mir voraufreisende Vicar mich angemeldet hatte, alle kleinen Vorbereitungen zu meiner Weiterreise getroffen. Nach einer Stunde freundlichen Gesprächs konnte ich den wackern

Mann nicht verhindern, sich zum Mitreiten bis zur Mündung des Mucuri zu entschließen.

Ein Taglöhner trug mein kleines Gepäck mit Gegenständen, die ich für die nächsten Tage nöthig haben möchte, voraus. Ich selbst wollte gleich um Mittag fortreiten, um die 5 Leguas ferne Villa S. = Jozé do Porto Alegre an der Mündung des Mucuri noch vor Sonnenuntergang zu erreichen. Da ich nun aber in Herrn Pereira einen so kundigen Führer und unterhaltenden Reisegesellschafter hatte, welcher schon so manches liebe mal im Dunkeln, ja mitten in der Nacht den Weg bis zur benachbarten Villa galopirt war auf dem glatten Meeresstrande, so verschoben wir, um der Tageshitze auf dem glühenden Ufersande zu entgehen, unsern gemeinschaftlichen Ritt auf den Abend.

Die Sonne war schon im Untersinken, als wir unsere Pferde bestiegen. Nach einem kurzen Ritt durch Wiesen und Gebüsch kamen wir an das offene Meer. Ein breiter, vollkommen todter Sandstreif faßte das ewig bewegte Element ein, zwei wunderbare Gegensätze, welche beim Herabsinken des Abends einen tiefernsten Eindruck machten, sodaß unser Gespräch bald gänzlich verstummte. Auf der ganzen Küstenstrecke von 5 sehr starken Leguas, die mein Begleiter mit Bestimmtheit auf 6 Leguas anschlug, trafen wir kein Haus, keine Menschenspur. Das Dunkel der Nacht ward kaum erhellt durch den reinen Sternenhimmel, durch einzelne Blitze am fernen Horizont, durch das Anschlagen der Wellen, welche, solange sie rollen, zwar einen dunkeln Wall bilden, beim Ueberschlagen dagegen in eine leuchtende Schaummasse sich auflösen und den Ufersand aufglänzen machen, bis er das feuchte Element eingesogen hat. Ganz fern im Westen sahen wir einen Brand im Walde rothe Lichter gen Himmel senden; einzelne Wolken warfen den Schein blutroth zurück. Schweigend ritten wir in ununterbrochenem Trabe auf dem

festen, halbfeuchten Seesand nebeneinander hin. Seltsam befangen war mein Gemüth, wenn auch vollkommen furchtlos! Und mit Recht furchtlos trotz der tiefen Einsamkeit. Denn wilde Indianer kommen nicht bis an diesen Uferrand. Unzen pflegen gern nachts am Meer umherzustreifen, und man erblickt wol morgens zahlreiche Spuren ihrer Tatzen auf dem Sande; doch fliehen sie schon aus der Ferne, wenn sie einen Reiter kommen sehen. Nur einmal scheuten sich unsere Pferde. Ein kleines Schiffswrack war vom Meer ausgeworfen worden und lag schwarz da auf dem ungastlichen Strande, eine Leiche unbeerdigt auf ödem Kirchhof.

So hatte dieser späte Ritt und das ganze langgedehnte Uferbild in seinem mystischen Dunkel einen tiefen Ernst an sich. Ein Nachtritt am Uferrande afrikanischer Küsten kann nicht einsamer, nicht öder sein.

Da war ich denn auch recht zufrieden, als wir um 10 Uhr vom Meer abbogen, und etwas landeinwärts durch Gebüsch und lockern Sand ritten. Wir erreichten die kleine Villa von S.-Jozé do Porto Alegre und trabten durch dieselbe hindurch bis zum Strand des Mucuriflusses, wo unmittelbar am Wasser ein von der Mucuri-Compagnie errichtetes Geschäftshaus die späten Ankömmlinge aufnahm. Hier traf ich den Inspector des Hauses, einen Herrn Baptista, und zu meiner Freude auch den alten, gemüthlichen Vicar aus Caravellas, welcher eine Menge von Taufen und Trauungen zu besorgen gehabt hatte. Das wohnliche, hübsche Quartier oben im Hause nach der Flußseite gelegen und ein gutes Bette thaten mir ungemein wohl, und ich schlief bis in den hellen Morgen hinein.

Ein einfaches vereinsamtes Küstenbild lag vor mir, als ich aus meinem Fenster schaute. Der Mucuri macht eine kleine Erweiterung vor seiner Mündung, die bei voller Flut 9 Fuß Wassertiefe hat, und gewinnt dadurch das Ansehen eines kleinen Landsees. Kurzer Wald drängt sich überall bis

an den Sand des Ufers, welcher an der Ausmündung selbst ganz bar und bloß daliegt, und letztere in zwei hervorspringenden Bänken bedeutend einengt, ein Umstand, der mich glauben macht, daß der Mucuri keineswegs eine bedeutende Wassermenge in das Meer führt. Die Mündung liegt unter 18° 6′ 43″ südl. Br.

Ich hatte kaum Zeit gehabt, das Panorama der Flußmündung zu übersehen, hinter welchem der Ocean in grauer Färbung sich hinstreckte, als der alte Vicar von Caravellas kam und mich bat, eine Reihe von Leuten zu sehen, welche unzufrieden mit den Verhältnissen in der Mucuri-Colonie kürzlich den Fluß wieder hinuntergekommen waren und nunmehr einen weitern Lebensweg durch die fremde Welt suchten. Ich ging mit dem wackern Geistlichen.

Das ganze Unternehmen am Mucuri, von dem ich schon so manche Andeutungen gemacht habe, hatte gleich von vornherein einen Doppelzweck. Die Hauptidee des unermüdlichen, aus mehr als einer unruhigen Bewegung und der letzten mit dem Treffen von Sta.-Lucia endenden Revolution hinreichend bekannten Mineiro Theophilo Benedicto Ottoni war wol die, einen kurzen Weg in die Provinz Minas hineinzubahnen mittels einer Flußschiffahrt, soweit der Fluß eine solche zuläßt, und dann mittels eines Landwegs vom Flusse aufwärts. Der zweite Plan war dann der, mittels Einwanderung die lange Weglinie zu colonisiren und den Urwald in eine angebaute Gegend umzuwandeln.

Ein Actienfonds zum Werth von einer Million Thalern kam zusammen. Ein Dampfschiff ward gekauft, um jeden Monat einmal von Rio nach dem Fluß zu fahren; es trug den Namen des Flusses Mucuri. Ein anderes kleines Flußdampfschiff befuhr den Strom bis zur ersten Cachoeira, in einer Distanz von 30 Leguas. Von dieser Cachoeira, Sta.-Clara genannt, ward dann ein Landweg in einer Ausdehnung

von 27 Leguas gemacht, und an seinem äußersten Ende eine Ortschaft, Philadelphia, gegründet.

Wie thätig und mit wie schönen Geldmitteln auch das Unternehmen angefangen wurde, so sah man doch ein, daß man vor allen Dingen zur Belebung des Ganzen Menschen, Einwanderer nöthig hatte. Und da diese nicht von selbst nach Brasilien strömen, so griff man zu jenem Mittel, welches ich für viel unmenschlicher und verworfener halte, als je der Negerhandel von Afrika gewesen ist: man bot Menschenprämien und beauftragte Engageurs zum Bereden der Leute in Deutschland, diesem lieben Handwerk, was man in Deutschland mit dem Namen Seelenverkauf sehr richtig bezeichnet. Denn bei all diesen Privatunternehmungen in Brasilien, die ihre Leute in Deutschland mittels Geld engagiren lassen, kommt zur materiellen Noth auch noch die Seelennoth hinzu, die Demoralisation und Depravirung der von hinterlistigen Contracten gefesselten Leute. Aus schlechten Einwanderern werden unter dem Druck des Privatunternehmers directe Verbrecher und Bösewichte; aus guten, sonst fleißigen, stillen Menschen werden mismuthige, faule, widerspenstige Köpfe, und bei beiden geht zuletzt noch in und mit der äußern Noth auch die innere Seele verloren. Und da stimme ich denn mit voller Ueberzeugung in das Wort Seelenverkauf ein, und nehme das Wort nie zurück, solange Brasilien und dessen Regierung zu Privatengagements, zu Kopfprämien und Anwerbeconcessionen die Hand bietet.

In solchem Seelenverkauf haben denn auch in Deutschland Deutsche, die sich durch ihr Judasgeschäft aus Bettlern zu wohlhabenden Leuten umgeschaffen haben, ihre Landsleute nach dem Mucuri geliefert, und dazu mitgeholfen, daß die dortige Unternehmung ins Leben getreten ist.

Von diesem Leben hatte man in Rio de-Janeiro viel Gutes zu verbreiten gewußt, namentlich durch das bekannte Zei-

tungsblatt „Correio Mercantil“, in welchem der Mucuri-Director Ottoni Nachrichten über den Zustand seiner Unternehmung zu geben pflegte. Aber auch viel bittere Klagen über die Lage der fremden Einwanderer gingen umher; als ich eben von der Novara ausgeschifft war, traf ich im Hospital von Rio Leute mit zerrütteter Gesundheit, die das Unternehmen, und namentlich die Engageurs für dasselbe in Europa verfluchten. Doch war die Zahl solcher nach Rio gelangender Leute nur sehr gering. Sie konnten von dort nach Rio nur mit dem Dampfschiff der Compagnie gelangen, und dieses nahm eben keine klagenden Leute mit sich. Den Einwanderern, die sich von Rio nach dem Mucuri wandten, gab man die Passage umsonst. Wollten sie aber fort von dort, so mußten sie eine doppelte Passage bezahlen, was arme Auswanderer nimmer im Stande sind.

Als Herr Robert Schlobach, der mit einem schönen Gehalt beim Mucuri-Unternehmen angestellte Ingenieur, im October 1858 von einer Reise aus Deutschland nach Rio zurückkehrte, konnte er mir das Mucuri-Unternehmen, zu welchem das Handelshaus seines Bruders in Leipzig Menschen engagirte, in welchem ein anderer Bruder in Compagnie mit dem Ingenieur einen Geschäftsladen eröffnet hatte und bei welchem dieser Ingenieur selbst höchst vortheilhaft placirt war, gar nicht genug rühmen und das Glück der Colonisten gar nicht lebhaft genug darstellen. Kurz vorher war ein Bericht meines edeln Freundes, des Barons von Tschudi, welcher an der Hand Ottoni's die Colonie besucht hatte, in der ausburger „Allgemeinen Zeitung“, in welchem Bericht er sich sehr zufrieden mit den Zuständen am Mucuri äußerte, an die Oeffentlichkeit gelangt. So konnte ich denn, als ich im November 1858 von Rio nach den brasilianischen Nordprovinzen reiste, mit dem besten Vorurtheil für jene Colonieunternehmung nach Bahia gehen.

In Bahia dagegen hatte man die allerschlechteste Meinung für das Unternehmen. In den elendesten Verhältnissen waren deutsche Flüchtlinge in Bahia angekommen, die sich ihrer drückenden Verbindungen am Mucuri durch Entlaufen und Durchdringen uncultivirter Gegenden entzogen hatten. Da sie nicht auf dem kürzesten Wege den Mucuri hinunter entwischen konnten, waren sie meistens landeinwärts nach Calhão geflüchtet. Von dort mit Canots, in denen sie beim Laden und Rudern Dienste leisteten, den Jequitinhonha hinab zur Küste nach Belmonte, nach Canavieiras u. s. w. gelangt, waren sie von einzelnen kleinen Segelschiffchen für Dienstleistungen unterwegs mitgenommen worden, und so endlich nach Bahia gekommen. Ich selbst traf dort Leute, die mir ihre traurige Flucht erzählten. Sie waren zu fünfundzwanzig fortgewandert. Mehrere von ihnen hatten Arbeit unterwegs gefunden; vier waren an Krankheiten auf der mühevollen Wanderschaft gestorben; einer war verhungert; fünf hatten Bahia erreicht.

Und die bittern Klagen, die sie führten, wiederholten sich überall, in und um Bahia, in Canavieiras, längs des Rio-Pardo, in Belmonte, — wohin ich nur den Fuß setzte, traf ich Leute mit Klagen über das Mucuri-Unternehmen und Verwünschungen der Seelenverkäufer. Bedeutend concentrirten sich auch die Klagen gegen einen gewissen Otto Vogt, den deutschen Inspector in Sta.-Clara, der beim Director Ottoni in ganz besonderm Ansehen stehen sollte. Ganz nach Willkür mishandelte er, wie mir die Klagenden allgemein versicherten, die Auswanderer, ließ sie selbst in den Block spannen und hungern; ja, es ist mir mehrfach erzählt worden, daß, als bei einem Fluchtversuche durch Ueberschwimmen des Mucuri zwei Colonisten vor diesem modernen Geßler sich retten wollten, aber nicht hinreichend schwimmen konnten und mitten im Fluß um Hülfe schrien, Otto Vogt diese Hülfeleistung verbot und die Leute ertrinken ließ.

So traf ich denn am Morgen des 27. Januar an der Mündung des Mucuri etwa dreißig Personen, die sich auf legalem Wege mit dem Mucuri-Unternehmen abgefunden hatten.

Wie allgemein und einstimmig auch die Klagen und Verwünschungen dieser Leute waren, so war doch unter ihnen selbst ein Unterschied.

Die Mehrzahl von ihnen, Preußen und Elsasser, hatten in einem kleinen Raum am Geschäftshause der Compagnie ein Unterkommen gefunden. Viele von ihnen litten an tiefen Fußwunden, namentlich einige Frauen und Mädchen: noch viel mehr litten sie alle an der tiefsten Entmuthigung. Hinter sich die Colonie, die ihnen ihr ganzes Leben vergiftet hatte, vor sich das ungeheuere Meer, über welches ihnen die Rückkehr größtentheils unmöglich war, saßen sie da hülflos und mittellos, großentheils mit siechem Körper, alle mit tiefverwundeter Seele.

Eine Familie mit fünf Kindern hatte bei einigen Geldmitteln noch Aussichten fortzukommen. Zunächst wollten sie nach Caravellas, wohin der alte Vicar sie eingeladen hatte. Ein junges Ehepaar hatte Mittel und Wege, nach den Vereinigten Staaten zu kommen. Eine arme Witwe und ein anderes Mädchen hatten ausnahmsweise die Passage nach Rio mit dem Mucuridampfboot frei erhalten. Die Witwe, eine junge, ordentlich aussehende Frau, war in besonders traurigen Verhältnissen. Auf der Fahrt von Hamburg nach Rio war ihr Mann gestorben; sie klagte bitter über den Schiffskapitän und dessen rücksichtsloses Benehmen bei der Gelegenheit. Am Mucuri wohnte sie bei ihrem Bruder, der angefangen hatte Landbau zu treiben. Dort verlor sie ihr Kind und dann auch den Bruder. Nun war sie wieder allein und wollte nach Rio gehen, um dort ihre Gesundheit zu bessern und bei Landsleuten Hülfe zu suchen. Das ist der Lebenslauf einer Emigrantin, die erst vier Monate in Brasilien war. Und

doch wie glücklich war sie noch gegen andere Leidensgenossen, gegen die Elsasser! Wohl hatte der alte Vicar von Caravellas recht, wenn er beim Wegreiten mit dem tiefsten Unwillen die ganze Scene am Uferstrand von S.-Joze do Porto Alegre eine Carnificina, eine Schlachterei nannte.

Nun die Elsasser! Ein Ehepaar war dort, ein junger rüstiger Mann von 25 Jahren und eine leidend aussehende, hübsche junge Frau von 26 Jahren, die offenbar eine gute Erziehung hatte, dazu eine Schwester des Mannes und zwei kleine Kinder, zwei andere waren schon früher gestorben.

Diese armen Leute, die sich in Rio-de-Janeiro vollkommen gut, ja mit Aussicht auf künftigen Wohlstand hätten ernähren können, saßen am Ufer ohne einen Heller Geld, also auch ohne alles Passagegeld nach Rio! Die blasse, tiefgebeugte Frau weinte bitterlich und rief, nachdem sie mir ihre Leidensgeschichte erzählt hatte, unter Thränen aus: „Oh, si mon père savait tout cela, il allait mourir!" Ich versprach der Familie die Passage nach Rio; einmal, damit auf diese Weise fünf Menschen aus dem Elend kämen, besonders aber auch, damit sie in Rio die Hülfe des französischen Consuls, Herrn Taunay, für ihre Landsleute anrufen möchten für eine ganze Reihe von Leidensgefährten, die noch in verschiedenen Punkten der Colonie sich befanden und einen mit mehreren Unterschriften versehenen Brief an den Consul geschrieben hatten. Sie hatten dieses Bittschreiben den davonziehenden Landsleuten mitgegeben, weil man ihnen gesagt hatte, daß solch ein Nothschrei auf dem Postwege mit dem Mucuridampfboot vielleicht verhallen möchte. Und ohne die Reise der Familie nach Rio wäre er auch sicherlich verhallt. Zudem war gerade jene junge Frau zur Vertretung ihrer verrathenen Landsleute in Rio nothwendig. Während die andern Elsasser weder deutsch noch französisch verständlich redeten, sprach diese Frau so klar, so verständlich, daß sie allein ihre Landsleute vertreten und dem

edeln, menschenfreundlichen Taunay die ganze Sachlage auseinandersetzen konnte.

Jetzt aber kam die eigentlich tragische Gruppe von Auswanderern. Einige Schritte vom Geschäftshause fern war unmittelbar am Wasser ein großes Dach errichtet, unter dessen offenem Raum die Holzboote der Compagnie liegen, damit sie nicht von der Sonne zerrissen werden. Neben diesen Booten lagen zwei elsasser Familien in sehr traurigem Zustande.

Sie waren von den niederträchtigen Agenten der Sociedade central de colonisaçao in Rio, dieser Gesellschaft ohne Hirn und Herz, von Beaucourt und Consorten, und deren saubern Subagenten in Strasburg, die den Leuten in das Haus gekommen waren, zur Auswanderung nach Brasilien aufgefordert worden, ganz in derselben Weise, wie ich jene betrogenen Leute in der Colonie Donna-Francisca (Provinz Sta.-Catharina) gefunden hatte. Sie wollten sich den Halbpartbedingungen, die man ihnen auf einer Fazende am Mucuri zugemuthet hatte, nicht unterwerfen und waren nun wieder zurückgegangen bis zum Seestrand, um zu sehen, ob ihnen, da Menschen gar kein Erbarmen mehr zu haben schienen, nicht dort irgendeine unverhoffte Hülfe sich zeigen möchte. Der Inspector des Geschäftshauses hatte, wie er mir selbst sagte, den gemessensten Befehl, ihnen Obdach und jegliche Hülfe zu versagen. So lagen sie drei Nächte am Strande unter freiem Himmel, Männer und Frauen — eine hochschwanger — und kleine Kinder, ohne den geringsten Schutz gegen den so gefährlichen Nachtthau.

Nun wurden sie fast alle krank. Jetzt konnte der Inspector doch nicht umhin, den gemessensten Befehl des Theophilo Benedicto Ottoni wenigstens in etwas zu umgehen. Er vergönnte ihnen, unter das Bootsdach zu kriechen, wo ich sie denn in folgender Gestalt liegen fand.

Der eine Familienvater, Napoleon Petit Jeuné, so nannte

man mir seinen Namen, hatte das tiefe Elend, worin er sich und seine Familie schmachten sah, nicht länger ertragen können. Gelb, kalt, pulslos und halb bewußtlos lag er am Boden mit den Ausgangssymptomen vom Typhoidalfieber, ohne ordentliches Lager, ohne Pflege, stinkend und das Beinkleid besudelt vom colliquativen Durchfall. Neben ihm am Boden lag seine Frau, seit 48 Stunden und ohne alle Hülfe von einem lebenden Kinde entbunden, mit starkem Katarrh und tiefer Athemnoth, und dazu im vollsten Bewußtsein ihres Elends, denn ihr fehlte wirklich alles.

Weiterhin stand der zweite Familienvater, der Elsasser Joseph Flieller, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm. Zu seinen Füßen lag auf dürftigem Lager fast seine ganze Familie krank, vor der er wie ein Kind weinte, denn alle hatten keinen Bissen mehr zu essen.

Seine Frau litt an leicht typhösen Erscheinungen. Die Tochter dagegen, ein Mädchen von 15 Jahren, lag mit gelber Gesichtsfarbe, blauen Lippen und vollkommen soporös da, sodaß man sie schon einmal todt geglaubt hatte. Ein kleiner Junge, Peter, von 13 Jahren, konnte zwar noch aufstehen, doch war auch er sichtlich angegriffen und der arme, blasse Junge weinte bitterlich. Dann war da noch als letzter Kranker der kleine Benjamin Flieller, vier Jahre alt, der an leichtem Fieber mit Gelenkschmerzen litt.

Das war das Bild des Menschenelends, womit ich eingeführt ward in das Mucuri-Unternehmen. Ich konnte nicht umhin, es in seiner trüben, grausigen Färbung wiederzugeben, denn es ist wahr und vor allen Dingen muß die Wahrheit gesagt werden.

Im Geschäftshause der Compagnie war Platz genug, um diese elenden Kranken aufzunehmen. Denn vor allen Dingen mußte ihnen ein ordentliches Lokal angewiesen werden. Doch schützte der Inspector den bestimmten Befehl vor, daß man

den Leuten Obdach und Hülfe verweigern sollte. Ich sagte ihm jetzt, daß ich aber Platz für die Kranken haben wollte, und wurde etwas derb, indem ich drohte, ich würde zum Subdelegaten des Orts gehen. Denn ich ahnte nicht, daß der Subdelegat von S.-Jozé zugleich — Ottoni's Inspector und Commis wäre. Unter der Bedingung, daß ich ihn bei seinem Herrn — ich meine damit nicht den Kaiser, dessen Gerechtigkeitsverwalter er war, sondern Ottoni, dem er als Commis diente — wegen der Uebertretung des Befehls entschuldigen möchte, räumte er den elenden Elsassern das Salzmagazin des Geschäftshauses ein, was ein gutes, gedieltes, hohes und luftiges Lokal war. Damals wußte ich noch nicht, daß die Compagnie im Orte S.-Jozé selbst ein gutes, hinreichendes Empfangshaus für Colonisten besaß, welches gerade ganz leer stand.

Mit Hülfe derjenigen Arzneien, die ich bei mir hatte und die ich im Hause vorfand, leistete ich den elenden Menschen die nöthige pharmaceutische Hülfe und sorgte für ihre sonstige Nothdurft, sodaß dem Elend in allen Beziehungen wenigstens für den Augenblick abgeholfen war.

Nachdem so Ruhe und mannichfacher Trost unter eine Menschengruppe gekommen war, die noch vor wenigen Stunden es nicht für möglich gehalten hätte, daß Gott ihnen so schnelle Hülfe senden könnte, erzählten mir die einzelnen nach der Reihe ihre Schicksale und Irrfahrten. Ich bekam Papiere zu sehen, Auswanderungstractätlein und Namen von „concessionirten Agenten", sodaß mir wirklich dort am öden Mucuriufer eine neue Schule aufging. Wie schön, wie edel, menschlich, wie hoffnungsreich, gewinnversprechend, reichthumverheißend klingt das alles! Und wenn man nun diese Privatspeculationen kennt, bei denen die Colonisten nur Mittel und nicht Zweck sind, was muß man von der Moralität solcher Agenten denken? Christus ward doch nur einmal um

30 Silberlinge verkauft und an das Kreuz geschlagen. Die Auswanderungsagenten thun das in der Person armer Auswanderer Tausende von malen, an allen Enden und Ecken thun sie das, die ewigen Juden unsers Jahrhunderts!

Und solange die brasilianische Regierung es duldet und sogar gutheißt, daß Privatunternehmungen mittels Colonisten angefangen und Auswanderer von Engageurs beschwatzt werden, wird sie immer die alte Geschichte erleben: Unglück und Elend der Eingewanderten und als nächster Rückschlag heftige Angriffe und Vernichtungen nicht solcher Privatunternehmungen, sondern des ganzen Kaiserreichs, nicht solcher Engageurs und Unternehmer, sondern der ganzen Landesregierung mit allen ihren Principien. Ganz bestimmt war die unheimliche Strandgeschichte, die ich am Mucuri erlebte, allein dem Coloniedirector Ottoni beizumessen in ihrer vollen Schuld. Denn urtheilslos einen Fluß, dessen Ungesundigkeit für nordische Auswanderer von vornherein abzusehen war, dennoch mit Colonisten aus Frankreich und Deutschland besetzen zu wollen, zum Engagiren und Beschwatzen von Auswanderern sich so blindlings Leuten anzuvertrauen, von denen er bestimmt nicht die Documente ihrer vollen Ehrenhaftigkeit in Händen haben konnte, und nun noch sich der Auswanderungsgesellschaft in Rio, die auf das allergewissenloseste Leute engagiren ließ, zu bedienen, um die leeren Waldungen am Mucuri mit Menschen zu füllen, und zu dem allen fern von der Colonie zu leben, die er nur zuweilen besuchte, den Berichten seiner sogenannten treuen Diener zu glauben, ohne die Klagen der von diesen treuen Dienern bedrückten Einwanderer zu hören, und endlich nicht einmal die Sprache derer zu verstehen, deren Wohl und Wehe er auf sein Gewissen nahm, und ihnen zuletzt noch das zum Leben Nothwendige und contractgemäß Stipulirte in so mancher Beziehung vorzuenthalten, wie sie alle, alle klagten, die ich traf, — das alles mache ich dem sonst so angesehenen

Manne allerdings zum bittern Vorwurf. Jede Klage hätte er verstehen müssen, jeden Klagenden anhören, ohne daß dieser der Rache derer, gegen welche er zu klagen hatte, verfallen wäre, — in seinem Unternehmen hätte er leben, mit ihm leben, mit ihm hungern, mit ihm sterben müssen, oder mit ihm gedeihen und stark werden und wenigstens menschlich mit ihm fühlen!

Aber nach einer Richtung hin hatte schon die Nemesis angefangen ihr Racheamt zu üben. Als ich vor meiner Ankunft zum Mucuri von den oben schon angedeuteten Flüchtlingen über jenen Otto Vogt so allgemeine, bittere Klagen hörte und niemand über ihn sich beklagen durfte, über diesen treuesten Diener des Directors, nahm ich mir es fest vor, mit eben dem Director, sobald ich ihn treffen würde, ein offenes Zwiegespräch zu halten und mit ihm gemeinschaftlich die allgemein über Bedrückungen klagenden Colonisten zu fragen, in welcher Weise sie vom Inspector gedrückt würden. Und als ich nun an der Mündung des Mucuri stand und mir von den Leuten über ihre Lage Bericht machen ließ, erfuhr ich zu meinem Erstaunen und zu meiner nicht geringen Satisfaction, daß kurz vor meinem Kommen jener Bedrücker seiner eigenen Landsleute bereits vom Director Ottoni abgesetzt worden sei. Wie unsaglich vielen Klagen, wie vielem Elende wäre von vornherein vorgebeugt worden, wenn diese Absetzung schon viel früher erfolgt und jener Vogt vielleicht gar nicht zum Inspector von Sta.-Clara eingesetzt worden wäre. In wie ganz andern Farben wäre mir vielleicht das Mucuri-Unternehmen entgegengetreten!

Das kleine Flußdampfschiff Peruipe, welches mich von der Mündung des Flusses bis Sta.-Clara bringen sollte, war in einer ziemlichen Entfernung von der Barre beschäftigt. Der Inspector Baptista schickte ein Canot ab, um es zu suchen und herabzuholen, meinte aber, es könnten einige Tage

darüber hingehen, ehe der Perniþe dasein würde. Mir war das vollkommen recht und ich konnte mich ungehindert mit den Kranken beschäftigen.

Als ich am folgenden Morgen zu ihnen kam, hatte ich einen harten Anblick. Die neuentbundene arme Frau schien zwar etwas besser, weinte aber auf das bitterlichste. Rechts von ihr lag ihr neugeborenes Kind rosenfarbig und frisch, links von ihr ihr Mann gelb und eingefallen; mitten in der Nacht war er gestorben, ein Napoleon aus der untern Volksschicht, der auch fern über Meer langsam verblutete und vergebens hinausgeschaut hatte auf den Ocean, ob ihm keine Hülfe, keine Erlösung kommen möchte.

Der Inspector wollte für eine Beerdigung auf dem Begräbnißplatz des nahen Ortes S. Jozé do Porto Alegre sorgen, wie er sich denn als einen zwar befangenen, aber doch höchst gutmüthigen Menschen zeigte, der nur entsetzliche Furcht hatte, etwas ohne Befehl oder gar gegen den Befehl seines Herrn zu thun. Die andern Elsasser dagegen schienen den Todten lieber ganz für sich begraben zu wollen, und es war am besten, sie ganz ruhig gewähren zu lassen. So gruben sie ihn denn einige Klafter fern vom Ufer im Gebüsch sein Grab und bestatteten ihn dort gegen Sonnenuntergang.

Und da konnte denn die neuentbundene Frau des Verstorbenen auch mit ihrem Elende nicht weiter. Wenige Schritte von ihrem Lager der Schmerzen und Krankheit lag ihr Mann im Sande eingescharrt. Neben ihr lag ein kleines, schreiendes Kind, welches vergebens an der welkenden Brust der Mutter seine Nahrung suchte, und dicht dabei lag noch das andere Kind, ein kleiner, abgezehrter Knabe mit geschwollenen Füßen. Zwar hatte ich auch für diese an Nahrung und Ueberfahrt das Nöthige angeordnet, aber auch hier war meine Sorge eben nur ein Menschenwerk, — zwei Tage nach ihrem Manne starb die unglückliche Mutter. Die beiden Kin-

der blieben unter der Obhut der jungen Elsasserin mit Namen Munsch aus Mühlhausen und gingen mit ihr nach Rio.

Das älteste Kind des Flieller, Karoline, 15 Jahre alt, kam auch nicht wieder aus ihrem comatösen Zustande zu sich. Sie starb noch vor der Frau des Napoleon und ward auf dem Kirchhof von S.-Jozé begraben.

Allerdings erheischte nun der Rest dieser Emigrantengruppe meine größte Aufmerksamkeit und Fürsorge. Vor allem hielt ich es für meine Pflicht, mich wegen der Elsasser in brieflichen Rapport mit meinem würdigen Freund, dem Consul Taunay in Rio-de-Janeiro, zu setzen, damit vermittelst des nächsten von Rio kommenden Mucuridampfboots alle nöthige Vorsorge getroffen werden möchte, um diese unglücklichen Deutschfranzosen völlig aus ihrer inhaftirten Lage längs des Mucuri zu befreien. Mit großem Ernste richtete ich dann auch einige Zeilen an Herrn Manoel Felizardo de Souza e Mello, der von neuem Kriegsminister geworden war. Von beiden Briefen durfte ich den allerbesten Erfolg hoffen. Was ich in drei Tagen an Ort und Stelle that, war hinreichend, um aus der zum Theil verzagten, zum Theil völlig verzweifelnden Menschengruppe eine getröstete, hoffende und selbst freudige zu machen.

Nur klein und unscheinbar ist das eben gegebene Bild des menschlichen Elends. Möchten sich aber dennoch alle, die am Auswanderungskitzel leiden, dasselbe recht ausmalen und in der bescheidenen Heimat mit ihren kleinen beschränkten Verhältnissen Gott abends und morgens und morgens und abends danken für das tägliche Brot und daran denken, daß man jenseit des Meeres mitten unter dem schönen Tropenhimmel und an der Mündung eines Flusses, von dem die Auswanderungsagenten Paradieseshymnen singen, wirklich in Gefahr zu verhungern und in Elend umzukommen gerathen kann.

Von allen Flußmündungen, die ich besucht habe, ist der

Mucuri an seinem untersten Ende unbedingt am einsamsten. Die Villa, per Euphonismum Porto Alegre genannt, ist das Erbärmlichste, was man nur sehen kann. Glücklicherweise bleibt der Ort, der nicht einmal eine ordentliche Kirche hat, so in kurzem Gebüsch und Sand liegen, daß man ihn eigentlich von keiner Seite her zu sehen bekommt.

Einen weithin ausgedehnten Meereshorizont hat man vor sich, wenn man über die Sandbänke der Barre hinaussieht. Aber keinen Mast erblickt man, kein Segel taucht auf, kein Schiff zieht in der Ferne vorüber; recht ein Salaz y Gomes muß die Küste für manchen Einwanderer sein. Nur einmal alle vier Wochen kommt einiges Leben in die öde Scene, wenn das Mucuridampfboot von Rio anlangt und die Waaren der Compagnie oder neue Einwanderer bringt, die sich dann mit den davonziehenden begegnen, und so allerdings an jenes Bild eines californischen Schiffes erinnern mögen, wie ich es einmal in den „Fliegenden Blättern" gesehen habe.

Auch der Fluß selbst ist stumm und still. Wirkliche Mühe kostet es, ein Canot zu entdecken, in welchem ein Fischer seinen Fang nach Hause bringt. Ob beeinflußt von der traurigen Emigrantengruppe und manchen ernsten Betrachtungen darüber, die ich mit entschiedener Offenheit an namhafte Personen schrieb, oder nur beeinflußt und abhängig von dem einförmigen Naturbilde: es kam mir vor, als hätte ich nie etwas so Erbärmliches, etwas so Erbarmenswerthes gesehen wie diese Mucurimündung.

Da kam denn endlich am 31. Januar der kleine Dampfer Peruipe den Fluß heruntergeeilt. Gerade war hohe Flut bei kräftiger Nordostbrise; das Meer warf seine kurzen Wellen Schlag auf Schlag hinein in den Fluß und frisch durchschnitt der kleine Dampfer das rollende Element, sodaß sein Vorbug oft ganz im Schaum versteckt war.

Ich traf nun die letzten Verabredungen mit dem Inspector

Baptista wegen der unglücklichen Emigranten. Die Anordnung ließ sich so machen, daß alle, die nach Rio-de-Janeiro wollten, mit dem Dampfboot, das in wenigen Tagen von dort kommen mußte, fortreisen konnten. Es war hohe Zeit. Das Sumpffieberelement schien sich in die meisten eingeschlichen zu haben. Noch am 31. Januar kam ein freilich sehr gelinder Fieberanfall vor. Die andern Patienten befanden sich so gut, daß ich getrosten Muthes von ihnen gehen konnte, um so mehr, da sie alle in wenig Tagen nach Rio abreisen sollten.

Und dennoch war ich voll vom bittersten Unmuth, den ich auch am folgenden Morgen (1. Februar) noch nicht unterdrückt hatte. Ich hatte alles für sie gethan, was augenblicklich nothwendig war und gethan werden konnte. Das aber rechtfertigte noch immer nicht die elende Verwaltung des Mucuri-Unternehmens, welche ganz wissentlich und geflissentlich und aus fast unnatürlicher Rachsucht all das Elend hervorgerufen hatte. Dafür hatte ich aber auch auf der andern Seite das lebendige Vorgefühl, daß die Erscheinung der Gemishandelten und meine sie begleitenden Briefe einen tiefen Eindruck machen würden, und über ihr eigenes Schicksal hinaus auch auf das ihrer am Mucuri noch weiter hinauf sich befindenden Genossen einwirken würden. Am liebsten hätte ich die so hart Bedrängten selbst nach Rio begleitet und dort bevorwortet. Aber zu viel hatten sie mir von den Leiden, Entbehrungen und Krankheiten der Colonisten am Fluß und von dort aufwärts erzählt, als daß ich hätte den Gedanken aufgeben können, es müßte auch dort manchem verrathenen und verkauften Auswanderer Hülfe geleistet werden. So blieb es denn bei meiner Flußschiffahrt.

Um 5 Uhr schon begann das kleine Flußdampfschiff Peruipe seine Fahrt und durcheilte in der besten Rüstigkeit den grauen Fluß und den weißen, dicken Nebel, der zwischen den

Ufern des Stromes hing. Sowie nun der völlig anbrechende Morgen die auf der Gegend liegenden Dünste zertheilte, entwickelte sich vor meinen Augen das stille Pflanzenleben, welches mich nach all den peinigenden Eindrücken bei meinem Betreten des Mucurigebiets doppelt erquickte und beruhigte.

Anfangs ging dieses Pflanzenleben nicht aus der Rhizophorenbildung heraus. Wie oft und bis zum Ueberdruß ich auch schon an solchem Junglestrand hingefahren und an ihm umhergelaufen war, nie hatte ich denselben mit so stattlichen Formen bedeckt gefunden wie am untersten Ende des Mucuri. Bis zur Höhe von 40 — 50 Fuß bildeten die Rhizophoren ihre einzelnen Stämme. Nicht nur aus den untern Regionen dieser Stämme gehen die in weiten Bogen den Morast suchenden Wurzeln aus, sodaß der ganze Baum von diesen hoch aus dem Boden herausragenden Wurzeln wie auf sperrigen Stelzen getragen wird, sondern es beginnt diese seltsame Wurzelbildung auch auf den wirklichen Aesten. Während die auf einer Höhe von 18 — 25 Fuß aus dem Stamm in rechten Winkeln entspringenden Aeste auf den meisten ihrer Verzweigungen mit schönem, lebhaft grünem Laub bekleidet sind, senden sie fast ebenso viele blattlose und scheinbar ganz abgestorbene Zweige gerade herab zum Erdboden. Ehe diese Zweige den Erdboden erreichen, theilen sie sich oft nach Art einer Blumenumbelle in fünf bis acht dünnere Senker, die in den Erdboden eindringen und ein neues Wurzelgerüst vom sonderbarsten Ansehen bilden. Fast möchte man diese seltsamen Anhänge für Parasitenformen halten und nach ihren, vom ursprünglichen Baum verschiedenen Blättern und Blüten suchen, bis man sich überzeugt, daß wirklich der ganze vegetabilische Wirrwarr ein einziger Baum ist, der mit sich selbst Parasitismus treibt. Dazu kommt noch ein wunderlicher Umstand. Man braucht nicht eben lange im Morast zu suchen, um den einen oder andern Rhizophorenstamm zu finden, dessen

ursprüngliches Stammende abgestorben ist. Das stört aber die von ihm ausgehenden Aeste keineswegs. Horizontal auf ihren vielen zur Erde herabgesenkten und dort festgewachsenen Wurzeln stehend, fast wie ein Mittelding zwischen Pflanze und Thier, eine Ovidische Metamorphose, setzen solche Aeste ihr Dasein fort als selbständige, nur etwas schief liegende Bäume.

Und wie nun einmal dieser Baum ein sonderbares Paradoxon ist, so ist er es auch in seiner Fortpflanzung durch die Blüten. Die Blume von wundervollem Magnoliengeruch, jedoch eben nicht ansehnlich, hat in ihrem Bau entschiedene Aehnlichkeit mit der nordischen Oenothera und den bekannten Fuchsien. Höchst sonderbar aber wächst, wenn die Blume verblüht ist, das Keimwürzelchen aus der am Baum hängen bleibenden Samenkapseln hervor zur Länge von 1 — 2 Fuß, leicht kolbig angeschwollen am freien Ende, bis das zunehmende Gewicht dieses Auswuchses den Keim aus der Kapsel herauszerrt und ihn im Herunterfallen in den weichen Lehmboden eindringen läßt. An allen größern Rhizophorenbüschchen und Bäumen kann man diese langen Schwänze aus den verblühten Kelchen herabhängen sehen, und darf den Ausdruck nicht abweisen, daß hier einmal eine Pflanzenfamilie lebendige Junge zur Welt bringe. Wenigstens erschienen mir diese sich selbst einpflanzenden Keime allerdings so.

Es leidet mir übrigens nicht den geringsten Zweifel, daß die untern, aus dem geraden Stamme hervorkommenden Luftwurzeln der Rhizophoren, wenn sie in kräftigem Bogen die Erde erreicht haben, den ganzen Baum nicht nur halten, sondern mit der Zeit selbst aus dem Boden herausheben und emporhalten, sodaß er nur mit seinen Wurzeln, nicht mehr mit seinem ganzen Stamm im Morast haftet. Je dicker der Rhizophorenstamm war, desto höher war er von seinen Wurzeln emporgehoben worden. Ich sah eine Menge von kräftigen Bäumen, deren hochbeinige Stellung kaum anders zu erklären war.

Bei so manchen Pandanusexemplaren, die schon vom fernen Osten eingeführt, zahlreich in den brasilianischen Gärten repräsentirt sind, habe ich ein ähnliches Phänomen beobachtet. Solange dieser schöne, in zierlicher Spirale seiner Blätterkrone wachsende Baum jung ist, ragt keine einzige seiner einfachen Wurzeln aus der Erde heraus. Wird aber der Baum höher, so heben seine Wurzeln ihn aus dem Boden hervor, und der Pandanus scheint spazieren gehen zu wollen wie jener berühmte Wald von Dunsinan.

Kaum anders kann ich mir auch die seltsame Formation einer Menge von Kletterbäumen erklären. Anfangs einen einfachen, halb abgeplatteten Stamm bildend, der sich fest an den selbständigen Waldnachbar andrückt, hebt sich der Parasit nach und nach so nach oben, daß er bald nicht nur oben sich in Aeste theilt, sondern auch nach unten Verzweigungen zu bilden scheint, die alle dicht am Nachbarstamm des stützenden Baumes anliegen, und mir eben nicht wie Zweige erscheinen, die der Parasit nach unten gesendet hat, sondern wie Wurzeln, die den Parasiten nach oben hinaufgeschoben haben. Man muß viele Stammparasiten in den Tropen gesehen haben, um meine vielleicht etwas gezwungen erscheinende Erklärung einer Stammzertheilung nach unten zu billigen. Die ganze Bildung einzelner Feigenbaumarten und parasitirender Guttiferen läßt sich kaum anders deuten.

Je weiter unser kleiner Pernipe den Fluß hinauflief, desto mehr entwickelte sich der Wald nach seinen einzelnen Formen. Bald hingen weiße Passifloren in langen Ketten bis in das Wasser hinunter; bald bedeckten die Guachumabüsche mit gelben und rothen Blüten das Ufer. Dann traten einzelne Palmenwedel zierlich heraus aus dichtem Gebüsch; die Jussarapalme kam nach und nach in immer bedeutenderer Menge zum Vorschein und bildete mit den so oft schon erwähnten Urwaldsformen, Inga, Mimosen, Lorbern, Feigen, Calophyllen,

Sapucaias u. s. w. einen für Menschen undurchdringlichen Forst, durch welchen sich der Mucuri als ein wirklicher Waldstrom hindurchwälzte. Vor diesen Baumformen aber drängte sich ganz besonders die Bignonienpracht in den Vordergrund. In dichten Gewinden überall hinüberhängend, bildeten die zu dichten Trauben zusammengedrängten Blüten üppige Bouquets; überall hin warfen sie ihre gelben, weißen, rothen und blauen Farben, gewiß eine der schönsten Pflanzengruppen längs der brasilianischen Flüsse. Wirklich, wenn Brasilien nicht das Reich der Melastomen wäre, ich möchte es das Land der Bignonien taufen. Kleine, weißblühende Melastomen machten ebenfalls eine hübsche Wirkung am Flusse, auch jene duftigen, schon beim Jequitinhonha aufgezeichneten Stapaliaceen und auf hohem, luftigem Wohnsitz eine scharlachroth und gelb gefärbte Loranthaceenblüte, ebenfalls zu dichten Gruppen zusammengedrängt. Ganz unkenntlich blieben mir dagegen jene prachtvollen gelben Blütenpyramiden auf hohen, dichtbelaubten Bäumen, die mich nach ihrem Habitus u. s. w. an Vochysien erinnerten, ohne daß ich sie dafür ausgeben darf; sämmtliche Bäume blieben mir zu fern von meinem Wasserwege.

„Dazu schrien einzelne Ararapaare — Papagaien zeigen sich immer in Paaren — über den Bäumen umher, und im Gebüsch kreischten und pfiffen Japus, Japeiras und Anus (Arten von Cassicus, Icterus und Crotophaga) um die Wette. Scheu flog auch hier an einsamen Stellen der Plotus Anhinga umher, weit vor sich ausstreckend den hellgrauen, schlanken Hals und den mit langem Schnabel versehenen Kopf. Auch den dunkeln Ibis, den ich im Unterlande von Sta.-Catharina oft getroffen hatte, fand ich mehreremal, und noch häufiger den silbergrauen und den kleinen weißen Reiher, alle ungemein schlanke Vogelformen, die auch am Mucuri zierlich am dunkeln Wald dahinschweben.

Von Anbau trafen wir fast nichts. Hier und dort zeigte sich am untern Mucuri eine kleine Anpflanzung von der allerkümmerlichsten Form, vor der beim Herannahen des Dampfers einige Figuren, meistens Indianer, sich zeigten. Da saßen denn wol drei bis sechs kleine nackte Botocudenkinder von zahmer Kategorie ganz gemüthlich nebeneinander, eins dem andern so ähnlich wie sich selbst, häßliches kleines Volk und doch ganz originell mit der kleinen braunen Fratze. Einmal stand neben solchen Kindern eine Frau, kurz und fett und von lächerlicher Häßlichkeit; wirklich schien sie über sich selbst zu lachen, als wir vorbeifuhren.

In dieser untern Mucurigegend gedenkt man mit Schrecken einer schlimmen Menschenschlachterei, die vor acht bis zehn Jahren vorkam. Ein gewisser Vidal hatte sich hier angesiedelt und sich in gutes Vernehmen mit den anwohnenden Botocuden gesetzt, sodaß ihr Kazike, dem das Treiben der Ankömmlinge ganz gut gefiel, ihm seinen Sohn, um ihn zu cultiviren, anvertraute. Ein Feind dieses Vidal berichtete dem Kaziken, daß man seinen Sohn, der mit einigen Leuten nach S.-Jozé gefahren war, verkaufen wollte. Weinend kam der Kazike zum Vidal und verlangte seinen Sohn, der allerdings nicht erschien, weil er abwesend war. Jetzt machten die Botocuden eine Kriegslist. Sie kamen bei einem starken Regen, als alle Bewohner des Rancho zusammensaßen und ihre Flinten in eine Ecke gesetzt hatten, in das Haus. Doch hatte Vidal selbst noch sein Gewehr zwischen den Knien stehen, sodaß die Indianer immer noch Furcht hatten. Am Dach regnete es durch und der verschlagene Kazike stieg auf einen Block, um den Leck zu verstopfen, sodaß er sich stellte, als ob er damit nicht fertig werden könnte. Er rief deshalb den Vidal zu Hülfe. Arglos setzte dieser seine Flinte nun auch fort. Da fielen die Botocuden über die Waffen her und liefen damit in den Wald, der Kazike mit ihnen. Vidal nahm das nur

für einen Diebstahl, wie denn die Indianer ausgelernte Diebe sind. Doch war es mehr als ein Raub. Die Botocuden kamen bewaffnet wieder und erschossen alle Bewohner, neun oder elf an der Zahl, mit Pfeilen. Nur ein junger Mensch, Ricardo, entkam schwer verwundet, indem er an einem Holzblock den Strom hinuntertrieb. Ein kleines Kind soll bei der Gelegenheit von ihnen aufgefressen worden sein. Ueber solche muthmaßliche Menschenfresserei werden wir weiter unten hören.

Nur einmal trafen wir am untern Mucuri einen bedeutendern Anbau an höher gelegener Stelle. Bella-Vista heißt die Gegend. Von dort fuhren wir wieder Meilen weit, ohne eine Menschenspur zu finden. An einer andern Stelle lag Brennholz am Flußrande, welches von unserm Dampfboot zur Heizung des Kessels eingenommen ward. Dort sprang ich einen Augenblick an das Land und fand gleich eine schöne Oxalis, die ganze Pflanze auf langem Stiel stehend, mit sehr großen Kleeblättern und reichlichen Blüten. Große, kräftige Smilarranken kletterten an den Bäumen umher mit dicken, scharfen Stacheln und sehr schönen, generoten Blättern, dazu prächtig blühende Heliconien. Doch konnte ich ohne Waldmesser kaum einen Schritt gehen. Das Pflanzengewirr nimmt jeden Andringenden gefangen und läßt ihn nur mit zerfetzten Kleidern wieder los.

Später hoben und formirten sich die Waldufer mehr und mehr. An einer Stelle war die Spur einer Lichtung, eines begonnenen Anbaues. Infolge der Ermordung jener Vidal'schen Familie hatte man dort einmal eine Militärcolonie anlegen wollen. Als es aber an das Arbeiten ging, erklärte der Chef: „Meine Herren! Ich bin kein Aufseher und Sie sind keine Sklaven! Daher thue ein jeder das, was er mag; ich werde es ebenso machen." Und so fiel die eben angefangene Anlage wieder zusammen, und nach einigen Jahren

wird man die Stelle der Militärcolonie am untern Mucuri nicht mehr finden können.

Wie eine Insel im Ocean ragte plötzlich aus dem Waldmeere auf dem rechten Flußufer eine angebaute Höhe mit einem hübschen Hause hervor. Das ist die Fazende von Pendurados, eine große, vernachlässigte Kaffeepflanzung eines ehemaligen Amerikaners Cliffe. Wem sie eigentlich jetzt gehörte, konnte man mir mit Bestimmtheit nicht sagen. Ottoni hatte sie auf den Namen eines Rathes Castilho angekauft und mit Auswanderern auf Halbpartbedingungen besetzen wollen. Einige Leute in der unglücklichen Menschengruppe, die ich an der Mündung des Mucuri zurückgelassen hatte, waren dort gewesen und hatten mich gebeten, ich möchte doch dort einige noch zurückgehaltene Landsleute in ihrem Elend und ihrer Krankheit ansehen. Ich ließ unsern Peruipe einen Augenblick anhalten und stieg die Höhe hinauf.

Ich fand elf Elsasser in erbärmlichem Zustande, meistens mit total zerrütteter Gesundheit, bleichsüchtig, mit geschwollenen Beinen und vielfach verfolgt von Wechselfiebern, dazu fern von aller ärztlichen Hülfe und einem gewissen Tode verfallen, wenn ihnen nicht Hülfe käme. Vollkommen bestätigten sie mir das tiefe Elend, was mir die andern Unglücklichen unten am Fluß erzählt hatten. Sie standen unter der Leitung eines Dolmetschers aus Schwaben, der aber, als ich ihn dringend dazu aufforderte, sie nach Rio zu schicken, darauf nicht eingehen wollte. Auch ihn band der Befehl seines Herrn. Ich konnte den Leuten nur Trost zusprechen, verhieß ihnen aber auch Erlösung mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften.

Gegen Sonnenuntergang trafen wir wieder eine Roça, einen Anbau am Walde. Paredes heißt die Gegend, „Wände", weil hier wie Wände des Flusses Ufer sich emporheben. Ein angefangenes Haus steht mitten zwischen den umgehauenen

Stämmen, eine Todtenstille liegt auf der Gegend. Die Mucuri-Direction hatte hier eine Abtheilung Schweizer, die wir bald antreffen werden, hergesetzt. Als aber mehrere von ihnen sehr rasch starben, flüchteten sich die andern, und die Stelle verwächst wieder. Denn der Fluch der Sumpffieberkrankheit oder des Waldfiebers — das Fieber kommt im Walde vor, wo auch kein Sumpf ist, wie eben bei Paredes — liegt auf dem ganzen Flusse und schlägt alle diejenigen, die es wagen, sich dort niederzulassen. Und so steht auch ein gutes Haus der Compagnie bei Paredes, ein Depot für einzelne Waaren leer; es kann niemand dort auf längere Zeit aushalten.

In fast unheimlicher Pracht glühte der Hochwald im Abendsonnenstrahle, gerade als ob er mit seinen unendlichen Reizen noch mehr Menschen bezaubern und in das Garn der Krankheit locken wollte. Immer tiefer sank der Abend herab, immer höher schien der Wald hinauszuragen, immer düsterer ward die Fläche des Flusses. Zwischen zwei Waldbergen, Dois irmãos genannt, den „beiden Brüdern", blieben wir mitten im Fluß vor Anker liegen und wurden alsbald von einer furchtbaren Menge von Mosquitos heimgesucht, eine unausstehliche Plage, die man mit Resignation tragen muß. Aber herrlich sah das Stück Sternenhimmel aus, was über dem Walde zu uns herniederblickte. Ein unruhiges und wehmüthiges Nachtlied rauschte uns der Strom dazu. Wir hatten den Tag über im ganzen 20 Leguas oder 15 geographische Meilen gemacht.

Ganz in der Frühe des 2. Februar rannte unser Peruipe weiter. Aber schon bot der Fluß unserer Fahrt einige Schwierigkeiten. Mehr und mehr Felsen sprangen am Ufer hervor, mehr und mehr nahmen die Untiefen zu; wir rannten einmal so fest auf den Sand, daß wir uns eine starke halbe Stunde plagen mußten, um unser flaches Fahrzeug wieder

flott zu machen, was uns denn auch ohne nachtheilige Folgen außer dem Zeitverlust gelang.

Je enger und rauschender aber der Fluß ward, desto schöner schien der Wald aufgebaut zu sein. Wahrlich, es lag dem deutschen Reisenden das schöne Lied Mendelssohn's: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut am Himmel droben", so nahe, wie kaum sonst irgendwo. Und doch lag des nordischen Waldes einheitliche Majestät so weit ab vom Mucuridickicht mit seinen verwirrten Formen und tausend bunten Farben.

Da brauste vor uns eine Stromschnelle ein wildes Felsenlied, in welches unser Dampfschiff mit grausigem Signalruf einstimmte. Wir kamen zu einer großen Lichtung mit einigen hübschen Gebäuden, vor denen viele Menschen, herbeigelockt von der außerordentlichen Ankunft des Pernipe, zusammengruppirt standen. Einige Flintenschüsse knallten als Bewillkommnung. Ich stieg an das Land und befand mich in Sta.-Clara, dem Handelscomptoir der Mucuri-Compagnie und mithin am Eingang zu der eigentlichen Colonisation im Flußgebiet des obern Mucuri, welche Colonisation sich 27 Leguas weit in die Provinz Minas hineinerstreckt und in einem besondern Kapitel betrachtet zu werden verdient.

Viertes Kapitel.

Die Colonisation von Sta.-Clara am Mucuri bis Philadelphia am Rio-de-Todos-os-Santos. — Aufenthalt in Philadelphia. — Rückkehr nach Sta.-Clara. — Die Noth der Auswanderer und mein Bleiben bei ihnen. — Wälder und Botocuden. — Zurüstungen zur Rückkehr nach der Mündung des Mucuri. — Unverhoffte Ankunft des Kriegsdampfboots Tieté mit dem Bevollmächtigten Lachmund und viele Hülfe in großer Noth. — Rückkehr nach Rio-de-Janeiro auf dem genannten Kriegsschiff.

Der Mucuri bis zu seiner Stromschnelle von Sta.-Clara bildet die natürliche Grenze zwischen den Provinzen von Bahia und von Espirito-Santo. Gleich unmittelbar hinter dieser Cachoeira, welche am Tage der Heiligen Clara von dem wackern sicilianischen Kapuzinermönch Frei Caetano entdeckt ward — den wackern Geistlichen werden wir später in öder Gegend noch kennen lernen —, gehört das ganze Flußgebiet des Mucuri der Provinz Minas an, sodaß bei Sta.-Clara drei Provinzen zusammenstoßen und die Mucuri-Colonisation von dem genannten Punkte an dem nördlichern Theile von Minas, dem District Minas-Novas angehört.

In ziemlich lebhafter Erwartung trat ich an das Land. Zu viel hatte ich von den Zuständen in jenen Colonien be-

reits gehört und so mancherlei selbst gesehen, als daß ich mir nicht eine möglichst unbefangene Selbstanschauung der Zustände am Flusse selbst und in seinem westlichern Gebiete hätte wünschen sollen, welche unbefangene Selbstanschauung, wie ich glaube, mir auch gelungen ist, wie wenig ich auch aus den Augen der Herren Ottoni, deren Liebenswürdigkeit und freundliche Geleitung gegen Durchreisende bekannt ist, oder den beobachtenden Blicken einzelner Angestellter herausgekommen bin.

Freundlich ward ich von mehreren deutschen Angestellten und besonders von einem jüngern Bruder des Directors, dem Dr. med. Ernesto Ottoni, begrüßt, welcher letztere gerade von Philadelphia gekommen war, um einige Tage in Sta.-Clara zuzubringen. Ob sein Kommen mit meinem eigenen Kommen zusammenhing, kann ich nicht bestimmt sagen. Der Director selbst hatte mich in Sta.-Clara lange erwartet. Der Bruder aber, als ich am folgenden Tage schon längs der Coloniesectionen reiten zu wollen erklärte, gab augenblicklich seinen Plan, einige Tage in Sta.-Clara zu bleiben, auf und entschloß sich, obwol er eben erst vom Reitthier gestiegen war, mit mir zu reiten, ohne daß es mir gelang, seine Zuvorkommenheit ablehnen zu können.

Die wenigen Gebäude, die Sta.-Clara bilden, machen sich ganz hübsch. Auch herrschte einiges Leben auf dem geräumigen Hofplatz. Es sollten am folgenden Tage mehrere Wagen mit Gütern nach Philadelphia befördert werden. Man war damit beschäftigt, sie zu beladen. Menschen und Zugthiere, theils Maulesel, theils Ochsen, gingen und standen umher; ein gewisses Handelstreiben war unverkennbar, zumal für den, der wie ich 30 Leguas zwischen dem schweigenden Walde des einsamen Flusses gefahren war.

Um so seltsamer contrastirte in diesem kleinen Handelstreiben der Ausdruck auf den Gesichtern der Menschen. Ab-

gespannt und indifferent gingen sie hin und her, und gleich beim ersten Anblick dieser Menschen fielen mir einige Gesichter auf, die das vollste Gepräge von Bleichsucht, beginnender Herzkrankheit und Milzgeschwulst an sich trugen.

Wir gingen zum Frühstück, wo außer dem Inspector Herrn August Horn und seinem abgesetzten Vorgänger Otto Vogt noch einige Angestellte und verschiedene Reisende sich befanden, die aus der Colonie nach Rio zurückwollten. Die Conversation war ziemlich still und tonlos, bis nach dem Frühstück sich das Schweigen in ein allgemeines Klagen in jeder Hinsicht auflöste und mir, dem Hinzukommenden, die Lage der Colonie als eine recht traurige dargestellt ward.

Zunächst indeß ward meine ärztliche Thätigkeit in Anspruch genommen. Der Director Theophilo Benedicto Ottoni hatte, als die Ungesundigkeit von Sta.-Clara sich immermehr herausstellte, einen ehemaligen Commis aus Rio ganz autokratisch zum Arzt ereirt und ihn unter dem Namen Senhor Doutor Augusto dem Handelscomptoir zugefügt, einen Menschen von auffallender Stupidität, der mir gleich von vornherein wegen seiner Dummheit lächerlich, wegen seiner ganz offen zu Tage liegenden Mitleidslosigkeit verhaßt ward.

Dieser Doctor führte mich, weil er sich mit keinem Auswanderer verständigen konnte, zu einigen Kranken, die an bedeutenden Beinwunden litten. Es war ein Loch, ein Stall, wo sie lagen; doch waren sie Auswanderer, was eben hinreichend erschien, um ihnen als Kranken alle schickliche Einquartierung zu versagen.

Und nun fand ich nach und nach eine Reihe von Auswanderern, die sich alle in einer erbärmlichen Lage befanden. Besonders dauerte mich eine Familie aus Stettin, ein Blechschmied mit Frau und Kindern, die von deutschen Seelenverkäufern durch Zuschriften, Blätter und „Lockzettel", wie

die unglücklichen Betrogenen das dort am Mucuri nannten, zum Auswandern verführt waren und nun in das Land der Verheißung gekommen, nichts anfangen konnten, im bittersten Heimweh sich abquälten, und in einem Verschlag eines Seitengebäudes mit einigen Farbigen einquartiert lagen, ohne wieder abziehen zu dürfen, weil sie der Direction etwas schuldeten.

Und dennoch waren es wieder einige Elsasser, die am meisten mein Mitleid erregten. Von gemeinen strasburger Agenten verführt, hatten sie sich nach Brasilien aufgemacht und dort erst den Betrug gemerkt, den jene Seelenverkäufer mit ihnen vollführt hatten. Drei Männer waren ernsthaft krank und bedurften einer geregelten ärztlichen Pflege; zwei von ihnen waren verheirathet; die beiden armen Frauen und eine Schar Kinder weinten bitterlich, denn sie sahen den Tod der Versorger und das eigene Elend vor sich, wenn sie in der Colonie blieben.

Und doch schienen sie bleiben zu müssen. Zwar konnte das Mucuridampfboot von Rio jeden Tag erwartet werden, sodaß der kleine Peruipe, mit dem ich vor wenigen Stunden gekommen war, schon am folgenden Morgen mit seinen Passagieren und Briefen flußabwärts expedirt werden sollte; zwar bot das alles eine wundervolle Gelegenheit, die Elenden ihren Kümmernissen zu entreißen und nach Rio zu Menschen und Barmherzigkeit zu schicken; zwar gab ich die Erklärung, daß mindestens die Elsasser anhaltender und guter Pflege und ärztlicher Hülfe bedürften und in keinem Fall länger in Sta.-Clara bleiben dürften; aber dennoch erwiderte mir der Inspector Horn, er hätte die allerstrengste Ordre von seinem Herrn, keinen Menschen, krank oder gesund, der der Compagnie etwas schuldete, fortzulassen.

Es kam zu einer etwas lebhaften Debatte, bei welcher ich mir eine Copie jenes Befehls erbat, aber nicht bekommen

konnte, wohl aber das erlangte, daß diese armen und kranken Elsasser, elf Köpfe stark, Abzug und Ueberfahrt nach Rio-de-Janeiro erhielten.

Nun kamen immermehr Auswanderer zum Vorschein, immermehr Klagen, immermehr Jammer und immermehr Bitten, auf meinem Wege nach Philadelphia da und dort vorzusprechen, um Kranke zu besuchen und Elende zu trösten, sodaß meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade gespannt ward. Als den nächsten Ort des Elends bezeichnete man mir ein Empfangshaus an einem gleich hinter Sta.-Clara liegenden Punkte Bella-Vista, und ein anderes Haus am sogenannten Rio-do-Macaco, und in S.-Mattheos, sowie die viel ferner gelegene holländische Colonie.

Vorläufig behielt ich all die Klagen, die mir die Menschen, sowie sie mich nur einen Augenblick abfassen konnten, vortrugen, ganz für mich. Allerdings glaubte ich Ursache zu haben, gegen die deutschen Beamten und den Dr. Ottoni nicht so offen zu sein, wie ich das sonst wol gewohnt bin. Offenbar war ein großer Riß zwischen dem Director und seinen Colonisten, mit denen die Beamten und der Bruder des Directors nicht freundlich stehen konnten.

Mit Anhörung vieler durchweg trauriger Geschichten, in die sich auch nicht ein einziges mal etwas Erfreuliches oder Tröstendes einmischen wollte, verging der Tag. Am nächsten Morgen ganz früh wurde zuerst der Peruipe expedirt mit seinen zahlreichen Passagieren, von denen auch nicht einer sich ungern von Sta.-Clara zu trennen schien. Ich selbst freute mich herzlich, daß die elf Elsasser sich unter den Davonziehenden befanden. Aus verzweifelnden Menschen waren durch wenige Worte hoffende, glückliche gemacht worden.

Dann wurden einige Wagen nach Philadelphia fortgeschickt, bis zu welchem Orte (21 deutsche Meilen) sie 10—14

Tage gebrauchen, ein Resultat, was beweist, daß das Fahren nach Philadelphia eher möglich als leicht ist.

Und nun brachen auch wir auf, der Dr. Ernesto Ottoni und ich. In stattlicher Begleitung, sieben bis acht Personen stark, ritten wir fort, viel zu viel Menschen für mich, um mich nicht in ruhigem Besuchen der am Wege wohnenden Kranken und in Gesprächen mit den bedrängten Colonisten gestört zu sehen und mich unter einer peinigenden Beaufsichtigung zu befinden, die mir am meisten und am unangenehmsten beim Dr. Ottoni auffiel. Ich wäre ihm zu allen andern Zeiten und bei jeder andern Gelegenheit dankbar gewesen für seine Begleitung; bei vorliegender Gelegenheit konnte ich ihm nicht dafür Dank wissen.

Gleich über die Cachoeira des Flusses hinaus, also schon auf dem Gebiete der Provinz Minas sah ich ein auf einer kleinen Anhöhe liegendes Haus, etwa 300 Fuß vom Wege entfernt. Ich vermuthete, dieses Gebäude möchte wol die vielberedete Bella-Vista sein. Doch erschien es mir eben nicht, als ob meine Begleiter mich dorthin führen wollten. So fragte ich denn nach seinem Namen und befand mich nach einer Minute in demselben Gebäude, von dessen Elend man mir schon so vieles zugeflüstert hatte.

Aber so elend hatte ich mir die Sache doch nicht gedacht. Ich weiß ganz genau, daß es unschicklich ist, wenn ein ruhig erzählender Reisender plötzlich in leidenschaftliche Exclamationen ausbricht. Wenn aber die menschliche Gemeinheit sich so ganz maßlos, so ganz schamlos zeigt, wenn sie so alles Recht, alle Billigkeit, alle Humanität mit Füßen tritt, da ist dem Zorn gar leicht Raum gegeben, und Leute von besserer Erziehung noch als ich hätten doch mit mir ausgerufen: „Pfui, wie gemein, wie niederträchtig!"

Im erbärmlichen Hause befanden sich etwa 60 Menschen, von denen über die Hälfte krank war. Größtentheils von Seelen-

verkäufern in Deutschland beschwatzt, waren sie im September des vergangenen Jahres 1858 nach dem Mucuri gebracht worden. Contractmäßig sollten viele von ihnen gleich nach Philadelphia gebracht werden, was aber unterlassen war. Andere hatten in einiger Entfernung von Bella-Vista ihr Stück Urwald bekommen und hatten auch das sauere Umhauen der gewaltigen Stämme begonnen; sie waren aber an Leib und Seele matt und krank geworden und sahen so einer schaurigen Zukunft entgegen, wenn sie auch contractmäßig ein volles Jahr von der Direction erhalten werden sollten.

Die Kranken lagen auf dem Boden umher auf ihren armseligen Betten und Lumpen. Viele von ihnen litten an fauligen Beinwunden, einige an granulöser Augenentzündung, die meisten aber waren mehr oder minder ergriffen von typhösen Erscheinungen mit charakteristischem Leiden der Blinddarmsgegend und dazu jener ganzen Gruppe von Symptomen, wie sie recht eigentlich an den Ufern von verpesteten Tropenflüssen vorkommen.

Und diesen unglücklichen, in Europa und Amerika betrogenen Auswanderern fehlte ein Arzt, und viel schlimmer als das — ihnen fehlte ein Mensch, der Mitleid mit ihnen hätte und ihre Rechte verträte.

Auf das allerbitterste klagten sie über die Nahrungsmittel, die man ihnen lieferte, wie rauh auch meine Begleiter anfangs sie anfuhren und ihnen zu beweisen suchten, daß sie alle lögen. Es lag aber in diesem Lügenunisono eine so grausige Wahrheit, ich mußte ihr glauben. Eine kranke Mutter weinte um ihr vor zwei Tagen begrabenes Kind, welches ohne ärztliche Behandlung und zweckmäßige Nahrung hatte sterben müssen. Und schon lag ein zweites, dem sichern Tode verfallenes Kind neben ihr. Eine Witwe mit stinkender Fußwunde und beginnendem Zehrfieber jammerte in derselben Weise um ihren ganz kürzlich verstorbenen Mann,

während ein skeletartiges Kind vergebens an den ausgetrockneten Brüsten der Mutter sog und wimmernd zurücksank. Kinder hatten keine Mutter mehr, alte Väter waren ohne helfende Söhne, Witwen ohne Männer! Tod und Todesangst waren die Losung im Hause des Jammers und Entsetzens.

Ich habe viel größer ausgedehnte Krankheitsscenerien gesehen als auf der Bella-Vista am Mucuri. Manchen wüsten Raum habe ich zum Hospital improvisiren müssen und manche ernste, schwere Stunde in solchem Raum verlebt. Ich brauche nur an einzelne Scenerien im Gelben Fieber zu denken. Aber mit welchem Eifer, mit welcher Aufopferung, ja mit welcher Begeisterung halfen da Menschen mit! Die Macht des einbrechenden Uebels war zu gewaltig, aber Menschen wollten helfen und halfen in einer Weise, wie man sie selbst in Europa vielleicht gar nicht kennt.

Und nun traf ich eine Gleichgültigkeit, eine Kälte, ja eine so grobe Rauheit — fast hätte ich gesagt Roheit — diesen Elenden gegenüber, daß sie mich wirklich tief, tief empörte. Schweigen wir davon!

Wir combinirten für die am Boden liegenden Kranken eine ärztliche Behandlung, und statt der groben Colonistenkost sollte den Leuten etwas Reis und Weizenmehl gegeben werden. Das war alles, was zu erhandeln war. Und so ritten wir weiter; ich wollte und mußte das ganze Elend sehen bis zu seinen fernsten Enden.

Und das Elend ritt mit uns! Wir verließen die Nähe des Mucuri; der Weg zog sich langsam aufwärts durch den Wald. Zu beiden Seiten der Straße hatten einzelne Colonisten ihre Waldstrecken, die man ihnen unter dem großtönenden Namen von Fazenden (Landgütern) überwiesen hatte, theils schon angehauen, theils schon ganz gefällt und selbst schon abgebrannt, ja manche hatten schon einigen Mais und

Bohnen gepflanzt. Den meisten aber war im ungesunden Klima und allen andern harten Lebensbedingungen der Muth und die Kraft erlahmt. Zwischen dem halbumgehauenen Waldchaos, zwischen den halbverkohlten Stämmen, aus der halbfertigen Waldhütte kamen mir fast durchweg Klagen, ja das allerbitterste Jammergeschrei entgegen. An den Folgen von Wechselfiebern, an Durchfall, beginnender Wassersucht, fauligen Beingeschwüren und infolge der harten Entbehrungen an typhösen Erscheinungen, einem wirklichen Hungertyphus litten die meisten. Alle aber klagten über das unzulängliche Essen, was die Compagnie den Leuten lieferte, wie sehr meine Begleiter auch suchen mochten, durch hartes Entgegenreden mir das Gegentheil zu beweisen.

Die Compagnie gibt gemäß dem Vertrage und dem geschriebenen Buchstaben nach jedem Kopf für das erste Jahr des Aufenthalts am Mucuri ein bestimmtes Quantum Nahrungsmittel, woran ein Erwachsener, der den Wald umhauen soll, meines Erachtens nach absolut nicht genug hat, selbst wenn man ihm seine Ration nicht verkürzt, obgleich über solches Verkürzen, solches theilweise Vorenthalten einzelner Artikel allgemeine Klage war.

Diese Nahrungsmittel bestanden für einen halben Monat in

1/4	Pfund	Kaffee,
1/4	„	Zucker,
4	„	Fleisch,
1/2	Quart	Maniocmehl,
1/4	„	schwarzer Bohnen,
5	Pfund	Weizenschiffszwieback und
1	„	Speck.

Ueber das schändliche Verkürzen und Vorenthalten dieser Lebensmittel konnte ich erst später, bei meiner Zurückkunft von Philadelphia, eine volle Ansicht bekommen, theils aus Klagen und Bittschriften der Colonisten, theils aus den Bü-

chern des Magazins von Sta.-Clara, theils im Ertappen auf frischer That, denn so frech waren diese Entziehungen, daß sie nachher einmal unter meinen Augen geschahen. Die Reconvalescenten im Hospital von Rio bekommen größere Rationen, als die volle Ration eines Waldhauers am Mucuri war, selbst wenn er sie voll bekommen hätte.

Mehr concentrirt als in den einzelnen Waldhütten traf ich Hunger und Krankheitsbedrängniß in zwei Empfangshäusern, zu denen wir kamen. Ja, der Skandal dort war so himmelschreiend, daß ich wirklich im Begriff war, augenblicklich wieder umzukehren, um möglichst schnell zu meiner ersten Correspondenz von der Mündung des Flusses aus noch eine zweite aus jenen Jammerhöhlen her abzufassen und von Rio her Hülfe und Gerechtigkeit zu erschreien, denn noch nie hatte ich bisher etwas so Unwürdiges, so Gemeines, so Niederträchtiges erlebt. Aber ich fürchtete, und gewiß mit Recht, daß man, wenn ich wieder umkehrte, mir eine Menge Klagen und traurige Scenerien vorenthalten würde und so mein Urtheil gefangen nehmen möchte.

Besonders hülflos kamen mir in jenen Häusern wieder einige Elsaßer vor, Leute, die von den saubern Helfershelfern der Sociedade central in Rio zum Auswandern verführt und dann von Rio nach dem Mucuri geliefert worden waren. Ungeschickter im Arbeiten als deutsche Einwanderer konnten sie sich weder deutsch noch französisch gut ausdrücken und waren so im eigentlichsten Sinne des Wortes verrathen und verkauft. Niemand kam diesen Elenden in den einsamen Waldungen am Mucuri zu Hülfe, denn zu niemand gelangte ein Schrei der Noth und Qual.

Nur den einen oder andern Anbauer fanden wir, der wenigstens noch Muth hatte. Das waren meistentheils Leute, in deren Hütten Krankheit und Tod noch nicht hineingeschla-

gen hatten, die entweder gar keine oder schon erwachsene Kinder hatten. Die Hütten mit kleinen Kindern waren immer am unglückseligsten daran.

Eine freundliche Oase in dieser Wüste menschlicher Täuschungen war das in sehr geschmackvoller und eleganter Weise angelegte und beinahe vollendete Haus des Herrn Horn, in welchem wir von dessen bescheidener Frau, einer jungen Dame von der besten Erziehung, empfangen und bewirthet wurden. Ich wage aber nicht zu entscheiden, ob eine Frau von edler Gesinnung, deren Gemüth innig verwebt ist mit der Heimatsgesittung, sich im hübschen Hause mitten im romantischen Urwald glücklich fühlen kann, wenn Klagen und trübe Bilder täglich zu ihr gelangen, wie sehr man sie auch damit zu verschonen sucht.

In S.-Mattheos, einem Colonistendepot abseits vom Hauptwege, wo unter miserabeln Verhältnissen wieder mehrere Familien, zum Theil mit zahlreichen Mitgliedern, zusammengepfercht waren, kamen auch die Klagen über gemeine Behandlung und Krankheitsbedrängniß wieder stürmischer zum Vorschein.

Aber ich konnte wirklich nichts mehr hören und sehen. Auch konnte ich für den Augenblick nur Trost und einigen ärztlichen Rath ertheilen und vor allem Hülfe versprechen gegen all die schreienden Ungerechtigkeiten, über die man klagte.

Hiermit war denn auch die Coloniesection von Sta.-Clara beendet. Meine Begleiter kehrten wieder um, und ich ritt mit dem Dr. Ernesto Ottoni allein weiter, hinter uns ein Neger mit einem Packthier. Wir hatten uns eben nicht viel zu sagen; ich hatte meine Meinung über das, was ich bisjetzt gesehen und gehört hatte, offen genug gesagt. Zudem war mein College ein langsamer, geistesbefangener Mensch,

der im Jahre 1841 in Rio promovirt hatte und sich dann lange in S.-Paulo Prakticirens halber aufhielt, bis das Mucuri-Unternehmen des ältern Bruders auch ihn in Bewegung setzte. Er erhielt den Auftrag vom Bruder, 600 Maulthiere auf dem großen Viehmarkt von Sorocaba zu kaufen. Mit dieser Heerde durchzog er die Provinzen S.-Paulo und Minas, bis er, nachdem er unterwegs einen guten Handel mit vielen seiner Maulesel gemacht hatte, nach einer Reise von acht Monaten in Philadelphia ankam und seitdem dort blieb.

Bis in das Abenddunkel ritt ich mit meinem Hippokrates, ohne mich eben an ihm zu ergötzen. Fast ununterbrochen war der Wald. Der Boden erschien mir meistens schlecht und grobsandig, sodaß es mir erschien, als ob die Gegend, wenn man ihr einmal die Walddecke vollends nimmt, leicht in eine unerquickliche Wüste umgewandelt werden könnte. Doch kann ich das nicht mit Bestimmtheit voraussagen.

Wir blieben 7 Leguas fern von Sta.-Clara am Ribeirão-das-Pedras, wo auf einem schieren Granitlager ein Bach hinfließt und ein Depot der Mucuri-Gesellschaft sich befindet. Ein verheiratheter Mailänder, Gasinelli, wohnt dort. Im etwas wüsten Magazin, wo man eben nur vor Regen gesichert ist, fanden wir ein gastliches Unterkommen, und der Italiener bewirthete uns, so gut er konnte. Ueberfluß ist in der Gegend nicht, wie wir denn fortan mehr und mehr Mangel an Nahrungsmitteln trafen, eine Bemerkung, von der man in Deutschland gar keine Ahnung und Vorstellung hat, wenn man von einer Colonie im gesegneten Brasilien hört und die göttlichen Lobpreisungen liest, welche die Seelenverkäufer darüber veröffentlichen.

Am 4. Februar morgens früh ritten wir fort durch den Ribeirão-das-Pedras, welcher über ganz flach gelagertem Granit hinläuft oder vielmehr nicht läuft, denn er enthält

kaum einige Zoll Wasser an der Furt und erscheint ziemlich reglos. Von ihm ritten wir aufwärts über einen groben, unfruchtbaren Boden, der den Granit kaum einige Zoll zu bedecken schien, und waren wieder im Walde, in welchem der schmale, kaum für einen Wagen hinreichend breite, gelbe Weg oft lange, schnurgerade Strecken bot, bald aber sich in Biegungen fortbewegte, je nachdem die Waldfläche mehr oder minder in Waldhügel und Waldschluchten überging. Die Richtung der ganzen Weglinie war fortwährend nach Westen.

Von Menschentreiben war gar nichts zu merken. Hier und dort trafen wir eine kleine Tropa von Maulthieren, welche Waaren nach Philadelphia trugen. Auffallend groß war dagegen die Zahl der Maulthierskelete, die wir antrafen. Weide und Trinkwasser mangelt zu sehr, als daß die Straße so leicht zu durchziehen wäre, wie das den Anschein hat. Es sagte mir jemand, daß die Leute von Minas, für die die Straße doch eigentlich ein Erlösungsmittel aus ihrer Binnenlandshaft sein sollte, in den letzten Zeiten diesen neuen Weg weniger aufgesucht hätten, weil in wenigen Monaten an 300 Maulthiere auf demselben umgekommen wären.

Wie richtig diese Zählung ist, kann ich nicht sagen. Doch ist es mir aufgefallen, daß die Direction, die unter vielem Aufsehen und Kostenaufwand Wagen und Zugthiere zum Waarentransport angeschafft hatte, dieselben wieder abschaffte und das ganze Transportgeschäft an Private verkaufte und überließ.

Vier Leguas (3 deutsche Meilen) ritten wir, ohne irgendeinen Ansiedelungspunkt zu treffen oder einen Steg vom Wege abwärts zu finden, an dessen Ausgangspunkt man irgendeinen Anbau hätte vermuthen können. Um Mittag indeß kamen wir zur kleinen Pflanzung eines jungen Portugiesen, in welcher sich schon ein hübscher Abhang mit Mais bepflanzt fand. Hier rasteten wir ein wenig, denn es war

sehr heiß, und die Sonne stand uns lothrecht über dem Scheitel.

Von dort an hatten wir noch eine Stunde bis zum „Lager der Chinesen" zu reiten.

Um eine neue Aera in der Entwickelung von Brasilien hervorzurufen, hatte der Minister des Innern im Jahre 1855 einen Import von Chinesen angekündigt und bald darauf wirklich einige Hunderte dieser zopftragenden Zukunftsmenschen aus dem Himmlischen Reiche in das Reich von Sta.-Cruz eingeführt. Doch wußte eigentlich niemand etwas mit ihnen anzufangen, und die armen Teufel befanden sich bald in einer höchst preßhaften Lage. So traf ich viele von ihnen in ziemlich erbärmlichem Zustande im Hospital der Misericordia von Rio, als ich im September 1857 meine ärztlichen Functionen wieder aufnahm in der dortigen Fremdenstation, in welche man die kranken Chinesen, als Ausländer, aufnahm.

Theophilo Benedicto Ottoni, dem es darauf ankam, eine möglichst große Anzahl von Köpfen nach dem Mucuri zu führen, übernahm eine Menge dieser Chinesen und verwandte sie zum Straßenbau. Doch ging es ihnen herzlich schlecht, und sie machten einmal einen Aufruhr, weil man ihnen zu arge Mishandlungen angedeihen ließ.

„Was machen jetzt die Chinesen?" fragte der Dr. Ernesto den jungen Portugiesen. Treuherzig meinte dieser, wenn sie nur tüchtige Prügel bekämen, arbeiteten sie schon ganz gut; eine hübsche conditio sine qua non im Entwickelungsgang des Mucuri-Unternehmens.

Wir ritten fort und trafen denn auch nach einer starken Stunde einen langen Zug von Chinesen, die von einem Aufseher, mit einem Stocke versehen, angeführt wurden, um nach gehaltener Mittagsrast die begonnenen Wegearbeiten weiter fortzusetzen.

Eine Chinesenhorde mitten im Urwalde von Brasilien! Das ist allerdings ein Phänomen, was mir sonderbar genug erschien. Europäer, Neger, und nun gar Chinesen, Einwanderer aus drei verschiedenen fremden Welttheilen, und noch immer keine urzuständliche Botocuden! Es mochten etwa 50—60 Chinesen sein, meistens junge, kräftige Männer unter 30 Jahren und von gutem Aussehen. Alle trugen nur das kurze chinesische Beinkleid, und mehrere auch dieses kaum, sodaß die muskulösen Körper sich höchst vortheilhaft zeigten und einen unbedingt kräftigen Menschenschlag verriethen. Auffallend dunkel war die Farbe der meisten, so dunkel, daß man sie für sehr dunkle Mulatten hätte halten mögen oder gar für dunkelbraunfarbige Neger, natürlich mit Ausnahme der Kopfbildung. Den langen Zopf hatten sie alle um den Kopf gewickelt ganz nach Frauenart, wie denn durchweg aller Gesichter den entschiedensten Frauenausdruck an sich trugen, — eine Nation, die in der Jugendentwickelung stecken geblieben und in ihr mumificirt ist.

Ihr Feitor kehrte mit uns um, um uns zu ihrem Lager zu begleiten. Es lag unten an einem Abhang, dessen Bäume erst kürzlich gefällt waren, zum Theil noch hell brannten und eine unausstehliche Hitze verbreiteten.

Kaum konnte man etwas Erbärmlicheres sehen als dieses Chinesenlager. Eine Anzahl dürftiger, halbverwitterter Zelte stand in zwei Gruppen nebeneinander, gleich zugänglich für Sonnenglut und Regenschauer, gleich gerecht und schlecht für Gesunde und Kranke, ein ekelhafter, widerlicher Anblick, der die unverkennbarste Inhumanität anzeigte und im Gesicht des uns begleitenden Feitors eben keine Widerlegung fand. Interessant waren mir indeß immer einige Arbeiten, die hier und dort umherstanden, Körbe aus gespaltenem Bambusrohr geflochten, Spitzhüte mit breitem Rande, seltsame Holzpantoffeln u. s. w. — Sachen, wie sie in der feinsten Vollendung

auch in Europa längst bekannt geworden sind, die aber dennoch in gröbster Form im Zelt eines Chinesen immer noch bemerkenswerth genug erscheinen. Originell genug war es auch, daß einer dieser Chinesen mich kannte; ich hatte ihn im Hospital von Rio ärztlich behandelt. Es schien mir, als ob er sich dort wohler gefühlt hatte als im Walde vom Mucuri, wo die ganze Lage dieser Menschen mir im höchsten Grade traurig zu sein und vollkommen mit dem übereinzustimmen schien, was ich schon früher davon gehört hatte in Bahia und andern Orten.

Nach einem weitern Ritt durch Waldungen und Einsamkeiten gelangten wir wieder zu einer Klärung im Dickicht und einem begonnenen Ansiedelungspunkt in derselben. Diese Stelle hieß die Boa-Vista.

Hier traf ich eine Gruppe von Schweizern. Das waren hart geprüfte Leute. Sie waren aus der Parceriehaft des Senators Vergueiro in S.-Paulo herausgewickelt und vom schweizer Consul David übereilt an den Mucuri verpflanzt worden. Hier wohnten sie zuerst an den Paredes, welche wir schon kennen gelernt haben, mußten aber für die Taktlosigkeit, daß man sie der Mucuri-Colonisation überwies ohne Berücksichtigung der Gesundheitsverhältnisse, bitter büßen. Von 31 Köpfen, die gekommen waren, hatte man bereits 15 beerdigt, eine harte Fügung für Menschen, die schon die humane Halbpartsschule von S.-Paulo durchgemacht hatten. Ich fragte sie, wie es ihnen ginge. Sie meinten, das Essen, was ihnen die Mucuri-Gesellschaft gäbe, wäre zweimal schlechter als beim Vergueiro; doch hofften sie mit der Zeit sich durchzuschlagen und ihre neue Pflanzung als ein freies Besitzthum zu haben und einst ihren Kindern zu hinterlassen, wenn Gott ihnen fortan die Gesundheit ließe. Wahrlich, diese Eidgenossen waren unerschütterliche Naturen, wie die Berge ihrer Heimat.

Wieder bis in die Spätdämmerung hinein ritten wir. Der Weg senkte sich etwas, wir hielten am Ribeirão-da-Areia, am „Sandbach", wo ein junger Franzose sich mit einem noch jüngern Bruder angesiedelt hatte, um den Waarentransport der Compagnie für einen Theil des Wegs zu übernehmen. Sein kleines Etablissement war noch etwas rudimentär, desto freundlicher und offener aber die Aufnahme des jungen, bescheidenen Mannes, in dem ich gar bald den Sohn einer wackern, fleißigen, französischen Familie erkannte aus der Umgegend von Rio, in deren Hause ich als Arzt vor vielen Jahren öfter gewesen war.

Das Wiedersehen des jungen Verdier machte mir die lebhafteste Freude. Solche kleine Erkennungsscenen in tiefen Waldeinsamkeiten sind um so bedeutungsvoller, je mehr sie an den Grenzen der letzten Menschheit vor sich gehen, gerade dort, wo Botocudenhorden noch im vollsten Naturzustand im Walde umherstreifen und zu einzelnen Zeiten ans Tageslicht kommen, wie das am Ribeirão-da-Areia bei Verdier der Fall ist, der mir eine Menge Geschichten von seinen Nachbarn erzählte, sodaß wir uns verabredeten, wir wollten bei meiner Rückkehr von Philadelphia eine im nahen Walde hausende Botocudenhorde aufsuchen.

Und so nahe solchen Horden hatte mein junger Franzose kein Schloß vor seiner Thür, denn er hatte keine Thür. Vom offenen Wege tritt man in sein kleines Waldhaus, welches kaum geschlossene Wände hat und mit einem provisorischen Dach von Baumrinde vortrefflich bedeckt ist. So war auch sein Tisch ein großes, viereckiges Stück Baumrinde, auf zwei Unterhölzern gerade gezogen, ein vortrefflicher Tisch, der in jedem ethnographischen Cabinet ein Paradestück sein würde. Die festen Bänke zu beiden Seiten des festen Tisches waren aus gespaltenen jungen Palmen zusammengefügt. Auf solcher Bank sitzt der Gast beim Abendessen; und wenn er schla-

fen will, so legt er sich darauf hin. Das ist eine wahre Lust um solch originelles Waldleben, was beim jungen, muthigen Verdier noch origineller dadurch ward, daß er uns zur Feier des Tages aus seinem europäischen Vorrath eine Flasche Burgunder und Emmenthaler Käse vorsetzte.

Wir legten uns nieder zur Ruhe. Durch die offene Thür des Rancho gingen die wachsamen Hunde aus und ein; Fledermäuse kamen und flatterten wider fort; langsam wandelten verschiedene Maulthiere auf und ab. Der ganze Wald ringsumher schallte wider im mannichfaltigsten Thierconcert, dessen Einzelstimmen dem reisenden Europäer fremd sind und ebendeswegen eine wundersame Poesie haben.

Solch eine Nacht im offenen Rancho des kühnen Europäers am Ribeirão-da-Areia hat mehr Reiz als die epikurische Ruhestunde im ersten Hotel von Paris oder Wien, — glaube es mir, lieber Leser.

Unser junger Verdier begleitete uns am nächsten Morgen eine Strecke in den Wald hinein, und noch einmal verabredeten wir unsern Besuch zu den benachbarten Botocuden am Rio-Urucu, wie der Fluß heißt, der in jener Gegend die kleinern Bäche aufnimmt und dem Mucuri zuführt. Dann wünschten wir uns ein glückliches Wiedersehen und schieden voneinander.

Der Waldboden ward gebirgiger, die Erhebungen des Terrains bedeutender. Wir trafen große Granitmassen ganz kahl aufsteigend bis zur Höhe von 800—1000 Fuß, sodaß der Weg an ihnen manche Schwierigkeit findet und einmal auf eine lange Strecke vollkommen rückläufig wird, über eine mäßige Waldhöhe hinüberführt und dann wieder in einigen etwas complicirten Biegungen hinuntersteigt. Vielleicht könnte sich hier später die Weglinie gerader und correcter legen lassen.

Wir kamen über einige Holzbrücken des schon genannten

Urucu und befanden uns bald an einer Reihe von kleinen Waldhäuschen, um welche herum sich einige schwache Versuche von Anbau sichtlich machten. Dieser kleine Colonisationsknoten im langen Strange des Mucuri-Anbaues ist der der Holländer an der sogenannten Colonia militar do Urucu.

Die Holländer an der Militärcolonie vom Urucu! Ueberall, wo bis dahin vom Mucuri die Rede gewesen war, hatte man mir immer von dem Elend der Holländer in der Militärcolonie geredet. Unten an der Mündung des Mucuri hatte mir jene Emigrantengruppe gesagt: „Sie sollten nur erst die Holländer sehen!" In Sta.-Clara hatten mich einzelne Auswanderer gebeten, doch ja nicht bei den Holländern vorbeizugehen, ohne ihr Elend gesehen zu haben; ja selbst der Dr. Ernesto Ottoni, der mit großer Seelenruhe alles, was uns unterwegs vorkam, an sich abgleiten ließ und sich ganz bestimmt mit mehr Humanität gegen seine Maulthiere auf dem Wege von Sorocaba nach Philadelphia betragen hatte als gegen die elenden Auswanderer am Mucuri, hatte mich daran erinnert, daß ich bei den Holländern traurige Sachen sehen und hören würde! Aber konnten sie denn am Ende trauriger sein als das, was ich schon in und bei Sta.-Clara gehört und gesehen hatte?

Doch sollten diese Holländeransiedelungen nichts mit Ottoni's Unternehmen zu thun haben, sondern eine Regierungscolonie bilden, den Anfang einer ganz nahe gelegenen Militärcolonie. Ich selbst konnte über den Parasitismus dieser Colonie inmitten der Mucuri-Colonisationen kein klares Bild gewinnen. Allerdings hatten sie einen besondern Militärcommandanten, aber unbedingt hatte auch Ottoni einen Einfluß, eine Stellung zur Colonie, ja er nahm sich sogar des Elendes daselbst an, als vom allgemeinen Elend am ganzen Mucuri nicht mehr geschwiegen werden konnte. Später werden wir das Dahingehörende noch zur Einsicht bekommen.

In allen Hütten, auf allen Gesichtern, aus jedermanns Munde konnte man es sehen und vernehmen, daß man ein niederträchtiges Spiel mit verlockten Einwanderern am Uruen gespielt hatte. Wie in einem einstimmigen Hülferuf schrien mir alle zu, daß man sie verhungern ließe. Dann hatte ihnen ihre Verwaltung Geld als Subsidie gegeben, wo denn der Commandant der Colonie, ein Kapitän Barros, dessen Betragen von allen als ein vollkommen brutales geschildert ward, die Leute zwang, aus seinen Vorräthen zu unsinnigen Preisen die Nahrung zu kaufen, — dann bekamen sie statt Geldsubsidien Nahrungsmittel geliefert, woran sie sich nicht satt essen konnten. Eine kleine Liste der Quantitäten, die man ihnen zutheilte, konnte ich aufnotiren; es kamen unbegreifliche Schlechtigkeiten darin vor. So wurde ihnen auch vom Commandanten einiges nothwendige Hausgeschirr, Kessel u. s. w. zu ganz schändlichen Preisen verkauft.

Im eigentlichsten Sinne des Worts dem langsamen Hungertode preisgegeben, verkauften die, welche noch einige Gegenstände und ordentliche Sachen hatten, ihr bischen Habseligkeiten, um dafür Eßwaaren zu erhandeln. Wer das nicht thun konnte, schickte seine Kinder längs der Landstraße, um sich dort mit den Ochsen und Eseln der Compagnie das Kraut streitig zu machen und sich an Portulak und einer Art von Chenopodium oder Amaranthus satt zu essen; ich habe selbst beide Kräuter in den Händen der Leute gesehen. Noch in der letzten Woche des Januar, also wenige Tage vor meinem Besuch waren drei ausgehungerte Menschen am Wege gestorben.

In der kurzen Zeit von sieben Monaten waren von 112 Menschen bereits 36 gestorben. Und wenn man nun dieser ungeheuern Sterblichkeit unter gesunden Menschen nachforscht, so kommt man zu grausigen Resultaten. Eine Mutter, Cornelia Kaale, saß allein und in sich gekehrt mit drei Kindern

in ihrem Rancho. Bei meinem Eintritt in ihr Häuschen, wenn wir das Ding so nennen wollen, ward von mir und meinem Begleiter keine Notiz genommen, sodaß ich zum Dr. Ernesto sagte: „Diese Frau scheint ja geistesverwirrt zu sein." Doch faßte sie bald Zutrauen und erzählte mir mit wüthendem Schmerze, wie ihr von sieben Kindern vier aus Mangel an hinreichender Nahrung gestorben wären, Kinder von vier, sechs, sieben und zehn Jahren, und wie das noch einer andern Frau auch so gegangen wäre und in kleinerm Maßstabe in den meisten Familien so ginge, und wie der wüthende Commandant, wenn sie hülfeflehend vor sein Haus gekommen wären, die Mütter mit Drohungen und den allergemeinsten Scheltworten fortgejagt hätte.

Ueberall lagen Kranke, namentlich mit atonischen, tiefen Beinwunden; seit vier bis fünf Monaten lagen sie danieder, ganze Familien lagen danieder, und noch hatte kein Arzt, noch nie ein Arzt, noch nie eine tröstende Seele sie aufgesucht.

Das war freilich zu viel, viel zu viel für mich, und zunächst bekam Dr. Ernesto, denn am Mucuri steckte alles unter einer Decke, den vollen Ausdruck meines bittersten Zornes zu hören. Wer hätte auch ruhig und besonnen bleiben können angesichts solcher Niederträchtigkeiten?

Vor allem versprach ich den Leuten, die sonderbar genug seit einigen Tagen, seitdem Ottoni des Wegs gekommen und mir vorausgezogen war, einige Besserung ihrer Lage verspürten, alles, was nur in meinen Kräften stände. Der Dr. Ernesto übernahm es, einen Tag in der Militärcolonie zu verweilen, um den an Beinwunden leidenden Kranken einige Salben zu verabreichen, die allerdings in der Militärcolonie waren, aber ebenfalls vom Commandanten für enorme Forderung verhandelt wurden. Wirklich, dieser Kapitän Bairos schien alles gethan zu haben, um sich die Flüche aller Elenden aufzuladen.

Wir ritten einen Seitenweg über eine Waldhöhe. Eine bedeutend große Klärung öffnete sich, und ohne daß ich das eigentlich wollte, befand ich mich in dem brasilianisch-portugiesischen Theile der sogenannten Militärcolonie. Vor einem netten Hause stiegen wir ab und traten ein in die Wohnung. Ich war beim Kapitän Barros im Hause.

Ich mußte den Kapitän, der mitten in der Wohnung auf einem Lehnstuhle saß, von oben bis unten durchmustern, einen elenden, unglücklichen Menschen. Sein gelbgraues, ödematöses Gesicht schien beinahe dem Grabe anzugehören; er litt an starker Dyspnoe und konnte sich fast nie mehr zu Bette legen, sondern verbrachte die Nächte meistens sitzend in seinem Lehnstuhle. Seine Beine waren ihm bis weit über die Knie hinauf dick geschwollen, sodaß er sie nur mit Mühe biegen konnte. Das Gepräge einer nur mit Mühe verhaltenen Heftigkeit lag diesem Halbcadaver, dem eine freundliche, tröstende Frau die letzten Liebesdienste zu erweisen bemüht war, wie ein Kainszeichen aufgedrückt. War es die Folge seiner qualvollen Krankheit, daß er so erbarmungslos gegen die Holländer war, oder war er für seine Grausamkeit gegen diese Unglücklichen so von Gott heimgesucht und geschlagen, ich weiß es nicht. Das aber schien mir wirklich empörend, daß solch ein Mann zum Commandanten eingesetzt war unter Menschen, die der höchsten Sorge, Nachsicht und Menschlichkeit bedurften.

Ich blieb möglichst kurze Zeit bei dem unheimlichen Menschen, dem als Stellvertreter ein Lieutenant beigesellt war, der mir ein stiller, ordentlicher Mann zu sein schien.

Die kleinen Häuser dieser eigentlichen Militärcolonie mögen sich immer auf 80—100 belaufen; es sind aber keine Häuser nach europäischen Ideen. Sie umgeben von drei Seiten einen großen, viereckigen Platz, auf dessen vierter Seite eine Kirche erbaut werden sollte. Es hat sich aber die weite

Niederung, in welcher dieses Kirchspiel liegt, so ungesund gezeigt, daß man daran denkt, die ganze Militärcolonie von dort fortzuverlegen. Die Militärmacht dieses verfehlten Zwing-Uri besteht, wenn ich nicht irre, aus 40 Mann.

Der Dr. Ernesto begleitete mich zum Ort hinaus und zeigte mir einige portugiesische Anbauer, die mit ihrem Landbau zufrieden schienen, so namentlich eine Familie aus Madeira. Doch klagten sie über die Ungesundigkeit der Gegend, und alle sahen erdfahl aus; sie meinten, sie wären doch lieber in Madeira trotz aller Noth daselbst.

Hier schied ich vom Dr. Ernesto und ritt mit dem Neger allein weiter. An gewaltigen Granitmassen kam ich vorbei, ganz kahlen Wölbungen von etwa 1200 Fuß Höhe, die in geschlossenem Zusammenhange ein kleines, vollkommen nacktes Granitgebirge bilden. Höchstens einige Bromelien steigen hier und dort an einer minder schroffen Wand empor. Das Ganze macht einen gewaltigen Eindruck. Die Felsmassen heißen Morro do ribeirão de ouro, der „Berg am Goldbach".

Am Nachmittag kam ich bei einigen deutschen Ansiedelungen vorüber. Allgemein klagten die Colonisten über die schlechte Kost, die ihnen die Compagnie verabreichte, und über die übersetzten Rechnungen, die sie dafür bekämen, obgleich einige von ihnen mit ihrem Feldbau schon in Ordnung zu kommen hofften und den Muth nicht sinken ließen.

So ward es Abend. Ich gelangte zu einem Häuschen in einer Gegend, die das „Quartel" heißt, weil dort früher einmal ein kleines Detachement Soldaten gelegen hatte. Ich bat um ein Nachtquartier und ward auch ohne weiteres aufgenommen.

Selten bin ich so angenehm überrascht worden wie an jenem Abend, wenn sich auch mehr als eine schmerzliche Empfindung in diese Ueberraschung einmischte.

Ich befand mich bei der Schweizerfamilie Böschenstein-Elmiger, einem Ehepaare von der wackersten Gesinnung und Gesittung, welches sich hier angebaut hatte und rüstig mit allen Schwierigkeiten des Colonistenlebens kämpfte, wie wenig auch das Ehepaar, zumal die so wackere Frau, für solch ein Leben geschaffen war. Doch kommt es mir nicht zu, weitere Details über diese Familie der Oeffentlichkeit preiszugeben. Trotz meiner Ermüdung von der Reise gingen wir erst um Mitternacht auseinander, und am folgenden Morgen ritt ich mit der schmerzlichen Empfindung weiter, daß im Quartel eine Familie, falls sie für immer dort bleiben sollte, ihre ganze Bestimmung verfehlte.

Ueber Berg und Thal führte mich mein Weg immer weiter nach Westen. Neue Granitstöcke ragten nackt aus dem dichten Wald heraus; die tiefste Einsamkeit umgab mich. Eine drückende, fast unerträgliche Hitze lastete über dem Walde. Ich sehnte mich nach einem Ruhepunkte; kaum je hatte ich solche Hitze in Brasilien empfunden.

An zwei Anpflanzungen kam ich vorüber, die den bisher von mir gesehenen weit voraus entwickelt zu sein schienen. Sie gehörten Brasilianern und wurden mit Hülfe von Negersklaven bearbeitet. Und dagegen kann, zumal wenn noch ein himmelschreiendes Protectionssystem hinzukommt, keine deutsche Arbeit concurriren.

Dann erreichte ich die Fazende von Itamonhec, wohin mich der Dr. Ernesto Ottoni gewiesen hatte, falls ich Philadelphia nicht erreichen sollte.

Die neue Pflanzung von Itamonhec macht sich wirklich prächtig. Bedeutend groß ist die Lichtung des Waldes, bedeutend ausgedehnt schon die Viehweide und von bedeutenden Dimensionen schon die Anpflanzungen von Zuckerrohr und Mais. Hübsche Gebäude liegen um den Hofplatz. Weiterhin ward eine Wassermühle errichtet, alles sprach von Wohl-

habenheit und Nettigkeit; man begreift nicht, wie mit einem male in einer Colonie, in der die von Europa überpflanzten Colonisten mit so ungeheuern Schwierigkeiten zu kämpfen haben und in diesem harten Kampfe großentheils untergehen, eine so glänzende Anlage sich finden kann.

Sehr leicht aber begreift man das, wenn man weiß, daß der Dr. Esteves, der Besitzer der Pflanzung, ein sehr naher Verwandter vom Director Ottoni ist.

Der Doctor war nicht zu Hause. Mit der größten Freundlichkeit ward ich von seiner jungen, wohlerzogenen Frau aufgenommen, welche mir, obwol so nahe verwandt mit dem Director, mit der naivsten Offenheit von all den Leidens- und Hungerscenen erzählte, in welchen die meisten deutschen Colonisten sich bewegten und auch zu ihr gingen, um Nahrungsmittel zu bekommen. Wenn man so eine junge, unbefangene Frau, eine nahe Verwandte des Directors, mit der offensten Betrübniß von den scheußlichen Nothständen aus der Colonie reden hört, da kann und muß selbst der ruhigste Zuhörer nur den allertiefsten Unwillen fühlen und die vollste Verachtung hegen für eine Verwaltung, die gar kein Auge, gar kein Gehör für Noth und Elend von Menschen zu haben scheint.

Gegen Abend kam auch der Doctor nach Hause, der mich aus seinen Studienzeiten vom Hospital von Rio-de-Janeiro her kannte. Vollkommen bestätigte er das, was seine Frau mir dargestellt hatte, obwol es mir erschien, als ob ihm das Gespräch nicht eben lieb wäre. Und wie sollte es auch? War nicht die Fazende von Itamonhec in ihrem Glanze neben der Noth der Auswanderer mehr als verdächtig?

Am folgenden Morgen (7. Februar) wollte ich früh fortreiten. Indeß wollte die ganze Familie ebenfalls nach Philadelphia reisen, und ich ward zum gemeinschaftlichen Ritte eingeladen, obwol ich voraussah, daß die Geschichte etwas

lange dauern würde, um so mehr, da man mir anzeigte, wir würden auf der Fazende von Monte-Christo abseits vom Wege nach Philadelphia frühstücken.

Ich wäre höchst unartig gewesen, wenn ich dieser Einladung nicht hätte folgen wollen, obgleich sie mir lästig war, denn sie machte mich Zeit verlieren. Mit großer Geduld sah ich den Zurüstungen zum Abmarsch zu; sie dauerten sehr lange. Koffer wurden auf ein Lastthier gehängt und wieder herabgenommen, weil noch einiges hineinzulegen war. Dann mußten sie völlig umgepackt werden, weil der eine im Verhältniß zum andern zu schwer war. Dann wurden die Reitthiere in Ordnung gemacht, alles mit einer göttlichen Langsamkeit und Faulheit, von der man im nordischen Europa schwerlich eine Idee hat.

Endlich rückte der Vortrab aus, sieben aufgeputzte Sklavinnen zu Fuß nebst zwei Kindern, eine höchst genial aus europäischen, afrikanischen und indianischen Elementen zusammengesetzte Gruppe. Solche geputzte, weibliche Escravatura oder Sklaverei hat bei Familienausflügen noch eine andere Bedeutung. Sie soll den Wohlstand der Familie anzeigen. Gerade so wie die auf einer Carrette durch Rio-Grande reisende Familie gern viel Ochsen und Pferde vor sich hergehen läßt, um eine gewisse Wohlhabenheit zu zeigen, dient ein Sklaventrupp, namentlich von weiblichen Individuen, und zwar diese oft in schwarzen Atlaskleidern mit einer Goldkette um den Hals, in den Gegenden, wo Sklavenarbeit besonders gedeiht, als Aushängeschild von Reichthum. Später folgten wir dann, sechs Herren und Damen, zu Pferde nach. Der mich begleitende Neger und ein schwarzer Jockey des Dr. Esteves machten den Schluß.

So zogen wir eine Strecke längs der Hauptstraße. Dann bog unser Zug in einen Weg links ein, und nach einem kurzen Ritt durch den Wald kamen wir zu einer noch beginnen-

den, aber dennoch schon wunderhübschen Fazende, zum Monte-Christo.

Auch diese mitten in so vielen Bedrängnissen europäischer Colonisten glänzend sich entwickelnde Anpflanzung würde man gar nicht begreifen und verstehen, wenn man nicht wüßte, daß der Herr von Monte-Christo mit einer Schwester des Directors Ottoni verheirathet ist. Diese Schwester lag gerade krank zu Bett, und ich bekam sie nicht zu sehen. Dagegen waren einige andere junge Mädchen mit uns zum Frühstück in hübschen, feinen Anzügen, während vor der Hausthür ein alter Schweizer mit seiner Tochter stand. Der alte Ribs oder Ries sollte einer der glücklichsten Colonisten bei Philadelphia sein. Seine Tochter, ein kräftiges Mädchen, sah neben den jungen Mädchen von Monte-Christo aus wie die ärmste Betteldirne, und schämte sich sichtlich ihres erbärmlichen Anzugs.

Als nach dem Frühstück die göttliche Pause des Nichtsthuns eintrat, welche auf dem Lande in Brasilien oft durch ganze Stunden hindurchgeht, und ich nicht den mindesten Beruf fühlte, daran theilzunehmen, so nahm ich Abschied vom Monte-Christo. Durch einen andern Seitenweg führte mich ein Neger aus dem Walde heraus und ich befand mich wieder auf der Straße nach Philadelphia.

Die einzelnen kleinern Ansiedelungen europäischer Colonisten, die auch um Philadelphia herum den Anbauern unter dem Euphemismus von Fazendas oder Landgütern aufgebunden werden, wurden häufiger. Ich ritt an verschiedene Wohnungen heran und fragte nach der Lage der Leute. Mehrere waren einigermaßen zufrieden. Die meisten aber klagten auf das bitterste, am meisten über die Nahrung, die ihnen von der Compagnie geliefert ward. In einem noch halb offenen Hause traf ich eine Frau, Werner mit Namen, neben einem neunjährigen Knaben, der stark an Wassersucht

litt und sich im allerelendesten Gesundheitszustande befand. „So habe ich nun schon vier Kinder verloren", weinte die arme Frau mir vor, „weil ich ihnen nichts Ordentliches habe zu essen geben können; es frißt mir das Herz ab, wenn ich daran denke." Einige Personen, die ich unmittelbar darauf antraf, bestätigten mir vollkommen das Gesagte, daß jene Kinder aus Mangel an zweckmäßiger Nahrung gestorben wären. Es war eine Geschichte wie auf der holländischen Militärcolonie.

Endlich sah ich Philadelphia vor mir liegen. Zwei Holzbrücken führten mich über zwei dicht nebeneinander hinlaufende Arme des Rio-de-Todos-os-Santos, welcher sich in den Mucuri ergießt. So befand ich mich denn im Orte selbst, wo ich vor dem Directionshause abstieg und vom Director Ottoni auf die allerzuvorkommenste Weise empfangen ward.

Philadelphia liegt auf einer weiten Klärung mitten zwischen den Waldungen des obern Mucuri oder des Rio-de-Todos-os-Santos, wie etwa eine europäische Factorei in China liegen mag. Ein großer viereckiger Platz bildet den Kern des Orts. Hier steht als Vorderfaçade ein fast kirchenähnliches Gebäude mit zwei großen, offenen Dächern zu beiden Seiten, die Handelsmagazine der Compagnie. Zu beiden Seiten des Platzes liegen die Häuser des Orts, welche Seiten wieder von einigen aus unzusammenhängenden Häuserreihen gebildeten Straßen durchschnitten werden.

Wenn ich die Zahl der Häuser von Philadelphia angeben soll, so befinde ich mich in großer Verlegenheit. Der Director selbst bestimmte die Größe des Orts nach — den Dachziegeln. Und wirklich gibt es viele Dachziegel im Ort. Ich möchte Philadelphias Größe nach seinen Dächern bestimmen. Ottoni führt ihre Zahl bis zu 140 hinauf; ich tarirte sie viel geringer. Das sonderbarste Phänomen aber

ist, daß eine bedeutende Zahl dieser Dächer noch gar kein Haus unter sich hat, sondern nur auf einigen Holzständern ruht. Ich tarirte die Zahl der häuserlosen Dächer auf die Hälfte sämmtlicher Dächer; der Director schlug sie auf 40—50 an, sodaß Philadelphia etwa 80—100 Häuser und bewohnte Baracken hatte, als ich dort war. Bei der nordamerikanischen Ueberstürzung, womit Philadelphia auf einen Puff angelegt und in seinen ungeheuern Vortheilen ausgeschrien ward, zogen sich viele Landeskinder, namentlich Mineiros, die gern umherziehen, hierher, nahmen sich Plätze und bebauten sie nach der Ortsvorschrift wenigstens mit einem Dach, um dann die Entwickelung des neuen Californien, welches seit dem September 1857 still stand, abzuwarten. So wohnten denn in Philadelphia unendlich viel mehr Brasilianer als Deutsche, welche letztere im Handel und Wandel gegen die aller Verhältnisse und der Landessprache kundigen Mineiros doch nur sehr wenig anfangen konnten und sich in einer sehr secundären Lage befanden, wenn sie nicht, um vermittelst ihrer Federn als Lockvögel für weitere deutsche Emigration zu dienen, von Ottoni begünstigt wurden. Und solcher Lockvögel gab es allerdings manche in Philadelphia. So gehören denn auch alle guten Häuser, vielleicht mit Ausnahme des Hauses eines Zimmermanns, Brasilianern. Ein hübsches Haus wird auch vom Ingenieur Robert Schlobach bewohnt, der dort mit seinem Bruder einen offenen Laden angelegt hat und als gutbezahlter Angestellter im Interesse von Ottoni nach Kräften wirkt. Dafür ist er denn auch Ritter vom Rosenorden geworden.

Auf einem kleinen Bergvorsprunge seitlich am Ende des Orts steht ein kleines, einfaches Gebäude, das eine protestantische Kirche vorstellen soll. Die katholische Kirche war damals nur noch ein auf Balken stehendes Dach und hatte ebenfalls ziemlich kümmerliche Dimensionen.

Von Predigern aber, von Lehrern und einem Coloniearzt fand ich nichts vor. Auf meiner Reise von Sta.-Clara nach Philadelphia fand ich einen deutsch redenden Engländer, der in Botafogo bei Rio-de-Janeiro als Lehrer fungirt hatte, am Wege sitzen in sehr jämmerlichen Gesundheitszuständen, auf die sein Leben in Rio bedeutenden Einfluß gehabt zu haben schien. Dieser durch und durch zerrüttete Mensch sollte in der jungen Colonie als Lehrer dienen.

Von unberechenbarem Schaden war der Mangel an Geistlichen. Bis zum Tage meines Fortgehens aus der Colonie war kein Geistlicher dort stationirt. Junge Ehepaare lebten indeß im Concubinat, Kinder wuchsen ohne Taufe auf, die erwachsene Jugend bekam Gottes Wort nicht zu hören. Und zuletzt fanden alle aus, daß es ohne Prediger auch gehen müsse und wirklich ginge.

Nun sollte ich über eine Menge von Verhältnissen Nachricht geben, die in und um Philadelphia vorherrschen. Ich kann das aber nur bedingt, nur mit großer Vorsicht thun. Bei meinem Kommen empfing mich, wie ich schon sagte, Ottoni mit der vollsten Liebenswürdigkeit, welcher gegenüber ich freilich sehr bald die Rolle des Just vor dem Wirth in Lessing's „Minna von Barnhelm“ zu spielen genöthigt war. Er ließ mich nicht aus den Augen bis zur Stunde meiner Rückkehr nach Sta.-Clara, wo er mich noch ein Endchen Wegs aus Philadelphia hinausbegleitete. Zwar lud er noch am Tage meiner Ankunft seinen Ingenieur Schlobach ein, mich überall durch die umliegenden Colonien der Ausländer zu begleiten. Als ich aber am folgenden Morgen mit Schlobach zur Besichtigung dieser Colonien fortreiten wollte, ritt er selbst mit, sodaß ich in den eigentlichen Fazenden um Philadelphia nur bei meinem Kommen und Gehen mit einzelnen Leuten sprechen konnte, ohne belauscht zu werden. Und dennoch habe ich genug Seufzer gehört.

Im Directionshause — alle Gebäude in Philadelphia sind durchweg nur Erdgeschosse, und nur bei vier oder fünf Häusern bemerkte ich Glasfenster — wohnt ein Bruder des Directors, Augusto Ottoni, ein kleiner, leichenblasser, sehr schwächlicher Mann von 41 Jahren, der mir mindestens um zehn Jahre älter vorkam, und was seine kümmerliche Erscheinung betraf, mich an den Commandanten der Militärcolonie erinnerte. Dieser Bruder accumulirte in sich alle höhern Chargen in Philadelphia. Er war Vicedirector, Rechnungsführer, Director dos Indios und zuletzt sogar noch Subdelegat oder Richter, sodaß eine Rechtserlangung, die nicht nach dem Sinne der Direction war, für einen Colonisten absolut unmöglich ward.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß wir, Ottoni und ich, in den ersten Stunden meines Aufenthalts in Philadelphia von der Colonie, oder vielmehr von den Colonisten, kein Wort redeten, sondern uns nur mit Höflichkeiten begegneten. Das wußte ich sehr genau, daß ich niemand im ganzen Ort ein angenehmer Gast sein konnte, aber wol das Gegentheil.

Als wir aber von dem Zustande so vieler Colonisten, die mich mit Klagen und Jammerruf überschüttet hatten, anfingen zu reden, kamen wir in etwas unangenehme Gespräche, die dem Director vielleicht um so unangenehmer waren, als er in Philadelphia sich bisher vollkommen wie ein Alleinherrscher benommen und nie eine Widerrede zu hören bekommen hatte, wohl aber manche freundliche Lobrede von Leuten, denen er in seiner vollen Liebenswürdigkeit die Colonie durch seine Brille zeigte.

Er demonstrirte mir, daß alle Leute mir mit Unrecht etwas vorgeklagt hätten, und daß sie alle lögen. Nur die Noth der Holländer gestand er zu, das wären aber nicht seine Colonisten; doch sollte ihrer Noth abgeholfen wer-

den u. s. w., wie er denn am Tage darauf sagte, er hätte zwei Ochsen und andere Nahrungsmittel hinuntergeschickt.

Alle Leute lögen! Und noch in Philadelphia brauchte ich kaum den Kopf morgens vor dem Ausreiten oder abends nach dem Nachhausekommen und spätem Mittagsessen aus dem Fenster zu stecken, so kam ein Supplikant nach dem andern angeschlichen, um mir Klagen und Bitten vorzutragen, die ich als unbefangener Dolmetscher dem Director vorlegen möchte. Blasse, kranke Menschen kamen auch; Fußwunden, beginnende Herzfehler, Bleichsucht, Fußödem, das alles wollte Hülfe und Rath. Ich wies sie, um gegen niemand zu verstoßen, an den Dr. Ernesto Ottoni, der gleich nach mir angekommen war; aber zu dem wollten sie nicht, er bekümmerte sich nicht um sie, auch nähme er zu viel Geld. Und wenn ich nun von Klagen, namentlich über die gelieferten Nahrungsmittel, etwas sagte, so war immer des Directors Refrain, die Leute lögen. Und wenn mir Ottoni das sagte oder einer seiner Brüder, so konnte ich doch nicht sagen, daß die Colonisten nicht lögen; denn, um mich eines recht bekannten Wortes des Antonius aus dem „Julius Cäsar" des größten englischen Dichters zu bedienen:

> Brutus is an honourable man!
> So are they all! — All honourable man!

Er und Schlobach ritten, um mir zu zeigen, daß alle Klagen Lügen wären, mit mir am andern Morgen nach meiner Ankunft fort, und zeigten mir eine Reihe von Colonisten, die sich, wenigstens in der Gegenwart meiner beiden Begleiter, zufrieden äußerten. Namentlich schien mir ein alter französischer Schweizer, namens Zimmer, wirklich zufrieden. Aber solch ein Colonist kommt mit sechs Personen, von denen vier die gröbsten Waldarbeiten thun können, während die zwei jüngsten Kinder groß genug sind, um den Hausstand zu besorgen. Wie kann man nur solche Familie mit einer andern

vergleichen und gleichstellen wollen, wo sechs bis sieben Kinder unter zehn Jahren sind, wie deren so manche vorkommen, wo die Frau in der Waldhütte ohne alle Hülfe in die Wochen kommt, und nun in ein langes Siechthum verfällt? Wie kann man die nach einer Form zuschneiden wollen, und namentlich mit ganz gleicher, grober und noch dazu unzulänglicher Kost tractiren wollen? Wirklich, man bekommt da Reden und Phrasen zu hören, die nicht gehauen noch gestochen sind. Soldaten tragen eine Farbe, einen Rock, haben einerlei Behandlung bei einerlei schwerer Arbeit, denn sie sind vom selben rüstigen Alter. Und dennoch gibt man ihnen, wenn sie krank werden, einen Arzt, ein Hospital und anderes Essen! Mit Colonistenfamilien ist es himmelweit anders. Ich brauche für einen vernünftigen Leser kein Wort darüber zu sagen. Leider sind ja mit tüchtigen Holzhauern und Feldarbeitern dünne Schneidermeister mit kleinen Stadtkindern nach dem Mucuri gelockt worden. Eine gute Direction hätte auch mit diesen etwas anzufangen gewußt, und hätte sie wenigstens nach Rio zurückgeschickt, wo man ganz bestimmt mit jedem Handwerker etwas anfangen kann. Von allen Gleiches zu verlangen, ist wirklich eine empörende Ungerechtigkeit! Wäre z. B. der Director Ottoni ein Colonist, er würde sich vielleicht durchhauen durch Urwald und Schwierigkeiten, sein Bruder Augusto auf keinen Fall. Und doch sind beide Brüder, und doch ist der letztere zehn Jahre jünger als der ältere.

So kamen wir auch zur Familie Werner, wo die vier Kinder gestorben waren. In einem Faß lag ein kleiner Vorrath von Bohnen und Maniocmehl, der vielleicht nicht ohne Absicht dorthin gelegt war; denn der Director zeigte mir denselben mit Ostentation: „Nun sehen Sie selbst, Herr Doctor! Können in einem Hause Kinder verhungern, wo so viel Vorrath da ist?" Ich hatte keine Antwort auf diese Frage.

An einem Flüßchen S.-Jacintho trafen wir den ältesten

und am weitesten ausgedehnten Anbau, und hier äußerten sich auch die Anbauer zufrieden. Ob sie ohne die Gegenwart des Directors und Schlobach's gar nichts zu klagen gehabt hätten, kann ich nicht sagen. Aber wirklich schienen mir die Colonien am S.-Jacintho die besten im ganzen Colonisationsunternehmen zu sein, natürlich mit Ausnahme alles dessen, was den Ottoni'schen Verwandten und Befreundeten gehört. Mit den Gütern dieser Herren kann sich nichts auch nur im entferntesten vergleichen.

Am meisten gefiel mir die Colonie jenes alten Ries oder Rihs aus der Schweiz, zu dem der Baron von Tschudi vor einem Jahre auch geführt worden war. Wirklich romantisch machte sich auch das kleine Mühlwerk eines andern Schweizers, Huber, eines Mannes von seltener Rüstigkeit, der keine Kinder hatte und von der Direction mit Geldvorschuß zum Bau seiner Mühle versehen worden war. Er selbst war nicht zu Hause, sondern 9 Leguas fern, am Quartel, um daselbst Dachschindel zu schneiden, womit er sein bestes Geld verdiente. Als ich ihn daselbst bei meiner Rückreise antraf, äußerte er allerdings seine Zufriedenheit, fügte aber hinzu, er wollte seinen „Kram" noch einige Jahre hindurch zu größerer Blüte bringen, um ihn dann — zu verkaufen und mit seiner Frau nach der Schweiz zurückzukehren; „denn d' Schwietz ischt't doch niet", sagten mir beide, Ries und Huber, trotz all ihrer mir von Ottoni angepriesenen Glückseligkeit.

Und ob sie einmal ihre Colonien verkaufen dürfen, oder überhaupt dieselben als ihr Eigenthum betrachten? Das ist eine sehr ernste Frage. Meines Wissens hatte bei meinem Besuche in Philadelphia noch niemand am S.-Jacintho seine vollgültige, schriftliche Besitzerklärung in Händen. Wenn man ihnen ihren Besitz streitig machen wollte, konnten sie mit nichts ihr Recht beweisen. Ihr Boden mit aller Arbeit darauf gehörte immer noch der Mucuri-Compagnie. Und es sollte mich

nicht im geringsten wundern, wenn einmal der eine oder andere, der etwa der Direction missliebig wäre, von seinem Boden, seiner Fazende vertrieben würde!

Man glaube ja nicht, daß ich mein Mistrauen hier zu weit treibe. Woran sollte ich am Ende denn noch glauben, wenn ich Folgendes erlebte am 10. Februar, nachdem wir unsern Tag wieder mit den allerwidrigsten Discussionen angefangen hatten:

Es kam ein junger Schneidermeister mit seiner jungen hübschen Frau, um mittels meiner Verdolmetschung beim Director eine Rechtsentscheidung zu holen, — beide, Mann und Frau, so anständige und bescheidene Leute, wie man sie sich nur wünschen konnte. Der Fall, den mir der Mann mit Bleifeder aufgeschrieben hatte, war folgender:

In den gedruckten Ortsstatuten heißt der erste Punkt: Jeder Stadtbauplatz enthält 10 Klafter Breite und 50 Klafter Tiefe, solange die Lokalität das zuläßt. Solch ein Grundstück bezahlt jährlich 4 Milreïs (3 Thlr. preuß. Crt.) Steuer.

Dem Schneider hatte man 10 Klafter in der Tiefe seines von ihm angetretenen Grundstücks zum Bau eines Weges abgeschnitten, und dann noch die volle Hälfte der ganzen Breite vorenthalten, sodaß er nur 5 Klafter Breite auf 40 Klafter Tiefe, also im ganzen 200 Quadratklafter statt 500 Quadratklafter bekam. Da er so nicht einmal die Hälfte seines statutenmäßigen Stadtplatzes, „solange die Lokalität das zuläßt", innehatte, so wollte er, weil er bereits auf seinem Stück sich angebaut hatte, den Director bitten, daß auch die Grundsteuer auf die Hälfte herabgesetzt würde. Aber Ottoni schlug ihm das ab, und der arme Handwerker wurde ein für allemal zur Bezahlung eines vollen Stadtplatzes verurtheilt.

Da fragte ich den Schneider, warum er denn keine ganze Breite bekommen hätte, und ob die Lokalität es nicht zuließe? „Ganz gewiß läßt die Lokalität es zu", sagte der Mann.

Das zeigte ich dem Director an. „Ich weiß es", sagte er ohne die geringste Verlegenheit, „ich gebe auch keine vollen Plätze, wenn ich nicht will; ich hebe gern Plätze auf, wenn einmal eine pessoa de importancia (Person von Gewicht) kommt."

„So sind Sie also mit der Lokalität identisch?" fragte ich. — „Nun ja", meinte er, ohne auch nur eine Secunde zu stocken. Da zeigte ich ihm in wörtlicher Uebersetzung auf dem Papier, worauf der Schneider mir den ganzen Fall aufgeschrieben hatte, die letzte Zeile, die rohe Aussage von Klose, dem Nachbar des Schneiders, über den Werth und die Gültigkeit der gedruckten Ortsstatuten. Er konnte mir das nicht übel nehmen, denn wenn der Gesetzgeber seine eigenen Statuten in den Koth tritt, so kann er sich nicht wundern, wenn er dort auch von andern hingeworfene Exemplare vorfindet.

Irgendwelche Erinnerung an Recht wäre unvorsichtig gewesen, denn des Directors Bruder war Subdelegat; eine bloße Unwillensäußerung von seiten des Schneiders hätte ihm sein ganzes Dasein im Orte verbittern können. So sah es mit Recht und Billigkeit aus in Philadelphia.

Unmittelbar redete ich von den niederträchtigen Verlockungen, welche die für den einzelnen Kopf bezahlten Agenten in Deutschland anwendeten, um Leute zum Auswandern zu beschwatzen. Er that mit mir ganz einverstanden und zeigte mir sogar eine im „Correio Mercantil" von Rio stehende Correspondenz aus Philadelphia gegen diese Verlockungen, obwol er selbst sich Engageurs in Deutschland hielt. „Das hätten Sie in eine deutsche Zeitung setzen lassen sollen", hielt ich ihm mit Bitterkeit vor.

Und dennoch beging er fast in demselben Augenblick eine merkwürdige Unvorsichtigkeit. Er holte mir drei offene Briefe von deutschen Colonisten, aus denen ich sehen sollte, wie glücklich die Menschen wären. „Ich habe drei Colonisten auf-

gefordert, sie möchten einmal ganz offen an ihre Verwandte in Deutschland schreiben und mir die Briefe geben; lesen Sie sie einmal." Mit diesen Worten legte er mir diese Briefe vor.

Es gibt keine niedrigere Kunstgriffe, als die Aufforderung von Coloniedirectoren, Parcerieherren u. s. w. an einzelne ihrer Colonisten, Briefe nach Deutschland zu schreiben und sie offen durch die Hand des Directors u. s. w. gehen zu lassen. Wenn ein so aufgeforderter Colonist nicht schreibt, so rächt man sich an ihm. Schreibt er und klagt im Briefe, so geht es ihm ebenso schlecht. Folglich bleibt ihm nichts übrig, als von einem Paradies zu schreiben, worin er sich befindet. So waren auch jene Briefe voll von Lobeserhebungen; schließlich luden die Schreiber einzelne Verwandte ein, nach dem Mucuri zu kommen. Doch will ich das alles noch hingehen lassen. Denn solche Verwandte finden bei ihrer Ankunft schon einige befreundete Seelen, bei denen sie Anhalt und ein erstes Unterkommen finden, mag es diesen nun gut oder schlecht gehen. Aber das Verführungswerk geht viel weiter. Solche Briefe werden gedruckt, wie denn jene Briefe, die Ottoni mir vorlegte, schon zwei Tage nach seiner Rückkunft in Rio im dortigen „Correio Mercantil" gedruckt in portugiesischer Sprache erschienen. Und bei Lesung solcher Briefe in deutschen Zeitungen werden außer den Verwandten auch noch andere zum Auswandern versucht. Auch sie wollen glücklich und reich werden im transatlantischen Eldorado. Sie kommen an und finden eben die traurige Wirklichkeit, keinen Anhang, keine Hülfe, keine Rückkehr. Entweder müssen sie im Elend umkommen, oder sich den traurigen Bedingungen fügen, die ihnen der Colonienerus auferlegt. Und was sollen wir nun zu denen sagen, die in brasilianischen Zeitungen ihren Unwillen über solche Verlockungen ausdrücken, um mittels elender Briefe selbst Hand dazu zu bieten?

Ich hatte Gelegenheit, mir schnell die Namen dieser Brief-

schreiber aufzunotiren. Es waren: Pfeiffer an Schumann, Damasch an Johann Reschke in Mühlow bei Crossen, und ein Brief an Gottlob Wenske in Mürzwiese bei Crossen. Pfeiffer hatte übrigens, und wie es mir schien aus Ironie, noch mehr gethan, als sein Herr ihm aufgetragen. Er endete seinen Brief mit einem kleinen Gedicht, dessen letzte Verse so lauten:

Hier ist zu täglichem Genuß
Das Brot und Fleisch im Ueberfluß!

Ich habe nie eine originellere Lüge gelesen.

Was mich am meisten in dem einen dieser Briefe empörte, war eine Anspielung auf die verhungernden Holländer. Es ginge, hieß es ungefähr dort, den Leuten schon gut, wenn sie nicht faul wären wie die Holländer. In Deutschland verstand man die Briefphrase gar nicht, wenn man nicht die Geschichte der Holländer in der Militärcolonie genau kannte. Wie kam der Briefschreiber gerade auf die Holländer zu reden? Wie so kurz und unklar? Was konnte die Andeutung die Verwandten in Deutschland interessiren? Wie ich die Stelle im Briefe las, durchflog mich der Gedanke, man hätte dem Briefschreiber die Bemerkung über die Holländer untergeschoben, um sich darauf berufen zu können, wenn einmal die schwarze Sünde der Militärcolonie vor der europäischen Presse offen dargelegt werden sollte. Kurz, diese Anmerkung sah aus wie ein schlechtes Gewissen; denn unbedingt hing die Militärcolonie mit dem Ottoni'schen Mucuri-Unternehmen zusammen.

Wie ich eben diese Briefe gelesen hatte, trat eine junge, gut aussehende Frau mit einem kleinen, hübschen Kinde an das Fenster, um mit mir zu sprechen. Sie klagte ihre bittere Noth und wollte gern fort, durfte aber nicht, weil sie noch Subsidien schuldete. Mitten im Klagen gingen ihr die Augen über in Thränen; sie schämte sich und drehte sich herum. Da zog ich Ottoni schnell an das Fenster, rief die Frau und fragte den Director, ob er solche Thränen auch für

deutsche Zeitungen redigiren ließe. „Ach was“, sagte er, „es gibt Leute, die sehr leicht weinen!“ Das war alles! Wirklich nichts, nicht das unschuldigste Kind auf dem Arme seiner jungen, weinenden Mutter schien diesem Menschen Mitleid einzuflößen. Es kam mir vor, als ob er nie das Wort Menschlichkeit gehört hätte.

Höchst gespannt und aufgeregt ritten wir dann zum S. Jacintho, zum dritten mal, daß sie mich dort hinführten, um dortige Colonisten zu besuchen. Im Walde unterwegs trafen wir einen jungen, elend aussehenden Schweizer. Ottoni forderte mich auf, mich mit ihm zu unterhalten, um von ihm über die Lage der Colonisten zu hören.

Vorsichtig fragte ich aber erst den Director, ob dieser Schweizer ein ordentlicher, ehrlicher Mann und nicht etwa auch ein Lügner wäre. Als er den Menschen für einen wackern Arbeiter erklärte, redete ich ihn an. Sein erstes Wort war eine bittere Klage, daß man ihm einen ganzen Monat Nahrungsmittel vorenthalten hätte. Natürlich ward er auf dem Flecke Lügen gestraft vom Director, was er sehr übel nahm.

Da hatte ich aber auch das Läppische dieses Despotismus satt. Ich hielt dem Herrn Ottoni eine kleine Anrede über die abgeschmackte Manier, daß er mir ordentliche Leute zum Nachfragen vorstellte und sie augenblicklich zu Lügnern und Betrügern machte, wenn sie ehrlich und offen redeten und klagten. Zwar ritten wir zum nächsten Colonisten, dessen Feldabhang schon gut aussah; zwar rief Ottoni ihn heran, damit ich mit ihm reden sollte, aber ich verweigerte jede weitere Frage in seiner Gegenwart. Und da er mich nicht allein ließ, hielt ich meinen ganzen weitern Besuch und alles Reden mit Colonisten nur für eine Komödie, eine Maskerade, bei welcher keine Wahrheit zu Tage kommen durfte. Darum gaben wir das fernere Durchreiten von Auswandereransiedelungen auf und kehrten um.

Wir ließen Philadelphia links liegen und verfolgten die Straße nach Minas-Novas. Bald bogen wir von dieser ab und gelangten zu einer mächtigen, schönen Klärung, in deren Mitte, recht mitten zwischen steilen Abhängen, ein wunderhübsches Besitzthum lag.

Ein stürzender Waldbach trieb eine höchst zweckmäßig und solid eingerichtete Sägemühle. Hinter dieser setzte eine Turbine einen Maismühlengang in Bewegung. An den Abhängen ringsher weideten Kühe, oder junge Anpflanzung wuchs aus der Asche des niedergebrannten Urwaldes empor, aus welchem man die größern Stämme gerettet hatte, um sie zu Bretern zu schneiden. In der Nähe des Hauses trieben Hühner, Gänse und Enten ihr Wesen.

Fast ein Wunder erschien mir solch ein Gehöft neben den kleinen Colonien der übrigen Auswanderer, und doch unmittelbar darauf wieder gar kein Wunder, denn hier wohnte ein intimer Jugendfreund Ottoni's, ein gewisser Ferreira, ein einfacher Mann ohne alle Erziehung, der früher ein Mauleseltreiber gewesen war und, wie mir Schlobach erzählte, einmal beim Transportiren von Auswanderern eine große Brutalität gegen eine schwangere Frau begangen hatte.

Hier hielten wir uns etwas auf; es war wirklich ein Stück Harzgegend, worin wir uns befanden. Mit ruhigern Gemüthern, als wir gekommen waren, ritten wir dann wieder nach Hause.

Hier ersuchte ich Ottoni um Thiere für den nächsten Tag, damit ich abreisen könnte. Er meinte, ich hätte noch nichts von Philadelphia gesehen. Ich erinnerte ihn daran, daß unter seiner Begleitung mir alles gut, vollkommen und untadelhaft vorkäme und alle Klagen Lügen wären; da könnte ich mir vollkommen alles denken, was ich noch nicht gesehen hätte. Und so blieb es denn bei meiner Abreise auf den folgenden Tag; ich wollte nicht weiter ausspionirt werden.

Am Abend war ich, um mich zu verabschieden, einen Augenblick zum Ingenieur Schlebach hinübergegangen. Als ich zurückkam, fand ich im Directionshause eine bedeutende Consternation. Der Feitor der Chinesen war mit einem Haufen seiner Untergebenen, die einen Verwundeten trugen, angekommen. Unter den Chinesen hatte wieder ein Aufruhr stattgefunden.

Nach des Feitors Erzählung war er plötzlich von den Chinesen überfallen worden mit Knitteln und Waldmessern; einer legte eine geladene Flinte auf ihn an, aber in demselben Augenblick erhielt der Feitor einen Hieb über den Rücken und kam aus der Schußlinie, sodaß der Schuß einem Chinesen in den Bauch fuhr. Des Feitors Bruder, der mit bei der Rauferei betheiligt war, entsprang in den Wald. Die Schußwunde schien einigen Schreck und etwas Ruhe in den Aufruhr zu bringen; etwa 20 Chinesen trugen den Verwundeten nach Philadelphia unter des Feitors Anführung.

Ich bekam den Verwundeten nicht zu sehen; man suchte dem Vorfall möglichst wenig Bedeutung zu geben. Gerade als ich nach Hause kam, hatten sich die Chinesen vor dem Directionshause versammelt, um eine Klage einzuleiten: sie wurden aber mit einem Donnerwort von Ottoni fortgejagt. Letzterer äußerte gegen mich den Verdacht, daß nicht sowol ein Chinese auf den Feitor wie vielmehr der Feitor auf einen Chinesen geschossen hätte, was auch ganz vollkommen meine Ansicht war, nachdem der Feitor die ganze Geschichte erzählt hatte.

Nichtsdestoweniger entwickelte sich dieser Criminalfall ganz in despotischer Weise. Ich erfuhr einige Tage darauf, daß der Director, nachdem er mich am folgenden Morgen zum Orte hinausbegleitet hatte, sämmtliche Chinesen durchprügeln ließ und wieder an die Arbeit schickte. Demnach hatten die Chinesen dort ebenso wenig Recht und Gerechtigkeit wie europäische Auswanderer.

Wenigstens die Ueberzeugung hatte die Schußgeschichte bei mir hervorgerufen, daß ein Chinese oder sonst ein Ausländer in den Waldungen von Minas-Novas, zumal wenn er mit einem fremden Negersklaven reist, ganz unverhofft einen Schuß bekommen könnte. Und da mich schon jener alte Anwohner am Rio-Pardo gescholten hatte, daß ich mit leeren Pistolen reiste, so lud ich dieselben Pistolen von großem Kaliber und packte meine Sachen für die Abreise des nächsten Morgens. Ehe ich aber zu Bett ging, kam es mir doch wie ein Mistrauen gegen Gottes Vorsehung vor, wenn ich mich im Walde selbst vertheidigen wollte. Ich nahm meine Kugeln also wieder heraus und packte alles wieder beiseite.

Am 11. Februar ward mein kleiner Reisezug geordnet. Derselbe Schwarze, der mich nach Sta.-Clara hinaufgebracht hatte, sollte mich auch wieder hinunterbegleiten. Selbst beritten trieb er einen Packesel mit meinen wenigen Sachen und einigem Proviant vor sich her, weil man fürchtete, ich möchte nicht überall etwas zu essen finden. Nach gemeinsamer Berathung sollte ich meine Nachtquartiere gerade wieder so nehmen wie beim Hinaufreisen: Itamonhec, Quartel, Ribeirão-da-Areia und Ribeirão-das-Pedras.

Ehe ich aber fortkommen konnte, kamen noch diverse Supplikanten. Immer war es diese und jene leise Klage. Tief bewegte mich ein junges schweizer Ehepaar mit einem Kinde, der Mann 23 Jahre alt, die Frau 20 Jahre, das Kind 6 Monate, alle drei so ordentlich, sauber und hübsch aussehend, daß mir ihr Anblick wirklich nahe ging. Sie baten den Director in tiefer Demuth, ob er sie nicht nach Rio lassen wollte; in ihrer Gegend, dem obern Ende des S.-Jacintho, wäre es so ungesund. Fast komisch war diese Klage! Am ganzen S.-Jacintho sollte alles so herrlich sein.

Mit den beiden jungen Leuten, denen man es ansah, daß sie für keine Urwaldsarbeit gemacht waren, war kein Vortheil

mehr zu gewinnen." Um das zu erkennen, bedurfte es eines einzigen Blickes. So erhielten sie denn die Erlaubniß abziehen zu dürfen. Doch handelte es sich jetzt um die doppelte Passage; denn auch dieses junge Paar war umsonst von Rio nach dem Mucuri gekommen, und hätte nun, wie ich das ja schon andeutete, auch jene Passage noch bezahlen müssen. Dazu hatten sie 80 Milreïs nöthig (60 Thlr. preuß. Crt.), besaßen sie aber nicht. Ottoni wollte ihnen die Passage etwas billiger lassen, aber die armen Leute hatten nur den Mais zu bieten, der noch auf dem Halme in ihrem kleinen Maisfelde stand. „Ich kann jetzt keinen Mais gebrauchen", herrschte der Director sie an. Die Frau fing bitterlich an zu weinen.

Ich hatte Geld genug bei mir, um ihnen die Passage zu bezahlen. Und doch that ich es nicht. Ganz bestimmt sollten die Leute schon nach Rio gelangen, dafür sollte schon gesorgt werden. Aber ich wollte sehen, wie weit die Herzensverstockung dieses Pharao gehen würde, dem das Fortlassen und Zurückkehren dieser Familie nach Rio keinen Heller Unkosten verursachte. Falls er sie nicht ließ, blieben die Menschen höchstens noch einige Wochen in Philadelphia, worin ich gewiß keine Gefahr sah. Daß ich sie nicht verlassen würde, wußten sie; ich hatte es ihnen gesagt, daß sie schon nach Rio später fortkommen sollten.

Und wirklich ließ Ottoni diese Menschen damals nicht nach Rio, er ließ sie in Philadelphia bleiben.

Bis zur letzten Brücke vor Philadelphia ritt er noch mit mir. Dort schien etwas durch seine Seele zu fahren, was bei Leuten, die ein Gewissen haben, ein Gewissensbiß genannt wird. Er stieg vom Thier, verlangte ein Stück Papier nebst Bleifeder aus meiner Brieftasche, und schrieb einen Widerruf seines Befehls, keine Kranke mehr nach Rio fortzulassen, für den Inspector von Sta.-Clara auf. Vielmehr gab er den Befehl, Horn möchte die Kranken, für die ich das nothwen-

dig finden würde, umsonst nach Rio mit dem Dampfboot schicken.

Fast hätte ich mit Bitterkeit das Blatt zurückgeben und fragen mögen: Wozu das jetzt, wo eben der Mucuridampfer nach Rio abgegangen ist und erst in vier Wochen wiederkehrt? Doch konnte die Erlaubniß für viele Kranke noch gute Folgen haben, und ich nahm sie mit mir.

Wir schieden voneinander.

Der wundervolle Tag ward Ursache, daß ich aus meinen projectirten zwei ersten Tagereisen eine einzige machte und gleich bis Böschenstein-Elmiger am Quartel ritt. Verschiedene Reiseergebnisse erzähle ich weiter unten; ich muß erst die Geschichte der Colonisten am Mucuri verfolgen.

Am vierten Tage meines Rittes, am 14. Februar, kam ich bei guter Zeit nach Sta.-Clara. Unterwegs war ich von zwei Reisenden, einem Herrn Xavier Neves und einem jungen Deutschen, Herrn Wittich, eingeholt worden, welche beide aus Rio in Handelsangelegenheiten nach Philadelphia gekommen waren, und sich daselbst, wo alles Geschäft vollkommen stagnirte, nur einen Tag aufgehalten hatten.

Wir hatten alle drei verabredet, uns nur einen Tag in Sta.-Clara aufzuhalten, um dann zusammen den Fluß hinabzugehen bis zu seiner Mündung. Von dort wollten jene beiden, die sich in Porto Alegre schon Pferde bestellt hatten, längs der Küste südlich reiten bis S.-Mattheos, dem nächsten Seehafen der Provinz Espirito-Santo, wo sie das nach Rio-de-Janeiro fahrende Dampfschiff anzutreffen hofften. Ich selbst wollte von der Mündung des Mucuri wieder nördlich nach Villa-Viçoza, und dort in einem Canot den Peruipe hinauffahren nach der Colonie von Leopoldina, wo ich mich dann bis zur Ankunft jenes Dampfboots von Bahia, womit ich nach Villa-Viçoza gekommen war, aufhalten wollte. In ununterbrochener Fahrt sollte mich dann jenes Dampfboot nach

Bahia zur Fortsetzung meiner Reise nach Pernambuco und dem Amazonenstrom zurückbringen.

Aber wir sollten alle drei andern Bedingungen gehorchen. In Sta.-Clara war kein Flußdampfer, kein Schleppboot, kein Canot, im eigentlichsten Wort kein schwimmendes Bret. Zwar hoffte man immer, es möchte zufällig das eine oder andere Canot den Fluß heraufkommen. Wenn ich aber an die Vereinsamung des Mucuri von seiner Mündung bis nach Sta.-Clara dachte, so wußte ich bestimmt, daß nicht leicht auf ein Canot zu rechnen war.

Und so war es wirklich. Gerade nach acht Tagen, am 22. Februar, kam ein kleines Canot, und meine beiden Mitreisenden konnten fortgehen. Ich hatte längst einen ganz andern Entschluß gefaßt; das Schicksal hatte mir einen viel erns̈tern Beruf als den eines Reisenden auferlegt.

Gleich am folgenden Morgen nach meiner Rückkunft in Sta.-Clara ging ich nach der Bella-Vista, um zu sehen, wie es dort mit den Auswanderern stehen möchte.

Die Scenerie war wirklich erschütternd. Die Zahl der Kranken hatte zugenommen, und viele Leute litten unter ernstern Krankheitszeichen. Der Pseudoarzt Augusto hatte infolge eines Zwiespalts seine Stelle niedergelegt und war schon seit mehreren Tagen nicht bei den Kranken gewesen. So hatte sich denn weiter keiner um die Unglücklichen bekümmert.

Typhöse Kranke und Leute mit fauligen Beinwunden lagen durcheinander, Gesunde und Kranke befanden sich in der vollsten Verlassenheit; alles war Klagen und Jammern, alles die tiefste Verzweiflung.

Ein einziger Blick auf Kranke und Gesunde überzeugte mich, daß ich nicht fortreisen dürfte. So beschloß ich denn zu bleiben, bis die Kranken mit dem nächsten Dampfboot im März nach Rio abgehen könnten. Mein Bleiben ward

vom Inspector sogleich durch einen reitenden Boten nach Philadelphia an Ottoni gemeldet.

Die nun folgenden Februartage werden mir ewig denkwürdig bleiben. Ich habe nie geglaubt, daß menschliche Indifferenz, Härte und Grausamkeit so weit gehen könnten, wie ich das in den ersten Tagen in Sta.-Clara erlebte.

Das Krankheitselend theilte sich in Gruppen, in Familien. Ich will keine ärztliche Krankheitsgeschichten erzählen, aber einige Geschichten von Familienelend muß ich berichten.

Auf dem Boden einer Abtheilung des ominösen Hauses lag ein älterer Mann mit einer kräftig gebauten erwachsenen Tochter auf einem Lager, beide mit dem Tode ringend. Der alte Henn war mit elf rüstigen Familienmitgliedern gekommen. Am Tage nach meiner Rückkunft nach Sta.-Clara starb die Tochter; zehn Stunden nach ihr starb der Vater. Im wildesten Schmerz stand die alte, aber noch ziemlich rüstige Mutter dabei, sie hatte nun seit dem October ihren Mann, zwei Töchter und zwei Enkel verloren. Beide Todte wurden zur selben Stunde beerdigt.

Unmittelbar daran hatte eine Familie Christ ihr Lager. Derselben war am 11. Februar ein Kind gestorben; am 15. starb ihnen noch ein Kind. Bald darauf, am 24. Februar, starb auch die tiefbetrübte Mutter. Ein einziges, dem Hungertyphus entkommenes Kind, tief elend und abgemagert, blieb dem gebeugten Familienvater noch übrig.

In einem andern kleinen Stübchen lag die Witwe Jung mit fauligen, stinkenden Beinwunden, jammernd um ihren ganz kürzlich verstorbenen Mann. Im Arm hielt sie ein kleines skeletartiges Kind. Nach einigen Tagen starb das und die Frau blieb hülflos mit zwei Kindern, von denen das eine fieberte und an beginnendem Oedem litt.

Keinen tröstlichern Anblick bot die Familie Jäger. Der achtundvierzigjährige Mann war mit der Frau und sieben

Kindern gekommen. Ihm war bereits die Frau und ein Kind gestorben. Jetzt lag er selbst schwer krank an Erschlaffung aller Lebensfunctionen, mit starkem Oedem an Beinen, Händen und Gesicht; um sein armseliges Lager standen sechs unmündige Kinder, denen es sehr klar vor Augen stand, daß sie wahrscheinlich bald auch keinen Vater mehr im fremden Lande haben würden. Und wirklich starb er am 2. März.

Auch eine Familie Münch erregte tiefes Mitleid; aber wer erregte nicht Mitleid in dem unglücklichen Gebäude? Aus der zahlreichen Familie war bis dahin zwar nur ein Kind gestorben; aber fast alle waren krank. Der Alte saß da, abgemagert und kraftlos. Vor ihm auf dem Boden lag seine Frau Veronika, 50 Jahre alt, an Durchfall und Marasmus leidend; neben ihr eine Tochter, Rosine, 21 Jahre alt, ein Sohn, Leopold, 20 Jahre alt, und eine Tochter, Karoline, 15 Jahre alt, alle an tiefen Beinwunden leidend, noch eine Tochter, Marie, 26 Jahre alt, und ein Sohn, Wilhelm, von 10 Jahren, beide an gastrisch-typhösem Fieber daniederliegend.

Und so in diesem und jenem Winkel dieser und jener! Und das alles ohne Arzt, alles ohne zweckmäßige Nahrung, ja ohne hinreichende, ohne die volle stipulirte, von der Direction contractmäßig ihnen zugesagte Nahrung, wie ich das gleich nachweisen werde.

Als ich nun bald darauf mit Herrn Horn weiter hinausritt, die Ansteigung zur hohen Waldebene des sogenannten Macaco hinauf und längs derselben, wo jene zwei Empfangsschuppen waren und zu beiden Seiten des Wegs Ansiedler wohnten, und von dort weiter bis zu den 3 Leguas fernen S.-Mattheos, wo wieder in kleinen Empfangsgebäuden sieben bis acht Familien zusammensteckten, da gab es der Kranken, der Elenden, der Jammernden so viele, daß man hätte den Muth verlieren mögen.

Am tragischsten sah es aus bei einem armen Schneider, Splinter aus Stettin oder der Umgegend. Den hatte man auch nach dem Mucuri geschwatzt und ihn oben in seiner Waldhütte liegen lassen. Fast zögerte Herr Horn, mir die Familie zu zeigen. Unter den elendesten Bedingungen lag der Mann da, zum Skelet abgemagert, mit einer enorm großen Beinwunde, die vollkommen brandig war. Neben ihm lag seine abgezehrte, an Durchfall leidende Frau, neben dieser eine erwachsene, ebenfalls an Durchfall und skrofulöser Augenentzündung leidende Tochter. Nur ein Knabe war noch auf den Beinen. Das Jammerbild, den Jammerruf in dieser Waldhütte vergesse ich nie.

Gleich am folgenden Tage ließen wir die ganze Familie mit einem Güterwagen der Compagnie herunterholen zur Bella-Vista, wo doch wenigstens ein Haus, Obdach und tägliche ärztliche Hülfe fortan möglich war. Aber auch dort im Hause mußte der Mann allein gelagert werden, weil der Brandgeruch seines Beins wirklich unerträglich war. Am 26. Februar nachts starb der Unglückliche. Die Frau starb später im Hospital von Rio.

So fing ich denn eine ganz geregelte ärztliche Praxis in Sta.-Clara bis S.-Mattheos an und hörte erst am Tage meiner Abreise damit auf. In der kleinen Hausapotheke waren die nothwendigsten Sachen, wenn auch sehr vieles vermißt wurde. Doch half ich mir so gut es ging und das um so leichter, da ich Arzt und Apotheker zu gleicher Zeit war und sogar eine Reihe von Kranken selbst verbinden mußte. Dennoch war die Apothekerarbeit lästig genug; sie nahm mir, wenn ich früh von der Bella-Vista nach Hause gekommen war, oft drei volle Stunden. Bis 3 Leguas weit mußte ich Arzneien umherschicken.

Das Schwierigste von allem aber war, Nahrungsmittel für die Kranken zu bekommen. Im Magazin von Sta.-Clara

war Weizenmehl, Reis, Butter; aber es war ein strenges Verbot Ottoni's, irgendetwas davon ohne Baarzahlung herauszugeben. Ich ließ mir demnach in Ottoni's Magazin für Ottoni's kranke und sterbende Auswanderer eine Rechnung eröffnen. Dazu fehlte aber noch alles andere, namentlich jede leichte animalische Nahrung. Auf dem Hofe von Sta.-Clara sah ich einzelne Schweine, Hühner u. s. w. umherlaufen; aber immer hieß es, es wäre nichts vorhanden, bis ich ausfindig machte, daß der abgesetzte Inspector Vogt und der Proviantverwalter, ein gewisser Julius Haueisen, einen kleinen Viehhandel trieben. Auch war in der Nähe von Bella-Vista eine Vende, in der ich für die Kranken eine Rechnung eröffnete. So standen denn den Patienten Reis, Mehl, Butter, Hühner, Wein und Essig zu Gebote. Aufopfernd bot mir, solange er zugegen war, der Kaufmann Xavier Neves bei diesem allen hülfreiche Hand. Zu manchem zeigte sich auch Herr Horn bereitwillig. Aber ebenso marmorkalt und wahrhaft abscheulich war das Benehmen einiger anderer. Ich hatte wirklich die allerhäßlichsten Geschichten durchzumachen, deren Aufzählung ich hier nicht hinschreiben will. Noch unter meinen Augen versuchte ein jämmerlicher Bursche, mit den unglücklichen Colonisten förmlich Spott zu treiben.

Aber Spott und Schande war ja die ganze Geschichte in Sta.-Clara. Otto Vogt war zwar abgesetzt, konnte aber Sta.-Clara nicht verlassen, weil seine Bücher seit mehreren Jahren nicht in Ordnung waren. Der Kaufmann Neves, der Handelsverbindungen mit Philadelphia hatte, sagte mir, es ständen ganze Waarenballen im Buche des Magazins als eingegangen in das Depot aufgezeichnet, die nicht mehr zu finden wären, und doch nicht als abgeliefert aus dem Magazin in das Buch eingetragen ständen. Im Magazinbuch des Julius Haueisen, der die elenden Auswanderer in ihrer Noth förmlich verhöhnt hatte, fast wie jener Bischof Hatto von

Mainz, sah ich eine ganz ähnliche liederliche Weise in Beköstigung der Colonisten. Sie grenzte wirklich an das Allerschändlichste. Statt der contractgemäßen, oben angegebenen Nahrungsmittel hatten sie z. B. im December, vom 17. bis 24., nur Weizenmehl und Salz bekommen und vom 14. bis 30. December kein Fleisch. Ja, Herr August Horn, der sonst so pflichtgetreue Inspector von Sta.-Clara, gestand mir ganz offen, ich könnte ganz unbefangen erklären, die Colonisten von Sta.-Clara hätten seit Ende September bis damals (im Februar), mit Ausnahme eines einzigen males im Anfang des Januar, als Herr Ottoni von Rio kam, niemals genau die contractgemäßen Nahrungsmittel bekommen.

Ueber die Lieferungen um Philadelphia herum müssen wir beruhigter sein, denn Ottoni versicherte, daß die Colonisten genau ihre Lieferungen bekämen und daß alle die Lügner wären, welche etwas dagegen zu sagen hätten. Und Ottoni „is an honourable man". Auffallend ist es aber genug für mich gewesen, daß gerade der Mann, mit dem Ottoni mich aufforderte zu sprechen über die Lage der Colonisten, weil er „ein glaubwürdiger, ordentlicher Mann" wäre, Daniel Schlitter von der Boa-Vista, einer der hartverfolgten Schweizer aus S.-Paulo, ein Mensch von seltenem Muthe, mir lachend erzählte, daß die Colonisten auf der Boa-Vista im laufenden Monat nur Maismehl bekommen hätten, und daß ebendaselbst eine Frau mir klagte, sie hätte seit sechs Wochen kein Fleisch erhalten.

Zuletzt fiel mir im Magazin von Sta.-Clara sogar noch Maß und Gewicht auf. Kein Gewicht war von irgendeiner Municipalkammer gestempelt. Das Quartmaß hatte keine gesetzliche Marke. Auch war sein innerer Raum mittels einer derben Scheidewand in zwei Hälften getheilt, sodaß wenn wirklich das ganze Maß richtig war, dennoch das

Messen mit demselben dem Käufer einen Schaden von $2^2/_5$ Procent zu Wege brachte. Und so unredlich ging man mit dem Messen um, daß, als vor meinen Augen einmal einem Colonisten sein Proviant vorgemessen ward und ich die Hinterlist des Messenden beim Einschütten bemerkte, ich durch einiges kräftiges Aufstoßen des scheinbar vollen Maßes den Umstehenden bewies, daß noch ein voller Finger breit an dem Maße fehlte.

Ich kann, da ich nun einmal meine Leser genau in das schlechte Treiben am Mucuri einführen mußte, diesen höchst tadelnswerthen Zustand im Vertheilen und Vorenthalten der gesetzmäßigen Nahrungsmittel nicht ruhiger darstellen als in folgendem Schreiben.

Kurz vorher, ehe ich an den Mucuri kam, hatten sich die Familienhäupter auf dem Macaco zu einer Bittschrift vereint. Als ich von Philadelphia zurückkam, hörte ich davon und copirte sie mir ganz buchstäblich wie folgt:

„Ehrerbietiger Vortrag und Bitte.

„Die ergebenst Unterzeichneten können nicht umhin, dem Herrn Director der Mucuri-Colonien, Th. B. Ottoni, recht dringend zu bitten, Nachstehendes geneigtest prüfen und dessen möglichst baldige Abhülfe beschließen zu wollen:

„1) Unsere Verproviantirung auf die Dauer des ersten Jahres bei Begründung der Fazenden ist eine so mangelhafte, daß wir bei deren Fortdauer anstatt als kräftige Colonisten jedwede Arbeit auf unsern Fazenden rüstig ausführen zu können, vielmehr als schleichende Gestalten zu jeder Arbeit untauglich werden müssen; z. B. verabreicht die hiesige Verwaltung außer Farinha und Boulage (soll Bolacha, Schiffszwieback, heißen) per Kopf auf 14 Tage 1 Pfd. Speck, 2 Pfd. Carnesecca, 1/4 Pfd. Kaffee, 1/4 Pfd. Zucker und 1/4 Quart Bohnen,

und häufig werden, je nach dem Ausbleiben der Branche, aus 14 Tagen 3 Wochen. Diese Verproviantirung ist eine so geringfügige, daß die Häupter der Familien, selbst bei der genauesten Eintheilung und Einrichtung, nimmermehr im Stande sind, die ihnen zum Anbau überwiesenen Fazenden mit ausdauernder Kraft zu bearbeiten und den durch Krankheiten der Acclimatisation und Geschwüre ohnehin geschwächten Körper in genügender Thätigkeit zu erhalten.

„Wer nun mehr Kaffee oder Zucker, auch Seife zur Reinlichkeit und zum Waschen der Wäsche nöthig hat, soll nur gegen Baarbezahlung das Nöthige erhalten. Es scheint uns ein solches Verfahren in einem zu grellen Widerspruch mit den so wohlmeinenden Absichten des Herrn Directors Ottoni zu stehen, und erlauben wir uns hierauf zu bemerken, daß es ganz in dem richtigen Verhältniß der Dinge liegt, wenn Colonisten auf Vorschuß von Europa nach Brasilien befördert werden, man von solchen ganz gewiß voraussetzen kann, daß niemand Kapitalien oder sonstigen Geldeswerth mitzubringen im Stande ist. Ein jeder von uns mit seiner Familie ist an den Kaffee von Kindheit an gewöhnt und soll ihn hier in einem Lande, wo der Kaffee gebaut wird, entbehren. Ferner befinden sich mehrere Kranke unter uns; Kranke können selbstverständlich nicht mit schwarzen Bohnen, oft nur mit Wasser und Salz gekocht, und mit Carnesecca erhalten werden, viel weniger werden sie bei solcher Kost genesen. Kann man ihnen statt dessen Mehlspeise, Kaffee mit Zucker, auch Reis vorsetzen, so hat man eher Aussicht, die Kranken sich erheben zu sehen. So auch mit der Seife. Der thätige, arbeitsame Colonist muß sich zu verschiedenen malen des Tags von Schweiß, Staub, Rauch u. dgl. m. reinigen; bloßes Wasser nimmt den Schmuz von der Haut nicht weg; ebenso wenig kann eine Hausfrau schmuzige Wäsche ohne Seife rein waschen. Zum Seifenkaufen mangelt in jeder Wirthschaft das nöthige Geld;

und besteht dennoch die Verwaltung auf Baarbezahlung, nun so mag sie uns Colonisten wöchentlich drei Tage Arbeit geben, um uns dadurch in den Stand zu setzen, höchst nöthige Baareinkäufe machen zu können. Durch diese wöchentlich drei Arbeitstage sind wir aber wieder gehindert, auf unsern Fazenden zu arbeiten, wodurch wir wieder immer weiter von unserer Hauptarbeit abgehalten werden.

„Herr Director! Es ist Ihr Wunsch, die Urwälder am Mucuri durch deutsche Arbeitsamkeit und durch deutschen Fleiß in Ackerland zu verwandeln, um dadurch die allererste volkliche Wohlfahrt zu begründen; wir sind nun dem Rufe Ihrer Agenten in Europa gefolgt, sind herübergekommen in die Urwälder und wollen beweisen, was deutscher Fleiß und deutsche Thätigkeit vermag; aus demselben Grunde aber bitten wir auch ebenso dringend wie ganz ergebenst, daß unsere Verproviantirung für die Dauer des ersten Jahres in hinreichendem Maße uns überwiesen werde; denn in eben dem Maße wir Colonisten danach streben, unsern Verpflichtungen dem Herrn Director Ottoni gegenüber nachzukommen, in demselben Maße erwarten auch wir die Erfüllung der Verpflichtungen uns gegenüber.

„2) Möge es dem Herr Director Ottoni gefallen, in dem Magazin der Verwaltung zu Sta.-Clara einen entsprechenden Vorrath an eisernen Kochgeräthen zu halten, wovon uns das Nöthige ebenfalls auf Vorschuß verabreicht werde, denn Kochgeschirr hat wol niemand in hinreichendem Maße mitnehmen können.

„3) bitten wir den Herrn Director inständigst, geneigtest veranlassen zu wollen, daß zu Sta.-Clara gleichwie zu Philadelphia Nutzvieh verschiedener Gattung, vorzüglich Ziegen, Schafe, Schweine, Hühner, Enten und Gänse gehalten werden, welche wir alsdann zu unserm Nutzen beziehen können, denn Ackerbau ohne Viehstand ist ein Unding; und

können wir auch genanntes Vieh rascher und besser entnehmen, als die weite und beschwerliche Reise nach Philadelphia und zurück es gestattet, und

„4) ergeht unsere ergebenste Bitte dahin, geneigtest beschließen zu wollen, daß mit Zeit und Gelegenheit dafür Sorge getragen werde, einen protestantischen und katholischen Schullehrer hierorts anzustellen, damit unsere Jugend Gelegenheit findet, sowol in Schulkenntnissen als auch in dem Worte Gottes des Nothwendigsten unterrichtet werden zu können. Wir werden durch anhaltenden Fleiß und Ausdauer gewiß alles dasjenige nach Kräften gut machen, was der Herr Director Ottoni an uns und unsern Kindern Gutes erweist.

Macaco bei Sta.-Clara, den 26. Januar 1859.

(Folgen 33 Unterschriften der Familienhäupter.)"

Diese Bittschrift sollte Herr Horn dem Director, wenn er von Philadelphia kommen würde, überreichen. Ich brauche ihr keinen Commentar weiter hinzuzufügen. Die Gelindigkeit des Tons und die Demuthsmiene der Supplikanten kommen daher, daß sie Ottoni für einen großen Mann hielten und große Furcht vor ihm hatten. Nur den Ausdruck „mehrere Kranke" muß ich modificiren. Ich fand leider sehr viele Kranke unter ihnen, wie sie denn ja auch vorhin von ihren Acclimatisationskrankheiten und Geschwüren geredet hatten.

Ich nahm mir vor, diese wörtliche Abschrift nebst andern Documenten bis zum Kaiser gelangen zu lassen. Viel zu sehr war ich von seiner Herzensgüte überzeugt, als daß ich auch nur einen Augenblick Bedenken trug, solchen Angstruf hintergangener Waldhäuer bis in das Kaiserschloß von S.-Christovão zu bringen, wo, wie ich damals hoffte, das Document mehr Wirkung thun möchte, als wenn Horn das Original

an Ottoni gegeben hätte. Mußte doch am Mucuri sich alles glücklich und zufrieden stellen, war doch jede Klage streng verboten, jeder Klagende der Strafe des Directors im vollsten Maße verfallen!

Von der Wahrheit dieser letztern Behauptung kann ich die schlagendsten Beweise führen. Unter den vielen Klagenden in Philadelphia befand sich auch ein Mensch, der mir sein Leiden mitten auf dem Platze von Philadelphia vorklagte in Gegenwart des Ingenieurs Schlobach. Ich sagte ärgerlich zu letzterm: „Nun hören Sie einmal, was das wieder für Geschichten sind! Redet der Mann die Wahrheit?" Schlobach erwiderte: „Ja, recht hat der Mann." Ich sprach mit Ottoni; aber da ward jener Klagende gleich zum Lügner mit andern Ehrentiteln gemacht und die Geschichte war abgethan. Tief empört ging der Mann seiner Wege.

In Sta.-Clara schon erhielt ich folgenden Brief, der mich wirklich lachen machte, obgleich er nicht fröhlich geschrieben war, der aber für den Schreiber ganz gewiß kein verlorenes Blatt, keine erfolglos verhallende Klage bleiben sollte:

„Philadelphia, 13. Februar.

„Geehrtester Herr Doctor Lallermann!

„Sie entsinnen sich vielleicht noch meiner Person, wo ich am Mittwoch vor Ihrer Abreise auf dem Markte in Gegenwart des Herrn Robert Schlobach meine Klage erhob und Herr Schlobach Ihnen auf die Frage: «Hat der Mann recht?» es mit Ja beantwortete. So sollte ich nach Ihrer Abreise am Sonntag, als ich zum Empfang wegen Lebensmittel nach der Stadt kam, von Herrn Augusto Ottoni durch Soldaten arretirt und gewaltsam von meiner Frau, welche sich noch im Wochenbette befindet, gerissen werden. Ich sollte keine Lebensmittel mehr erhalten und sollte machen, daß ich fortkäme;

auf mein Verlangen, mich nach Rio zu schaffen, wollte er jedoch nicht eingehen. Ich ersuche Sie recht dringend um Hülfe in unserer bedrängten Lage.

„Mit Ihrer Achtung bin ich ganz ergebenst

Hermann Hoppe, Colonist am S.-Benedict."

Einen andern Brief erhielt ich später, worin mir jemand bitterlich klagte, wie seit meiner Abreise von Philadelphia alle diejenigen, die gegen mich geklagt hätten, auf das schändlichste behandelt und vom Director mit wüthend zusammengeballten Fäusten bedroht würden. Um so origineller ist dieser Brief, weil er auch eine Einsicht gibt in sonstige Zustände von Philadelphia. So z. B. sah ich aus ihm, warum einer Witwe Koch am S.-Jacintho so viel Gutes gethan ward. Sie hatte eine liederliche Tochter von 18 Jahren, die in Philadelphia viel galt und von den Leuten warm gehalten ward.

Vielleicht ist auch folgender Brief, den der Schreiber plötzlich abgebrochen hat, nicht weniger charakteristisch. Ich traf einen Mann, als ich nach Philadelphia hinaufritt, etwa eine halbe Legua vor dem Ort. Er fiel mir auf wegen seines ordentlichen Ansehens und ich fand, als ich mich in ein kleines Gespräch mit ihm einließ, einen Menschen von guter Erziehung, bei dessen Colonie ich vorbeigekommen war, ohne heranzureiten. Ich versprach ihm, mich für meine Landsleute am Mucuri nach besten Kräften zu bemühen, und schlug ihm vor, mich dazu schriftlich zu orientiren und mir seine eigene Lage darzustellen. So entstanden folgende Zeilen.

Ein Theil des Briefes redete von der Seereise. Im Anfang des Juni 1858 ging der Mann mit seiner Familie in See, kam nach einer Reise von neun Wochen in Rio-de-Janeiro an und wurde auf das Dampfboot der Mucuri-Compagnie übergeschifft.

Ueber das Leben am Bord auf der Reise von Europa

nach Rio hatte er viele Klage zu führen. „Aber bei unserer Ausschiffung", fährt er fort, „wurde von jedem Passagier die Unterschrift verlangt, daß demselben alles vollkommen und nach Vorschrift geliefert worden sei; und fast alle mit wenigen Ausnahmen wurden durch freundliches Zureden und ein Gläschen Wein dazu vermocht. Nur ich mit noch wenigen konnte nicht mich hierzu entschließen; da jedoch der Kapitän sich gegen mich und meine Familie persönlich immer freundlich und artig benommen hatte, und er mir versicherte, daß ihm durch die Weigerung meiner Unterschrift ein großer Nachtheil erwüchse, so ließ ich mich auch endlich auf mehrseitiges Zureden zur Unterschrift verleiten.

„Nach zweitägiger Fahrt auf dem Mucuri liefen wir in Sta.-Clara ein, und hier gingen nun eigentlich unsere Leiden und Entbehrungen an. Schon der Empfang des Herrn Inspectors Vogt ließ wenig Gutes erwarten; aber der Aufenthalt auf dem Empfangshause Bellewüste war ein schrecklicher. Der Raum für mich und meine Familie war so beschränkt, daß meine Söhne auf unsern Koffern sitzend ihre Schlafstellen nehmen mußten. Kaffee und Zucker erhielten wir selbst für Geld nicht; schwarze Bohnen und Carnesecca waren die einzigen Nahrungsmittel, welche uns von den Straßenarbeitern, welche von Potsdam dahin gebracht und mit allerhand ekelhaften Krankheiten behaftet waren, ebenso ekelhaft und schlecht bereitet wurden. In Sta.-Clara mußten wir vier Wochen aushalten. Dann wurden wir nach Neuphiladelphia befördert, wo wir nach vierzehntägiger Reise unter vielen Mühseligkeiten und Entbehrungen anlangten; ich habe nämlich auf dieser Reise mit meiner neun Köpfe starken Familie nur 4 Pfd. Speck und nur schwarze Bohnen mit magerer Carnesecca erhalten. In Philadelphia wurde mir auf mein besonderes Gesuch eine kleine Hütte zur Wohnung überlassen und mir die Fazende Nr. ... an der Straße nach Sta.-Clara angewiesen.

Hier fing ich mit meinen drei, 17, 15 und 13 Jahre alten Söhnen muthig an, so viel vom Urwald zu lichten, daß ich mir einen Rancho bauen konnte, was auch nach vier bis fünf Wochen beendigt wurde; und trotz eintretender Krankheiten, Erschlaffung und überhandnehmender Entkräftung haben wir circa eine Alqueire Urwald gelichtet; aber unsere Entkräftung nimmt täglich zu und ich fürchte, unsere alte deutsche Kraft ist auf immer entschwunden, und ich zweifle, ob ich das mir gesteckte Ziel erreichen werde. Meine Geldmittel sind erschöpft.

„Ich erhalte für meine neun Köpfe starke Familie monatlich 36 Pfd. Speck; allein hiervon ist gewöhnlich von einer Hälfte das Fett abgeschnitten und besteht zum vierten Theil aus Schwarten, Ohren und dergleichen; ein Theil geht durch das Ausschneiden der Maden verloren; so wenigstens ist derjenige gewesen, den ich bisjetzt erhalten habe; jedoch sollten auch bessere Sorten vorhanden sein.

„Außerdem erhalten wir per Kopf wöchentlich 1 Pfd. Rindfleisch, was jedoch von einem Stück ist, das in Deutschland dem Caviller (?) verfallen wäre. Hiervon erhalten aber die Colonisten nur von dem geringern Theil des Körpers; der bessere Theil fällt an begünstigte (!!) Familien und wird verkauft.

„Das Fleisch ist stets so mager, daß es, um es einigermaßen genießbar zu machen, mit Speck angesetzt einen ganzen Tag gekocht werden muß. Von einer kräftigen Fleischbrühe ist demnach gar keine Rede. Farinha, Reis, Bohnen sind gewöhnlich von der schlechtesten Beschaffenheit. Carnesecca, von dem per Kopf nach dem Prospect monatlich 16 Pfd. verabreicht werden sollen, haben wir noch gar nicht erhalten, ebenso wenig haben wir an Zucker und Kaffee nur ein halbes Pfund erhalten. Die Farinha und Bohnen erhalten wir sehr unregelmäßig, und muß man oft drei- bis viermal danach gehen; sobald aber der Monat verflossen, werden sie uns unter dem Vorwande vorenthalten, daß wir sie ja doch nicht

gebrauchen müßten, da wir uns dieselben nicht abgeholt hätten. Da wir uns noch nicht an den Genuß der Farinha, Fuba (Maismehl) und der Bohnen gewöhnen können, so sind wir genöthigt, einen Theil derselben zu verkaufen, um uns Erdfrüchte, Fleisch, Kaffee, Zucker u. dgl. zu kaufen; und so ist das von dem Cacheiro (Commis) Franz ebenfalls als ein Grund angesehen worden, uns einen Theil zu verweigern. So ist mir in dieser Woche auch Speck verweigert worden, obgleich wir in drei Wochen nur 18 Pfd. erhalten haben.

„Mit noch größerer Bekümmerniß und neuen Sorgen sehe ich der nächsten Zukunft entgegen. Da wir zu spät hier angelangt sind, um etwas Maissaat bewerkstelligen zu können, so haben wir noch ein volles Jahr bis zur nächsten Maisernte zu warten, während wir noch sieben Monate lang die Lieferung der Lebensmittel seitens der Compagnie zu hoffen haben. Bei den steigenden Preisen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, dem immermehr zunehmenden Geldmangel und dem geringen Arbeitslohn, wobei selbst noch Mangel an Arbeit herrscht, und unserer täglich zunehmenden Kraftlosigkeit sähe ich dem größten Elend und einem sichern Untergange entgegen, hielte mich nicht die trostreiche Versicherung, die Ew. Wohlgeboren mir zu geben die Güte hatten, noch einigermaßen aufrecht. Selbst in dieser Woche hat sich meine Lage verschlimmert und sich das Benehmen des p. p. Franz, welcher uns die Lebensmittel zu verabreichen hat, schroffer gezeigt. So habe ich noch in dieser Woche 11 Quart Farinha, vom Monat Januar rückständig, erhalten, welche bereits sauer und beinahe unbrauchbar für mich sind, indem dieselben nicht verkäuflich — — —"

So bricht der Brief ab, weil meine Rückkehr von Philadelphia den Schreiber überraschte.

Die folgenden Wochen vergingen mir nun unter mannichfacher Thätigkeit. Gott gab seinen Segen zum Werke. Alle

Auswanderer gewannen wieder neuen Muth, viele Kranke genasen, wenn auch manche starben und auch noch neue Erkrankungen vorkamen. Ich selbst sogar, dessen Gesundheit sich bisher im eigentlichsten Sinne eisern gezeigt hatte, sollte nicht ganz von dem Pesthauch des Mucuri verschont bleiben. Schon in Philadelphia hatte ich infolge vielen Discutirens und Aergers einen heftigen nächtlichen Fieberanfall gehabt. In den letzten Tagen des Februar bekam ich nun in Sta.-Clara ein Quartanfieber, dessen dreimalige Paroxysmen sich abends 7 Uhr einstellten und sehr heftig waren. Durch kräftige Chiningaben stellte ich mich wieder her. Auch hinderten mich die Nachtanfälle nicht in Erfüllung meiner Tagesarbeiten.

Bei diesen Tagesarbeiten und manchen dabei vorkommenden Gesprächen mit Auswanderern bekam ich immermehr Einsicht in alle Verhältnisse. Ich erinnere mich keiner Zeit meines Lebens, wo ich von so tiefem Unwillen anhaltend erschüttert worden wäre wie während jener Wochen am Mucuri. Schon wenn ich von den Auswanderern hörte, wie schändlich man sie in Deutschland verlockte, was man dort alles verspräche, so konnte ich meines tiefen Unwillens kaum Herr werden. Solche traurige Agenten! Solche unverantwortliche Menschenbeschwatzungen! Solche gewissenlose Seelenverkäuferei! Manchmal scheint man sogar unter sehr billigen Bedingungen die Lieferung übernommen zu haben. Als ich einem sonst wohlerzogenen Manne in Philadelphia etwas auf den Leib rückte, wollte er mit der ganzen Geschichte nichts zu thun gehabt haben. Ein anderer, gerade abwesender Herr desselben Ortes schrieb mir nachher einen Brief, worin auch er alle Thätigkeit beim Menschenliefern von sich ablehnte und nur aus reinem Interesse für die Sache zum Engagement mitgewirkt haben wollte. Und doch erzählte mir ein Colonist, daß er mit einem Manne desselben Namens in der Heimat gesprochen hätte und von ihm zum Auswandern engagirt wäre; doch hatte dieser Mann hinzu-

gefügt, der Engagirte möchte nicht erzählen, daß jener Mann selbst beim Anwerben gewesen wäre. War das ein Demetrius oder ein Pseudo-Demetrius? Und wer war es überhaupt? Auf Schleichwegen ging er auf jeden Fall bei dem finstern Geschäft! Und deutsche Regierungen dulden diesen schwarzen Handel mit weißen Menschen!

Zu arg waren auch wirklich manchmal diese Menschenhandelsmarimen. Ich traf eine Reihe von Leuten, welche von sogenannten „concessionirten Agenten" für Rio-de-Janeiro engagirt worden waren; ich habe ihre Contracte gesehen und besitze selbst einen solchen rechtsgültigen Contract zwischen einem concessionirten Agenten N. N. und einem gewissen Eislöffel, in welchem das Schiff Christiansfund, Kapitän Gude, am 2. Juli 1858 nach Rio-de-Janeiro absegelnd, den Leuten als Vereinigungspunkt und Transportschiff bestimmt ward. Es fanden sich infolge dieses Engagements 175 Emigranten in Hamburg ein und begaben sich an Bord des genannten Schiffes. Dasselbe segelte wirklich am 2. Juli fort, aber nicht nach Rio, wie es die concessionirten Agenten in den Contracten angegeben hatten, sondern nach Victoria in der Provinz Espirito-Santo, von wo man die hintergangenen, förmlich weggestohlenen Colonisten nach dem Mucuri brachte. Ottoni entschuldigte das Colonisationsmanöver, indem er sagte, er hätte das mit dem kaiserlich brasilianischen Chargé d'Affaires und Generalconsul Correa so combinirt; die Colonisten kämen ihm so billiger.

Andere Menschenladungen kamen zwar nach Rio, wurden aber von dort, ohne irgendeinen Wunsch, einen Willen äußern zu dürfen, nach dem Mucuri geschafft, wobei die Centralisationsgesellschaft in Rio ihre heillose Rolle mit Ottoni gemeinschaftlich spielte, sodaß man zuletzt wirklich nicht mehr weiß, auf wen die größte Masse der Verwünschungen und Verfluchungen, welche die unglücklichen hintergangenen Colonisten

am Mucuri, bevor sie starben, ihren Verführern als nachhaltende Strafe hinterließen, fallen wird.

Angesichts all der Verworfenheiten, die ich in Sta.-Clara erlebte, sah ich mich genöthigt, einen ernsten Entschluß zu fassen.

Ohne das viele Gute zu verkennen, was im Mucuri-Unternehmen zu Tage gekommen war, ohne die Schwierigkeit der ganzen Aufgabe zu verkennen, glaubte ich dennoch alles in meinen Kräften Stehende thun zu müssen, um zu verhindern, daß man nicht noch ferner die Auswanderer dort umkommen ließe.

Eine Actiencompagnie gründend, welche das Kapital von 1200 Contos de Reïs (ungefähr 1 Mill. Thlr. preuß. Crt.) repräsentirte und vielfache Begünstigungen und Privilegien vom Staate erlangend, wühlte Ottoni mit großer Gewalt in die Wälder des Mucuri hinein, aber nicht mit schöpferischer Hand, sondern wie ein Elefant, der eben seinen Weg treten will, einerlei, ob er Menschen zertritt wie Würmer. Solange Geld da war, ging das wüste Treiben, und selbst einige Colonisten gediehen. Als aber im Verschleudern der großartigen Summen, während die hübschen Besitzungen der Ottonis immer besser wurden, die Kasse leer ward, blieb das von Menschenarbeit getriebene und mit Menschenwohl so innig verwebte Werk liegen. Daß jetzt die Colonisten im Elend verdarben, schien dem Director einerlei zu sein. Aus der Unternehmung ward eine Schwindelei, bei der man nur das blinde Zutrauen der Actionäre bewundern muß. Statt um schleunige Hülfe für die nothleidenden Colonisten zu rufen, hielt die Direction die Aufmerksamkeit des Publikums hin mit ausweichenden Berichten, Botocudenanekdoten und Erzählungen von feierlichen Einzügen in Philadelphia. Eine offene, reine, genaue Wahrheit kam nie zu Tage; mir scheint die einzige bewundernswürdige Kunst der Direction darin gelegen

zu haben, daß nichts über den Mucuri bekannt ward, was nicht von der Direction gefärbt worden wäre. Die Colonisten, mit Ausnahme einiger, welche von der Verwaltung begünstigt wurden, konnten nie etwas anfangen. Abgeschlossen wie in einem kleinen Paraguay, hatten sie den Fluß hinab keinen Ausweg, und auf der andern Seite, auf dem Landwege durch das Innere war es unmöglich, einen Schrei um Hülfe nach Rio gelangen zu lassen. Aller Möglichkeit beraubt, irgend ihr Recht gegen Unbilde, schreiende Ungerechtigkeiten und rohe Willkür zu bekommen, mußten sie schweigend dulden, hinwelken und hinsterben, ohne je daran denken zu dürfen, daß ihnen einmal Hülfe kommen möchte. Keine Menschlichkeit, kein Rechtsgefühl anders als den Willen Ottoni's anerkennend, übte der Commiß Ottoni's, der Subdelegat von S.-Jozé, an der Mündung des Mucuri seines Herrn Befehle aus! Blindlings des Bruders despotischem Willen gehorchend, herrschte Augusto Ottoni als Subdelegat in Philadelphia. Es gab keinen Gott mehr im Himmel, auf Erden keinen Kaiser mehr!

So sich unerschütterlich fühlend in seiner Macht, hatte Ottoni sich an die gesetzgebenden Kammern gewandt um ein Subsidium von 1200 Contos. Im Jahre 1858 hatte ihm die Deputirtenkammer die Summe bewilligt. Doch blieb die Angelegenheit im Senat liegen und sollte dort, nach Eröffnung der Kammern am 2. Mai im laufenden Jahre 1859, debattirt werden. Ottoni, der wol Mittel und Wege kannte, wie man im Senat eine Sache durchbringt, zweifelte nicht an einem günstigen Votum.

Und dann? Dann würde man noch mehr Menschen nach dem ungesunden Fluß hinlügen, noch dreister, noch frecher allem Recht, aller Billigkeit, aller Humanität die Zähne zeigen, noch zügelloser und schamloser fortfahren im

maßlosen Verfolgen von Privatinteressen und Bereichern der eigenen Familie.

Ebenso wenig ich beim Anblick der Kranken von Bella-Vista, als ich von Philadelphia zurückkam, dieselben verlassen zu dürfen glaubte, ebenso sehr hielt ich es für nothwendig, mich nicht mit der Rolle eines einfachen Besuchers und Berichtschreibers zu begnügen. Die Nothleidenden verlangten Abstellung ihrer Noth; das gefangen gehaltene Recht forderte seinen freien Gang; die Todten schrien nach Rache.

Und so beschloß ich denn, nicht nach Bahia zurückzugehen, sondern mich nach Rio aufzumachen und dort vor dem Ministerium und besonders vor dem Kaiser für unsere in Deutschland betrogenen und am Mucuri der schnödesten Willkür, der bittersten Noth preisgegebenen Landsleute aufzutreten.

Wie vieles bleibt mir noch über die Mucuri-Colonisation zu sagen übrig — über den Unsinn, eine Colonie 27, ja 57 Leguas lang auszudehnen, wenn noch nicht ein einziger Punkt die Kraft einer Selbstexistenz in sich hat und auch absolut keine Nachbarschaft von schon bestehendem, älterm Anbau, von Viehzucht, womit dem eben angelegten Unternehmen zu Hülfe gekommen werden könnte, sich vorfindet, — über den Unsinn, daß der Director dieses unübersehbaren Monstrums in Rio-de-Janeiro als sein eigener Agent lebt und es sich wohl sein läßt in den Genüssen der Residenz, während seine Colonisten darben und wie Schafe ohne Hirten umkommen; denn nur besuchsweise kommt Ottoni zur Colonie, — über den Unsinn, daß er die Sprache fast aller Colonisten gar nicht versteht und mit Händen und Füßen gesticuliren muß, um sich nur mit ihnen zu verständigen, — über den Unsinn, daß infolge allen Mangels einer wirklichen Administration eine so ungeheure Lebensmittelvertheuerung entstehen kann, in der das Pfund Kaffee 500 Reïs (12 Sgr.)

kostet, wofür man in Hamburg zwei Pfund bekommen kann, — über den Unsinn, ja die tiefe Immoralität, das alles ohne Geistlichen, ohne Lehrer und sogar ohne Arzt abmachen zu wollen, sodaß erst ein Durchreisender nach Zank und Streit es durchsetzt, daß Dr. Ernesto Ottoni für 1 Milreïs (24 Sgr.) die Armen besucht, denen man dann das Blutgeld zu den andern Schulden auf die Rechnung nachträgt!

Aber das sind Zustände, die ich nur andeuten, nicht weiter entwickeln will. Jemand, der nie im Auslande die Noth von Auswanderern gesehen hat, würde sich doch keinen klaren Begriff davon machen, wenn ich die angedeuteten Nothstände auseinandersetzen wollte.

Und doch kann ich mich noch nicht trennen vom Mucuri. Von seinen Wäldern muß ich noch erzählen, von seinen großen Araras und seinen Botocuden, wie wenig sich das auch erzählen läßt. Die bilden eine Welt, vor der der Europäer ob der Fremdartigkeit des Anblicks fast zurückschreckt, dann aber mit gespannter Aufmerksamkeit stehen bleibt als unverwandter Zuschauer, und zuletzt sich abwendet voll von den ernstesten Betrachtungen.

Von der Mündung des Mucuri an bis weit über Philadelphia hinaus, also in einer Ausdehnung von etwa 50 deutschen Meilen deckt ein dichter Wald die ganze Gegend, durch welche sich von Sta.-Clara an die neue Weganlage wie ein dünner Faden hindurchzieht. Daß hier und dort einige hundert Klafter dieses Waldes gelichtet sind und zum Theil zu maistragenden Abhängen umgewandelt, hat bisher nur sehr geringen Eindruck gemacht auf die Physiognomie des Landstrichs; selbst um Philadelphia herum, wo schon eine mächtigere Lichtung sich findet, ist dennoch Wald und immer wieder Wald die einförmige Losung.

In tausendfachem Echo schallt diese einförmige Losung dem Reisenden entgegen, wohin nur immer sein Ruf dringt,

wohin nur sein geistiges Ohr lauscht; aber auch tausendfältige Bilder treten in dem einförmigen Rahmen: Urwald am Mucuri, vor sein Auge.

Während am kaum beendeten Wege eine gleichsam neue Flora sich bildet und dort zusammendrängt, während Solanen, Mimosen, Smilar, Malven und reizende Formen von Passifloren, letztere ebenso anziehend wegen der Blüten wie erquickend wegen der eirunden Früchte, den engen Pfad noch mehr einengen und längs des Waldes ein blühendes Gehege bilden, wo sie in so dichtem Zusammenhange früher nicht standen: sehen wir zwischen ihnen hindurch recht eigentlich in den Wald hinein, wenn auch gerade nicht sehr weit. Hier fügt sich wieder Säule an Säule, Baumschaft an Baumschaft, kein einziger von jener ungeheuern Dicke, wie man im tropischen Urwald Stämme erwartet, wohl aber erstaunenswürdig wegen der Länge der Holzmasse im Stamm bei ansehnlicher Dicke.

Vor allen Bäumen ziehen da wol die gewaltigen Sapucayas, jene mächtigen Lecythis ollaria das Auge auf sich. Bis zu 7 Fuß Durchmesser sah ich sie im Gebiete des Mucuri. Und solch ein Stamm erhebt sich lothrecht und trotz der rauhen Rinde dennoch vollkommen walzenrund 70—80 Fuß hoch, ohne einen Knoten zu zeigen, ohne einen einzigen Ast abzugeben. Solch ein Baum enthält alles, was die Pflanzenwelt an Mächtigkeit der Ausdehnung und Eleganz der Form nur immer hervorbringen kann. Araucarien und Palmen können zwar mit den mächtigen Stämmen der Sapucaya wetteifern, aber in andern Gegenden, in anderer Weise. Ich möchte einmal eine wuchtige Araucarie von den Quellen des Uruguay, eine Lecythis vom obern Mucuri und ein Ceroxylon andicola vom Fuß der Serra von Choco zusammenstehen sehen; die würden ein ungeheueres Baumtriumvirat bilden. Doch möchte ich nicht entscheiden sollen,

welcher Baum der schönste wäre. So edle Naturformen können gar nicht miteinander verglichen werden; in ganz gleicher Weise ergötzen sie Auge und Gemüth.

Diesen Sapucayas gesellt sich als rechter Charakterbaum in den Waldungen des obern Mucuri vor allen andern die Barriguda hinzu, ein Bombax von gewaltiger Ausdehnung. Unwillkürlich wird wol jedes Reisenden Auge, und zwar in manchen Districten der angedeuteten Waldungen fast ununterbrochen von dem mächtigen Stamm dieser Barrigudas angezogen, der unmittelbar über seiner Wurzel sonderbar anschwellend, meistens mehr nach einer Seite hin und gleichsam mit einem Bauche beginnend (barriga ein Bauch, barrigudo bauchig), dann ebenfalls vollkommen walzenrund und mit ganz glatter Rinde hoch emporsteigt, wobei noch das merkwürdig ist, daß alle Stämme mehr oder minder deutlich in Zwischenräumen von 2—3 Fuß von Ringen umgeben sind, die in gewisser Hinsicht an die Ringe eines aus mehreren Stücken zusammengesetzten Mastes erinnern. Ich habe Barrigudas von 7 Fuß Durchmesser gemessen, Bäume, welche ebenfalls 60—70 Fuß emporsteigen, ohne einen Ast abzugeben. Wenn das eine Wesenheit großer Urwaldsbäume ist, daß sie auf langem, mächtigem Stamme nur geringe Aeste tragen, so ist der Barrigudabaum recht eigentlich ein Urwaldsstamm; man trifft Bäume, die kaum einige Aeste, kaum einige dürftige Blattbüschel an den Enden der Zweige tragen.

Und das hat seinen sehr guten Grund. Eine Barriguda oder, wie ich den Baum auch nennen hörte: ein Barrigudo würde eine bedeutende Krone gar nicht tragen können. Haut man an irgendeiner Seite die starke Rinde durch und entfernt aus dem Stammholze nur ein einigermaßen bedeutendes Stück, so knickt, während andere Waldbäume von festem Gewebe bis auf das letzte Viertel angehauen werden müssen,

wenn sie umfallen sollen, die Barriguda zusammen wie ein Halm, und zu unserm Erstaunen finden wir ein so loses, leichtes Holz im Riesenstamme, daß es getrocknet die Leichtigkeit vom Kork besitzt und allgemein auch die Stelle des Korks vertritt, eine Eigenthümlichkeit, die bei der Mehrzahl der Bombaceen vorkommt.

Außerordentlich weit stehen die sogenannten Jahresringe des Stammes dieser Barriguda auseinander, sodaß der Baum besonders schnell zu wachsen scheint, eine Eigenschaft, die bei jungen Bäumen auffallend hervortritt. Ich habe später Bombaceen gesehen, die in 20 Jahren die Dicke von 8 Fuß Durchmesser erlangt hatten. Vielleicht ist diese Bemerkung nicht unwichtig für die Altersbestimmungen der großen Adansonien in Afrika und bestätigt eine früher von mir ausgesprochene Bemerkung, daß die Ausdehnung der Vegetationsmasse bei einzelnen Tropenformen nicht dieselbe Bedeutung hat, wie sie sie im Norden haben würde. Auch ist das noch sehr merkwürdig bei der Barriguda, daß die Jahresringe meistens excentrisch um den Mittelpunkt liegen und demnach der sogenannte Mittelpunkt bedeutend gegen den einen Rand geschoben ist. Es scheint dieses mit der bauchigen Anschwellung des Stammes unmittelbar über der Wurzel zusammenzuhängen, welche Anschwellung, wie ich schon angegeben habe, meistens nach einer Seite hin am meisten entwickelt ist und demnach weitere Jahresringe enthält als die gerade aufwachsende Seite.

Es bildet die Barriguda allerdings eine höchst originelle Waldeserscheinung, deren ich am obern Mucuri ganz besonders erwähnen mußte, da der Baum dort außerordentlich häufig vorkommt und recht eigentlich der Charakterbaum ist. Eine höchst sonderbare Verwendung seines Holzes werden wir gleich kennen lernen. Mir hat der ganze seltsam ungeschlachte Baum den lebhaften Eindruck einer großen unge-

kehrten Rübe hinterlassen, welche mit den Blättern in dem Boden wurzelt und an dem letzten Wurzelende in der Luft einige Blätter treibt.

Was nun das animalische Leben betrifft, so erscheint dem Reisenden, der seinen Weg dahinzieht, ohne als Jäger in den Wald einzudringen, die Klasse warmblütiger Vierfüßler sehr sparsam vertreten; ich habe auf meiner ganzen Tour von Sta.-Clara nach Philadelphia hin und her kein einziges Säugethier erblickt, obgleich gerade damals drei Unzen die Gegend des Macaco beunruhigten und mehrfach im Wege erblickt wurden. Auch erwähne ich als eines Curiosums, daß während meines Aufenthalts in Sta.-Clara ein junger Mensch einen Ameisenfresser mit Wickelschwanz (Myrmecophaga tetradactyla) von einem Baume herunterschoß, eine Thierart, die viel seltener gefunden wird als das Tamaudua (Myrmecophaga jubata).

Auch kommt der Tapir oder die Ante und die ganze Schar größerer Nagethiere, die für Brasilien so charakteristisch sind, am Mucuri vor als ein geläufiger Jagdartikel, dazu auch häufige Armadille. Ein Tatupeba (Dasypus gigas) ward noch in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Sta.-Clara geschossen; das Thier wog 43 Pfd. Zahlreiche Dicotyles werden besonders von den Botocuden gejagt.

Viel bedeutender ist die Vogelwelt vertreten; überall zeigt sich ihre wundervolle Farbenpracht. Am meisten machen sich die Klettervögel geltend. Schwarze und blauschillernde Crotophagen (Anu) schlüpfen überall schreiend durch das Gebüsch; ihnen gesellt sich manchmal eine schöne, braune Species hinzu mit weißen Augenflecken auf den Seitenrändern des langen und breiten Schwanzes, ein Vogel von bedeutender Eleganz sowol der Form wie der Farbe. Später erinnerten mich ganz ähnliche Augenflecke im Schwanze eines Trogon an jene braune Crotophage. Solche Augenflecke von weißer

Farbe im breiten, großen Schwanze des Trogon mögen Ursache sein, daß man diesen Vogel im Portugiesischen Pavão (Pfau) nennt.

Nichts aber kommt den Scharen mannichfaltiger Papagaien gleich! Ich will hier nichts sagen von den Turmen der Periquitos, diesen grünen Sperlingen der Tropen, die lärmend und sich zankend von Baum zu Baum ziehen, oft so dicht gedrängt, daß einmal ein Colonist, wie man mir erzählte, auf einen Schuß ihrer dreizehn erlegte, — auch nichts von den verschiedenen eigentlichen Papagaien oder Perroquets, die sich überall umhertreiben, wohl aber von den großen Araras, dieses Magnaten unter den Klettervögeln.

Gar zu prächtig sah es aus, wenn so ein Paar Araras oben an den Aesten der Barriguda umherkletterte, denn selten kamen sie in größerer Menge, nie aber einzeln vor. Mit einem kleinen Fernrohr in der Hand konnte ich mich oft gar nicht trennen vom Anschauen der schönen Vögel. Mit den Füßen und dem Schnabel zugleich kletternd und oft noch den langen Schwanz als Stütze benutzend, machten sie die hübschesten Evolutionen, wobei sie oft die Flügel weit ausstrecken oder mit denselben zusammenschlugen, sodaß die Glut ihres rothen Federkleides mit einzelnen blauen Federn in den Schwingen unter dem Glanz der Morgensonne doppelt feurig aufleuchtete. Wenn sie mich bemerkten, so fingen sie ein wirklich furchtbares Gekrächze an mit einer förmlichen Baßstimme und flogen dann bald davon mit sehr raschem Flügelschlag. Ganz aus weiter Ferne her hörte ich noch das laute Schreien der prachtvollen Thiere.

War das verstummt, so hörte ich vielfach auch das bohrende, schrotende Geräusch der Spechte; denn wirklich war es kein Klopfen, wie die nordischen Spechte das beim Jagen machen, sondern ein dröhnendes Bohren. Ich hatte eine hübsche Gelegenheit, die Ursache dieser Eigenthümlichkeit ken-

nen zu lernen. Auf einer eben geschlagenen Roça lag ein rindenloser, dicker Stamm, auf welchem der Länge nach in fast schnurgerader Linie und der Ausdehnung einiger Klafter sich eine Menge kleiner Gruben in Zwischenräumen gebohrt fanden. So eigenthümlich sahen diese etwa einen halben Zoll tiefen Grübchen aus, daß ich fragte, wer sie gemacht hätte. „Das hat der Picapáo (Specht) gethan", erwiderte man mir. Ich nahm die Geschichte näher in Augenschein und fand Folgendes:

Jedes Bohrloch des Picapáo endigte auf den Kanal eines im Baume aufwärts schrotenden Thieres, wahrscheinlich einer dicken Käferlarve, die sich genau in einer gewissen Distanz unter der Oberfläche hielt. Durch das Percussionsgeräusch fand der Specht den Verlauf des Ganges und bohrte unverdrossen mit dem starken Schnabel ein Bohrloch nach dem andern auf diesen Gang, bis er die schrotende Larve gefunden hatte. Kaum kann man eine schlauere und solidere Jagdmanier in der Thierwelt vorfinden als diese.

Urubus, die schon so oft erwähnteh schwarzen Geier, bemerkte man anfangs nicht in den Colonieanlagen am Mucuri. Seitdem aber zahlreiche Maulthiere dort umkommen auf dem langen Wege von Sta.-Clara nach Philadelphia, haben sich auch diese dienstfertigen Aasvögel zum Verschlingen der Cadaver eingestellt und in den benachbarten Wäldern niedergelassen. Ich sah sie oft, doch nie in so dichten Scharen wie in den Campos von Rio-Grande, wo sie sich oft zu Hunderten vereint umhertreiben.

Als ich eines Morgens vom Nachtquartier fortgeritten war, entdeckte ich auf dem höchsten Aste eines gewaltigen Baumes zwei Vögel, sitzend in vollkommener Ruhe und mit dem Ausdrucke der vollsten Unerschrockenheit. Es war ein Paar Königsgeier, jene Geierart, die nicht sowol wegen ihrer Größe wie wegen ihrer Stärke und schönen Färbung ausge-

zeichnet ist. Ich glaubte anfangs, daß ich mich geirrt hätte. Doch bestätigte mir Verdier die Richtigkeit des Gesehenen; er selbst hatte vor einiger Zeit einen solchen Uruburey, einen Königsgeier geschossen.

An Crypturusarten (Macuco, Capoeira, Uru u. s. w.) sowie an Penelopiden (Jacu, Jacutinga, Mutum u. s. w.) ist der Wald ebenfalls sehr reich. Ob nicht ein großer Vogel, den man Cancão nannte und den ich paarweise häufig von Baum zu Baum fliegen sah, ohne ihn je genau erkennen zu können, auch hierher gehört, kann ich nicht sagen. Die deutschen Colonisten nannten ihn geradezu einen wilden Truthahn.

Von der Insektenwelt will ich wenig sagen. Und doch zeigte gerade sie mir ihre größten Formen. Den ganzen Tag umflatterten mich die bekanntern großen Morphonen. In dunklern Waldpartien flog die große Eulenart Agrippina von Stamm zu Stamm, ich denke der größte Schmetterling, den es gibt, im Sitzen fast unkenntlich auf der grauen Rinde der Waldbäume. Vielfach hüpfte in kurzem Fluge eine ungeheuere Hymenoptere vor mir auf, unsern Sirexarten ähnlich, einfarbig dunkelblau mit gelber Spitze der Fühlhörner. Ja, einmal belauschte ich in der nächsten Nähe die gewaltige Vogelspinne Mygale avicularia, lauernd vor ihrem Erdloch. Dazu kroch in großer Menge an den Stämmen der Barrigudas jene große Buprestis, der größte Metallkäfer, umher, ganz wie unsere Moschusholzböcke auf den Weiden umherklettern; das Fliegen schien dem erzgepanzerten Thiere in der Hitze herzlich sauer zu werden. In der Natur sehen seine Deckflügel goldgelb aus; es liegt ein dicker, stark nach Safran riechender Staub auf ihnen, der an den Fingern kleben bleibt, wenn man den Käfer angreift. Erst wenn dieser Goldstaub weggewischt ist, bekommt der große Kerl seine grünrothe Metallfarbe. Und all diese großen Insektenformen sah

ich an einem Tage, übersah sie fast mit einem einzigen Blicke.

Auch die Nacht blieb nicht mit ihrer Insektenwelt hinter den Tageserscheinungen zurück. Ritt ich in den Abend hinein, so trieben, nachdem die Schwärme der Sphinxe sich verzogen hatten oder nur noch am schnurrenden Flug um duftende Blüten zu erkennen waren, Tausende von Leuchtkäfern ihr Wesen in den Gebüschen, besonders in der Nähe von Bächen und fruchtbaren Niederungen. Am schnell dahinfahrenden starken Lichtglanz machten sich die Elateren kenntlich; mannichfache Modificationen von rothem, gelbem, grünem und weißem Feuerglanz schienen ebenso viel verschiedene Species zu verrathen. Seltsam ist es immer, daß die todten Leuchtelateren in selbst schon alten Sammlungen eine auffallende Schimmerfarbe behalten in den beiden Leuchtorganen des Brustschildes und, wenn auch geringer, am Kopfe.

Im schroffsten Gegensatze zu dieser schönen Natur, die ich nur in wenigen Zügen, in einigen Hauptformen andeuten konnte, viel seltsamer als Pflanze und Thier, ist mir im Gebiete des Mucuri der Urwaldsmensch entgegengetreten, so seltsam, in so eigenthümlicher Naturbeschaffenheit, wie ich bis dahin in Brasilien noch nichts gesehen hatte.

Botocuden haben von jeher im Gebiete des Mucuri gewohnt unter einer Menge verschiedener Namen: Araras, Nakeminuks, Tapuis oder Tapuios u. s. w., letztere beide Namen als Collectivbezeichnung für alle Indianer in derselben Weise, wie im Süden von Brasilien das Wort Caboclo jeden braunen Waldmenschen bezeichnet. Früher wohnten sie bis zur Meeresküste hinunter, ja die Hauptsubstanz der Einwohnerschaft von S.-Jozé do Porto Alegre stammt von solchen Botocuden her, wie denn ja Botocuden längs der ganzen Meeresküste vom großen S.-Francisco an bis zum Tubarão im südlichen Sta.-Catharina, also auf einem Gebiete von einer

Ausdehnung durch 20 Breitengrade hindurch der vorherrschende Stamm waren.

Unter dem Namen der Araras fanden sie sich am untern Mucuri. Vergebens suchte man sie dort zu aldeisiren, wie ich das schon angegeben habe. Sie zogen sich, um ihre wilde Natur behaupten zu können, weiter nach Westen zurück.

In solchem vollkommen wilden Zustande finden sich denn noch heute Botocuden überall in den Wäldern zwischen Sta.-Clara und Philadelphia. Als der erste Weg ihnen diese Waldungen zu spalten drohte, pflanzten sie gekreuzte Pfeile in denselben als Zeichen einer Kriegserklärung. Man hing einigen Tand in die nächsten Büsche hinein; er ward angenommen, und seitdem hat man sich mit den Botocuden vertragen und sogar Berührungspunkte mit ihnen zu Stande bringen können, sodaß einzelne Horden von ihnen bald nach Philadelphia, bald nach dem Ribeirão-da-Areia, bald zum Gasinelli nach dem Ribeirão-das-Pedras kommen, um dort einzelne Waldproducte gegen Mais und Maniocmehl einzutauschen, aber auch um ebenso bald sich wieder davonzumachen, ohne irgendeine Spur einer ihnen anhaftenden Cultur mitzunehmen.

Diese kleinern und größern Rudel oder Horden von Urwaldsmenschen leben gewöhnlich unter einem Kaziken, der gern den modernen Namen „Capitão" vor den fremden Ankömmlingen führt. Sie haben sich den Wald förmlich eingetheilt nach vertragsmäßigen Verabredungen; jeder Stamm hat so viel Wald, als er zu seiner Ernährung bedarf. Nur in diesem seinem District darf er jagen. Betritt er den eines andern Stammes, so macht er sich zu einem Chiporoka, einem Feind, und hat damit eine Kriegserklärung gemacht.

Mitten in diesen Waldesrevieren wohnen die einzelnen Rudel mit ihrem Kaziken in einer Art von festem Wohnsitz, einer Malocca oder Aldeamento, wie sehr sie auch umher-

ziehen mögen im Walde, um zu jagen und Honig und Wurzeln zu suchen, bei welcher Gelegenheit sich jeder Botocude ein Asyl von Caitèblättern (Blätter der Heliconien und Strelitzien) macht, ganz geformt wie unsere Hundehäuschen. In solchem Zustande suchte und fand auch ich sie in ihren Waldungen.

Wir waren am 9. Februar von Philadelphia fortgeritten und bald vom Hauptweg ab tiefer in den Wald hineingekommen, wo sich längs eines Bachs, des Rio-de-S.-Benedicto, einige neue und noch ziemlich kümmerliche Anpflanzungen von deutschen Colonisten befanden. Dann erreichten wir eine schöne große Lichtung mit vorgeschrittenem, vortrefflichem Anbau und entstehenden soliden Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, eine ausgezeichnete Fazende, deren Ausdehnung und Zustand sie auf den ersten Blick als das Besitzthum irgendeines Mitglieds der Ottoni'schen Familie kennzeichnete.

Und so war es in der That. Wir waren auf der Fazende Liberdade, wo ein Vetter Ottoni's, Herr Joaquim Maia, sich mit Hülfe von Negern, wie alle Ottoni'sche Verwandte, sein kleines Californien herausbildet, während es den deutschen Colonisten streng verboten ist, aber auch von den Umständen unmöglich gemacht wird, sich solcher Hülfe und Arbeit mittels Negersklaven zu bedienen.

Von Joaquim Maia's Fazende schlugen wir einen Fußsteig eigener Art ein, welchen uns, da wir es versuchten, auf unsern Maulthieren zu bleiben, zwei voraufgehende Neger mit großen Waldmessern wenigstens etwas gangbar zu machen suchten. Der Fußsteig war ein sogenannter Bugresteig, den nur die Indianer passiren. Ich war, wie mir Ottoni sagte, der erste Europäer, der diesen Steig je passirte, denn auch Tschudi war nicht zu der Botocudenhorde, die wir aufsuchen wollten, gekommen.

Ich passirte den Weg, wenn wir ihn so nennen wollen,

allerdings in eigenthümlicher Erwartung. Der einsame Pfad, das Halbdunkel des Waldes, die grotesken Baumformen und namentlich die wunderlich holzigen Schlingpflanzen, die wie erstarrte Riesenschlangen dalagen und umherhingen und dann wieder in bretförmiger Breite und unermeßlicher Länge auf- und niederstiegen zwischen den einzelnen Stämmen, stimmten mich durchaus urwäldlich. Ich glaubte hinter jedem Stamm einen Botocuden stehen zu sehen.

Bald trafen wir einige Hijämes, jene oben angedeuteten Schlupfwinkel und Hüttchen aus Heliconienblättern, in denen die Botocuden auf der Jagd die Nächte zuzubringen pflegen. Immer häufiger wurden diese Hijämes, immer neuern Ursprungs schienen sie zu sein. So erreichten wir denn eine kleine Lichtung, in welcher eine unordentliche, von vielem Unkraut fast erstickte Bananenanpflanzung sich vorfand, offenbar eine Botocudenarbeit. Noch einmal drangen wir dann durch ein Waldende hindurch und erreichten nun eine größere Lichtung, auf der sich mitten zwischen Bananenpflanzen und einigem andern Gartenwuchs eine Art von Waldhaus mit einem Nebenhause aus rohem Holzwerk mit Lehmanwurf und einer Ueberdachung aus Rinden und Palmenblättern zusammengefugt befand.

Hier wohnte der Botocudenkapitän Potão. Schon aus der Ferne rief Ottoni diesen Namen, und als wir abstiegen, kam ein Rudel fast ganz nackter Botocuden aus ihren Schlupfwinkeln heraus, Männer, Weiber und Kinder, Potão an ihrer Spitze, um den Kapitän Pogirum (Weißhand), wie sie Ottoni nennen, zu begrüßen, ein widerliches Gewimmel von Weibmännern und Mannweibern durcheinander, kein einziger Mann, kein einziges Weib in der ganzen Horde!

Auffallend hell war ihre Farbe. Das ganze Rudel war fast europäisch weiß, ein krankhaftes, hellgelbes Weiß, welches ich ein chlorotisches, ein bleichsüchtiges nennen möchte, und

welches, zumal bei der fast absoluten Nacktheit der Leute, einen widerlichen Eindruck machte.

Viel auffallender war ihre Form. Leibhaftig standen sie da als Bauchmenschen vor mir, Menschen, bei denen jede Verrichtung, jede Gliederung in der ganzen Form um des Bauches willen vorhanden ist, um dieses Götzen willen, der allein den Wilden der südamerikanischen Waldungen regiert und bewegt. Auffallend erschien mir bei allen Individuen der Rumpf groß im Verhältniß zu den Extremitäten und besonders der Bauch entwickelt. Eine schöne Muskelentwickelung fand sich an Brust, Schultern und Oberarmen; die Unterarme aber waren dünn und endigten in schmächtige Hände. Dazu war die Bildung der Schenkel und Beine so erbärmlich, daß sie bei einigen förmlich hektisch aussah.

Die Köpfe schienen mir leicht mongolisch modellirt mit flacher, enger und knochiger Stirn. Im Gesicht, in den Augen lag etwas, was sich mit Worten gar nicht wiedergeben läßt. Diese Leute, diese Botocuden sehen nichts, bemerken nichts; diese glanzlosen Augen drücken nicht das Allergeringste aus; sie haben einen vollkommen idiotischen Anstrich. Wenn ich bei diesen Waldmenschen etwas bezeichnen soll, was mir als Hauptkriterium ihrer Eigenthümlichkeit erschienen ist, so ist es entschieden das Auge oder vielmehr, daß gar kein Blick vorhanden! Matt, flau, planlos, nichts aufnehmend, nichts wiedergebend schweift das Auge, der Blick wie ein welkes Blatt im Winde hierhin und dorthin. Keine Furcht, keinen Muth, nichts, nichts entdeckt man darin. Höchstens das macht dem Botocudenauge Furcht, daß ihn das untersuchende Auge des Europäers, des Culturmenschen trifft. Da schleicht der Blick des Waldmenschen sich gern seitwärts davon, ja der ganze Mensch möchte sich seitwärts davonschleichen, gleich als ob er es ahnte, daß der fest hinschauende Blick des Culturmenschen nach angestellter Analyse

lauter Negativitäten im Botocuden herausfände und das ganze Individuum, die ganze Horde, alle Botocuden in Nichts auflöste.

Klötze trug niemand von Potão's Leuten in Ohren und Lippen. Doch hatten die ältern Leute ziemlich große Löcher theils in den Ohren, theils in der Unterlippe. Die Männer hatten sich ein Stück Zeug um die Hüften geschlagen, die Frauen sich eine Art Vorhang um den Hals gehängt, sodaß er Brust und Bauch bis zu den Knien herab bedeckte, die Rückseite des Körpers aber vollkommen bloß ließ. Ganz offenbar hatten sie diese Mummerei erst vorgenommen, als sie uns kommen hörten, denn unter sich gehen sie ganz vollkommen nackt.

So standen sie da in einer Reihe mit einer Art von Grinsen im Gesicht, Lemuren des Waldes und Fledermäuse, die zwischen Mensch und Thier umherflattern, ohne sich von der Natur des letztern frei machen, sich zur Lichtseite des erstern aufschwingen zu können.

Jetzt sollte ich auch einige von ihren Kunststücken sehen. Potão, dem eine ziemlich große scirrhöse Geschwulst der Unterlippe an der rechten Seite das Gesicht noch mehr entstellte, als es seiner Botocudennatur nach schon war, nahm seinen Bogen und schnellte einen Pfeil in die Luft gerade in die Höhe. Der Pfeil flog wirklich außerordentlich hoch. Unser Ausruf des Staunens machte den Wilden ganz stolz. Er schlug sich mit der flachen Hand auf die Brust und rief laut: „Potão jacjeminue" (gut, stark)! Nun steckte ich ein Zweimilreïsstück, eine Silbermünze etwa so groß wie ein Fünffrancsstück, an einen Bananenbaum fest, in einer Distanz von etwa 30 Fuß. Potão mit drei Leuten schoß wiederholt danach. Mit enormer Gewalt sausten die Pfeile zum Ziele, aber kein einziger Schuß traf; ja kein einziger Pfeil kam auch nur in die nächste Nähe des Geldstücks. Ein scharf

sehender Europäer würde vielleicht noch mehr Geschick gezeigt haben als die Botocuden. Und woher kam diese Ungeschicklichkeit bei den Bogenschützen, die nicht leicht einen Vogel verfehlen? Weil sie nicht gewohnt sind, nach einem Silberstück zu schießen, weil sie es gar nicht kennen, seine Distanz gar nicht tariren können, weil sie es vielleicht gar nicht einmal sehen. Hätte ich einen todten Vogel an die Stelle der Münze gesteckt oder eine Banane, ich glaube, jeder Pfeil hätte sein Ziel durchbohrt.

Wir ritten durch ihr Gehöft hindurch und setzten durch einen Bach. Eine vom Unkraut fast vollkommen wieder verwachsene Picade führte uns längs eines Abhangs wieder in den Wald hinein. Gleich im Eingange des Waldes trafen wir einen kleinen Botocudenjungen mit Pfeil und Bogen, welcher auf die Jagd ging. Der kleine, ganz nackte Jäger sah wirklich gut aus. Ein größerer, ebenfalls vollkommen nackt, gesellte sich zu ihm. Beide führten uns durch den Wald zu einer Klärung und einem ganz ähnlichen Aldeamento, wie wir es eben verlassen hatten.

Hier wohnte der Kapitän Macgirum mit seinem Botocudenrudel. Wir erlebten ganz dieselbe Scene wie beim Kapitän Potão. Nur war Macgirum selbst viel voller und besser gebaut als sein dünnbeiniger Nachbar.

Ich gab Macgirum durch Zeichen zu verstehen, daß ich seinen Rancho auch gern einmal inwendig besehen wollte, was er mir denn auch erlaubte. Der Rancho war in zwei Hälften abgetheilt. Die erste Hälfte schien zum Wohnen zu dienen. Ein Koatifell und einige Caltéblätter lagen am Boden; in der Mitte standen einige leere Calebassen. Die andere Abtheilung diente zum Kochen und Schlafen, — eine sonderbare Combination in den Augen des Europäers, der nicht weiß, daß die Indianer im Walde immer bei einem Feuer schlafen —; in dieser Abtheilung hockte Macgirum's

Frau am Boden und röstete an einem Feuer Maismehl in einer Pfanne. Ueber dem Feuer hingen in einem Bündel zusammengebunden viele Ausschnitte von Bambusrohr, aus denen nachher Pfeilspitzen gemacht werden. Pfeile und Bogen standen in den Ecken umher.

Am meisten interessirte mich eine Spindel der Botocudin, womit die Fasern der Embirarinde (vom bombax pubescens) und selbst Baumwolle zu feinern und gröbern Schnüren zusammengedreht werden. Es gelang mir, der wilden Dame, die ein wirkliches Scheusal war, das Ding abzuhandeln. Freilich war es weiter nichts als ein kleiner Flaschenkürbis, durch den ein dicker Stiel hindurchgeht; aber immer war es doch ein Wahrzeichen einer beginnenden Kunstfertigkeit inmitten der rohesten Menschennatur. Auch mochte die Nähe von Philadelphia diesen Botocuden schon manches Eigenthümliche ihrer wilden Beschaffenheit abgestreift haben. Kein einziges Individuum trug den berühmten Botocudenklotz mehr in den Lippen. So halten wir uns denn nicht länger bei den unheimlichen Geschöpfen auf, um so weniger, weil wir bald einem noch ganz originellen Botocudenrudel begegnen werden.

Einige Botocuden begleiteten uns in den Wald hinein und zu jener krautbewachsenen Picade, die von Macgirum zum Potão führte. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit hatten die Botocuden den Weg gesäubert; wir fanden einen breiten, offenen Pfad, wo wir uns vor zwei Stunden durch dichtes Pflanzengewirr hatten hindurchdrängen müssen.

Wir kamen denn leicht zu Potão's Rancho zurück. Hier wollte Ottoni einige Bananen haben und sagte vor der Thür zur Frau des Kazifen: „Pogirum sicorana", d. h. Weißhand ist hungerig! Die Alte wiederholte das in einem heulenden Tone, als ob sie bitterlich weinte. Denn in der That kennen diese Menschen nur ein, aber ein entsetzliches Unglück,

das des Hungerns. Und so bekamen wir denn Bananen. Bataten wollte die Botocudin uns auch rösten, aber wir dankten und ritten von dannen.

Man wollte uns einen nähern Bugresteig führen und brachte uns dadurch in ein Gewirr von Wald und Taquara, daß wir sammt unsern Thieren fast stecken blieben; denn in der That sind diese Steige nur für Urwaldsmenschen angelegt. Nach vielem Klettern und mühsamem Marsch, wobei wir unsere Maulthiere hinter uns herziehen mußten, — Pferde hätten solche Tour wol schwerlich ausgehalten, — blickten wir in eine schöne Klärung, deren Ausdehnung und Anbau wieder auf eine Dotirung der Ottoni'schen Familie schließen ließ. Wirklich trafen wir eine zweite Pflanzung des Joaquim Maia an; sie heißt das Universo.

Ein kleiner, zum Betriebe eines Mühlwerks abgeleiteter Bach führte uns längs einer Waldhöhe zur Fazende Liberdade zurück. Die Sonne wollte schon sinken, und wir hatten unsere Zeit sehr nöthig, um Philadelphia noch zu erreichen. Aber langweiliges Ceremoniel und übertriebene Höflichkeit, die allen Parteien gleich lästig war, zwang uns, auf der Liberdade noch erst zu Mittag zu essen. Nach dem Mittagsessen schien es kaum mehr möglich, noch Philadelphia zu erreichen. Und wirklich blieb Ottoni bei seinen Verwandten. Wir aber, Schlobach, ein Brasilianer und ich, nahmen noch einmal unsere müden Thiere vor und ritten in das Waldesdunkel hinein, in welches der Mondschein einige Helle vergebens hineinzubringen sich bemühte; am S.-Benedictobach war es so dunkel, und wir ritten uns so fest, daß wir laut schrien, um uns aus den benachbarten Colonisten einen Wegweiser herbeizuschreien. Das gelang uns auch. Eine junge Schweizerin kam mit einer hellen Fackel eine Roça herab zu uns und zeigte uns muthig wieder in den Waldweg hinein. Das Geschick unserer Maulthiere that das Weitere, und wir

kamen, wenn auch etwas geschunden und zerkratzt, glücklich vor Mitternacht in Philadelphia an.

Wenige Tage darauf befand ich mich auf dem Rückwege nach Sta.-Clara. Ich war am 12. Februar schon um 2 Uhr zu Verdier am Ribeirão-da-Areia gekommen, um mit ihm die am Urucu wohnenden Botocuden aufzusuchen, die mit ihrem Kapitän Juquirana manchmal nach Verdier's und Gasinelli's Wohnung kamen. Mit dem freundlichen, dienstfertigen Franzosen ging ich von der Straße ab in einen düstern Bugresteig hinein. Wir gelangten tief in den Wald, erstiegen eine Waldhöhe und suchten nach den Botocuden, ohne auch nur einen anzutreffen, obwol ihr Steig, wie wir genau sehen konnten, erst ganz kürzlich gesäubert worden war. So laut wir nur konnten, riefen wir den Kaziken Juquirana; aber nirgends wollte ein Gegenruf ertönen. Uns blieb nichts weiter übrig, als bei Zeiten, um nicht von der Nacht im Walde überfallen zu werden, das Dickicht wieder zu verlassen, in welchem es schon stark dämmerte. Mir war es sehr leid, die Wilden nicht getroffen zu haben.

Am Nachmittag des folgenden Tags, als ich eben zu Gasinelli am Ribeirão-das-Pedras hinabritt, rief mir der hinter mir reitende Neger zu: „Sehen Sie sich einmal um, wer hinter Ihnen geht!"

Ich sah mich um. Unmittelbar hinter meinem Maulthier lief mit rüstigem Schritt und dem heitersten Humor im Gesicht ein kräftig gebauter Botocude, ungefähr 30 Jahre alt, so nackt, wie ihn Gott erschaffen, nur mit Pfeil und Bogen in der Hand. Hätte ich ihn nicht an seinem Gesicht als einen Botocuden erkannt, ich würde den hellen Menschen für den ersten Augenblick zu einem Europäer gemacht haben, der ein Vergnügen darin fände, nackt im Urwalde umherzulaufen.

Ich gab dem lustigen Gesellen die Hand und fragte nach Juquirana. „Juquirana hijämc", erwiderte er und wies mit

der Hand voraus, woraus ich schloß, der Kazike möchte auf einem Jagdzuge gerade vor uns sein. Und wirklich waren wir kaum eine Minute vorwärts gekommen, als eine Reihe nackter Botocuden von jeglichem Alter und Geschlecht aus dem dichten Gebüsch hervorsprang und mich begrüßte. Zwei oder drei Männer gingen mit mir zu Gasinelli, wo ich abstieg und noch einige Botocuden traf.

Kaum hatte ich Zeit gehabt, mich etwas vom Ritt in der brennenden Sonne zu verschnaufen, als auch schon die ganze Horde ankam, Männer, Weiber und Kinder von allen Altersperioden, alle so vollkommen nackt, alle so gänzlich ohne die geringste Verlegenheit nackt zu sein, daß der Anblick wirklich der seltsamste war, den ich je von Menschengruppen gehabt hatte. Juquirana befand sich an ihrer Spitze, ohne daß ihm irgendein Vorrang eingeräumt zu werden schien.

Auch in dieser Horde trugen die Männer keine Klötze, weder in den Lippen noch in den Ohren. Doch hatten einige von ihnen bedeutend große Löcher in den Ohrlappen zur Aufnahme eines Holzes. So sahen sie nur wenig entstellt aus, und die nackten, durchweg kräftig muskulösen Männer, die unbedingt besser gebaut waren als ihre Stammesgenossen bei Philadelphia, und ihre nirgends bemalte oder tätowirte hellrothgelbe Haut ungemein rein hielten, machten wirklich einen vortheilhaften Eindruck. Juquirana war der einzige, der von meiner Größe war, ungefähr 5½ Fuß; die andern waren alle kleiner.

Graufig sahen dagegen die Weiber aus. Ohne irgendeinen Ausdruck von Weiblichkeit im Gesicht, kurz und fleischig gebaut, standen sie halb blödsinnig lächelnd da, keine Spur, auch nicht die mindeste, von Schamhaftigkeit oder Befangenheit verrathend, die volle Vorderseite dem Blicke darbietend, ohne an die allergeringste Verhüllung zu denken, und wäre sie auch nur jene Einwärtsbiegung eines Knies, wie Leonardo

da Vinci sie an seiner berühmten Leda gemalt hat und Wilkes sie uns in seiner „Weltumsegelung" von den Frauen der Südsee erzählt, — so standen diese Botocudinnen nackt zwischen den nackten Männern umher, Weibergestalten in der abschreckendsten Form, ja mehr als das, in einer wirklich entsetzlichen Weise.

Und dennoch hielten diese Botocudinnen auf zwei Toilettenstücke mit großer Gewissenhaftigkeit. Das eine war ihr Klotz in der Unterlippe, eine kreisrunde Scheibe aus dem Holze der Barriguda, um welche die Lippe wie ein rothes Band herumliegt. Beim Essen, Trinken, Sprechen geht diese Scheibe wie eine Klappe auf und nieder, ohne je herauszufallen, und es hält ungemein schwer, die Frauen dazu zu bewegen, die Scheibe aus der Lippe herauszunehmen. Nur bei zweien gelang es mir, sie durch Darbietung von Maniocmehl dahin zu bringen, daß sie ihre Klötze aus der Lippe holten und mir schenkten. Augenblicklich aber hielten sie ihre Hände vor den Mund mit dem entschiedenen Ausdruck von Verlegenheit, Aerger und verletzten Sittlichkeitsgefühls. In der That wußte ich nicht, ob sie mit oder ohne Lippenklotz scheußlicher aussähen. Denn ohne die Holzscheibe hing ihnen der Fleischring der Lippe schlaff herunter am Kinn, und aus dem unvollkommen geschlossenen Munde lief ihnen der Speichel heraus. Die größere Scheibe, die ich erhielt, war aus der Lippe von Juquirana's Frau. Sie mißt 2 Zoll und 8 Linien im Durchmesser und ist gerade 1 Zoll dick. Doch hatten einige Weiber noch größere Klötze. Sie liefen indessen davon, als ich Miene machte, sie ihnen abzuhandeln, und kamen erst wieder näher, als sie sahen, daß ich mich mit den zwei eingetauschten Scheiben begnügte. Mit so wenig Wahl nahmen die Botocudinnen das Material zu ihren Scheiben, daß die eine Scheibe, die ich besitze, schon an einer Seite etwas verkohlt ist und nicht einmal parallele Flächen hat.

Ein anderes Toilettenstück war eine schwarze Schnur, die die jüngern Weiber einmal fest um die Wade dicht unter dem Knie geschlungen trugen. Man sagte mir, diese Schnur wäre das Abzeichen der unverheiratheten ausgewachsenen Mädchen. Wenn dem so ist, so wären die meisten Weiber unverheirathet gewesen, und in diesem Falle war es mir ein Räthsel, wie diese schrecklich häßlichen Creaturen einen Mann bekommen wollten.

Einige junge Mädchen und Kinder trugen Ketten um den Hals und um ein Handgelenk, Pflanzensaat, wahrscheinlich von Leguminosen, und Capivarizähne auf Schnüre gezogen. An einigen dieser Ketten waren sogar drei bis vier Glasperlen aus europäischer Fabrik angebracht, die wahrscheinlich einmal im Tauschhandel unter diese Waldmenschen gerathen waren.

Das war alles, was an Kunst, an Schmuck, an Toilette bei diesen ganz unbefangen nackten Geschöpfen zu entdecken war.

In dieser Unbefangenheit drängten sie sich mir nach in Gasinelli's Magazin hinein, wo man mir ein kleines Mittagsessen, Huhn mit Reis, auf einen Tisch gesetzt hatte. Gewaltig schien das bei den Männern die Eßlust anzuregen. Sie setzten sich mir so nahe zu beiden Seiten auf meine Bank, daß ich, um selbst essen zu können, die nackten Gesellen oft mit den Elnbogen von mir schieben mußte. Das half aber nur auf Augenblicke. Gleich kamen sie mir wieder auf den Leib und schauten mir gierig auf das Messer und den Mund, die heiterste Eßlust in den Mienen, wie sie immer nur einem Wohlschmecker im Gesicht geschrieben stehen kann, der sich vor sein Austernfrühstück hinsetzt. Zuletzt wies der eine mit dem Finger auf das Huhn und sagte schnalzend: „Macaco ampiep" (der Affe ist gut) — sie scheinen alle kleine Thiere mit Rippen Affen zu nennen —; ich mußte laut

auflachen und ließ dem ganzen Schwarm Maniocmehl zum Essen geben, wodurch ich selbst Gelegenheit bekam, meine Mahlzeit ruhig zu beendigen.

Dann suchte ich mich durch Zeichen und Vorzeigung verschiedener Sachen mit ihnen in Relation zu setzen und sie etwas zu studiren; aber alles, was ich thun und versuchen mochte, prallte bei ihnen ab. Ich wollte z. B. gern einige Wörter von ihnen erfahren, wies auf die Sonne und sagte: „Tupän!". Dann hielt ich ihnen mit dem Tone eines Fragenden meine Hand hin. Ich wollte auf diese Weise den denkenden Menschen in dem Botocuden herausfordern, mir zu sagen, wie er Hand in seiner Sprache nenne. Statt dessen aber kam mir ein gutmüthiger Affe entgegen. Ein Botocude zeigte genau, wie ich selbst gethan hatte, auf die Sonne, hielt mir seine Hand hin mit demselben Ausdrucke des Fragens wie ich selbst und sah mich dann mit großer Zufriedenheit an. Und nun mochte ich weiter versuchen, was ich wollte, immer gelang es mir nur, sie Orangutang spielen zu machen. Einem Botocuden, der neben mir saß, fühlte ich zählend den Puls. Als ich damit fertig war, nahm er, ganz genau wie ich gethan, ganz mit derselben Miene, wie ich sie wol gemacht hatte, meine Hand, legte seine Finger forschend an meine Handwurzel, ließ sie dort eine halbe Minute ernst und beobachtend, ganz wie ein promovirter Doctor, liegen und sah mich dann, nachdem er alles wunderhübsch nachgemacht hatte, mit dem Ausdrucke vollkommener Selbstzufriedenheit an. So schlug mir alles fehl bei ihnen. Je mehr ich mich an die Menschennatur in ihnen wandte, desto mehr trat diese schüchtern und ungeschickt in den Hintergrund wie ein blödes Dorfkind, und desto mehr stieß ich auf die Affennatur und überzeugte mich mit tiefer Wehmuth davon, daß es auch zweihändige Affen gäbe.

Schon beim Essen hätte ich gern ausfindig gemacht, ob

sie noch Menschenfresser wären. Sie hatten, als man ihnen zuerst in ihren Wäldern begegnete, die Gewohnheit, ihre im Kampfe erlegten Feinde zu braten und zu essen, und hatten, wenn man ihnen das Brutale dieser Kost auseinandersetzen ließ, wol entgegnet, sie sähen nicht ein, warum man nicht, wenn man doch Anten, Pacas, Unzen, Affen u. s. w. äße, auch einen Chiporoka essen könnte, wenn er doch nun einmal erschlagen wäre. Gleiches hatte man mir schon an andern Orten von den Botocuden erzählt. Am meisten sollten sie nach solchen Erzählungen zum Negerfressen geneigt sein und besonders gern die Handflächen und Fußsohlen verschlingen. Sie nennen deswegen auch die Neger Macaco de chão, Affen des Bodens. Erinnert das nicht ganz an die Kannibalen der Südsee, welche die ankommenden Europäer fragten, ob sie lieber von einem kurzen oder einem langen Schweine, d. h. einem Menschen, essen wollten?

Beim Essen also machte ich mit dem vollen Gestus des Essens die Anfrage an den Kazifen Juquirana: „Oh Juquirana, chiporoka ampiep?" Der Botocude erwiderte mir ganz mit demselben Gestus und langsam mit dem Kopfe nickend: „Chiporoka ampiep", ein Feind ist gut! Und dennoch ließ er mich im Zweifel, ob ich die Antwort eines Menschenfressers oder den Gestus eines nachahmenden Affen erhalten hatte, — das eine ebenso möglich wie das andere.

Eine eigenthümlich trübe Stimmung schien gerade auf diesem Juquirana zu liegen. Während die andern Botocuden sich dicht um mich drängten, blieb er in einiger Entfernung stehen und sah niedergeschlagen aus. Er sollte schon 75 Jahre alt sein; ich hätte ihn höchstens für einen Mann von 50 Jahren gehalten; er hatte nicht ein einziges weißes Haar auf seinem Haupte. Bei so vorgerücktem Alter mochte der Botocudenhauptmann doch wol sich überzeugen, daß die Zeit der Wilden zu Ende ginge und die vielen Pogirums,

die „weißen Hände", bald ganz allein herrschen würden, wenn er sich auch noch immer für den Herrn der Wälder am Urucu hielt und anerkannt wissen wollte.

Außer seiner trüben Stimmung unterschied sich der Hauptmann in nichts von seinen Leuten; auch zeigte er keine größere Intelligenz. Nichts reizte seine Neugier, ja nicht einmal seine Aufmerksamkeit. Ebenso planlos, ebenso gedankenlos und gehaltlos wie bei den andern schlichen seine Augen umher. Er blickte nach nichts; er schien gar nichts zu bemerken. Ich ließ ihn durch ein kleines Fernrohr schauen. Allerdings sah er fernere Gegenstände näher und machte mit einigem Lächeln das Zeichen eines gewissen Herankommens aus großer Ferne bis zu seinen Füßen; doch besah er das Fernglas gar nicht, sondern gab es mir wieder, ohne es einmal den andern zu zeigen. Gasinelli hatte ihm ein Cigarrenende gegeben. Mit einem Brennglase zündete ich es an; Juquirana sah wol zu und rief, als nun der Taback dampfte, mit einigem Erstaunen: „Ampeck", Feuer! Aber weiter fesselte ich seine Aufmerksamkeit auch nicht; ja er zeigte nicht einmal den andern das seltsame, von der Sonne herabgeholte Feuer. Doch fing er nicht an zu rauchen. Das fiel mir auf. Hatte ihn vielleicht mein Fernrohr und dann das Brennglas in eine innere Angst vor übernatürlichen Kräften versetzt, und hatte er vielleicht Furcht vor dem seltsamen Feuer?

Da sie auch unter sich nur wenig miteinander sprachen oder vielmehr sich nur angrunzten, auschnüffelten und annäselten, konnte ich von ihrer Sprache nichts auffischen, was der Rede werth wäre. Ihr Ja ist ein kurzes Einathmen, fast wie ein Schluchzen. Die Negation eines Wortes geschieht durch ein näselndes nh oder nj; z. B. ampiep gut, nhampiep nicht gut. Beim Zählen machen sie auch seltsame Grimassen. Sie legen den Daumen der rechten Hand an den Mundwinkel und dann drücken sie ihn in die linke Hand

mit dem Worte Teputaplan! Wenn sie z. B. sagen wollen, daß sie in fünf Tagen wiederkommen wollen, so zeigen sie auf die Sonne, machen einen Kreis von Osten nach Westen, drücken fünfmal den Daumen an den Mund und fünfmal in die Hand, indem sie fünfmal teputaplan sagen. Von moralischen Eigenschaften der Menschen kennen sie offenbar nur zwei: ein Mensch ist entweder Jacjemiruck, ein Freund, und dann gut, oder er ist ein Chiporoka, ein Feind, und dann schlecht.

Einige Männer brachten Honig, Ipecacuanha und Unzenfelle zum Umtausch mit sich, wofür sie von Gasinelli Maniocmehl erhielten. Gefäße schienen sie in ihren Waldschlupfwinkeln nicht zu kennen. Daher transportirten sie den Honig in einer originellen Weise. Sie hatten eine große Kugel von lockerm Baumbast gemacht und über dieser den Waldhonig aus den Bienennestern ausgedrückt, bis der Bast vollkommen damit getränkt war. Diese Kugeln trugen sie unter dem Arme. Beim Austausch drückten sie dann die Kugel über einem Teller aus, den Gasinelli ihnen gab.

Die Ipecacuanha hatten sie in ganz kleinen Päckchen in die Blätter der Caité und ganz junge Palmenblätter gewickelt und ein Ende Schlingpflanze darumgebunden. An Unzenfellen, die noch nicht einmal trocken waren, brachten sie drei Stück. Zwei waren von der gefleckten Unze; das dritte hatte die Ringflecken auf rothschwarzem Grunde. Alle drei hatten die Pfeilverwundung vorn an der Schulter; jedes hatte nur eine, aber eine breite Wunde, die offenbar mit einem Taquarapfeil gemacht war, dessen Spitze breit wie ein Messer ist und gewiß eine stark blutende Wunde macht.

Alles, was sie an Producten, an Pfeilen und Bogen besaßen, gaben sie für Mais und Maniocmehl her, womit sie sich sogleich den Bauch voll schlugen. So erstand ich ebenfalls einige Waffen von ihnen. Die Bogen sind aus dem

harten, elastischen Holze der Breichaubapalme (Astrocaryum javari, auch Tonophoenix genannt) gemacht und sind sehr haltbar. Die Pfeile sind leichte Rohre, oben mit einer schon oft erwähnten Taquaraspitze versehen; oder es ist ein aus hartem Holz geschnittenes, mit scharfer Spitze und mehreren Widerhaken versehenes Ende aufgesetzt, sodaß solch ein Pfeil, wenn er einmal eindringt, kaum wieder herauszuziehen ist, sondern meistentheils ganz durch den getroffenen Theil durchgezogen werden muß, nachdem man das Rohr abgebrochen hat.

Die Weiber hatten, da sie nichts einzutauschen hatten, am Tauschhandel bisher keinen Theil genommen. Doch erstand ich außer den schon angedeuteten Lippenklötzen einige Ketten von ihnen, wofür sie ebenfalls zu essen haben sollten. Indessen gab Gasinelli ihnen durch Zeichen kund, daß sie erst einmal tanzen sollten. Und wirklich verstanden sie sich dazu.

Sie bildeten mit den größern Kindern einen Kreis, wobei sie, statt sich an den Händen anzufassen, sich dieselben wechselsweise auf die Oberarme legten, sodaß sie sich ziemlich nahe standen. Mehrere von ihnen trugen ihr jüngstes Kind auf dem Rücken. Diese ganz kleinen Kinder saßen, ebenfalls vollkommen nackt, in dem Reifen einer Schlingpflanze, welchen die Mutter über der Stirn trug. Die Hände der Kinder waren um den Hals der Mutter nach vorn geschlungen und dort von derselben mit einer dünnen Schlingpflanze zusammengebunden, ganz wie man Kälber und Schafe knebelt. So konnten zwar die Kinder nicht herunterfallen, befanden sich aber in einer gräßlichen Position. Und doch werden alle Kinder, die noch nicht laufen können, in der geknebelten Lage hängend und hockend tagelang von den Botocudinnen durch den Wald geschleppt.

Nun begannen die Weiber ein dumpfes Summen und Murmeln, wobei sie mit fest aneinander geschlossenen Füßen

und Knien etwa einen Zoll hoch sprangen und dabei sich etwas im Kreise umherbewegten. Ihr Murmeln ward dann zu einem wirklichen Wortrefrain. Ein Mensch bei Gasinelli im Hause, der einiges von der Botocudensprache verstand und gerade hinzukam, übersetzte mir diese Worte. Der ganze Refrain hieß: Hier ist es gut, hier bekommen wir etwas zu essen!

Die idiotischen, grinsenden Gesichter, die sich auf- und abbewegenden Lippenklötze, die baumelnden Brüste, die vollkommene Nacktheit der Weiber, von denen eine hochschwänger war und zwölf Stunden nach dem Tanze niederkam, die dicken Narben aller auf dem Rücken und dem Kreuz, als den Folgen der brutalen Behandlung der Männer, das ungelenke Aufspringen — das alles machte einen so wahrhaft grausigen Eindruck, daß ich ihn mit Worten gar nicht wiedergeben kann. Gewiß wird ihn jeder Leser empfinden, ohne daß ich ihn weiter darstelle.

Nachdem sie so einigemal auf- und abgesprungen waren, brachte ihnen Gasinelli's Töchterchen von neun Jahren eine große Schüssel voll Essen. Das blondhaarige Kind, welches ganz unerschrocken hineintrat in den Kreis der Botocudinnen, sah wie eine Lichtgestalt aus zwischen den grausigen Waldcreaturen. Sie hockten sich auf die Hacken nieder und fingen an schmatzend wie die Schweine zu fressen, bis das Gefäß leer war.

Gegen Sonnenuntergang kehrten alle zu ihren Hijämes im nahen Walde zurück. Wie sie so einer nach dem andern im Gebüsche verschwanden, kam es mir vor, als hätte ich eine Vision gehabt. Noch nie hatte ich eine Fraction der Menschheit in so trüber, trauriger Nacktheit erblickt wie am Ribeirão-das-Pedras. Als ich nachts auf meinem Lager ausruhte in demselben Magazin, welches kurz vorher noch mit den wilden Männern und Weibern angefüllt war, drängten

sich die unheimlichen Spukgestalten so lebhaft vor meinen Augen umher, daß ich nicht einschlafen konnte vor dem ersten Frühroth.

Ich stand auf und rüstete mich zur Abreise. Da kam ein ganzer Schwarm von ihnen wieder, Inquirana vor allen, der mir seinen Bogen und fünf Pfeile zum Andenken mitbrachte. Noch einmal durchmusterte ich die Gruppe. Gar gern hätte ich einen der heranwachsenden Knaben mit mir genommen. Als ich frühstückte, stand ein Kind bei mir von etwa zehn Jahren, von abgerundeten, wohlproportionirten Formen, ohne Entstellung an Ohren und Unterlippe und mit einer gewissen Zuthulichkeit im Blicke, ein rechtes Urbild eines kleinen, hübschen Botocuden vom Urucu. Als ich dem kleinen Kerl durch Zeichen verständlich machte, daß ich ihn gern mitnehmen möchte, lief er, obwol er dicht neben mir gestanden und sich zutraulich auf meine Bank gesetzt hatte, entsetzt fort. Und nun erst entdeckte ich meinen Irrthum. Ich war im Begriff gewesen, statt eines Knaben eine junge Botocudin mitzunehmen. So wenig schattirt sich bei schon ziemlich heranwachsenden Kindern im Gesicht, Mienen, Körperproportionen das Geschlecht ab. Und wohl hatte ich recht, wenn ich oben nur von Weibmännern und Mannweibern unter den Botocuden redete.

An der Thür des Magazins mußte ich beim Fortgehen sie förmlich auseinander schieben, wie die Schatten der Unterwelt oder die Träume in der Höhle des Schlafgottes bei den fernen Cimmeriern auseinander geschoben werden, — wirkliche νεκυων ἀμενηνα καρηνα, Schatten, Schemen und Lemuren.

Und mehr Werth geben diese Botocuden sich selbst und ihren Frauen ebenfalls nicht. Folgende Geschichte ist zu originell, als daß ich sie auslassen dürfte.

Ein schwarzer Soldat aus der Militärcolonie hatte eine

Indianerin von Juquirana haben wollen. Juquirana hatte ihm auch eine versprochen, wenn der Soldat ihm zwei Kühe, zwei Aerte und einen Kochkessel dafür geben wollte. Das versprach dieser auch und bekam einstweilen eine Frau. Doch gelang es der Botocudin nicht, das Herz des Negers zu fesseln. Der Soldat bezahlte nicht, und als Juquirana in ihn drang, erklärte der Schwarze, Juquirana könnte die Botocudin nur wiedernehmen.

Da ward der Kazike sehr böse, denn ihm hatte das Geschäft als ein sehr lucratives ungemein gefallen. Er erklärte den Soldaten für einen Chiporoka, und beide, Mann und Frau, sollten sterben. Der Neger flüchtete sich in den Rancho von Verdier; die Indianerin versteckte sich. Juquirana rückte mit seinen bewaffneten Leuten gegen Verdier's Haus an, um den Soldaten hinzurichten. Verdier aber beruhigte die Horde wieder; der Soldat entwischte, und die Botocudin ward wieder angenommen, nicht ohne vorher tüchtige Prügel bekommen zu haben dafür, daß sie ihren Tribus um zwei Kühe, zwei Aerte und einen Kochkessel gebracht hatte.

Doch müssen wir uns noch weiter nach den Verhältnissen in Sta.-Clara umsehen.

Am 1. März kam Ottoni von Philadelphia nach Sta.-Clara, um mit dem in den nächsten Tagen zu erwartenden Dampfpacketboot Mucuri nach Rio-de-Janeiro zurückzukehren. Selten haben sich wol zwei Menschen mit so viel Bitterkeit angeschaut wie wir beide. Denn wenn er auch das Gefühl seiner Unantastbarkeit und Sicherheit in sich trug, so hatten ihn doch die letzten Ereignisse und der Zustand in Sta.-Clara heftig erregt, wie unerschütterlich er sich auch stellen mochte.

Am folgenden Tage ersuchte ich ihn, damit wir uns über die fortzusendenden Kranken verständigen könnten, mit mir bis S.-Mattheos zu reiten, wobei ich ihm mittheilte, der Zu-

stand der Kranken wäre derart, daß ich sie selbst nach Rio-de-Janeiro begleiten müßte.

Wir ritten fort, nachdem wir uns schon über einige Kranke in Sta.-Clara selbst nicht hatten verständigen können. Horn begleitete uns, gewiß in keiner angenehmen Stimmung; denn er sollte nun wieder vor meinen Augen Befehlen seines Herrn nachkommen, die er selbst nicht billigen konnte und die ich bekämpfen mußte.

Gleich auf der Bella-Vista hatten wir eine erschütternde Scene. Der alte Jäger, von dem ich schon redete, und eine junge Frau Grein lagen im Sterben. Um den erstern standen die sechs weinenden unmündigen Kinder, die bereits die Mutter verloren hatten. Am Sterbebett der jungen Frau Grein standen der Mann, die Aeltern und erwachsene Geschwister, die den Director mit den allerheftigsten Verwünschungen und Verfluchungen empfingen als den Urheber all ihrer Leiden und aller Todesfälle. Ich mußte ihm, auf seine Frage, was die Leute sagten, geradezu erklären, daß man ihn insultire. Dazu zeigte ich ihm das vorliegende Elend und erzählte ihm alles, was ich hier in den letzten Wochen durchgemacht hätte.

Meine Stimme und mein Ton konnten nicht ruhig sein. Dazu umstanden ihn die Auswanderer, von denen jede Familie ihm zwei bis sechs Todte und unsaglichen Jammer vorzuhalten hatte. Er wandte sich an mich und sagte mit kaltem Tone: „Herr Doctor, wenn ich Ihnen die Gunst erweise, mit Ihnen hierher zu gehen, so verlange ich von Ihnen, daß Sie mein Ansehen hier aufrecht halten!"

Ich konnte trotz der furchtbaren Scene ein bitteres Lachen nicht unterdrücken.

„Was", rief ich, „Sie erweisen mir eine Gunst, wenn Sie hierher gehen, um die Noth Ihrer Colonisten zu sehen? Herr, ich erweise Ihnen eine Gunst, — doch

nicht Ihnen, sondern meinen betrogenen Landsleuten, die ich nicht verlassen kann."

Immer noch wollte er sich über alles hinwegsetzen. Horn, ein sehr nervöser Mann, ward, als ich seinen Herrn schonungslos durch alles Elend hindurchführte, krank und jagte davon; er konnte nichts mehr hören und sehen, obgleich das Schlimmste vorüber war.

Als nun auch noch weiterhin so viele Klagen laut wurden längs der Hochebene des Macaco, als das Schreien aus den Waldhütten hervor und das Bitten und Flehen jämmerlicher Gestalten, doch auch mit fortzudürfen, gar nicht enden wollte, und er Bitten und Flehen so oft abschlägig beschied, da packte ihn plötzlich etwas, was er wol nie jemand erzählen wird. Er trabte schnell davon, seinem Inspector nach.

Eine Stunde darauf trafen wir uns, allerdings in sehr eigenthümlicher Stimmung, wieder im Hause des Inspectors Horn. Wir nahmen das Mahl ein, was uns die Güte der lieben Frau Horn bereitet hatte. Dann sollte unser Ritt noch eine Meile weiter gehen bis S.-Mattheos. Aber Ottoni war zu angegriffen, um mich begleiten zu können. Dagegen hatte sich Herr Horn etwas erholt und konnte mit mir reiten.

Auch in S.-Mattheos hatten wir eine bittere Scene. Ich konnte es nicht allen Leuten, die dort eingepfercht waren, versprechen, daß sie gleich mitkommen könnten, denn sie waren noch nicht alle krank. Aber ich gab mein Wort, in Rio mit aller Kraft für sie zu wirken, um sie bald zu befreien; so ließ ich sie wenigstens getröstet zurück in dem traurigen Aufenthalt. Am Abend aber, als wir nach Hause gekommen waren, kamen immer neue Bittende hinzu, die alle fortwollten. Mit bitterm Haß standen sie da, ohne daß die geringste Unordnung vorfiel.

Am 3. März konnten denn, als erste Sendung, 27 un-

glückliche Menschen in desolaten Umständen den Fluß hinabgehen bis zu den Paredes. Nur bis dahin konnte der kleine Flußdampfer wegen des niedrigen Wasserstandes den Mucuri hinaufgelangen, sodaß unsere Kranken in zwei Abtheilungen in dem einzigen eisernen Flußboot, was in Sta.-Clara disponibel war, dem kleinen Peruipe entgegengeschickt werden mußten.

Bevor dieses eiserne Flußboot von den Paredes zurückkehrte, ordneten wir am folgenden Tage die zweite Abtheilung an, welche aus Leuten vom Macaco und S.-Mattheos bestand. Ich selbst machte meine Rechnungen für das, was ich für meine Kranken zusammengekauft hatte, in Ordnung und bekam auch — ein wirklicher Hohn und Spott auf Ottoni und seine Verwaltung — eine quittirte Rechnung für das, was ich aus dem Magazin von Sta.-Clara für die Kranken von Sta.-Clara gekauft hatte.

Im ganzen hatte Ottoni nur 60 Personen den Abzug zugestanden. Die andern sollten zurückbleiben. Abends kam eine Reihe von Familienvätern mit den allerdringendsten, ernstesten Bitten, man möchte ihnen doch mit ihren Familien den Abzug erlauben, weil sie sonst noch alle umkämen. Aber alles war umsonst. Noch einmal, zum letzten mal gerieth ich mit dem Director zusammen und kündete ihm den vollen Krieg in Rio an. So gingen wir auseinander, nachdem ich in Ottoni's Gegenwart den Schutz des Kaisers, des Guten und Gerechten, den Unglücklichen verheißen hatte, wie fern er uns auch noch zu liegen schien.

Da prasselte plötzlich ein Donnerschlag vom Himmel herab, und zerschlug Ottoni's Tyrannei! Er löste die Ketten der Elenden am Mucuri!

Am 5. März gerade gegen Mittag kam ein Canot den Fluß herauf. Ein Mann stieg aus mit Depeschen in einem Beutel.

„Ist der Mucuridampfer schon angekommen?“ fragte Ottoni hastig.

„Nein Herr“, erwiderte der Bote, „wohl aber ein Kriegsdampfboot der Regierung, der Mucuridampfer kommt nach!“

Wir sahen uns starr an. Ein Kriegsdampfer von Rio! Noch nie war ein solcher in den Mucuri eingelaufen.

Im Depeschensack waren Briefe an Ottoni und ein Packet an mich. Ich riß das Couvert ab und fand außer einem Briefe für mich ein officielles Schreiben an Ottoni offen in demselben, was ich ihm sogleich übergab.

Mein Brief lautete folgendermaßen:

„S.-Jozé do Porto Alegre, den 2. März 1859.

„Verehrtester Herr Doctor!

„Soeben komme ich hier an und zwar in Commission der Regierung, um die hülflosen, kranken und verlassenen Colonisten zu sammeln und an Bord des Kriegsschiffes Tieté, das mich hierher gebracht hat, nach Rio zu transportiren. Leider habe ich nicht mehr den Peruipe hier angetroffen und muß ihn hier erst erwarten, namentlich da man mir hier gesagt hat, er könne schon morgen oder übermorgen kommen und vielleicht schon Colonisten bringen, welche Sie von dort remittiren wollen. Sollten diese ankommen, so werde ich sie hier bestmöglichst unterzubringen suchen und sofort selbst nach Sta.-Clara gehen, um den Rest zu holen und hoffentlich auch Sie selbst, verehrter Herr Doctor! Wir werden Platz haben für 100 oder 130 Leute. Sollten mehr kommen, so bin ich auch autorisirt, ihnen Plätze auf dem Mucuri zu kaufen. Alle nöthigen Ausgaben werde ich machen. Meine Instructionen sind derartig, daß ich auch nicht einen Colonisten hier zu lassen brauche, der verlassen von der Compagnie und krank ist. Sollte der Peruipe noch in Sta.-Clara

sein, wenn Sie diesen Brief empfangen, so bitte ich Sie, verehrter Herr Doctor, ganz nach Gutdünken in der Auswahl der zu sendenden Colonisten zu handeln und so viele, als auf einmal möglich ist, sofort anher zu schicken. Ich werde dann sofort mit demselben Dampfer nach Sta.-Clara gehen und den Rest nehmen.

„Ich übersende Ihnen die einliegenden Dienstschreiben offen, damit Sie Einsicht nehmen können. Doch bitte ich Sie, dieselben vor Beförderung an Ottoni zu schließen und sie schleunigst an Ottoni und zuerst an seinen Agenten in Sta.-Clara zu besorgen.

„Einliegend einige Zeilen Ihres Herrn Bruders, der Sie herzlich grüßen läßt.

„Heute gehe ich auf Befehl der Regierung nach Villa-Viçoza und Caravellas mit dem Tieté, um zu sehen, ob auch dort Colonisten sind, welche der Hülfe bedürfen. Uebermorgen bin ich wieder hier und hoffe dann schon den Peruipe zu finden und nach Sta.-Clara abzugehen.

„In der Hoffnung, Sie bald zu sehen und mit Ihnen nach Rio zu reisen, bin ich mit größter Hochachtung und Verehrung

Ihr ergebenster

W. Lachmund."

„Nachschrift. Der beifolgende Brief an Friedrich Pfeiffer kommt von Herrn Lammert, großherzoglich badischem Generalconsul in Rio, welcher wünscht, daß auch diese Familie mitkomme. Sollte sie sich in den Umständen befinden, welche ich bezeichnet habe, und sollten Sie, verehrter Herr Doctor, es für nöthig halten, so bitte ich Sie, diese Familie auch hierher zu schicken."

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den mir dieser Brief machte! Wie bittere Stunden hatte ich am heillosen Fluß zugebracht! Wie manche Nacht war ich schlaflos dagelegen in ernster Ueberlegung, wen ich in Rio und in welcher Weise für die am Mucuri so schändlich hintergangenen und so niederträchtig behandelten Auswanderer gewinnen möchte, wie allem spätern Unfug gewehrt werden möchte!

Und nun? Kaum konnten jene unglücklichen, dem Elend und Tod verfallenen Auswanderer, die ich unten an der Mündung des Mucuri getroffen hatte, und jene Elende, die ich gleich bei meiner ersten Landung in Sta.-Clara noch mit demselben Dampfschiffe fortschicken konnte, den eigenen Nothschrei und den der am Fluß gefangen gehaltenen und zum Tode bestimmten Leidensgenossen nach der Hauptstadt gebracht haben, kaum konnten meine Briefe, die ich ihnen mitgab, gelesen worden sein, so beeilte sich die Regierung, den vernommenen Nothschrei in einen Ruf der Freude umzuwandeln, und schickte mit Einem Schlage Hülfe, Trost, Erlösung, alles, alles, wonach die Unglücklichen so lange vergeblich geseufzt, verzweifelt geschrien hatten.

Nach allen Seiten hin wirkte diese Wendung der Dinge wie ein wohlthuender Thau vom Himmel. Nun brauchte keiner mehr zu betteln und zu winseln um Abzug aus dem unseligen Aufenthalt, nun brauchte kein Familienvater, der den Rest seiner Kinder retten, keine Mutter, die ihre abgemagerte Tochter dem Elend entziehen wollte, mehr sich mit einem Nein abfertigen zu lassen, nun sollten sie alle wieder satt werden können, nun durften sie alle wieder hoffen, denn „alle, die hülflos, krank und verlassen waren", sollten freien Abzug haben, so hieß es ja im Briefe.

Nur einer stand wie ein Geächteter neben all den Dankesausbrüchen allein da, derselbe, der noch vor wenigen Stunden in despotischer Unantastbarkeit geherrscht und kaum einen

Gott als Herrn im Himmel, aber nimmermehr einen Kaiser als Gebieter auch am Mucuri anerkannt hatte. Auch er mußte gehorchen.

Am folgenden Morgen um 6 Uhr brachen wir alle auf. Nur 33 Menschen faßte das von den Paredes zurückgekehrte Boot, sodaß noch zahlreiche Familien für einige Tage zurückbleiben mußten, bis sie vom Commissar der Regierung, Lachmund, geholt werden würden. Ottoni, ein französischer Ingenieur Bernard, der ehemalige Doctor Augusto und ich gingen in einem Canot dem Krankenschiff voraus.

Nach einigen Stunden Fahrt kam uns der kleine Peruipe entgegen. Wir luden unsere Kranke darauf und fuhren zu den Paredes hinab, wo wir die dort deponirten Colonisten ebenfalls aufnahmen. Von Herzen dankte ich Gott, daß wir fortkamen aus dem unglücklichen Aufenthalt. Jetzt konnte der Flußdampfer mit voller Fahrt den Fluß hinabbrausen, ohne von einem heftigen Gewitter, was uns überfiel, in seinem Laufe gestört zu werden, wenn es auch manche Kranke arg durchnäßte.

Bei den Pendurados legten wir ebenfalls an. Den dort festgehaltenen Elsassern ward ebenfalls Abzug gewährt; sie sahen zum Theil aus wie wandelnde Leichen. Wir konnten nicht abwarten, bis sie reisefertig wären; doch sollten auch sie von Lachmund mitgenommen werden.

Trotz aller Eile, die wir anwendeten, konnte der kleine Dampfer doch S.-Joze nicht mehr erreichen. Es ward Abend und eine Fahrt im Dunkel war wegen Untiefen und Baumstämmen, zumal bei der Menge Kranker am Bord des Peruipe, nicht rathsam. Etwa vier Meilen vor dem Ziel der Flußreise ward der Anker ausgelegt. In einem Canot konnten Ottoni, Bernard, Augusto und ich noch spät am Abend S.-Jozé erreichen, wo ich am folgenden Morgen früh alles zur Aufnahme der Kranken vorbereitete, die auch glücklich an-

kamen und in dem guten Empfangshause der Compagnie untergebracht wurden. Doch kostete es immer einige Mühe, sie mit zweckmäßigem Essen zu versorgen; das erbärmliche Nest S.-Jozé bot kaum einige Hülfsmittel.

Der Kriegsdampfer Tieté war noch nicht von Caravellas zurückgekehrt. Dorthin war auch das Dampfschiff Mucuri, was, von Rio kommend, seine Depeschen in S.-Jozé abgegeben hatte, weiter gegangen. Ein Bote ward nach Villa-Viçoza abgeschickt, um möglichst schnell beide Schiffe zu veranlassen, nach dem Mucuri zu kommen und die dort auf Erlösung Harrenden aus der letzten Haft der Sandküste und des traurigen Flusses zu befreien.

Schon am 8. März abends spät zeigten sich einige Positionslichter in der See. Einer der Dampfer mußte sich vor der Mündung des Flusses befinden. Sie verschwanden aber bald im Süden. Kein Schiff war in der ersten Morgendämmerung des folgenden Tages zu erkennen.

Da krachte ein Kanonenschuß unmittelbar hinter dem Uferwald im Süden. Der Tieté kam zum Vorschein, ein hübscher, stattlicher Schraubendampfer. Er lief bis vor die Barre des Flusses und ging dort, weil eben starke Ebbe war, vor Anker. Ottoni ging ohne mich mit dem Peruipe in See bis zum Tieté, dessen Erscheinung ihn allerdings in hohem Grade aufregen mußte.

Als er zurückkehrte, befand sich Lachmund mit ihm, welcher mir nun genauer erzählte, mit welchem Interesse und mit wie lebhafter Theilnahme meine im Anfang des Februar nach Rio gesandten Briefe und jene unglücklichen Colonisten selbst aufgenommen worden waren.

W. Lachmund war mit deutschen Truppen vor sieben bis acht Jahren als Artillerieoffizier nach Brasilien gekommen und hatte sich seitdem durch seine gute Erziehung, reife Kenntnisse und ehrenfestes Betragen volles Zutrauen bei der Re-

gierung erworben, sodaß er besonders in Colonisationsangelegenheiten mannichfach zu Rathe gezogen ward und als Gerent der Central-Colonisationsgesellschaft große Thätigkeit und Umsicht entwickeln konnte. Keinen besser erzogenen und humanern Mann konnte man zur Abhelfung der Noth nach dem Mucuri schicken als ihn.

Gleich nach seiner Ankunft ward der Peruipe in Bereitschaft gesetzt, um den Fluß hinaufzugehen. Nach einigen Besprechungen kamen wir darin überein, daß sein Besuch sich wol nur bis Sta.-Clara und S.-Mattheos ausdehnen könnte, indem dort noch genug der dringendsten Hülfe bedürftige Colonisten sich aufhielten, welche ich ihm möglichst genau bezeichnete, damit man sie in Sta.-Clara nicht etwa heimlicherweise zurückbehielte. Mit den schon in S.-Jozé sich befindenden Kranken machte das eine volle Ladung für den Tieté aus, und ich mußte mich beeilen, mit so vielen Patienten nach Rio zu kommen, wo allein ihnen die nothwendige Hülfe geleistet werden konnte. Auch lag es sehr in meinem Wunsche, möglichst bald in Rio ein ernstes Wort über die Leute in der holländischen Colonie am Urucu und einige Zustände in Philadelphia zu reden, ehe ein weiteres Handeln eingeleitet würde.

So ging denn Herr Lachmund mit dem kleinen Flußdampfer den Mucuri hinauf mit dem Vorsatz und der Absicht, nach vier Tagen mit dem Rest der nach Rio zu schaffenden Colonisten wieder in S.-Jozé do Porto Alegre einzutreffen.

Unterdeß bekam der Kriegsdampfer einen Lootsen und versuchte es — das erste Kriegsschiff, das je in den Mucuri einlief —, schon bei halber Flut die Barre zu passiren. Der Versuch gelang vollkommen. Ohne Anstoß lief das schlanke Dreimastschiff zwischen den Sandbänken hindurch und befand sich im stillen Fluß. Hier mußte es eine Viertelstunde im weichen Boden des linken Ufergrundes liegen bleiben; aber

bei höher steigender Flut ward es wieder flott und ging hart am Magazin, gerade unter meinem Fenster, vor Anker.

Der hübsche Dampfer war 120 Fuß lang und 24 Fuß breit, mit vier Kanonen von 36 Pfd. und zwei Drehbassen armirt, welche letztere jedoch, um den Passagieren mehr Raum zu gönnen, ausgeschifft waren. Dazu machte der noch nicht 26 Jahre alte Commandant Pinheiro de Vasconcellos, der Sohn einer angesehenen Familie, der in Europa gewesen war und sein in England unter seinen Augen gebautes Kriegsschiff selbst von dort nach Brasilien geführt hatte, den allerangenehmsten Eindruck, sowie auch seine am Bord sich befindenden Gefährten, unter denen ich gleich einen ehemaligen Reise- und Sturmsgenossen traf, den ersten Piloten, der am 16. Februar 1858 mich mit andern Passagieren auf dem Dampfpacket Imperatriz unter ungeheuerm Wogendrang glücklich aus der Einfahrt von Rio-de-Janeiro ins offene Meer hinaus und nach Rio-Grande gebracht hatte. Mit dem Bruder des Commandanten war ich, wir beide als Passagiere, am 21. November 1858 auf dem Dampfpacket Parana von Rio nach Bahia gegangen.

Dazu waren reichliche Provisionen am Bord, ausgewählte Arzneien u. s. w., sodaß ich nur mit der größten Dankbarkeit auf das sehen konnte, was die Regierung mit der allergrößten Schnelligkeit zum Heil und zur Rettung von armen, verrathenen Auswanderern und zur möglichsten Auswaschung eines Schandflecks gethan hatte; so sehr hatte man sich zur Hülfsleistung beeilt, daß der junge Commandant kaum Zeit gehabt hatte, sich als ein guter Sohn von seinem alten Vater zu verabschieden.

Am 10. März gegen 10 Uhr morgens kam denn auch das Dampfpacket Mucuri in Sicht. Es ankerte vor der Barre in offener See und Ottoni mit verschiedenen Passagieren machten sich zur Abfahrt fertig. Unter diesen Passagieren fanden

sich, seltsam genug, auch Herr Xavier Neves und der junge Wittich aus Rio, deren ich bei Gelegenheit meines Aufenthalts in Sta.-Clara Erwähnung that. Sie hatten, wie ich schon sagte, volle acht Tage in Sta.-Clara wärten müssen, um nur ein Canot zu bekommen. Dann waren sie zwar in S.-Jozé angelangt und gleich in der Nacht darauf nach dem Seehafen von S.-Mattheos in der Provinz Espirito-Santo geritten, hatten aber dort das monatliche Dampfboot von Rio nicht mehr angetroffen. So blieb ihnen denn weiter nichts übrig, als wieder nördlich längs der Seeküste zu traben und an der Mündung des Mucuri ihr Schicksal abzuwarten.

Zwei Boote des Tieté brachten die Passagiere, Gepäck und Briefe zum Mucuridampfboot hinaus, und das Schiff ging in See.

Jetzt war ich wieder allein mit meinen viel heimgesuchten Colonisten. Doch war mir dies Alleinsein keineswegs leid. Vor allen Dingen war ich froh, mit Ottoni auseinander zu sein. Mir war die inzwischen eingetretene Höflichkeit tödlich zuwider. Krieg war ja doch nur fortan die Losung zwischen uns, ernster, nachdrücklicher Krieg. Fast einen Todesstreich hatte der übermüthige Mann so plötzlich bekommen, und in Rio standen ihm neue Kämpfe bevor, die auf keinen Fall günstig auf die Votation von einer Million Thalern im Senat für die Mucuri-Unternehmung wirken konnten. Ja, ich konnte mir nicht denken, daß durch die traurigen Vorfälle, die ich genau dargestellt habe, der Senat und die Regierung nicht bestimmt werden sollten, dem Ottoni'schen Unternehmen eine vollständige Niederlage zu bereiten.

Noch einmal umgab und befing mich die wirklich furchtbare Verödung von S.-Jozé am Mucuri. Dieses Porto Alegre, das traurigste Nest, was ich je gesehen habe, wird mir unvergeßlich bleiben. Als Ottoni jene ersten Colonisten

bis S.-José hatte frei abziehen lassen, hatte er ihnen zu dieser Gnade noch die Worte hinzugefügt: „Aber dort sollt ihr blutige Thränen weinen!“

Wirklich, er hatte ihnen recht prophezeit, dieser Sandstreifen am Fluß war vollkommen zum Verzweifeln, zum Verkommen gemacht, und ich mußte während der ganzen Tage, die ich noch bis zur Rückkehr des wackern Lachmund von Sta.-Clara an jenem Strand zubringen mußte, fast unausgesetzt an die Menschengruppe vom Ende des Januar denken, die dort blutige Thränen weinte. Meisterhafter war nie ein Ort gewählt, um Menschen verschwinden zu machen, wie denn ja damals in so wenigen Tagen drei Menschenleben aus jener Gruppe gestrichen wurden in einer Weise, die ich mit vollem Gewissen Ermordung nennen muß.

Doch bin ich zu Ende mit der elenden, tief unmoralischen Geschichte! Am 13. März gegen Abend kam der Peruipe mit Lachmund und einer vollen Ladung hülfloser Colonisten von Sta.-Clara zurück, bei denen sich auch die Leute von den Pendurados befanden. Sie wurden gleich vom Flußdampfer auf den Tieté übergeschifft und dort einquartiert. Ihnen folgten früh am folgenden Tage die am Lande sich befindenden Menschen. Um 12 Uhr war alles fertig. Gerade war die Flutzeit; der Tieté setzte sich in Bewegung und kam unter zweimaligem, kaum bemerkbarem Aufstoßen auf den Sand glücklich zur Barre hinaus. Wir hatten 128 unglückliche Menschen von den Leiden des traurigen Flusses und der noch traurigern Menschen befreit. Doch blieben noch gar manche sehnsüchtig auf Erlösung harrende Auswanderer in den fernern Sectionen der Colonie zurück.

Mittels Schraube und Segeln zog der hübsche Dampfer seine grüne Wasserstraße südlich in der allerfriedlichsten Weise. Schon am folgenden Morgen erkannten wir die Höhen von Victoria, der Hauptstadt der Provinz Espirito-Santo. Am

Abend ward unsere ruhige Fahrt etwas unterbrochen, indem ein schon seit mehreren Stunden auf den fernen Ufern drohendes Gewitter sich von dort loslöste und über den Ocean daherzog. So ward denn auch der Tieté etwas vom Unwetter heimgesucht, und die armen Colonisten mußten sich arg zusammendrängen. Doch lief noch alles glücklicher ab, als wir anfangs glaubten. Die See ward nicht bewegt; der Regen verzog sich, und schon am nächsten Morgen tauchte das Cap Frio mit seiner Doppelspitze aus dem Meere auf. Doch war uns der Wind conträr, sodaß wir nur langsam dem heißersehnten Ziele entgegenrückten. Erst um 3 Uhr nachmittags umschifften wir das vielfach zerklüftete Cap in seiner nächsten Nähe.

Auf der Höhe von Cap Frio starb ein Colonist, ein einzeln stehender junger Mensch, der mit einem jungen Mädchen verlobt war. Die Wahrscheinlichkeit, in wenigen Stunden Rio zu erreichen, ersparte uns das traurige Moment, die Leiche in das Meer zu versenken.

Eine halbumflorte Mondnacht brachte den Dampfer vollends in die Nähe des Felsenthors von Sta.-Cruz. Das Rasseln der Ankerkette weckte mich aus dem Schlaf, um mir die freudige Gewißheit zu geben, daß ich mit meinen Leidensgefährten — denn wohl hatte ich mit ihnen gelitten am Mucuri, wohl war ich einer der Ihrigen geworden — im Hafen von Rio ankerte, wo Humanität und Gerechtigkeit, wo alles, wonach sie sich sehnten, zu hoffen war.

Am Morgen des 17. März konnten die Colonisten nicht so früh an das Land gebracht werden, wie ich es wünschte, um alles öffentliche Aufsehen zu vermeiden. Unser guter, menschenfreundlicher Commandant mußte erst selbst in das Arsenal fahren und Meldungen machen. So ward es denn 10 Uhr, ehe ich die 87 Kranken, denn so viele Colonisten erheischten die unmittelbare Hülfe des Hospitals, in zwei große Faluahs einschiffen und an das Ufer bringen konnte.

Auf dem kurzen Wege vom Schiff bis zum Ufer gesellte sich zur Leiche des am Cap Frio gestorbenen Colonisten leider noch eine hinzu. In den Armen seines Bruders und neben seiner Mutter, die in ihm das sechste Familienmitglied verlor im kurzen Aufenthalt von sechs Monaten in Sta.-Clara, hauchte noch ein erwachsener Sohn der Familie Henn seinen Geist aus gerade im selben Augenblick, als die Boote am Ufer anlangten.

Das war die traurige Geschichte vom Mucuri.

Fünftes Kapitel.

Weitere Entwickelung der Mucuri-Vorfälle in Rio-de-Janeiro.

Die Ausschiffung so vieler Menschen im elendesten Zustande machte ein gewaltiges Aufsehen. Die meisten Kranken mußten an das Land getragen werden. Die Männer wankten; die Frauen konnten sich nicht auf den Füßen halten; die Kinder krochen und wimmerten; stumm und starr lagen die Leichen da. Schnell besorgte ich vom nahen Hospital Neger und Hängematten zum Tragen. In wenigen Minuten war alles herbeigeschafft; aber schon umstand eine bedeutende Menschenmenge die Gruppen der Elenden, keine blos gaffende, sondern wackere Männer von Geltung, die zum Theil selbst von der Börse gekommen waren, um das Ereigniß zu sehen. Einzelne Consuln waren herbeigeeilt, alle tieferschüttert, am meisten mein alter, wackerer Taunay, der mich tiefergriffen umarmte. Keiner der Herren hielt sich zu gut, selbst mit Hand anzulegen. Alle halfen, trösteten, hielten und hoben; kein Kind war ihnen zu schmuzig, keine Wunde zu stinkend, keine arme Witwe zu gering. Nach einer halben Stunde

befanden sich alle Kranke unter der Obhut des Hospitals und den helfenden Händen der Soeurs de charité.

Ottoni war mit seinem Dampfboot vier Tage voraus in Rio angekommen und hatte in einem langen Zeitungsartikel einige Schwierigkeiten, unter denen sein Unternehmen am Mucuri litte, nachgewiesen, zugleich aber auch jene Glückseligkeitsbriefe von Pfeiffer und Consorten, ins Portugiesische übersetzt, abdrucken lassen. Die Ankunft des Tieté stand im grellsten Widerspruch dazu und brachte eine solche Gärung in der öffentlichen Meinung hervor, daß Ottoni sich genöthigt sah, in den Zeitungen zu bitten, das Publikum möchte sein Urtheil über den Vorfall suspendiren, bis Lachmund's Bericht bekannt geworden wäre, wo Ottoni dann seine weitere Rechtfertigung drucken lassen würde.

Lachmund, welcher als von der Regierung in dieser Angelegenheit delegirter Commissar die sich in noch leidlich guten Verhältnissen befindenden Colonisten nach der in der Bucht von Rio liegenden Ilha do Bom Jesus brachte, wo die Central-Colonisationsgesellschaft ein altes Franciscanerkloster, im Jahre 1850 mein Gelbfieberhospital, in ein Colonistendepot verwandelt hatte, arbeitete seinen Bericht an das Ministerium aus und reichte ihn dann ein.

Aber von dem Tage an erschien mir mein junger, lebhafter Freund in sich gekehrt und völlig umgewandelt. Er sagte mir, er wollte seine Dimission nehmen und nie wieder etwas mit Colonistenangelegenheiten zu thun haben. Der arme Lachmund! Mochte seine Niedergeschlagenheit nun davon herrühren, daß man mit seinem Bericht nicht zufrieden war, oder fühlte er schon den Tod in sich nagen, kurze Zeit nachdem er den Bericht eingereicht hatte, legte er sich auf das Krankenlager, angesteckt von der Pestluft am Mucuri, und vergebens bemühte sich meine ärztliche Kunst, den treuen, mir so theuer gewordenen Gefährten meiner Flußexpedition zu retten.

Unter den vollen Symptomen eines ataxischen Fiebers verschied Wilhelm Lachmund frühmorgens des 28. März im blühenden Alter von 28 Jahren und ward von uns, einer kleinen, aber gewiß treuen Schar von Freunden, am Abend desselben Tages bestattet auf dem neuen deutschen Kirchhof von Ponta do Caju!

Am folgenden Tage befand ich mich auf der Reise nach Petropolis, wo der Hof sich aufhielt, um nach all den bittern Erlebnissen eine freimüthige Zuschrift an Se. Majestät den Kaiser einzureichen. In allen Lebensangelegenheiten, besonders aber den allerernstesten, beim Anblick von Sterbenden und von Todten, wie ich sie gesehen und erlebt hatte, soll die Wahrheit geredet, unverkürzt und ungehindert geredet werden, damit die Mächtigen dieser Erde den Elenden helfen, freche Uebelthäter aber strafen mögen und neben der Gnade auch Gerechtigkeit üben.

Mit großem Ernst nahm der Kaiser, der in der ganzen Angelegenheit schon genau instruirt zu sein schien, meine Schrift hin und ließ mich — er hatte die Gnade, ganz allein mit mir im Zimmer zu sein — frei und ungehindert sprechen. Und ich sprach frei und ungehindert, denn ich sprach nicht für mich, sondern für Menschen, die zu beiden Seiten des Oceans betrogen waren, im Elend geschmachtet hatten und noch schmachteten, und durch sündliche Verwaltung und schändliche Behandlung vom Tode furchtbar decimirt worden waren.

Angesichts all des Unheils, was die Handels- und Colónisationsspeculation am Mucuri angerichtet hatte, fing die Regierung an, die von dem Ereigniß am allerhärtesten getroffen sein mußte, die entschiedensten Maßregeln zu treffen, wie sie solche in der Sendung des Tieté ja angekündigt und begonnen hatte. Der Commandant und nächste Lieutenant der Militärcolonie wurden abgesetzt, und der neue Director Jozé Feliziano Bueno Mamore erhielt den Auftrag, alle die

Colonisten, die es wünschten, nach Rio zurückzuschicken. Ein französischer Ingenieur, Martineau, begleitete ihn. Dazu versicherte der damalige Minister des Innern, Sergio Tereira de Macedo, gegen eine lebhaft in dem Vorfall interessirte diplomatische Persönlichkeit, und zwar in der positivsten Weise, daß man die ganze Angelegenheit verfolgen würde, sie auf keinen Fall im Stiche lassen und dafür Sorge tragen, daß den Colonisten am Urucu nichts mangelte.

Während nun die unglücklichen Colonisten im Hospital behandelt wurden, bemühte man sich, ihre Leiden als nicht eben bedeutend auszuschreien. Doch schrie die Thatsache, daß von diesen 87 Menschen in wenigen Wochen schon 27 gestorben waren, allerdings laut dagegen. Und ich darf anticipirend auch das nicht verschweigen, daß, als man nun den traurigen Rest dieser so hart Verfolgten auf das Dampfpacket Apa packte und nach Rio-Grande am 18. April schickte, manche von ihnen das Hospital in Porto Alegre aufsuchen mußten und sich noch lange dort befanden. Wahrlich, die wenigen, all diesen Drangsalen entronnenen Menschen mögen für ihr ganzes Leben mit Schrecken an das Wort Porto Alegre denken, das eine am Mucuri, das andere am Guaiba in Rio-Grande!

Am 1. April gingen die Herren Mamore, Martineau und ein Arzt nach dem Mucuri ab zu ihren respectiven Commissionen. Ich selbst setzte meine Weiterreise nach Pernambuco auf den 7. April fest, und glaubte das mit dem allerbesten Gewissen thun zu können, da man ja von allen Seiten Versprechungen machte und ich die gerechte Hoffnung hegen durfte, man würde ernsthaft im Senat das leichtsinnige betrügerische Hinopfern so vieler Auswanderer strafen, dem schamlosen Gebaren am Mucuri nimmermehr das Wort reden und den Vorschlag, ihm gar noch eine Million Thaler zu votiren, mit Zorn und Unwillen zurückweisen.

Um so mehr durfte ich diese Hoffnung hegen, als ich dem Senator Cansançao de Sinimbu, dem freundlichen Beschützer aller Deutschen und eifrigsten Beförderer aller Einwanderung, genau die Vorfälle am Mucuri, wie ich sie selbst niedergeschrieben, vorgelesen und ihn vollkommen von allem, was damit im Zusammenhange stand, in Kenntniß gesetzt hatte. Ihn hatten die Ereignisse so aufgeregt, so interessirt, daß er sich aus meinem Vortrage sogar schriftliche Notizen genommen hatte. Von ihm, obwol einem persönlichen Freunde Ottoni's, durfte ich alles hoffen, alles erwarten, von ihm glauben, er würde mit gleich kräftiger Sprache für Lebende und Todte reden und für letztere mindestens das verlangen, daß man der gewissenlosen Direction, welche die Schuld an dem Tode jener Opfer hatte, kein Geld weiter bewilligte, und wenn diese Direction dann abtreten müßte, jene Reste der Mucuri-Unternehmung der Regierung übergäbe, sodaß aus dem Privatunternehmen eine öffentliche Angelegenheit gemacht würde.

Allem traute ich und allen. Und eben weil ich allem und allen traute, so traute ich blindlings, traute ich so blindlings, daß ich selbst alle Betheiligte, gegen die man hier und dort Zweifel erheben wollte, eifrig vertheidigte, und auch da noch nur an einen Schlendrian, an eine Nachlässigkeit im Publiciren dachte, als man mir auf einer ausländischen Gesandtschaft im „Journal do Commercio" von Rio vom 19. Februar, wo man schon das Elend am Mucuri nicht mehr ignorirte, wo schon jene erste Sendung von Unglücklichen angekommen, meine Briefe gelesen und die Befehle der Regierung zur Reise des Tieté-Dampfers nach dem Mucuri gegeben waren, einen neuen Vertrag zwischen der Regierung und Ottoni zeigte, in dessen erstem Artikel „die Regierung sich verpflichtete, künftig auf ihre Kosten Colonisten von Rio nach dem Mucuri zu schicken".

Nur eins machte mich stutzen. Der Kaiser hatte mir be-

fohlen, dem Minister des Innern genau meine am Mucuri gesammelten Erlebnisse mitzutheilen. Auf die Anzeige dieses kaiserlichen Befehls erhielt ich vom Minister keine Antwort und reiste am 7. April wirklich ab.

Kaum war ich fort, so gab Ottoni eine Schrift von 58 Seiten in das Publikum, worin er sich mit seinem Mucuri-Unternehmen zu rechtfertigen suchte und eine Menge Thatsachen ableugnete, entstellte und verdrehte. Lachmund's Relatorium dagegen schien mit dem Todten begraben zu sein; es ist nie öffentlich zum Vorschein gekommen. Ja, es lief sogar ein Gerücht umher, Lachmund wäre vergiftet worden.

Dieses Gerücht konnte nur durch folgenden Vorfall entstanden sein. Als ich am dritten oder vierten Tage seiner Krankheit meinem armen Reisegefährten am Morgen Kalomel und eine Spanische Fliege verordnet hatte gegen die Symptome einer sich entwickelten Gastritis und gleich nach Mittag zu ihm zurückkehrte, fand ich einen ebenfalls bei der Central-Colonisationsgesellschaft angestellten Brasilianer im Zimmer allein bei Lachmund. Er entschuldigte sich vor mir, daß er, obwol aller ärztlichen Wissenschaft fremd, in meiner Abwesenheit meinem Patienten „einige Gran Brechweinstein" verordnet hätte, weil derselbe fortwährend Neigung zum Erbrechen zeigte.

Was sollte ich gegen diese Frechheit thun? Die Frage mag jedem, der unter einer deutschen Medicinalverfassung steht, schrecklich erscheinen, läßt aber jenseit des Oceans eine Menge von Antworten zu. Gerichtlich wäre es nicht möglich gewesen, solchen ärztlichen Flibustier zu strafen. Ich mußte mich damit begnügen, den Mann wegen seines unberufenen Handelns hart anzufahren und darauf zu dringen, daß solche Frechheit nicht wieder geschähe. Drei Tage darauf starb Lachmund.

Damit nun aber Todte, die in Ausübung ihrer Pflichten gestorben sind, auch nach ihrem Tode als gewissenhafte, rechtliche Männer anerkannt werden, ist es mir eine heilige Pflicht, meinen todten Freund Wilhelm Lachmund selbst reden zu lassen. Ob er in seinen letzten Lebenstagen wußte oder ahnte, daß sein Relatorium, von dem ich eine Copie bekam, nicht bekannt werden sollte, kann ich nicht sagen.

Im ersten Theil seines Berichts setzt Lachmund den von der Regierung ihm gegebenen Auftrag auseinander, wie wir diesen ja schon kennen. Den Zustand der Colonisten, die er in S.-Jozé vorfand, jener 60 Menschen, die wir bereits von Sta.-Clara mitgebracht hatten, bezeichnet er als „möglichst jammervoll". Dann kommt seine Fahrt nach Sta.-Clara, wo er dann folgendermaßen fortfährt in seinem Bericht:

„Am Tage nach meiner Ankunft in Sta.-Clara durchlief ich mit dem Agenten der Mucuri-Colonie die ganze Colonie in der Ausdehnung von fast 3 Leguas längs der Straße. Unmöglich würde mir es sein, eine getreue Beschreibung zu machen von dem traurigen und qualvollen Bilde, welches sich mir dort darbot. Die elenden Hütten, die ohne Kenntniß gemacht waren und weder gegen Sonne noch gegen Regen Schutz boten, bildeten ebenso viele Hospitale. In einigen fand ich ganze Familien daniederliegend und außer Stande, ihre häuslichen Arbeiten zu verrichten; in andern war kaum eine Person im Stande, die Kranken zu behandeln, zu kochen, Wasser von sehr entfernten Punkten zu holen u. s. w. Die Krankheiten, wovon diese Colonisten befallen waren, waren besonders Wechselfieber, Wunden infolge von Mosquitostichen und Fußflöhen, Schwäche, Marasmus bei Kindern, Geschwulst der Extremitäten, Geschwüre, Durchfall u. s. w. Nur sehr wenige Familien hatten noch hinreichende Kräfte, um wenigstens noch kochen, Wasser holen und an die nothwendige Reinlichkeit denken zu können. Seufzer, Schluchzen, bittere

und verzweifelte Klagen gegen die engagirenden Agenten in Deutschland empfingen mich in jeder dieser erbärmlichen Hütten. Die Muthlosigkeit und Verzweiflung der Colonisten war auf solchen Punkt gestiegen, daß ich im Anfang zweifelte, sie wenigstens so weit ermuthigen zu können, daß sie ruhig die Hülfsleistungen abwarteten, die ich ihnen versprach. Der größte Theil von ihnen bestand so beharrlich darauf, um jeden Preis von der Colonie fortzugehen, daß ich von einigen von ihnen Acte der Heftigkeit fürchtete. Jedoch gelang es mir, diese armen Leute zu beruhigen und wieder ein wenig aufzumuntern, und ich erhielt von vielen das Versprechen, nicht nur, daß sie ruhig die Hülfsleistungen abwarteten, die ich ihnen versprach, sondern auch, daß sie so lange mit ihren Arbeiten in den Roças fortfahren wollten, als ihre Kräfte es ihnen erlauben würden. Dann wählte ich die Familien aus, die am schleunigsten Hülfe bedurften, und schickte sie nach Sta.-Clara in das Depositum u. s. w."

Wenn Lachmund diese Elenden am 11. und 12. März noch in solchem Zustande traf, wo ich doch schon seit so vielen Wochen nach allen Seiten hin gearbeitet und geholfen hatte, wo doch schon so viele gestorben, wiederhergestellt und dann noch 60 Individuen von uns den Fluß hinuntergeschafft waren, was würde er da erst an seine Regierung zu melden gehabt haben, wenn er einen bis zwei Monate früher gekommen wäre?

Und demnach, obwol nur noch ein kleiner Theil des Elends von Lachmund gesehen und in sein Relatorium aufgenommen war, scheute man sich, dieses Relatorium zu publiciren. Da starb denn Lachmund allerdings zur rechten Zeit. Und da nun auch ich wieder abgereist war, hatte Ottoni wieder freies Fahrwasser zum Handeln, und tröstete sehr leicht seine Freunde im Ministerium.

Am 13. April kam das Mucuridampfboot, welches den

neuen Director der Militärcolonie, den neuen Commissär Martineau und den Arzt dorthin gebracht hatte, nach Rio zurück, und hatte wieder 46 unglückliche Menschen am Bord, die von neuem Aufregung und Unwillen in Rio gegen das sündhafte Verfahren am Mucuri hervorriefen. Martineau ging unterdeß nach Philadelphia, wo infolge der Hülfe von seiten der Regierung und der Erscheinung des neuen Regierungscommissärs die heftigste Aufregung und selbst Aufruhr entstand, wie sehr auch Ottoni's Getreue die Leute zu beschwichtigen und zu bändigen suchten und Schritte thaten, um das Fortwandern unzufriedener Colonisten zu verhüten. Schon waren 20—30 Menschen von Philadelphia fortspedirt worden, als auch Martineau erkrankte in dem so viel gerühmten Klima des Mucuri! Während er lange zu Bett lag und die Colonisten wieder keinen Helfer und Schutz hatten, gelang es dem Bruder Ottoni's, Augusto, das Ungewitter mit subdelegatischer Macht zu zerstreuen. Zufriedene Colonisten redeten mit den Unzufriedenen; Widerspenstige mußten der Gewalt weichen und zu Kreuze kriechen, und Philadelphia war gerettet.

Ottoni suchte die Vorfälle in Philadelphia in das Lächerliche zu ziehen und verfolgte mit höhnischen Correspondenzen alles, was zu Gunsten der gemishandelten Colonisten geschehen war; er nannte sogar einmal die Landung jener verkommenen Menschen vom Tieté eine Theatervorstellung.

Am 2. Mai sollten die legislativen Kammern eröffnet werden. Es waren aber nicht genug Deputirte gekommen. Erst am 10. Mai konnte die Thronrede, das Programm des Ministeriums, vorgelesen werden. Unter andern Vorschlägen kam auch der darin vor, die Verpflichtungen und Rechte zwischen den Colonisten und ihren Landbesitzern festzustellen, und endlich auch den protestantischen Ehen ihre Geltung vor dem Staate zu geben.

Der erste Punkt überzeugte mich, daß man trotz so mancher

bitterer Lectionen noch immer daran dachte, in den Einwanderern Tagelöhner und Leibeigene für reiche Grundbesitzer zu erwerben und keine freie Colonisten auf eigenem Boden. Ja, es ward später im Senat von einem sehr bedeutenden Staatsmann ganz gerade herausgesagt, daß er sich aller freien Einwanderung widersetzen würde und daß alle Colonisten, die von Staatsfonds Vorschuß bekämen, den Pflanzern zur Verfügung gestellt werden sollten, wozu er jede weitere Summe gutheißen würde, aber nicht einen Real für andere Einwanderung — eine Parlamentsäußerung, die Beifall fand.

Was war von solcher Stimmung im Parlament für freie Colonisten zu erwarten? Ottoni's tyrannisches Paraguaysystem fand fast ungetheilten Beifall. Der alte, halbtaube Marquis von Olinde hielt dem ausgezeichneten Bürger Ottoni eine Lobrede, sprach von dem Export, der schon am Mucuri stattfände, womit er vielleicht die Schiffsladungen elender, verhungernder Menschen meinte, die in den letzten Monaten vom Mucuri gekommen waren, und schlug vor, man müßte einem so patriotischen Bestreben mit den verlangten Mitteln zu Hülfe kommen! Fast alles schwieg! Kaum ein einziges finanzielles Bedenken wurde laut, alles schwieg! Um die schändlichen, niederträchtigen Menschenschlachtereien am Mucuri wußten sie alle, alle mußten sie doch darum wissen. Der Marquis von Abrantes hatte die unglücklichen Kranken im Hospital gesehen, Sinimbu hatte sich auf das Minutiöseste von allen Vorgängen unterrichtet. Aber dem von Staatsangelegenheiten bereits gesättigten Marquis schien jede Controverse im Senat verhaßt zu sein, und dem Senator Cansançao de Sinimbu hatte diesmal — Ottoni's Freundschaft mehr gegolten als das Menschenschlachten am Mucuri, diese Carnificina, wie der alte Vicar von Caravellas sie genannt hatte. Zwar war es für ihn Gewissenssache, sich

in einer langen, guten Rede über Colonisation auszusprechen. Aber über die Carnificina ging er mit Stillschweigen hinweg, ein Stillschweigen, was ebenso klang wie jener Ton, den die alte Galotti so gern vor Gericht gestellt hätte.

Und da nun „der Bürger Ottoni sich so wohl verdient gemacht hatte um das Vaterland", votirte der Senat eine Million Thaler Anleihe, welche vom Staat mit 7 Procent Zinsen garantirt werden sollte. Ich konnte nur mit der allertiefsten Indignation über das Senatsconsult lachen, um so bitterer lachen, da die Menschenschinderei am Mucuri eine der ersten Angelegenheiten war, welche man in den Senatssitzungen vom Jahre 1859 verhandelte und mit krankhafter Hast endete.

Der Senatsbeschluß fand auch den Beifall des Kaisers. „Hei por bem", hieß es am 8. Juni, und am 10. unterschrieben die Minister das Decret. Wundersame Laune des Schicksals! Gleich am Tage darauf sollte noch einmal ein Trauerspiel vom Mucuri der Hauptstadt vor Augen stellen, wie in jenen Colonien alles Recht, alle Menschlichkeit mit Füßen getreten war. Am 11. Juni traf der Mucuridampfer in Rio ein. Hunger war das erste Wort, was über hundert Unglückliche denen, die an Bord kamen, entgegenriefen. Seit dem Mittag des 10. Juni hatte man ihnen alle und jegliche Nahrung versagt. Einer von den 123 in S.-Jozé eingeschifften Schlachtopfern der Unmenschlichkeit am Urucu und der Bruderliebe in Philadelphia hatte das Land der Verheißung nicht mehr sehen sollen; er war am Bord gestorben, gerade wie jener Colonist auf meiner Tieté-Expedition. Von den Lebendigen wurden 58 Kranke, Ausgehungerte in das Hospital geschafft, gerade wie bei meiner Tieté-Expedition. Von diesen brachte der edle Taunay 17 Franzosen in das Hospital an der Saude, wo ich ehedem Director war; aber noch unterwegs, noch im Boote starb ihm auch ein Unglück-

licher, gerade wie bei der Tieté-Expedition. Die andern 64 Elenden kamen, wie jene vom Tieté-Dampfer, nach dem Colonistendepot auf der Insel von Bom Jesus. Und während man die Runde machte bei allen Consuln, von denen Landeskinder sich unter diesen Colonisten befanden, um Kleidungsstücke für die Halbnackten, Halbtodten zu sammeln, erfolgte die Veröffentlichung des kaiserlichen „Lei por bem" am 17. Juni im „Journal do Commercio" von Rio, und die Menschenschlachterei war vollkommen legalisirt.

Mit einer Million Thaler, wenn Ottoni sie trotz der sieben von der Regierung garantirten Procente nicht etwa umsonst sucht, kann das Werk am Mucuri neuen Aufschwung nehmen. Mit einer Million Thaler können zahlreiche Negersklaven, wie sie sich ja bereits auf den Gütern der Ottoni'schen Verwandten finden, zusammengekauft, große Haufen von Chinesen herbeigeschleppt und einige Verbrüderung mit den klotztragenden Botocuden angebahnt werden. Das gesittete Europa aber wendet sich, trotz des Senatsbeschlusses, trotz des kaiserlichen „Lei por bem", mit Unwillen ab vom Mucuri und seiner Direction. „Non omnis moriar", meinte Ottoni am Ende seiner kleinen Schrift vom 7. April. Und mit Ernst erwidere ich ihm: „Allerdings, non omnis!" Solange in der Geschichte brasilianischer Colonisation noch der Mucuri genannt werden wird, solange dort die Gebeine von all den betrogenen Colonisten modern werden, solange wird auch Ottoni's Name genannt werden als eines, auf dessen Gewissen die Sünde jener Carnificina lastete, auf dessen Namen der letzte Verzweiflungsschrei der Sterbenden immer lasten wird, auf ihm und denen, die ihm geholfen haben!

„Das aber ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses nur gebäret." Man wird wahrscheinlich in den vielbesprochenen Gegenden eine neue Provinz gründen.

Ganz gewiß wird dasselbe Volk von Minas, welches sich vor Jahren vom Ottoni'schen Namen zu offener Revolution gegen seinen Kaiser aufstacheln ließ, denselben Ottoni'schen Namen auf die dreifache Liste, aus der der neue Senator vom Kaiser gewählt werden muß, bringen. **Ganz gewiß** wird der Kaiser, der das wüste Treiben am Mucuri durch sein kaiserliches „Hei por bem" vom 8. Juni 1859 geheiligt hat, durch ein neues „Hei por bem" Ottoni zum Senator erklären; **ganz bestimmt** wird der Senat ihm seine Reihen öffnen müssen und mit ihm fraternisiren!

Mögen auch besoldete Federn zu Gunsten des Bettels am Mucuri schreiben was sie wollen: wir rufen dennoch unser altsächsisches **Jodute** aus über alle, die sich daselbst bereichern und Gedeihen suchen wollen. Ganz dieselben Worte, mit denen ich meine schriftliche Auseinandersetzung an den Kaiser am 30. März schloß, muß ich auch hier wiederholen: „Wenn die Wohlhabenheit und die schönen Besitzungen der Ottonis auf dem Wege der Redlichkeit, des Fleißes und der Arbeit erworben sind, so bedarf man am Mucuri keiner deutschen Einwanderung; denn was jene Herren dort erlangt haben, das kann freie deutsche Arbeit nicht erschwingen. Wenn aber die verlockten Einwanderer nur dazu dienen sollen, um der Ambition, der Habsucht und dem Despotismus die Straße zu stampfen, so darf jeder gutgesinnte Mann fortan nur eins thun: mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften dahin wirken, daß niemand mehr nach dem Mucuri hinwandere, wie ja Se. kaiserliche Majestät Befehl gegeben hatte, alle Unglückliche von dort wieder fortzuholen."

Da nun aber die heillose Central-Colonisationsgesellschaft in Rio, ein unmittelbares Organ der Regierung und als solches in der Person des Senators Candido Borges Monteiro mit einem neuen Präsidenten im Monat März durch selbstständige Wahl der Regierung versehen, noch immer fortbesteht,

um Menschen in Europa, besonders in Deutschland, zum Auswandern durch Agenten beschwatzen zu lassen, — da künftighin Einwanderer, denen wegen gemachter Vorschüsse, Reisekosten, Zehrungsgelder im Depot auf der Ilha do Bom Jesus keine freie Disposition über ihre Personen und den Aufenthalt, den sie etwa wählen möchten, zusteht, auf Kosten der Regierung nach jener Anzeige vom 19. Februar nach dem Mucuri transportirt werden sollen, — da es sogar ganz offen im Senat ausgesprochen worden ist, daß man künftighin keinen Real mehr für freie Einwanderung ausgeben, sondern alle auf Staatskosten kommenden Colonisten den Pflanzern zur Disposition stellen sollte, — da man demnach das pestbringende System der Tagelöhnerei, des Frondienstes, des Knechtseins, des Parcerie- oder Halbpartwesens noch immer nicht aufgeben will, sondern wieder mit ihm, einem modificirten Sklaventhum weißer Menschen, zu liebäugeln anfängt, und diese als billige Leibeigene, taktlos genug, auch nach solchen Gegenden nördlich von Rio bringen möchte, in denen sie der Ungunst des feuchtheißen Klimas erliegen müssen: so rufe ich, nach diesem ungeheuer langen Vordersatz kurz aus: Keine, keine Auswanderung nach Brasilien, keine andere als die auf freien Boden, von freien Leuten, von freien Arbeitskräften in gesunder Gegend und nur im Süden des Kaiserreichs.

Zwar scheint es, als ob durch die letzte Ministerkrisis (im August 1859) sich auch hierin eine neue Kraft, ein neuer Umschwung der Dinge erzeugt hätte. Keine würdigere Gestalten, als Cansançao de Sinimbu und Angelo Muniz da Silva Ferraz mit ihren Collegen konnten die oberste Staatsleitung übernehmen. Aber dürfen sie Decrete umstoßen, kaiserliche „Hei por bems" wieder aufheben, und der Gesinnung und Stimmung im Senat zuwiderhandeln? Und wie lange dauert solch ein Ministerium aus edlerm Stoff? Vielleicht noch weni-

ger Zeit als ein mittelmäßiges, nach der Volksgunst und dem Applaus in den gesetzgebenden Kammern haschendes. Hat doch dieses neue, so ausgezeichnete Ministerium, obwol es noch vier Wochen mit den versammelten legislativen Kammern zusammen arbeitete, auch kein Gesetz, die Stellung der Protestanten und die Bedeutung der protestantischen Ehen betreffend, zu Stande bringen können.

„Wieder die alte Geschichte!" So mußte jeder Protestant und ich ebenfalls ausrufen, als die gesetzgebenden Kammern des Jahres 1859 geschlossen wurden. Im Jahre 1858 war es ja ebenso gewesen, wie ich das auf S. 448 im zweiten Theile meiner „Reise durch Süd-Brasilien" gesagt habe. Die Thronrede verlangt ein Gesetz über protestantische Ehen u. s. w. Man machte einen Vorschlag und nach einem langen Gerede blieb die Sache liegen. Im Jahre 1859 nahm die Thronrede einen neuen Anlauf, und es ist wieder nichts geschehen. Denn ein neuer Entwurf, der gemacht ward, ist ebenfalls nur ein Gerede, eine Neckerei, ein schlechter Witz, wenn man ihm keine Gesetzesgültigkeit aufdrückt. Im nächsten Jahre kommt ganz bestimmt derselbe Passus wieder vor in der Thronrede. Ach Gott im Himmel, sieh darein! möchte man wol ausrufen. Vierzehn Tage nach Eröffnung der Kammern war Ottoni's Geldproject discutirt und genehmigt. Aber für die Lage der Protestanten hatte niemand Herz, Ohr und Mund gehabt. Da kann uns denn eine Thronrede auch nichts helfen; und wir bitten demüthigst Se. kaiserlich brasilianische Majestät, nicht mehr unser in seiner Thronrede zu gedenken. „Das Wort sie sollen lassen stahn", unser Evangelium können sie uns Protestanten in Brasilien doch nicht nehmen. Doch thun wir uns von solchen, die unser Evangelium nicht gelten lassen wollen, und stemmen uns aus allen Kräften gegen eine freie, deutsche, protestan-

tische Einwanderung nach Brasilien, bis wir vollkommen sicher gestellt sind.

Fern bin ich von alledem, quod Graeci προςκυνεῖν vocant. Hoch ehre ich und halte heilig das Amt der Fürsten; denn das Amt ist ihnen von Gottes Gnade gegeben. Und doch ist es dem freien, protestantischen Deutschen, der freiwillig einem angenehmen Leben entsagte und den deutschen Einwanderern in Brasilien nachwanderte über Berg und Thal und durch Wald und Flüsse, um etwas Belehrendes zum allgemeinen Wohl darüber schreiben zu können, wohl ist es einem solchen Manne, der bei der Gelegenheit oft zwischen den Thieren des Feldes und in den finstern Schlupfwinkeln des Urwalds schlafen mußte, der dem tiefen Elend nachspürte, die Betrogenen, die auf einen mächtigen Schutz des Kaisers in fremdem Lande gehofft hatten, nicht verließ, mit ihnen darbte, mit ihnen krank war, mit ihnen auf das Meer hinausging, um für sie Gerechtigkeit von den Hohen dieser Erde zu erlangen, — wohl mag es diesem, der nun allem und allen traute, einmal erlaubt sein, an jenen Schmied im Thüringerwalde zu denken, der beim Gedanken der vornehmen und von ihrem Fürsten nicht gezügelten Vasallen machtvoll mit seinem Hammer auf den Amboß loshieb und bei jedem Schlage ausrief:

O Landgraf, Landgraf! Werde hart,
Bist sonst des Landes Plage,

wie ich das der brasilianischen Regierung als einer Collectivperson zurufen möchte.

Und ist denn das am Ende edel gehandelt von der Regierung, daß, nachdem das Elend am Mucuri schon in den letzten Monaten des Jahres 1858 angefangen und im Januar und Februar 1859 seine höchste Stufe erreicht hatte, nachdem Regierungsschiffe und Commissäre die im Elend verkommenden Colonisten hatten fortholen müssen, und Hunderte solcher Elenden in Rio angekommen waren, nachdem Lachmund

begraben und sein Relatorium nicht veröffentlicht worden, und zuletzt auch Martineau nach Rio zurückgekehrt war, ohne daß ein Bericht von ihm dem Publikum übergeben ward, man, um dem Mucuri-Unternehmen eine würdige Färbung zu geben, den Herrn Sebastião Machado Nunes dorthin schickte und am 21. October im „Journal do Commercio" dessen Bericht officiell mittheilte, nachdem ich im Februar, also acht Monate vorher, dort das tiefste Elend erlebt hatte?

Mit diesem Bericht wollte man die Unthaten am Mucuri bemänteln. In acht Monaten kann allerdings schon viel Gras auf den Gräbern der Todten herauswachsen, kann schon viel Elend aussterben, mancher Jammernde fortgeschafft sein und hier und da und an allen Ecken vertuscht, versteckt, bemäntelt worden sein. Und wenn dieser Bericht, nach langem Stillschweigen der Regierung, eben meine Erzählung der schauderhaften Begebenheiten am Mucuri in ein unklares Licht stellen soll, so muß ich doch offen erklären, daß das ein ziemlich kleinliches und nicht ehrenhaftes Verfahren ist. Zwar trägt das Relatorium des Sebastião Machado Nunes noch den Namen des Ministeriums von Sergio Tereira de Macedo an der Stirn; seine officielle Veröffentlichung aber gehört dem Ministerium vom 12. August 1859 ganz allein an. Man wollte dem Theophilo Benedicto Ottoni damit einen Freundschaftsdienst erzeigen, wie kümmerlich und gequetscht auch der Bericht selbst aussehen mag. Mir wenigstens machte er den Eindruck, als ob er alle Augenblicke roth würde bis über die Ohren und einmal über das andere anfinge zu stottern oder über seine eigenen Beschönigungen und Entschuldigungen zu stolpern.

Solchen nicht eben wohlanständigen Entschuldigungsversuchen und Rechtfertigungsproceduren trauriger Colonisationsspeculationen gegenüber darf sich die brasilianische Regierung

keineswegs wundern, wenn in einem Staate, der in Bezug auf Cultur, Gesittung und Macht unter den fünf Großmächten mit jeder um den ersten Rang kämpfen darf, ganz kürzlich die ministerielle Veröffentlichung gegeben worden ist, „daß die Mittheilungen und Klagen über die traurige Lage der deutschen Auswanderer in Brasilien in neuerer Zeit immer zahlreicher geworden sind und sich bei nähern Ermittelungen großentheils als gerechtfertigt erwiesen haben, und daß daher auf Maßregeln, welche dem Uebelstand, soweit solches möglich ist, abhelfen sollen, Bedacht genommen ist".

Dieser für Brasilien keineswegs ehrenvollen Erklärung sind bereits schon zweckmäßige Schritte gefolgt, und es steht zu hoffen, daß sämmtliche deutsche Regierungen in demselben Sinne handeln werden, damit die deutsche Seelenverkäuferei ihre Comptoire schließe und keine Waldgeschichten aus Brasilien, wie jene am Mucuri, mehr erzählt zu werden brauchen.

Zweiter Abschnitt.

Die Provinz Pernambuco mit Alagoas und Sergipe.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von Rio-de-Janeiro auf dem Dampfboot Cruzeiro do Sul. — Ein Tag in Bahia. — Fahrt nach Maceio. — Einige Stunden auf der Rhede daselbst. — Fahrt nach Pernambuco. — Ansicht der Stadt. — Olinda.

Santa-Barbara!

Das ist keineswegs ein Ruf der Ungeduld oder gar irgendeiner Gewitterfurcht, obgleich in vielen Landen die heilige Barbara bei heftigem Gewitter angerufen wird mit so glänzendem Erfolg, daß bei weitem die Mehrzahl der Menschen nicht vom Blitz erschlagen wird, sondern es war bei mir am 7. April, morgens gegen 10 Uhr, ein Ruf der Ueberraschung und Freude, als ich an Bord des Dampfpackets Cruzeiro do Sul kam, welches diesmal die Fahrt nach den Nordhäfen Brasiliens bis Para machen sollte.

Ich hatte in den ersten Apriltagen das lebendige Vorgefühl, daß ich mich am 7. April wol zum letzten mal in Rio-de-Janeiro einschiffte. Und wenn ich auch an jenem Tage endlich nach so vielen bittern Aergernissen, Zeitverlusten und höchst heftigen, wirklich alle Gesundheit zernagenden Erregun-

22 *

gen meine Reise nach dem Norden Brasiliens fortsetzen konnte, so brachte er mir doch auch wieder einen herben Abschied von allem, was mir in Rio-de-Janeiro so theuer und lieb ist.

Es durfte mich darum auch niemand begleiten, sondern allein fuhr ich längs der amerikanischen Kaiserstadt zum Fort von Villegagnon hinaus, wo der Cruzeiro do Sul seiner Passagiere harrte unter Qualm und Schnauben, wie ein großes Dampfschiff das immer thut, wenn es im Begriff ist durchzugehen!

Santa-Barbara! Und mit wirklich herzlicher Freude drückte ich dem alten Bekannten und Gefährten in Seegang und Gefahr die Hand. Wieder der alte, wackere Santa-Barbara, derselbe Schiffscommandant, mit dem ich am 16. Februar 1858 auf der Imperatriz von Rio-de-Janeiro nach Rio-Grande gefahren war, er immer noch der heitere, unverdrossene Waräger, der bald schon ein halbes Jahrhundert Salzwasser in dem grauen Haar triefen hatte.

Damals, an jenem Februarmorgen, sah es freilich anders um uns aus. Ein ungeheuerer Seegang rollte hinein in die Bucht von Rio, sodaß es kaum möglich oder rathsam erschien, ihn mit der Imperatriz überwinden zu wollen, denn das Schiff war ein schauderhaft alter Kasten. Unser Cruzeiro dagegen war ein Dampfschiff erster Qualität, welches in seinen Raumdimensionen und seiner innern Einrichtung nicht das Geringste zu wünschen übrig ließ, erst vor zwei Jahren gebaut, 230 Fuß auf dem Verdeck lang und in einer Stunde guten Seewetters 11 — 12 Knoten zurücklegend. Dazu gesellte sich das schönste Wetter, und noch einmal umgab mich das großartige Bild der Bucht Rio in seiner wundervollen Pracht.

Mit vielen Passagieren, unter denen ich einige Bekannte aus den Südprovinzen traf, den Polizeichef von Desterro in Sta.-Catharina mit freundlicher Familie, den ehemaligen Präsidenten von Paraná, Liberato de Mattos, den wir in Curi-

tyba kennen gelernt haben, brauste unser gutes Dampfschiff gegen 11 Uhr unter den Kanonen von Sta.-Cruz in den Ocean hinaus, und schnell sank hinter mir ein mir so wohl bekannter grauer Granitblock nach dem andern in die Flut hinab. Schon nach 4 Uhr nachmittags umschifften wir das Cap Frio; der nächste Morgen traf uns, ohne daß wir Land sahen, weit im Meere; schon nach 69-Stunden Fahrt rollte unser Anker vor Bahia in den Grund hinunter und nach wenigen Minuten konnten wir an das Land gehen.

Der Sonntag ließ die Stadt besonders still erscheinen. Wegen der Ankunft des Dampfboots von Rio aber hatten sich die meisten Handelsbureaux aufgethan, sodaß ich ohne Mühe einige Briefe und Sachen, die für mich nach Bahia geschickt waren während meines Aufenthalts am Mucuri, erhalten konnte. Ein Besuch beim freundlichen Präsidenten, Herrn Päes Barretto, war auch bald abgemacht. Viel complicirter war es dagegen, mich wieder in Besitz meiner Sachen zu setzen.

Als ich im December meinen Ausflug nach Canavieiras und Caravellas anordnete, ließ ich, da ich ja in sechs Wochen wieder in Bahia eintreffen wollte, alle meine Sachen im kleinen Englischen Hotel zurück. Leider war die Zeit meiner projectirten Abwesenheit von sechs Wochen zu fast vier Monaten angewachsen, und meine guten einfachen Wirthsleute waren indeß fortgezogen aus dem Lokal, wo ich sie im December verlassen hatte. Lange konnte mir niemand sagen, wo sie wären. Endlich fand ich sie in der fernen Rua das Mangueiras dicht bei der neuen Eisenbahn. Viel gewissenhafter als ich selbst gethan haben würde, hatten sie alles, ja sogar einzelne Steine und Früchte, die ich lose auf meinen Tisch gelegt hatte, mitgenommen und sorgsam aufgehoben, bis ich wiederkommen würde, obwol meine lange Abwesenheit ihnen schon lebhafte Sorge zu machen anfing. Da brachte ich denn außerhalb der Stadt einen stillen Tag zu, einen lieblichen Bahiatag unter

Palmen, Mangabäumen und Artocarpus, zwischen Poincio-nen, Bougainvillien und Poincettien. Nichts zog mich zur Victoria, der vornehmen, hinaus, nichts zu ihren in Reichthum lebenden Bewohnern. Es war mir in Bahia nicht gelungen, irgendeinen Menschen, ein Haus, einen Familienkreis kennen zu lernen, der mich, wie viele mir auch Güte und Zuvorkommenheit gezeigt hatten, lebhaft angezogen und weiter interessirt hätte, selbst unter den Deutschen nicht. Das liegt aber wol nur an dem Reisenden, dem man so gern den Tisch mit guten Speisen und Weinen besetzt, einen Sitz gewährt auf elegantem Sofa oder Schaukelstuhl und ihm aromatischen Thee einschenkt, aber ihm sonst nicht viel anderes bietet, da er nicht zur Händelsklasse gehört. Doch denke ich deswegen immer mit Dankbarkeit und bleibender guter Gesinnung an meine bahianer Landsleute zurück und wünsche ihnen allen möglichen Verdienst in Taback und Zucker.

Auch in Bahia waren, so erzählte man mir im Englischen Hotel, einige Bewegungen mit Auswanderern gewesen. Man hatte zum Bau der Eisenbahn eine Menge Sardinier kommen lassen. Nachdem sie nun angekommen waren, schien es, als ob man Verkürzungen in den ihnen versprochenen Bedingungen eintreten ließe. Die Italiener rotteten sich zusammen und zogen mit Knitteln bewaffnet zur Stadt, um dem sardinischen Viceconsul ihre Wünsche vorzutragen, der auch von ihren Beschwerden genaue Notiz nahm und sich für sie lebhaft verwandte.

Und gewiß wird man auch von seiten der Regierung, soweit sie Einfluß auf die Sache hat, den Leuten zu ihrem Recht verhelfen. Aber wenn so an allen Ecken und Enden bei Privaten und Privatunternehmungen die mala fides auftaucht, alle herbeigelockte Auswanderer erst durch Betrug und Winkelzüge hindurchgehen müssen, und ihnen erst nach Hader, Streit, Verklagungen Billigkeit und Recht zu Theil wird, da

steht allerdings der Europäer bestürzt still, oder wendet sich unwillig ab vom Schmuz jener Speculanten und legt nach allen Kräften sein Veto ein gegen das Auswandern von Europa nach Brasilien.

Am folgenden Morgen, den 11. April, ging ich wieder an Bord des Cruzeiro, und verließ zum letzten mal die üppige Negerstadt mit all den wundervollen Reizen ihrer Lage und Vegetation.

Gleich am Leuchtthurm bogen wir links um, und liefen östlich so dicht längs des Ufers, daß man jeden Menschen am Strande erkennen konnte. Oben am Ufer lag erst die Kirche da Graça, unten am nächsten Meeresrand wehten Palmen. Dann kam das liebliche Rio-Vermelho, mitten unter Kokosbäumen gelegen, und bald noch einige kleine Etablissements, von denen aus ehemals Walfischfang getrieben ward. Zuletzt tauchte noch das Städtchen Itapoam am Meere auf. Ihm folgte bald eine endlose Sandwüste.

Ganz an Rio-Grandes, der südlichen Provinz, unwirthliche Gestade erinnern einzelne Uferdistricte in jenem Theile der Provinz von Bahia. Sand schwillt auf Sand vor den Blicken des dahinsegelnden Schiffers; ganze Berge reihen sich aneinander, ohne einen grünen Hintergrund zu zeigen. Bleich erscheint der Horizont über dem bleichgelben Sandchaos; keine Spur organischen Lebens ist zu erblicken auf der öden Erde.

Desto lebhafter erschien uns das blaue, vom leichten Nordostwind gekräuselte Meer. Wir sahen zahlreiche Briggs, Barken und kleinere Seeschiffe umherschwärmen in verschiedenen Richtungen, je nachdem der Wind ihnen dieselben erlaubte und eigene Bestimmung sie leitete.

Mitten zwischen diesen Schiffen vornehmerer Bedeutung treibt sich ein ganz seltsames Amphibium auf der weiten Fläche umher, welches man nicht ohne Staunen und einige Sorge für die auf ihm schwimmenden Leute ansehen kann.

Während von Bahia bis tief in den Süden, bis Rio-Grande und dessen innerste Flüsse hinein der ausgehöhlte Baumstamm, das Canot oder die Canoa das eigentliche Vehikel ist auf dem flüssigen Element, von der riesigen Canoa da Voga, dem Canot des hohen Meeres, von 60 Fuß Länge und 3 — 5 Fuß Durchmesser, bis zum kleinen, zum allerkleinsten Kähnchen, worin eben nur ein Mensch platt auf dem Boden sitzen kann, macht man sich von Bahia nördlich die Geschichte viel leichter. Dasselbe leichte Holz, womit wir am Mucuri die Flaschen verkorkten, dasselbe leichte Holz, welches die graziösen Botocudinnen kokettirend in der Unterlippe trugen, eine Bombacee, ein Eriodendron, wird in Stämmen von etwa 1 Fuß Durchmesser, ihrer vier bis acht je nach Bedürfniß, zu einem Floß zusammengebunden. Diese federleichten und doch festen Stämme laufen vorn spitz zu. Auf ihnen steht auf dem vordern Drittheil ein kleiner Mast mit einem lateinischen Segel; hinten sind ein bis zwei kleine Bänke, auf denen die Besatzung sitzt; an einem aufgerichteten Stocke hängen einige Calebassen mit Trinkwasser und Nahrungsmitteln; ein breites Ruder zum Steuern bildet den Schwanz des sonderbaren Halobates.

Keinen Zoll ragt solche „Jangada", solch ein „Catimarão" aus dem Wasser heraus; vielmehr geht beim Tanzen des Flosses immer eine dünne Wasserschicht über dasselbe hin. So hat man denn den wunderlichen Anblick, auf offenem Meer, ja weit in dasselbe hinaus, Segel ohne Schiff dahinfliegen und Angler ohne Boot auf dem Wasser stehen zu sehen, bis sie sich in der allernächsten Nähe des mit dem Schauspiel noch nicht vertrauten Betrachters befinden, wo er dann die Natur des seltsamen Amphibiums erkennen kann. Pfeilschnell schießt dieses Floß, oft kaum 6 Fuß lang und 2 Fuß breit, mit seinem Mann dahin, recht eigentlich einem Schlittschuhläufer auf flüssigem Eise, und man muß laut

lachen, wenn man vom Verdeck eines größern Schiffes aus dem Dinge zuschaut. Oft aber erschrickt man; denn plötzlich scheint die Jangada untergegangen zu sein. Aber nicht doch! Nur das Segel hat man plötzlich fallen lassen, um einen Fischfang zu machen. Floß und Mannschaft sind vollkommen wohl; man kann letztere unter sich sprechen hören; und wenn man nur zu suchen versteht, wird man die originellen Wassertreter gar leicht irgendwo zwischen den Wellen wieder auffinden.

Nun kann freilich zweierlei sich ereignen, wenn auch nur selten. Die Jangada, die nicht leicht über ein Jahr dauert, kann auseinander gehen auf der See. Jeder Mitfahrende muß sich da freilich an einem Fragment des Dinges halten, welches indeß mit großer Leichtigkeit eine Menge Menschen im Wasser oben erhält. Dieser Unfall ist auch ungemein selten. Das Floß fliegt so leicht auf und nieder, daß selbst schlimmes Wetter seinem Zusammenhange, wenn er nur einigermaßen nachgesehen wird, keinen Abbruch thut. Oefter als das kommt es vor, daß die Jangada, wenn sie mit hohem Wellenschlag parallel und mit halbem Winde läuft, ganz umschlägt, und das Unterste zu oberst gekehrt liegen bleibt. Das thut auch nichts. Da beide Seiten der Jangada gleich bewohnbar sind, so steigen die gekenterten Jangadeiros auf die umgekehrte Seite; der beste Schwimmer von ihnen taucht unter und macht den kleinen Mast los, um ihn oben wieder aufzupflanzen; man hilft sich so gut wie man kann, und die Segelpartie, der Fischfang geht meistens seinen Gang ruhig weiter.

Beim Landen ziehen die seltsamen Jangadenpelasger ihr Fahrzeug mit der größten Leichtigkeit auf den Strand. Ebenso leicht gehen sie mit ihren Korkholzstämmen in See. Alles was mitgenommen werden soll, wird auf dem Ufer schon auf die Jangada angehängt, denn Stöße gegen den Strand kann

sie nicht vertragen. Sogar das Segel wird vorher gespannt. Sowie die Jangada in das Wasser hineinkommt, so springt auch die Mannschaft hinauf und stößt im selben Sprunge das Floß vollends ab vom Ufer. Sogleich faßt der Wind das Segel und lustig hüpft die Jangada hinaus auf das vielbewegte Wasserfeld, im crassesten Gegensatz zum enormen Leviathan der Meere, dem Great-Eastern und andern Seeungeheuern der Neuzeit. Noch bis spät in den Abend hinein sahen wir diese weiß beschwingten Thalassidromen auf ihrem Element umherschwimmen, während manche in Gefahr waren, von unserm Cruzeiro übergerannt und zermalmt zu werden. Wir selbst hielten unsern Cours etwas fernab von der Küste, sodaß wir beim nächsten Morgengrauen, am 12. April, uns auf offenem Meere ohne irgendwelches Land in Sicht befanden.

Bald jedoch dämmerte wieder einiges Land im Nordosten auf und zwar das Süduser der Mündung vom S.-Francisco, jenem ansehnlichen Strom, der unter den Flüssen Brasiliens eine Hauptrolle spielt.

Die nur leichte Meeresbewegung und ein reiner blauer Himmel ließen uns hier einige hübsche Erscheinungen recht genau beobachten.

Tief dunkelblau lag der Ocean rings um uns, als wir plötzlich über eine scharfe Grenzlinie kamen und uns in hellgrünem Seewasser befanden, dessen ganze Erscheinung mir wie ein Binnensee im Ocean vorkam. Fast konnte man den gelben oder graugelben Sand- und Thonboden durch das klare Wasser hindurch erkennen.

Der von manchen Gewitterschauern und einem nilartigen Anschwellen vielfach bewegte S.-Francisco, den wir später noch genauer kennen lernen werden, führt eine Menge Sand, Thon und Glimmerdetritus mit sich, und trägt diese ihm beigemengte Massen weit in den Ocean hinaus. Hier fallen

sie langsam zu Boden und bilden, während dichter am Ufer eine tiefe Durchfahrt selbst für größere Schiffe bleibt, eine breite Untiefe, ein langsames Ansteigen des Meeresbodens, welches ganz gewiß einmal zur Bildung eines Delta anwachsen wird, wie man denn ja die ganze vom Flußsand gebildete Untiefe bereits als ein submarines Delta bezeichnen kann, dessen Ausdehnung man von einem etwas höhern Standpunkt am Bord eines Schiffes vollkommen gut übersehen kann.

Mitten im Binnensee des Oceans, wie ich das Wasser auf jener Untiefe eben genannt habe, fanden wir nun noch einen beschränktern See und zwar von süßem Wasser. Die hellgrüne Farbe der Fläche gerade unmittelbar vor der Mündung des Flusses war einer vollkommen trüben und aschgrauen gewichen. Während nun die Räder unsers 12 Fuß tief gehenden Dampfschiffs in diesem grauen Wasser wühlten, erschien das unmittelbar am Steuer aufquellende Kielwasser wieder grün. Offenbar spaltete unser Schiff eine auf grünem Wasser schwimmende graue Wasserschicht von der Dicke einiger Fuß, welche als süßes Wasser sich über das salzige hinergossen hatte, wie denn ja das Seewasser schwerer ist als Süßwasser, sodaß man bei vollkommenen Windstillen, z. B. am Aequator, nach einigen tüchtigen Regengüssen leicht süßes Wasser auf dem Ocean finden kann.

Das eigenthümliche Phänomen interessirte auch unsern wackern, für alle maritimen Erscheinungen lebhaft empfänglichen Commandanten Santa-Barbara. Und da er zur genauern Kenntniß jener Küstenfahrt wenigstens eine Sondirung machen wollte, so ward der Dampfer einen Augenblick angehalten. Während das Grundloth eine Tiefe von 10 Faden gab, ward ein Eimer trüben Wassers aufgefüllt. Das Wasser war wirklich fast rein süß, und würde bestimmt ganz süß gewesen sein, wenn unser Experiment nicht zu spät angestellt worden wäre. Denn kaum drei Klafter vor dem Schiff

kündigte wieder eine vollkommen scharfe Grenzlinie, die wir mit dem Auge in nordöstlicher Richtung weithin verfolgen konnten, die Grenze des Flußwassers an. Wieder durchschnitten wir eine Strecke klaren grünen Seewassers, bis wir wieder auf tiefblauem Ocean dahinfuhren, und mithin die volle Mündung des S.-Francisco passirt hatten.

Das evidente Ueberfluten von trüben Süßwassermassen über eine schwerere, gleichsam solidere Salzwasserfläche, wenn sie von keinen lebhaften Winden bewegt wird, mag vielleicht im allgemeinen auf alle großen Ströme anwendbar sein und manche etwas lebhafte Schilderung von ungeheuern Süßwassermassen modificiren, die solche Ströme dem Meere zuwälzen. Allerdings können einzelne große Ströme ihre Süßwassermassen weit hinein in das Meer führen, unendlich viel weiter, als ihre Ufer vom Meer aus gesehen werden können. Doch sei man bedächtig in weitern Schlußfolgen. Nicht die Entfernung vom Ufer allein, sondern wol noch genauer die Dicke solcher Süßwasserschicht muß gemessen werden, wenn man einigermaßen zu einem Resultat kommen will. Und vielleicht mag gerade solche Dicke der Schichten desto unbedeutender sein, je ferner vom Ufer in das Meer hinein sie getroffen werden. Kommen nun gar noch Meeresströmungen und Windstillen dazu, so mag man wol manchmal zu ungeheuern Resultaten gelangen können. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn bei anhaltenden Windstillen z. B. das Amazonenstromwasser und das des Orinoco als eine Süßwasserschicht auf der salzigen des Meeres einmal bei den südlichen Antillen gemessen würde.

Wir können Süßwasserergießungen an den Mündungen großer Flüsse wie flache Muldenbildungen ansehen auf dem schweren Salzwasser. Und da nun auch mitten im Meere Süßwasserausbrüche, die aus dem Grunde hervorkommen, unbedingt wärmere Temperatur haben als die untern Wasser-

schichten und deswegen schnell an die Oberfläche gelangen, um sich als leichtere Schichten über die Salzfläche hinzuergießen, sowie vulkanische und plutonische Durchbrüche durch ruhende Schichten brunnenartig hindurchdringen und ihre Producte auf der Oberfläche jener nach allen Seiten hin ausgießen, so hat die Thalassographie noch die hübsche Aufgabe vor sich, uns diese Brunnen und Mulden süßen Wassers in Profilansichten zu geben, wie das in sinniger Weise die Geologie mit dem starren Elemente bereits gethan hat und noch fortwährend thut.

Bald sahen wir die Barre, die Einfahrt zum Binnensee von Alagoas westlich vor uns, und nun tauchte auch im Norden die hübsche Stadt Maceio, dicht am Strand des Meeres zum Theil an einem Abhang sich erhebend, zum Theil unter schönen Kokospalmen versteckt vor uns auf. Doch werden wir die Stadt bei einer andern Gelegenheit genauer kennen lernen, und ich darf hier nur der Rhede Erwähnung thun.

Der Ankerplatz von Maceio ist eigentlich nur ein offenes Ufer. Zwar läuft ein Riff vom östlichen Ursprung der Stadt in südöstlicher Richtung eine Strecke in das Meer hinein und bildet, kaum irgendwo aus dem Wasser hervorragend, sondern meistens an und unter der Oberfläche bleibend, einen deckenden Wall, dessen südliches Ende von einer rothen Tonne bezeichnet ist. Diese Tonne muß jedem nach Maceio gehenden Schiffe östlich bleiben. So ist zwar eine Art von Bucht angedeutet, aber einen sichern Hafen bildet sie nimmermehr, und bei einigem Südwind ist sie sogar ein höchst gefährlicher Ankerplatz.

Unser Dampfboot blieb fern vom Ufer liegen und es ging keiner der Passagiere zum Besuch an das Land. Dagegen kamen ziemlich viele Menschen an Bord, um nach Pernambuco zu gehen. Das kleine dadurch entstehende Getümmel auf dem Schiff ward erst wieder ruhig, als unser guter

Cruzeiro nach 7 Uhr wieder seine Anker lichtete, um die rothe Tonne herum in östlicher Richtung in die Mondscheinnacht hinaussteuerte und dann in nordöstlichem Cours seine Fahrt fortsetzte. Es war die herrlichste Seenacht, die man nur erleben konnte.

Beim Morgengrauen sahen wir das Cap Agostinho (Augustin) in einiger Ferne hinter uns und Pernambuco tauchte aus dem Meere auf. Hell schien bald die in seltener Reinheit aus dem Ocean hervorgehende Sonne auf die fernen, blanken Häuser; scharf traten alle Umrisse von Thürmen, hohen Giebeln, Batterien und von Schiffen hervor. Prachtvoll endete das herrliche Uferbild im Norden mit dem hervorspringenden Olinde und dessen kühnen Kirchen und Jesuitengebäuden; allerdings schien eine Meereskönigin, eine südamerikanische, hervorzutauchen aus der Flut, ein Venedig, unbedingt ein Venedig, wenn Brasilien in irgendwelcher Beziehung Italien vergleichbar wäre.

Immer näher kamen wir, immer genauer trat einzelnes hervor, immermehr gewann das Bild an Großartigkeit. Fast bis auf das Ufer schien unser Dampfer laufen zu wollen. Dicht davor aber wand er sich in scharfem Bogen um den dort ganz frei auf dem Ende eines Felsendammes stehenden Leuchtthurm herum, und lief ein in die wirklich wunderliche Lagune von Pernambuco. Freilich eine Lagune, eine wunderliche Lagune, diese von Pernambuco, eine Lagune vor der Stadt, eine schöne Doppellagune mitten in der Stadt!

Die Brenta und Piave dieses südamerikanischen Venedig sind die Flüsse Beriberibe und Capiberibe, beide von keiner großen Bedeutung. Beide entspringen in den nördlichen Westdistricten der Provinz, laufen in ziemlicher Distanz parallel nebeneinander nach Osten unter vielen Krümmungen und gelangen so in die unmittelbare Nähe des Meeres. An den Höhen von Olinde wird der Beriberibe südlich abgelenkt,

vom Süden kommt ihm der Capiberibe entgegen; beide bilden einen schönen Binnensee, in dessen Mitte eine ziemlich bedeutende Insel sich befindet.

Diese landseeartige Ausdehnung der vereinten Flüsse tritt nun in das Meer, erleidet aber auch hier noch eine seltsame Ableitung.

Weit vom Süden her läuft ein Felsendamm, ein Riff oder Recife, in der Entfernung von 100—400 Klaftern, je nachdem das Ufer Sinuositäten hat, schnurgerade und parallel mit dem Festlande vom Süden nach Norden durch das Meer und bildet so einen Hafen von der eigenthümlichsten Beschaffenheit, einen zweiten, aber großartigen Porto Seguro, an dessen nördlichem Ende eine vollkommen freie Ein- und Ausfahrt sich befindet, kaum 100 Klafter vom Sandufer des Festlandes entfernt. Dieser Felsdamm, Pernambucos Lido, ist wenige Klafter breit und ragt bei der Ebbe mehrere Fuß aus dem Wasser hervor, scharf zugehauen von der Natur nach allen Seiten, als ob Menschenhände ihn mit Schnur und Winkelmaß durch das Meer längs der Küste hingezogen hätten. Bei voller Flut schlagen Brechwellen über ihn hinweg und beunruhigen allerdings etwas den seltsamen Hafen, in welchem Schiffe bis 15 Fuß Tiefgang, und gelegentlich noch mehr, mit großer Sicherheit einlaufen können. Am freien Nordende des Dammes, vor dem noch ein isolirter Block mit glattem Rücken wie eine Schildkröte bei niedrigem Wasserstande aus der Flut herausragt, die übelberüchtigte Tartaruga, steht ein Leuchtthurm, fast ein Eddistonelicht, und ein kleines, verfallendes Fort, für welches das auf dem Uferstreif des Festlandes zwischen dem Beriberibe und dem Meere liegende Fort Brum als nächste Einfahrtsbatterie und Hafenschlüssel fungirt.

Auf dem südlichen Ende der zwischen diesem Hafen und dem Beriberibe hinlaufenden Landzunge, welche einer kleinen Hafbildung vollkommen entspricht, liegt nun das alte Per-

nambuco, oder die Stadt am Riff, Cidade do Recife — der Name Pernambuco herzuleiten von Parana, Fluß, Seitenfluß, versteckter Seitenfluß, wie wir das Wort noch häufig am Amazonenstrom wieder treffen werden, und Mbuk, Arm — Pernambuco also ein Flußarm des Meeres, wie wir bei dem versteckten Binnenwasser von Ilheos, diesem Flußarm des Meeres ebenfalls einen Hügel, Pernambuco, gesehen haben. Die Insel mitten in der Lagune ist vom neuern Stadttheil S.-Antonio eingenommen. Jenseit derselben liegt auf dem Festlande wiederum der Stadttheil Boa-Vista, sodaß Pernambuco aus drei Hauptabtheilungen besteht, Olinde natürlich nicht mit einbegriffen, denn das ist eine von Pernambuco ganz getrennte Stadt.

Vom Stadtquartier Recife führen zwei Brücken nach S.-Antonio und nur eine von S.-Antonio nach Boa-Vista, alle aus Holz gebaut und 5—600 Fuß lang. Unter der Recifebrücke, der Hauptbrücke zwischen dem Recife und S.-Antonio, finden sich noch Reste einer Steinbrücke aus holländischer Zeit. Dazu hängt das Inselquartier S.-Antonio nach der Seeseite hin weiter durch eine neue Wegeanlage und die dort beginnende Eisenbahn mit dem Festlande von Boa-Vista zusammen.

So ist denn das Terrain, auf dem Pernambuco gebaut ist, so mannichfach gegliedert, zu so regem Verkehr in so seltener Weise geeignet und bestimmt, wie sich dessen keine zweite Stadt in Südamerika rühmen kann.

Das haben auch die portugiesischen Gründer der Stadt vollkommen erkannt; das erkannten vollkommen die nachfolgenden holländischen Eroberer, und erkennen das auch die heutigen Bewohner und benutzen die von Natur und Kunst gebotenen Vortheile so gut sie können.

Pernambuco ist durch und durch Handelsstadt. Trotzdem, daß es nur 100000 Einwohner hat und den Städten Rio-

de-Janeiro und Bahia an Menschenmengen nachsteht, entwickelt es dennoch eine außerordentliche Handelsenergie, die indeß in den letzten Jahren durch eine Reihe von Einflüssen, unter welchen Brasilien überhaupt leidet, etwas beeinträchtigt worden ist.

Die Altstadt, schlechtweg Recife genannt, besteht aus einem Chaos von engen, schmuzigen, meistens stinkenden Straßen, die zum Theil mit Häusern von vier Stockwerken Höhe eingefaßt sind. Hier liegen die vorzüglichsten Handelscomptoire, das Zollhaus, die Börse, ein Arsenal u. s. w. Die andern Stadttheile dagegen treten schön und selbst glänzend hervor, haben manche breite, gerade Straßen mit prachtvollen Läden und bieten Prospecte, die unbedingt mehr als irgendeine andere brasilianische Stadt an Europa erinnern. Längs der Kais an den breiten, herrlichen Lagunen mitten in der Stadt hat bereits eine Vornehmheit und Pracht einzelner Häuser und öffentlicher Neubauten sich zu entwickeln angefangen, daß hier einmal eine der schönsten Städte der Welt aus dem Wasser hervortauchen wird, die selbst Hamburg um sein großartiges Alsterbassin nicht zu beneiden braucht. In der That ist die Aussicht von den einzelnen Brücken nach allen Seiten hin, namentlich nach Norden, wo das alte Olinde auf seinem Hügel wundervoll prangt, unaussprechlich schön.

Mit allen diesen gegebenen Elementen ist Pernambuco die eigentliche Zukunftsstadt Brasiliens. Vor ihr das offene Meer, dessen rollende Wogen vom Riff gebrochen werden und in dichten Schaummassen hoch aufbrausen, — längs des Ufers der natürliche Hafendock, der sich hineinzieht in die schöne, wunderschöne Doppellagune der Stadt, — das alles bewegt von Ebbe und Flut: das sind allerdings kostbare Elemente zur großartigsten Zukunft, zu einer europäischen Entwickelung

der Stadt Pernambuco, wie sie denn ja als östlichster Punkt Brasiliens am weitesten hinüberblickt nach Europa.

Unter den zum Theil ansehnlichen öffentlichen Gebäuden ragen zahlreiche Kirchen überall heraus; sogar Marmorbauten entdeckt man an ihnen, gerade wie in Bahia, wenn auch der Baustil sämmtlicher Kirchen, wie überall in Brasilien, ungefällig ist. Der Palast des Präsidenten auf S.-Antonio ist einfach und hübsch. Dicht bei ihm steht ein ganz ansehnliches Theater; beide liegen an einem großen Platze, der fast ringsher von der Lagune umflutet wird und mit der Zeit wunderschön werden kann, wenn man ihn sorgsam zu benutzen versteht. Vorläufig weiden einige Wiederkäuer friedlich auf dem schönen Forum und fressen die hübschen Rubiaceen, Malven und Leguminosen ab, die dort harmlos wachsen.

Wenn nun auch in Pernambuco nach allen Seiten gethan, geschafft, gebaut an allen Ecken und Enden und nach Fortschritt, nach Vollendung gestrebt wird, soviel Umstände, Raum, Zeit und Geldmittel das erlauben, so hat doch die Stadt auch ihre schwachen Seiten. Eine der schwächsten ist offenbar das Straßenpflaster. Viele Straßen und selbst breite, vornehme Straßen sind gar nicht gepflastert und bilden Moräste, an denen man zwar längs der Trottoirs mit einiger Vorsicht hingehen kann, nicht aber ohne von trabenden Pferden und rollenden Wagen eingespritzt zu werden. Diese Schmuzgassen geben einen schrecklichen Gestank, der an den Kais, zumal zur Zeit der Ebbe, noch viel schlimmer ist. An eine Reinlichkeitspolizei scheint nirgends gedacht zu werden; überall sieht man Sudelei, oft in einem ganz unerträglichen Grade. Dazu kommt noch abends spät das beliebte Ausgießen aus dem Fenster. Fliegt solch ein Ausguß vom dritten oder vierten Stockwerk aus dem Fenster, so ist die Wirkung des weit umherspritzenden Projectils wirklich entsetzlich.

All diesem Stadtungemach hat die vornehme Welt sich zu entziehen gewußt, indem sie auf dem Lande wohnt.

Die Umgegend von Pernambuco ist flach, sodaß der Anlage von Gärten reichlich Raum gegeben ist. Besonders nach Nordwesten hin hat sich die Anlage von Gärten und Gartenwohnungen weit hingezogen, und nichts ist lieblicher, als in diesen Gartenrevieren von Pernambuco umherzustreifen. Unter mächtig hohen Kokospalmen blüht die farbenglühende Schar der schon oft genannten Bougainvillien, Poincettien, Poincionen, Ixoren u. s. w.; überall duften Alpinien, Hedychien, Gardenien und Plumierien und wirklich alles, was in Farben weithin strahlt und Wohlgeruch auszuhauchen im Stande ist. Und zwischen all der Pracht von Bäumen, von Palmen, Mangiferen, Spondien, Artocarpen liegen hübsche, zum Theil prächtige Landwohnungen umher, in deren innerer Einrichtung europäischer Luxus herrscht, modificirt von den Nothwendigkeiten eines heißen Klimas. Und wenn nun zwischen dieser Gartenpracht, zwischen diesen reizenden Landwohnungen ein stiller Fluß sich dahinzieht und im verdoppelnden Spiegelbild das liebliche Schauspiel noch einmal blicken läßt, wie man das an der Magdalenenbrücke des Capiberibe finden kann, so ist die ganze Naturscenerie ein lieblicher Anblick.

Auch weht ein fast ununterbrochener Luftstrom über Pernambuco und seine Umgegend hin, wodurch mehr als in Bahia Kühlung, Labung und Erquickung ausgegossen wird über alles organische Leben. Meistens ist dieser Wind ein Seewind aus Nordost oder Südost, dessen regelmäßiger Lauf nur morgens in der Frühe von einigem Landwinde unterbrochen wird.

So können wir uns kaum verhehlen, daß Pernambuco, wenn ihm auch die felshohe, schroffe Bergnatur von Rio-de-Janeiro abgeht und manche prachtvolle Fernsicht von der Victoria in Bahia versagt ist, dennoch ein wundervoller, von

der Natur reich gesegneter Punkt ist, in dem es gewiß nur an den Menschen liegt, wenn sie sich denselben nicht zum angenehmsten Aufenthalt herauszubilden verstehen.

Das wenigstens war der Eindruck, den mir Pernambuco in den ersten Tagen meines Aufenthalts daselbst machte, ein Eindruck, der mir ein bleibender sein wird; denn er ging hervor aus der unwandelbaren Schönheit der Natur. Rein blau war der Himmel; in allen Tinten von Grün und Blau spielte die Farbe des herrlichen Oceans; ruhig strich der Nordostpassat darüber hin und verlor sich im Lande zwischen der herrlichen Vegetation, welche überallhin Duft und Farben ausgoß. In Pernambuco trat mir lebendiger als wol sonstwo vor die Seele jener tiefe Sehnsucht athmende Gesang: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?"

Einen ganz verschiedenen Eindruck machte mir die Stadt Olinde. Olinde, an und auf einem Hügel gelegen, einst die Königin und Herrscherin der Meere, eine kostbare Perle, um welche Holland und Portugal blutige Kämpfe geführt haben, dann der Sitz katholischer Priesterweisheit und noch später juristischer Gelehrsamkeit, Olinde, was noch weit hinausprangt in die See mit Klöstern und Kirchen, ist ein Kirchhof geworden! Seine Häuser fallen ein, seine Kirchen stehen leer, seine juristische Schule ist nach Pernambuco verlegt worden; in seinen Straßen wächst Gras, weiden die Pferde.

Ich besuchte Olinde am 18. April. Ein langer Damm mit einigen Brücken führt vom Stadtviertel Boa-Vista in schnurgerader Richtung durch die Jungleniederungen des Beriberibe, zwischen welchen die festern Stellen zierlich mit Häusern besetzt sind. Dort am Wege liegt auch ein hübsches englisches Hospital und zuletzt noch ein englischer Kirchhof mit einer saubern Kapelle, wie die Engländer denn auch ihre eigene Kirche auf dem schönen Kai der Boa-Vista besitzen.

Gerade beschien die untergehende Sonne mit scharfen Lichtern den grünen, von Häusern übersäeten und mit Kirchen gekrönten Hügel von Olinde und gab der alten Stadt ein wehmüthig freundliches Ansehen. Aus der See dämmerte der Abend, aber dennoch übersah ich vom hervorspringendsten Punkte des Hügels ein wundervolles Panorama. Im tiefsten Süden lag das Cap S.-Agostinho in leichtem, blauem Duft. Pernambuco aber mit seinem sichern Hafen hinter schäumenden Brandungen, mit seinem Binnensee, mit seinen im Wasser liegenden Häusern und seiner prachtvollen Landschaft glänzte blendend auf im Abendsonnenstrahle. Olinde sah aus wie eine entthronte Fürstin neben der königlichen Herrscherin hinter dem Recife und in den Lagunen.

Außer allen ihren Naturreizen ist die Stadt Pernambuco, wie ich schon andeutete, ein höchst bedeutender Handelsplatz.

Die Provinz Pernambuco hat, wenn ihr Areal auf der Karte auch nicht so bedeutend erscheint wie das mancher anderer Provinzen, dennoch eine Einwohnerschaft von fast einer Million Menschen. In ihrer numerischen Bedeutung ist sie die dritte Provinz des Kaiserthums; nur Minas und Bahia gehen ihr voran. Vor Minas hat sie die schöne Communication mit dem Meere voraus, vor Bahia eine muthigere, elastischere, energischere Natur der Einwohner, vor Rio-de-Janeiro die größere Nähe zur Alten Welt. Alle diese Vorzüge und Eigenthümlichkeiten wissen die Pernambucaner in hohem Maße geltend zu machen. Bei der Regsamkeit des kecken Volks, welches schon mehr als einmal einem gewissen politischen Schlendrian der brasilianischen Staatsmarime mit den Waffen in der Hand sich widersetzte, ist die Production der Landschaft an Baumwolle, Taback und Zucker ganz bedeutend, bei der Wohlhabenheit der Bewohner der Import europäischer Fabrikate außerordentlich groß. Von allen Nationen gehen die Flaggen aus und ein, besonders reißen sich

England, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika in eifriger Concurrenz um den Haupthandel von Pernambuco, obwol auch deutscher Handel ziemlich lebhaft ist. Von allen brasilianischen Hafenstädten ist Pernambuco am schnellsten zu erreichen. Durch eine eigene Kette von Strömungs- und Windesverhältnissen ist Pernambuco zwischen seinen beiden, am meisten nach Osten vorspringenden Nachbarhügeln, Olinde und S.-Augustin, ein kaum zu vermeidender Ort geworden. Alles, was aus dem nördlichen Atlantischen Ocean nach Brasilien, um das Cap Hoorn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien, China, Neuholland und Californien will, muß in einiger Nähe von Pernambuco vorbeisegeln und kommt selbst in Sicht vom Cap Augustin. So glücklich sind dazu die Windverhältnisse zu einer Reise von Europa nach Pernambuco, daß schon Schiffe von Liverpool in 18—20 Tagen von diesem wichtigen Hafen nach dem Recife gelangt sind. Die Bedingungen zur Rückreise nach Europa sind ebenso günstig; es sind einzelne Schiffe in 25 Tagen von Pernambuco nach dem Kanal gesegelt. Der erste Hafen, den die große südamerikanische Dampfschifffahrtslinie berührt, ist Pernambuco; der letzte Punkt, den sie mit ihren heimkehrenden Dampfschiffen anläuft, ist wieder Pernambuco. Ebenso ist die Stadt ein Hauptpunkt für die von Rio-de-Janeiro ausgehende große Dampfschiffahrt bis Para. Zwei Tage muß jedes Dampfboot dieser wichtigen Küstenlinie dort anhalten. Auch schickt Pernambuco zweimal im Monat ein kleineres Dampfboot nach Süden bis Maceio, und nach Norden um das Cap Roque herum bis Maranhão mit Anlaufung der kleinern Küstenhäfen.

Bei der Lebendigkeit dieses Dampfschiffverkehrs nach Norden und Süden, dem schnellen Verkehr und dem innigen Zusammenhange Pernambucos mit Europa ist diese gewaltige Handelsstadt recht eigentlich der Schwerpunkt für den

ganzen Norden von Brasilien geworden. Alle Bewegung, aller Handel vom Flusse S.-Francisco an bezieht sich auf Pernambuco, alle Handelsplätze von dort an, Maceio, Rio-Grande do Norte, Parahyba do Norte, Ceara, Maranhão sind alle mehr oder minder Handelsfiliale von Pernambuco. Selbst Para, was als wichtiges Emporium des ungeheuern Amazonengebiets und der fernen Districte einzelner Republiken spanischer Abkunft so bedeutend ist und so unabhängig und selbständig erscheint, kann sich doch nicht von der Souveränetät Pernambucos ganz frei machen. Pernambuco schickt ihm die neuesten europäischen Nachrichten, Pernambuco befördert die Correspondenzen von Para nach England, Pernambuco ist bei tausend Gelegenheiten der letzte Recurs für den Handel am Amazonenstrome, und die Kaufleute aus dem so fernen Moyabamba in Peru gehen auf ihrem langen Zuge vom fernen Westen über Para nach Pernambuco, wenn sie ihre Hüte von Bombanassa gut und sicher verkaufen und sich mit gewählten europäischen Producten zur Rückreise versehen wollen.

Das ist ein Handelseinfluß, dessen sich Bahia durchaus nicht rühmen kann, ein Einfluß, wie er nur von Rio auf die Südprovinzen ausgeübt werden kann und ausgeübt wird.

Und immer weiter sucht Pernambuco seinen Einfluß auszudehnen. Als Bahia den Entschluß faßte, sich mit einer Eisenbahn an den Rio-de-S.-Francisco beim Joazeiro anzuknüpfen und so diese mächtige Lebensader der Provinz Minas mittels flüchtiger Locomotiven bis nach der Allerheiligenbai pulsiren zu machen, traten die Pernambucaner, obwol geographisch viel weiter entfernt vom Handelsknotenpunkt Joazeiro, keck mit gleichem Bewerben auf- und projectirten unverdrossen eine Eisenbahn nach dem genannten Handelsplatz am Rio-de-S.-Francisco durch das Ländergebiet auf dem linken Ufer des Flusses.

Und das Schicksal hilft sichtlich dem unternehmenden Volke von Pernambuco. Während in Bahia zwar an der Eisenbahn gebaut wird, so liegt sie doch immer nur noch in den ersten Anfängen da und kann noch immer nicht in der kleinsten Ausdehnung benutzt werden. Vom Bahnhof in Pernambuco aber läuft schon die Locomotive 7—8 Meilen durch das Land, und glaube ich, daß die Nordbahn des S.-Francisco, die von Pernambuco, eher den Platz Joazeiro erreicht als die Südbahn, die von Bahia, wenn letztere auch bedeutend kürzer ist.

Diese Keckheit, diese Thätigkeit, vielleicht noch ein Erbtheil aus guter holländischer Zeit, womit die Pernambucaner sich zu Lande und zu Wasser geltend machen und immer weiter ausdehnen, macht sie nun auch etwas übermüthig der Centralregierung von Rio-de-Janeiro gegenüber; und in Rio-de-Janeiro weiß man sehr gut, welche gefährliche Stelle Pernambuco ist. Man sucht die Provinz auf alle Weise zufrieden zu stellen, schickt ihr einen Präsidenten nach dem andern, achtet ihre Häupter und Vornehmen ganz besonders hoch und — wird es doch noch einmal erleben, daß sich die Provinz im wilden Revolutionstumult der Centralregierung widersetzt und ihr Geschick von dem der Hauptstadt trennt.

Gerade die ängstliche Sorge um die Erhaltung der Provinz mag es sein, warum die Provinz sich einmal emancipirt. Ich kann und will es nicht beurtheilen, ob das ewige Wechseln der Provinzialpräsidenten zur Erstarkung der Provinzen dient oder zu ihrer Schwächung. In einem wohlgeordneten Staate aber ist solch ewiges Wechseln mindestens lächerlich. Oder ist es nicht lächerlich, daß mir der Marquis von Olinde als Ministerpräsident im November 1858 einen Brief an den damaligen Präsidenten von Pernambuco, Herrn Taques, gab, daß im December Manoel Felizardo Präsident war, dann im Februar Saraiva zum Präsidenten erwählt ward, und

ich im Mai einem Vicepräsidenten, dem Baron von Camaragibe meine Aufwartung machen mußte? Wer nachher ordentlicher Präsident geworden ist, weiß ich nicht. Das aber ist gewiß, daß vom November 1858 bis Juni 1859, also in etwa sechs Monaten, Pernambuco fünf bis sechs Präsidenten gehabt hat. Daß aus solchem Wechseln keine vernünftige Administration hervorwachsen kann, ist jedem einleuchtend, von den bedeutenden Geldopfern gar nicht zu reden, die solch Wechseln mit sich führt.

Das schien nun auch den Pernambucanern, als ich in Pernambuco war und die Aeußerungen mancher verständiger und nicht ohne Besorgniß lebender Männer hörte, vollkommen einleuchtend zu sein. Und doch ist auch das allgemeine Ueberzeugung, daß eine krampfhafte Wendung der Dinge, ein aufrührerisches Verfahren, um eine bessere Zukunft herbeizuführen, ein höchst zweideutiges Verfahren sein würde. So geht denn der Rückschritt auch in Pernambuco, wie in ganz Brasilien, seinen Gang weiter. Es fehlt mehr und mehr an arbeitenden Kräften. Man versteht es nicht, sie mit Geschick heranzuleiten, man weiß sie nicht anständig zu behandeln, man will sie nicht ebenbürtig sein lassen. Gerade so wie man in manchen südlichern Gegenden Brasiliens das deutsche Einwanderungselement zum Dienst großer Grundbesitzer verwenden möchte, gerade so sucht man in Pernambuco das portugiesische Einwanderungselement zu knechten und zu unterjochen. Und da das nicht gelingt, so haßt man es vorläufig recht gründlich und verfolgt es ganz unverkennbar; ja mehr als einmal mag es schon im Sinne gewisser Volksschichten gelegen haben, die fleißigen, wenn auch etwas plumpen Portugiesen — Gallegos und Ilheos —, die man spottend mit dem Namen „Bleifüße" (pédechumbos) bezeichnet, ganz aus dem Lande zu vertreiben.

Angesichts solcher politischer Zustände und socialer Stim-

mungen muß man auf Pernambuco, wie viele Vergünstigungen die Provinz auch von der Natur empfangen haben mag, mit großer Sorge blicken und in Rio besonders mit vielem Ernst, mit voller Gewissenhaftigkeit, mit ganzer Spannung zusehen, daß nicht der Gemeinstaat irgendwelchen Schaden nehme. Mir schien aber der Gesammtstaat nirgends so verwundbar zu sein wie in Pernambuco, und das alte römische „Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica" lag mir nahe genug.

Zweites Kapitel.

Ausflug nach der Provinz Alagoas. — Die Hauptstadt Maceio. — Fahrt nach der Stadt Alagoas. — Ritt durch einen Theil der Provinz nach Penedo. — Die Tabuleiros von Alagoas. — Der Rio-de-S.-Francisco. — Fahrt nach Pão de Assucar. — Ritt durch den Sertão nach den Fällen von Paulo Affonso. — Rückkehr nach Penedo. — Piassabuçu.

Mein erster Aufenthalt in Pernambuco konnte nur kurz sein, da ich mit einiger Bestimmtheit wußte, es würde mir am Ende meiner ganzen Reise vergönnt sein, mich noch einige Zeit daselbst verweilen zu dürfen, bis ich mich nach Europa einschiffte. Ich wollte die selbst noch im April schöne Jahreszeit benutzen, um meine Excursion zum Rio-de-S.-Francisco auszuführen, dessen Besuch von vielen Witterungslaunen abhängt und sehr häufig gar nicht gelingt, wenn man einen ungünstigen Wasserstand antrifft.

Ich hatte mir vorgenommen, die Reise nach der südlich von Pernambuco gelegenen Stadt Maceio zu Lande zu machen und von dort durch die kleine Provinz Alagoas zu reiten nach Penedo am S.-Francisco. Zum möglichst guten Gelingen dieser Excursion hatte mich der Staatsrath Saraiva,

damals Präsident von Pernambuco, dessen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit ich mit lebhaftem Danke anzuerkennen alle Ursache hatte, mit zweckmäßigen Geleitsbriefen an verschiedene Personen von Ansehen und Einfluß ausgestattet, sodaß ich meinen Aufbruch nach Maceio schon auf den 19. April festsetzen konnte. Den ersten Reiseabschnitt wollte ich mit der Eisenbahn machen und zugleich die dort in Angriff genommenen Arbeiten besichtigen, wobei sich mir ein dort angestellter Bremer zum freundlichen Führer angeboten hatte.

Statt des bis dahin schönen Wetters geiselte aber am 19. April ein wilder Regenschauer nach dem andern Land und Meer. An ein Abreisen war den Tag nicht zu denken; als es volle 24 Stunden fortfuhr, aus allen Schleusen des Himmels zu gießen, gab man mir die Versicherung, daß ich jetzt fürs erste gar nicht daran denken könnte, den Landweg von Pernambuco einschlagen zu wollen, da er nur bei und nach anhaltend gutem Wetter reitbar wäre.

Und ich mußte solchen Versicherungen schon glauben. Brasilianische Landstraßen zur Zeit anhaltenden Regens gibt es nun einmal nicht. Wie sollte ich jetzt eine benutzbare Straße erwarten zwischen zwei Küstenpunkten, die in so leichtem Seeverkehr mittels Segelschiffen und Dampfbooten standen? Und wenn ich auch wirklich mit Aufopferung von Zeit und Gesundheit mich durchschlagen wollte durch alle Eventualitäten eines bodenlosen Wegs, was hatte ich von der mühevollen und gefahrvollen Arbeit?

Recht wie ein Deus ex machina kam mir da, als ich am 19. April nachmittags ziemlich ärgerlich aus dem Fenster meines unmittelbar am Hafen liegenden Hotels in den grauen Wassertumult auf der offenen See hineinschaute, das große Dampfpacket Oyapock auf seiner Heimreise von Para nach Rio aus dem Ocean herangebraust. Meine Landreise war mir zu Wasser geworden, und zu Wasser konnte ich mit der

größten Leichtigkeit nach Maceio kommen. Ich schlug mich zu den Passagieren des Oyapock und begab mich um 5 Uhr nachmittags des 20. April an Bord.

Ich hatte Ursache, das Packetschiff, wie viel Räumlichkeiten es auch als genaueste Copie des schönen Cruzeiro do Sul hatte, mit Passagieren überfüllt zu fürchten. Es war nämlich das Schiff, welches sämmtliche Senatoren und Deputirte, wenn sie anders zur Eröffnung der legislativen Kammern in Rio-de-Janeiro sein wollten, von sieben oder acht Nordprovinzen in seinem Bauche mit sich führen mußte. Und diese Herren reisen meistens mit einem ganzen Hausstande. Doch waren nur wenige von diesen Solonen gekommen, und wirklich konnten die Kammern am 2. Mai in Rio nicht eröffnet werden, eine ganz unerhörte Thatsache, die indeß dem Kaiserreiche nicht den geringsten Schaden gethan hat.

Bei einbrechender Dämmerung zog unser stattlicher Oyapock aus dem Hafen von Pernambuco hinaus, und eine mäßig wogende See trug uns während der Nacht südlich, sodaß wir schon am folgenden Tage (21. April) bei guter Zeit vor Maceio Anker werfen konnten.

Der Rio-de-S.-Francisco wird von dem Punkte an, wo er in jähem Sturz aus den Provinzen von Bahia und Pernambuco heraustritt, bis zu seinem Ausströmen in das Meer von zwei kleinen Provinzen eingefaßt, welche, wie klein sie auch immer auf der Landkarte des ungeheuern Kaiserreichs erscheinen mögen, dennoch bedeutende agricole und mercantilische Wichtigkeit haben und gewiß gern von jedem Reisenden berührt werden. Es sind die Provinzen von Alagoas und Sergipe.

Beide sind nach ihren Hauptrichtungen leicht zugänglich. Der Rio-de-S.-Francisco ist zwischen beiden Provinzen schiffbar; beide Landestheile besitzen mehrere kleine Hafenplätze am Ufer des Flusses. Die Dampfschiffe von Rio besuchen auch Maceio auf ihren regelmäßigen Fahrten. Dazu kommt

noch eine kleinere Dampfschiffahrtslinie zwischen Pernambuco und Maceio, welche einige kleine Zwischenpunkte berührt; und eine andere von Bahia ausgehende, welche einzelne Punkte der Provinz Sergipe, namentlich deren Hauptstadt Aracaju am Rio-de-Cotinguiba, besucht, den S.-Franciscofluß hinaufgeht bis nach Penedo und von dort bis Maceio läuft, von wo dann die Schiffe in derselben Weise wieder nach Bahia zurückkehren.

So hat die Stadt Maceio in drei verschiedenen Dampfschifflinien einen recht lebhaften Verkehr und würde auch, da die Stadt als Hauptstadt einer Provinz die vollste Handelsberechtigung hat und directe Beziehungen mit dem Auslande unterhalten darf, am Welthandel den lebhaftesten Antheil nehmen, wenn nicht ein bedeutendes Hinderniß an solcher Handelsentwickelung in dem schlechten Hafen läge.

Daß Maceio eigentlich gar keinen Hafen hat, habe ich schon angeführt. Die vor der Stadt ankernden Schiffe sind jeglichen Stürmen von Osten und Süden und von letzter Himmelsgegend her noch der rollenden See ausgesetzt, wozu noch das hinzukommt, daß kein Schiff beim Löschen und Laden bis in die Nähe des Ufers, bis zu einer Landungsbrücke gelangen kann. Glücklicherweise befindet sich Maceio in einer Zone, welche von Stürmen selten heimgesucht wird. Aber schon mäßige Bewegungen vom Meere und Winde werfen die Schiffe bedeutend auf und nieder; ruhig und sicher liegt kaum je eins vor seinen Ankern.

Maceio macht, vom Meere aus gesehen, einen, wenn auch nicht großartigen, aber dennoch hübschen, freundlichen Eindruck. Alles sieht neu aus, alles jung und ordentlich gehalten. Schon von weitem her erblickt man die ganz neue Hauptkirche, ein großes, neues Ständehaus, einen Palast des Präsidenten, — alles auf halber Höhe liegend, während nach Osten hin sich ein Häuserstreif, eine Art von Vorstadt, dicht

am Strande ausdehnt und unter dem Namen Jaragua ganz besonders am Seehandel theilnimmt. Außerdem besitzt die Stadt ein Zuchthaus, eine Kaserne, einen neuen Kirchhof und einen stattlichen, nördlich über der Kirche auf der dortigen Höhe stehenden Leuchtthurm.

Von diesem Leuchtthurm aus genießt man eine prachtvolle Aussicht über Stadt, Land und Meer. Leicht entdeckt man, daß Maceio auf einer Art von Halbinsel liegt. Im Südwesten der Stadt dehnt sich gegen Nordwesten hin eine schöne, mehrere Meilen lange Lagoa weit in das Land hinein, deren Zusammenhang mit dem offenen Meere, etwa eine Meile südlich von Maceio, durch flache und ziemlich sumpfige Inseln versteckt ist. Die Niederung östlich von der Leuchtthurmshöhe ist ebenfalls sumpfig und sandig. Zahllose Kokospalmen bedecken die weite Fläche, in welcher an ganz festen Stellen sich höchst malerisch zerstreut Menschenwohnungen aller Art befinden. Auch macht der Anblick der offenen Rhede mit ihren auf- und absteigenden Schiffen einen ganz guten Eindruck.

Die Ansicht auf die Stadt wird noch schöner, wenn man eine kleine Meile längs der breiten Lagune nach Nordwesten hin reitet. Man kommt dort bald zum kleinen Oertchen Bebedouro, überschreitet den dortigen kleinen überbrückten Fluß und gelangt auf ziemlich steilem Wege auf die Höhe. Tief unten im Grunde dehnt sich dort die Lagune aus, nach dem Meere hinwärts mit kleinen Inseln und Wasserstraßen geziert, — nördlich von diesen die hübsche Stadt, an vielen Stellen hoch überragt von schlanken Kokospalmen, — und in fernem Hintergrunde vor allem das schimmernde Meer, welches in ewigem Hinrollen über den weißen Ufersand schneefarbige Brandungen bildet. Ein einfaches Bild eines Seegestades aus der Tropengegend ist es, aber gewiß ein in hohem Grade anziehendes.

Und so ist mir denn auch die Stadt Maceio bei meinem ersten Betreten derselben, noch viel mehr aber bei meinem spätern Besuche frisch, freundlich und angenehm vorgekommen. Fast ununterbrochen weht der Seewind vom Gestade hinauf zur Stadt; ununterbrochen rauschen Palmen und Meeresbrandungen ineinander, und selbst das launige Wetter, welches bald dicke Regenwolken heranjagte, bald den schönen Tropenhimmel vollkommen rein fegte, brachte immer neues Leben in die bewegte Scenerie.

Wie freundlich ich nun auch gleich bei meiner Landung in Maceio am 21. April empfangen ward, so glaubte ich doch jeden Augenblick klaren Wetters in der sehr schwankend gewordenen Jahreszeit benutzen zu müssen, um meinen beabsichtigten Ausflug nach dem Rio-de-S.-Francisco auszuführen. Noch an demselben Tage meiner Ankunft schiffte ich mich schon wieder ein.

Es war aber nicht der stolze Dampfer Oyapock mit seiner kräftigen Maschine, der mich aufnahm, — nicht das offene Meer, auf welches ich hinausstrebte. Vielmehr bestieg ich auf der Binnenseite der Stadt ein ganz kleines Canot; ein einziger alter Neger war meine Besatzung. Ein kleines Ende schob der Alte, dessen weißes Haar seltsam mit dem schwarzen Gesicht contrastirte, meine Fregatte in einem kleinen Flußarme abwärts, bis wir zur Lagune kamen. Dann breitete er sein Segel aus, und unser kleines Fahrzeug, eben nur ein ausgehöhlter Baumstamm, eilte schnellen Laufs dahin längs der schönen Lagoa von Maceio, die sich zwischen mäßig hohen, oben ganz gleichmäßig flachen Hügeln nach Nordwesten hin ausdehnte und einen lieblichen Anblick gewährte.

Wir blieben auf dem südlichen Ende des salzigen Binnensees, wo einige Inseln mit vielfach gewundenen Wasserverbindungen die Lagune vom Meere trennen und dennoch einen Zusammenhang mit demselben zulassen. Ich sah auf meiner

Canotfahrt das offene Meer nicht, hörte es aber deutlich rauschen und konnte in nicht angenehmer Weise seine Nachbarschaft fühlen, indem mein kleines Fahrzeug, als ich quer an der Hauptverbindung der Lagune mit dem Ocean vorbeisegelte, ungebührlich zu tanzen anfing und einiges Spritzwasser aufnahm, wozu im engen Nachen eben kein überflüssiger Platz war.

Doch gewann ich bald das andere Ufer, an dessen Höhe eine kleine, weiße Kirche glänzt, Nossa Senhora dos Remedios, welche man so gar weit hinaus in See erblickt, „huma imagem muito milagrosa“, wie mein alter Fährmann das dortige Muttergottesbild nannte, ein „sehr wunderthätiges Muttergottesbild“. Dabei rückte er andächtig seine Mütze und erzählte mir eine lange Schiffbruchsgeschichte gerade an der Barre der Lagune, wie da die mit der Todesgefahr ringenden Seeleute Nossa Senhora dos Remedios erblickt, sie inbrünstig angerufen hätten und so mit dem Leben davongekommen wären.

Unterdessen war es spät geworden; das letzte Abendroth glühte purpurfarben am Himmel. Mein Canot hatte sich in eine jener Wasserstraßen verloren, welche die kleinen Inseln vom Festland trennen. Es dunkelte auf den Ufern, wo in einem fast ununterbrochenen Haine über Hütten und kleinen Landwohnungen emporragend edle Kokospalmen leise rauschten. Rein und klar wiederholten sich des unbewölkten Himmels glänzende Sternbilder im dunkeln Wasser, in dessen schwarzer Tiefe die vom herankommenden Canot aufgeschreckten Fische im Fortschießen zuckende Blitze von wunderbarer Helle erregten, — lebende Sternschnuppenschwärme im Salzwasser, welches, einmal erregt, bis in seine kleinsten Tropfen hinein hell aufglänzte in bläulichem Phosphorschimmer. Auf dem Ufer aber wetteiferten mit dem geheimnißvollen Licht der Tiefe die glänzenden Elateren.

Erst um 9 Uhr führte mich mein alter Canoeiro aus der seltsamen Scenerie heraus. Noch einmal gelangten wir zu einer großen Lagune. Jedoch galt es nur das untere, schmale Ende dieses zweiten Binnensees zu durchschneiden. Am jenseitigen Ufer sahen wir noch zahlreiche Lichter schimmern.

Nach einer halben Stunde rüstiger Fahrt rannte mein kleines Canot auf den Strand, und ich befand mich in der Stadt Alagoas, der ehemaligen Hauptstadt der Provinz, nach welcher ehemaligen Hauptstadt die ganze Provinz Alagoas genannt wird, eigentlich wol: As lagoas, „die Seen", denn allerdings sind die beiden tief in das Land eindringenden Binnenwasser charakteristisch genug für die kleine Provinz.

Am Ufer war es wüst und leer. Ich stieg die Straße hinauf zur obern Stadt. Zahlreiche Menschenscharen zogen hier noch umher, um die Kirchen zu besehen, denn es war der Donnerstag der Stillen Woche.

Das ist nämlich ein strenger Brauch durch ganz Brasilien, daß am Vorabend des Charfreitags die sämmtliche Damenwelt in schwarzen seidenen Kleidern von sehr weltlichem Zuschnitte, zumal in den großen Städten, von einer Kirche zur andern geht und zu allen Heiligen betet. Ein wie tiefer Ernst auch im Grundgedanken solches Kirchenbesuchens liegen mag, so ist doch dadurch eine Profanation der stillen, heiligen Woche entstanden, die mir im eigentlichsten Sinne des Worts eine heidnische genannt werden zu müssen scheint, eine jener Lügen in blendender Form, welche die katholische Kirche in ganz Brasilien so gern aufführt.

Beim freundlichen Juiz municipal, an den ich einen kleinen Brief hatte, fand ich ein Unterkommen und besah mir am folgenden Morgen ganz früh den Ort.

Wie reizend auch die Lage der Stadt Alagoas nur immer sein mag, wie lieblich auch von den obern Straßen die

Aussicht auf die Lagune, die an Ausdehnung den Binnensee von Maceio noch übertrifft, und auf die ganze Umgegend ist, dennoch ist Alagoas ein recht jammervolles Nest. Alles ist verfallen; lotterig und erbärmlich. Kaum eine Straße mag man noch als eine wirkliche, anständige anerkennen; kaum einige hübsche, ordentliche, sauber gehaltene Häuser erblickt man. Eine Menge von Wohnungen steht leer; viele von ihnen drohen den Einsturz, gar manche sind bereits eingestürzt. Das Vieh weidet zwischen den Trümmern und auf den Gassen. Alles scheint der vollständigsten Auflösung entgegenzugehen.

Und so ist es wirklich nach dem unbefangenen Urtheile meines freundlichen Municipalrichters. Wirklich zerfällt alles, wirklich hört alles auf. Früher lebte die Stadt davon, daß die Hauptbehörden der Provinz und der ganze Administrationstrain in Alagoas residirten und immer einigen Umschwung im Handel und Wandel hervorriefen. Seitdem aber Maceio der Vorort der Provinz geworden ist und alle diejenigen, die ihre Besoldung früher in Alagoas verzehrten, dorthin übersiedeln mußten, ist Alagoas total ruinirt. Alle gut erzogenen Familien, denen das möglich war, zogen ebenfalls nach Maceio oder auf ihre umliegenden Landgüter hinaus, und kaum etwas Besseres als die untern Volksschichten blieben im Orte zurück. Das Schlimmste von allem ist, daß bei der allgemeinen Entmuthigung niemand arbeiten mag und zu arbeiten versteht, sondern alles sich dem Müßiggange und der Liederlichkeit hingibt. So wenigstens urtheilte mein juristischer Freund über die Einwohnerschaft von Alagoas, und der Anschein widersprach keineswegs seiner Aussage.

Am Morgen des Charfreitags zog die ganze Einwohnerschaft der Stadt und der Umgegend zur Kirche, in deren Nähe ich meine Wohnung hatte. Sämmtliche Leute waren

ganz gut angezogen, und der lange Zug von Kirchengängern machte wirklich einen recht hübschen Eindruck. Nur muß man keine chronique scandaleuse, in der der Municipalrichter ungemein bewandert war, zu hören bekommen beim Anblick aller Frauen und Mädchen, die in schwarzen Kleidern mit langen, vom Kopfe herunterhängenden Schleiern vorbeizogen und sich ganz gut darin ausnahmen. Rein weiße Frauen bemerkte ich nur vier oder fünf. Und in der vorbeiziehenden Menge mochte kaum eine einzige sein, die nur einigermaßen sich zur guten Gesellschaft hätte zählen können.

Da nun außer der allgemeinen und vollständigsten Misère des Orts absolut nichts in Alagoas zu sehen war und ich trotz aller Mühen meines Municipalrichters nicht die geringste Aussicht hatte, dort einen Mann mit Pferden zu meiner Weiterreise nach Penedo miethen zu können, so stieg ich, um den angesehensten Mann der ganzen Provinz aufzusuchen und mit seiner Hülfe einen sichern Weg des Fortkommens einzuschlagen, um 1 Uhr mittags wieder in ein Canot und segelte unter scharfem Südostwind in fliegender Fahrt die Lagune von Alagoas hinauf.

Das wundervollste Wetter begleitete mich, und gar prächtig machte sich auch dieser stattliche Salzsee. Bei einer zwischen 1 — 2 deutschen Meilen variirenden Breite hat er in seiner größten Ausdehnung wol 3 Meilen Länge und bietet an seinen ansteigenden und oben ebenfalls schnurgerade abgeflachten Ufern mannichfachen, hübschen Anbau. Ueberall erkennt man, zumal am nördlichen Ende, Pflanzungen von Zuckerrohr und gute Weideplätze; überall steigen Wege zur Höhe hinauf; überall erkennt man Häusergruppen, kleine Dorfschaften und selbst größere Oerter, unter denen Pilar der bedeutendste ist, eine hübsche Anlage in voller, lebensfrischer Entwickelung begriffen, welche, wenn sie auch nur noch von kleinerm Umfang erscheint, dennoch schon jetzt

in Handel und allseitiger Thätigkeit die Stadt Alagoas überflügelt hat.*

Das nordwestliche Ende der Lagune nimmt einen kleinen Fluß auf, auf dessen einem Seitenarm meine Canoeiros mich bis zu einer Zuckerplantage, dem Engenho da Lama, und somit an das Ende meiner Segelpartie führten.

Das Engenho da Lama ist eins der Landgüter, welche der Baron von Atalaia, ein Schwager des Senators Cansançao de Sinimbu, in der Provinz von Alagoas besitzt, wie denn die ganze Familie der Vieiras, zu der Sinimbu mit gehört und als deren politischer Chef angesehen werden muß, die erste Stelle in der Provinz einnimmt, sodaß Cansançao de Sinimbu eben von dieser Provinz auf die dreifache Liste der Candidaten zur Senatorenwürde erwählt und vom Kaiser vor seinen Mitbewerbern zum Senator ernannt ward.

Freundlicher als dort konnte ich wirklich nicht aufgenommen werden, größere Herzlichkeit bei besserer Erziehung nirgends wünschen. Und so unterlasse ich denn hier jegliche weitere Darstellung über diese so ausgezeichnete und seltene Familie, welche mich in Zweifel ließ, ob der Baron, oder seine edle Frau, oder Donna Francisca, die jugendliche Tochter von 16 Jahren, das gediegenste Element in sich trüge.

Mit der allergrößten Bereitwilligkeit und Leichtigkeit räumte mir der Baron alle Schwierigkeiten meines Ritts nach Penedo aus dem Wege. Schon am nächsten Morgen stand ein Pferd gesattelt vor der Thür nebst einem Reitknecht und Führer, sodaß ich gleich nach dem Frühstück fortreiten konnte, nicht ohne das feste Versprechen zu hinterlassen, daß ich die liebenswürdige Familie, wenn ich vom Rio-de-S.-Francisco nach Maceio zurückgekehrt sein würde, noch einmal besuchen wollte auf einem andern, 5 Leguas von Maceio gelegenen Landgute, wohin die Familie gerade denselben Tag noch übersiedeln wollte.

Der Baron begleitete mich eine Legua bis oben in den Wald hinein, und wir schieden, wie ich auch von seiner Seite vermuthen darf, als herzliche Freunde.

Nun ritt ich drei Tage durch eine Landschaft, die mir in hohem Grade eigenthümlich erschien und vieles Interesse erregte.

Wenn man sich vom Meere her der Provinz Alagoas nähert, und noch mehr, wenn man längs der beiden oben schon bezeichneten Lagunen dahinfährt, wird man von einer eigenthümlichen Formation des Bodens zu aufmerksamer Betrachtung angeregt. Vom Meere aus, von den Lagunen aus, ja fast von jedem Flußthale aus erhebt sich der Erdboden, etwa in einem Winkel von 45 Graden fast in Form eines künstlichen Erdwalls, zu einigen hundert Fuß Höhe und bildet dann ein weit hinlaufendes Plateau, dessen mathematisch horizontale Hochfläche mit nichts besser als mit einer Tischplatte verglichen werden kann.

Tabuleiros nennt mit vollem Recht, ja mit ungemeinem Geschick das Volk diese Hochebenen von Alagoas. Ihr Boden ist meistens leicht und locker, manchmal sogar vollkommen sandig. Kein Quell entspringt auf ihnen, kein Bach durchrinnt sie, von keinem Fluß werden sie getränkt. Kaum trifft man da, wo sie etwas eingedrückt sind, eine stehen bleibende Lache süßen Wassers, in deren Nähe sich dann auch meistens einige Ansiedler zusammengefunden haben, kümmerlich lebende Menschengruppen, die in beständiger Gefahr sind, daß ihnen bei anhaltender Regenlosigkeit auch die kleine Lagune, der Quell ihres ganzen Lebens, versiege und sie das mühsam behauptete Terrain zuletzt doch noch aufgeben müssen.

In der That ist alles Leben, vegetabilisches wie animalisches, auf den Tabuleiros vom Regen bedingt. Todt und öde, eine pflanzenleere Sandfläche kann das Plateau erscheinen, wenn der Regen ausgeblieben ist. Wenige Tage nassen

Wetters dagegen genügen, um die Einöde in einen grünen Teppich zu verwandeln, auf welchem die aus den umliegenden Tiefen hinaufsteigenden Rinder und Pferde ihr Futter mit Behagen suchen.

Wie sehr nun auch der Pflanzenwuchs vom lebenweckenden Regen abhängig ist, so gibt es doch eine eigenthümliche Vegetation der Tabuleiros, welche weniger vom Regen bedingt wird und ihr Fortbestehen selbst in dürren Monaten behauptet, sodaß durch sie der Pflanzencharakter der Hochfläche vollkommen bezeichnet wird.

Am Abhange der Tabuleiros befindet sich ganz regelmäßiger Wald, der indeß oben, sowie er die Hochebene erreicht, dünner und durchsichtiger wird und keine bedeutend dicken Stämme mehr bildet, wenn auch manche ziemlich hoch in bedeutender Schlankheit emporwachsen. Carrasco nennt man solchen Halbwald, in welchem gerade in der Zeit, als ich Alagoas besuchte, in wundervoller Pracht und Fülle der Páo de Arco, eine Bignonie, mit Tausenden von rothen und gelben Blumen blühte, ein Baum mit ungemein zähem, elastischem Holze und deswegen vielfach zum Verfertigen von indianischen Bogen benutzt. Wird der Carrasco noch dünner, so drängt sich eine niedrigere, prächtig blühende und duftende Vegetation in den Vordergrund. Weiße Cordien, rankende Banisterien, Lantanen und Cannaarten, eine weiße Plumierie mit lieblichem Duft, viele Solanen und einzelne Myrtaceen wuchern weithin, hoch überragt von Aliculipalmen (Cocos schizophylla?) und der schönen, edeln Palmeira, auf deren meistens sehr kurzem Stamme die üppigen Blätter von 25 Fuß Länge hinausragen mit einer halben Wendung des Blatts, sodaß die obere und untere Fläche zu Seitenflächen werden.

Während die kräftigern Baumformen in regenlosen Zeiten ungestört fortbestehen, verdorren die kleinern ebengenannten

Pflanzen und bilden ein trockenes Untergebüsch. Dieses geräth manchmal in Brand; ein verzehrendes Feuer frißt über den ganzen Tabuleiro hin und hinterläßt eine schwarze, verkohlte Fläche, aus der die größern Bäume halb verbrannt herausschauen. Nach wenigem Regen schon deckt neues, jungen Grün die Fläche; aber die halbverkohlten Stämme bleiben noch lange stehen als Denksteine ihres eigenen Kirchhofs. Solch ein verbrannter Tabuleiro hat ein ganz eigenes, seltsames Ansehen.

Am eigenthümlichsten erscheint der Tabuleiro und dann recht in seiner eigentlichsten Tabuleironatur, wenn sich nur zwei Baumformen auf ihm finden, der Murici und der Mangababaum.

Der Murici (Byrsonima verbascifolia) ist kaum ein Baum zu nennen. Vielmehr ist diese Malpighiacee ein mit einem kurzen, dicken Stamme versehener Busch, dessen grobe, sperrige Aeste mit großen, wolligen, graugrünen Blättern sparsam besetzt sind, welche Blätter mich ziemlich lebhaft an die der Königskerze (Verbascum) erinnern. Das ganze Gewächs sieht verkrüppelt aus und vergrämt, ein alter Zwerg in der Baumwelt. Die kleinen, gelben Früchte, die er hervorbringt, lassen sich essen und schmecken säuerlich süß.

Viel eleganter präsentirt sich der Wüstengenosse des Muricibaums, der Mangababaum (Hancornia Mangaba), eine Apocynee. Im Habitus zwischen Birke und Weide stehend, hat er dennoch viel Aehnlichkeit mit manchen Myrtaceen, wie denn die Blätter manchen Myrtenblättern, wie z. B. Myrthus pitanga, auffallend nahe kommen. Die Hauptzierde des nicht eben viel über 12 Fuß hoch werdenden Baums ist seine Frucht, unsern kleinen Pflaumen an länglich runder Form und gelbrother Farbe sehr ähnlich, aber mit drei bis fünf kleinen Kernen versehen, welche mit dem Fleische der Frucht verwachsen sind. Solange die Mangaba, und wäre sie auch

noch so reif und schön gefärbt, am Baume hängt, ist sie bitter und ungenießbar. Pflückt man sie, so milcht sie nach Art der meisten Apocyneen stark aus der Wunde des abgerissenen Stiels, wie denn der ganze Baum reich an weißem Safte ist. Ist die Frucht dagegen abgefallen und nur einige Stunden auf dem warmen Boden gelegen, so enthält sie keine Milch mehr und hat einen angenehmen Geschmack, der unsern Pflaumen nicht fern steht. So wird sie denn in Menge roh gegessen und in ganzen Körben in die Städte gebracht. Mit Zucker eingemacht spielt die Mangaba im nördlichen Brasilien eine Hauptrolle in der langen Reihe der mit Zucker conservirten Früchte und hat schon ihren Weg nach Europa gefunden.

An manchen Stellen des Tabuleiro, selbst auf einer ganzen Hochfläche fehlen auch diese sonst so treu ausharrenden Bewohner, und eine völlig einsame, kaum mit sparsamem Grase bedeckte Fläche liegt vor uns. Höchstens kommen hier noch einzelne Aliculipalmen vor, kaum eine über 12 Fuß hoch, deren Blätter in eigenthümlicher Fünfzeiligkeit oben am Stamme herauswachsen und beim Abfallen ein etwa einen Fuß langes Ende des Blattstiels am Stamme sitzen lassen, wodurch das obere Stammende in fünf Reihen mit einem groben Kamme gezähnt erscheint. Dadurch gewinnt die Aliculipalme, welche an jeder Stelle eines ehemaligen Blattes eine grobe Narbe behält, nach dem allmählichen Abfallen solcher Kammzähne ein warziges, ungefälliges Ansehen. Schief und krumm, einzeln oder zu vier bis sechs Exemplaren zusammengedrängt, bildet diese Palme den letzten Pflanzenvorposten auf den kahlen Tabuleiros von Alagoas. Gesellen wir ihr noch die vergrämten Muricistämme und die Hancornien hinzu, so haben wir das volle Bild der seltsamen Hochflächen in der ebengenannten Provinz.

Wegen Mangel an regelmäßigem Trinkwasser findet man,

wie ich schon andeutete, nicht leicht bleibende Bewohner auf den Tabuleiros. Aus den angrenzenden Abhängen, Thälern und Schluchten, welche regelmäßiger als die Hochflächen mit Wasser versehen sind, kommen in den Zeiten häufiger und regelmäßiger Regenniederschläge kleine Abtheilungen von Rindern, Ziegen und Schafen zum Weiden auf die Ebene, und man hört das Läuten ihrer Glocken, womit jedes Stück versehen ist, überall durch den weiten Raum. Um die wiedererwachte und blühende Pflanzenwelt schwirrt dann auch wol ein glänzendes Insektenheer, und selbst kleine Papagaien schreien überallhin zwischen den niedrigen Bäumen.

Den ersten Tag ritt ich vom Engenho da Lama bis zur Plantage Sinimbu, dem Geburtsorte des schon so oft genannten Senators. Sinimbu liegt in einem weiten Thalgrunde, ganz dicht vor dem kleinen Städtchen S.-Miguel, an welchem ein kleiner Fluß vorbei- und dem Meere mit eigener Mündung zueilt, sodaß kleinere Seefahrzeuge in dieselbe einlaufen und die Zuckerernte zu großer Erleichterung der im weiten Thale wohnenden Pflanzer auf directem Wasserwege zum Markt von Maceio oder Pernambuco bringen können. Vom obern Rande des Tabuleiro gesehen bietet das weite Thal von S.-Miguel einen wunderhübschen Anblick. Die Tiefe enthält schöne Weideplätze und weite Zuckerrohrfelder, welche freilich in dem kleinen Flusse einen schlimmen Nachbar haben. Oft schwillt der kleine Fluß von S.-Miguel rasch an und überschwemmt die Niederung in solchem Grade, daß das Zuckerrohr ertrinkt und so manchmal in wenigen Stunden ganze Ernten von großem Werthe verloren gehen.

Auf Sinimbu lernte ich den Herrn Frederico Vieira, den Bruder des Senators, kennen, der mit großer Rüstigkeit die Pflanzung in Bewegung erhält und mich so zuvorkommend aufnahm, daß es mir am folgenden Morgen nicht ganz leicht ward, früh fortzukommen.

Am Ostersonntage früh ritt ich über die Brücke von S.-Miguel, auf der natürlich ein breites Bret von einer Seite zur andern fehlte, sodaß wir, ich und mein Reitknecht, nur mit großer Mühe unsere Pferde dahin brachten, mit einem Satze über die Lücke hinwegzuspringen. Aber solche Nachlässigkeiten der Municipalitäten dürfen einen Reisenden, der schon ein gutes Stück Wegs in Brasilien gemacht hat, gar nicht mehr alteriren. So ritt denn auch ich seelenvergnügt über den schönen Ostertag durch S.-Miguel hindurch, welches mit seinen zur Messe gehenden Bewohnern ganz gut aussah.

Einen kleinen Mittagshalt machten wir an einer einsam gelegenen Stelle, wo einige Farbige, Halbindianer, sich angesiedelt hatten und trotz all ihrer Freundlichkeit mich lebhaft an das nicht eben günstige Urtheil erinnerten, was der Municipalrichter in Alagoas am Stillen Freitage über die freie, farbige Klasse und die untern Stände der Provinz gefällt hatte. Wie voll steckt solch ein erbärmliches Häuschen von Bewohnern und was thun sie eigentlich? Wirklich nichts, gar nichts! Während sie ein hübsches Stück Land besitzen, sieht man kaum eine Spur von kleinem Gartenbau in der Nähe der Wohnung, kaum einen eingezäunten Platz für irgendein Stück Vieh, eine Ziege, ein Schwein oder einige Hühner. Lieber hungern die Leute, lieber leben sie in der schmuzigsten Armuth, als daß sie eine kleine Arbeit thäten, durch welche sie sich das Leben angenehm oder wenigstens erträglich machen könnten. Ein Fremder oder Durchreisender erscheint ihnen da immer wie ein Krösus, und es haben besonders die Frauen eine merkwürdige Leichtigkeit im Betteln. Doch betteln sie nicht um ein Almosen, sondern um einen Patacão, einen Dollar. Würde man ihnen weniger als einen Thaler geben, so würden sie sich dafür sehr bedanken,

und die Darbietung einer kleinern Summe für eine Beleidigung ansehen.

Denselben Tag kam ich durch die große Zuckerpflanzung von Jiquia und auf weitem Tabuleiro selbst zu einer kleinen Vertiefung, wo um eine Süßwasserlache sich einige Anbauer zu einem Oertchen, Sta.-Luzia, vereinigt haben. Die wenigen Häuschen unter Kokospalmen am kleinen See, wenn man den Teich von Sta.-Luzia so nennen will, machen einen ganz angenehmen Oaseneindruck mitten in der Wüste des weiten Tabuleiro.

Da nun auf solcher Hochebene alles Weg ist und eine Menge von kleinen Fußsteigen sich kreuzen, so verirrt man sich nur allzu leicht, wenn man nicht vollkommen bewandert ist in der einsamen Gegend, selbst wenn man schon einigemal über die Tabuleiros geritten., So ging es auch meinem Wegweiser. Wir ritten einige Stunden lang im Sande und zwischen Halbgebüsch planlos umher, oft auf einem Steige, oft ohne alle Spur eines Wegs, bis wir endlich zu dem Gehöft einer Donna Anna Pastora gelangten. Gar zu gern wäre ich, müde von dem langweiligen Umherirren, geblieben. Doch rieth mir die gute, alte Dame, die auffallend viel Aehnlichkeit mit dem alten Feldmarschall Blücher hatte, noch einige Minuten weiter zu reiten, um zu einer großen Pflanzung, der von Genipapo, zu gelangen, wo ein englischer Dr. Morne, zugleich ein Ingenieur, wohnen sollte.

Das that ich denn auch und erreichte bald ein großes Landgut, wo ich einen Mann von angelsächsischem Typus vor der Thür stehen fand, der mich zwar gastfrei aufnahm, aber seine Identität mit dem Dr. Morne nicht eingestehen wollte. Aus dieser Verleugnung entstand eine recht hübsche Scene. Der Angelsachse war ein Mann, der offenbar eine sehr gute Erziehung genossen hatte und selbst in deutscher Wissenschaft bewandert schien. Angelegentlich fragte er mich,

ob Alexander von Humboldt noch lebte, wobei er mir erzählte, wie er als Knabe diesen großen Mann angestaunt, als derselbe bei seinem Aufenthalt in London im Hause des alten Morne einst zu Mittag gespeist hätte. So plauderten wir bis tief in die Nacht hinein zu unserm, wie ich glaube, gegenseitigen Wohlgefallen und trennten uns am folgenden Morgen als gute Freunde, wo ich nicht unterlassen konnte, dem Angelsachsen herzliche Grüße an den Dr. Morne aufzutragen.

An der Pflanzung von Genipapo eilt ein kleiner Fluß vorbei, an welchem 4 Leguas weiter südöstlich gegen die Küste hin das kleine Oertchen Cururipe liegt, eine Legua vom Meere entfernt. Das Flüßchen von Cururipe ist bis zum Oertchen gleichen Namens mit kleinen Seeschiffen befahrbar und bietet den an demselben liegenden Zuckerplantagen einen guten Abzugskanal für ihre Producte. Leider aber war auch auf diesem kleinen Küstenflusse das Gelbe Fieber bis zum Städtchen Cururipe hinaufgezogen und geißelte die Einwohner ziemlich heftig, als ich in Genipapo war.

Ein tüchtiger Ritt brachte mich über Lagoa-Nova, einer kleinen, an einer vollkommen ausgetrockneten Lache liegenden Ortschaft, nach der hübschen Besitzung von Pescoço, wo ich bei einer wohlerzogenen Familie einen Halt von zwei Stunden machte. Dicht bei dieser Pflanzung ist ein sehr übel berüchtigter Paß, der Camondongo. In eine schroffe, tiefe Waldschlucht steigt man hinein und reitet durch ein Wasser, welches von einem sehr schlechten Knüppeldamm in seinem Laufe aufgehalten wird. Wenn nur einigermaßen Regen fällt, so füllt sich der Grund im Walde mit Wasser an und ist oft auf Wochen lang nicht zu passiren.

Abends spät und in vollkommener Dunkelheit kam ich endlich in Penedo an und fand im Hause des Commandanten der Nationalgarde, des Herrn Pinheiro, mittels eines

Empfehlungsbriefs die allerfreundlichste Aufnahme und ein allerliebstes Zimmer des saubern Hauses zu meinem Quartier. Nach dem langen, ermüdenden Ritte über Tabuleiros und durch wegelose Waldschluchten schlief ich ganz vortrefflich.

Beim Erwachen am nächsten Morgen hatte ich einen überraschenden, prachtvollen Anblick. Penedo, zu deutsch Felsen, hat seinen Namen von einer ungefähr 50—60 Fuß hohen Sandsteinschicht, welche sich unmittelbar aus dem Fluß S.-Francisco an dessen linkem Ufer erhebt. Gerade oben auf diesem lothrechten Sandsteinabhang stand recht wie ein Schwalbennest das Haus, worin ich wohnte; mit einem Blicke aus meinem Fenster sah ich den schönen Strom durch sein breites Thal dahergerollt kommen.

Der S.-Francisco war etwas angeschwollen, und seine graugelben Wasserwirbel stachen scharf ab vom lieblichen Grün der Niederungen und einzelner ganz flacher Inseln, um welche er mit mannichfachen Armen sich herumschlingt. Eben wegen dieser Inseln ist es nicht leicht, die volle Breite des Flusses abzuschätzen. Doch ist gleich unter Penedo eine Stelle, wo der Fluß keine Insel bildet. Hier ist er mindestens 1000 Klafter breit. Wo aber Inseln seine Wasserstraße unterbrechen und weiter ausdehnen, da gleicht der S.-Francisco oft einem schönen Landsee und gewährt prachtvolle Prospecte, wie wir dergleichen weiter sehen werden.

Penedo am S.-Francisco ist eine schon ziemlich alte Stadt, an deren vier bis fünf Kirchen und Franciscanerkloster man sehr genau sehen kann, daß sie zu größern Dingen bestimmt war und wirklich schon viel größere Bedeutung hatte, als si gegenwärtig besitzt. Sie erinnert allerdings etwas an Olinde; auch um Penedo haben sich Portugiesen und Holländer gestritten, bis es unter brasilianischer Herrschaft seine jetzige Kümmerlichkeit erreicht hat, ohne irgendwelche erhebliche Fortschritte zu machen. Der Haupttheil der Stadt liegt auf einer

Anhöhe, wo die Hauptkirche, ein hübsches Gebäude mit zwei Thürmen, von fern gesehen einen herrlichen Effect macht. Einige Straßen laufen von dort zum Fluß hinab und führen so in das eigentliche Handelsquartier, an die Praia do Commercio, wo viele recht hübsche und selbst schöne, prächtige Häuser, zum Theil mit zwei Stockwerken aneinander gereiht stehen und manche gute, offene Laden sich befinden. Einige Briggs und Schooner und zahlreiche Canots bezeichnen diesen Uferstreifen als den eigentlich thätigen, mit der offenen See in directem Zusammenhange stehenden, von wo die Fahrzeuge nur 6 Leguas bis zum offenen Meere zu machen haben.

Einige Ausfuhr von Häuten, Baumwolle, Carua, von der wir weiter unten reden werden, von Reis und Bohnen findet immer statt; am untersten Flußende wird selbst einige Zuckercultur getrieben. Mag es nun aber an Flußschiffahrt nicht fehlen, mag zuletzt auch noch die schon bemerkte Dampfschiffahrt von Bahia aus die Stadt Penedo in schnellen Zusammenhang mit Maceio und Bahia bringen und es mehr als reichlich mit europäischen Manufacturartikeln versehen, Penedo ist und bleibt ein ziemlich todter Ort, und seine 8—10000 Einwohner befinden sich in derselben zweifelhaften Lage wie ganz Brasilien; die Zahl der producirenden Sklavenarme nimmt ab, und es fehlt an Geschick, der freien Arbeit Raum, Recht und volle Geltung zu verschaffen.

Für den ganzen untern S.-Francisco ist Penedo der eigentliche Stapelplatz. Der gegenüberliegende Ort Villa-Nova, auf der Seite von Sergipe, kann sich nicht im entferntesten mit der Stadt der Provinz Alagoas messen, wie gern er ihr auch einige Concurrenz machen möchte. Dafür ist aber auch der Fluß für Penedo alles, so sehr, daß sich kaum irgendein Landweg von der Stadt in die umliegende Landschaft hineinerstreckt und daß diese umliegende Landschaft nicht das kleinste Interesse gewährt.

Gleich am 27. April besorgte mir mein guter Oberstlieutenant Pinheiro ein sogenanntes Canot zur Fahrt den Fluß hinauf. Solch ein Canot ist von dem, was man sonst ein Canot nennt, sehr verschieden. Es ist ein langes, wohlgezimmertes Flußschiff mit einem flachen Boden, etwa 40 Fuß lang, 6 Fuß breit und 2 Fuß tief. Das Vorderende ist mit einem dichten Dach aus Palmenblättern überwölbt. Die so entstehende Kajüte hat Platz für mehrere Personen, und man sitzt und schläft vollkommen geschützt darin gegen Sonnenschein, Nachtthau und Platzregen. Durch eine Thür kann dieses wunderliche Boudoir vollständig vom Schiffsraume abgeschlossen werden. Vor dem Steuer ist meistens eine Portion Sand auf den Boden gelegt, auf welchem Feuer angemacht und das Essen für Mannschaft und Passagiere gekocht wird. Das Nothwendige an Nahrungsmitteln muß man sich von Penedo mitnehmen, denn unterwegs findet man eben keinen Ueberfluß an Victualien.

Bei der Größe des Fahrzeugs und der Heftigkeit der Strömung ist, selbst wenn das Canot, wie das meine, das nur für mich bestellt war, ohne Fracht fährt, an eine andere Fahrt den Strom aufwärts als vermittelst Segel kaum zu denken. Auch würden sich die Canoeiros absolut zu keiner Arbeit bei der Schiffahrt bequemen, da sie als freie Leute mit der strengsten Gewissenhaftigkeit an der allgemeinen Landesfaulheit theilnehmen. Da ist es denn ein großer Vortheil, daß fast bestimmt jeden Tag von 10 oder 12 Uhr an der Seewind aus Südost oder Nordost den Fluß hinaufweht und bis zum Wasserfall von Paulo Alfonso und noch darüber hinaus zu fühlen ist. Auf diesen Wind rechnen die Flußschiffer mit großer Bestimmtheit und haben ihr Fahrzeug ganz danach eingerichtet. Gleich vor der Kajüte steht ein hoher Mast, an welchem mit einem einfachen Mechanismus zwei große, dreieckige Segel, auf jeder Seite des Mastes eins, un-

gemein leicht ausgespannt werden können. Durch diese Gleichseitigkeit der Segel erscheint das Canot im eigentlichsten Sinne des Worts geflügelt, eine etwas große Flußdiptere. Wenn so eine Reihe von Canots, 10—12 Fahrzeuge, wie man deren manchmal erblickt, nebeneinander den Fluß hinaufsegelt, so gewährt das einen wirklich wunderhübschen Anblick.

Auch mein Schiff breitete gegen Mittag seine beiden Flügel aus und flog zierlich und doch in kräftigem Zuge vor dem Südostwind den Fluß hinauf, an dessen Ufern einfache und hübsche Scenerien sich entwickelten.

An dem breiten Bogen, den der Strom gleich nordwestlich von Penedo bildet, liegt zuerst das kleine Boassica mit einer auf steilem Hügel hübsch angebrachten Kapelle, während weiter den Fluß hinauf auf dem flachen Ufer der entgegengesetzten rechten Seite, der von Sergipe, die kleine Ortschaft Nossa Senhora da Saude aus einem Gebüsch heraustritt, mehr eine Reihe zerstreuter Häuser als ein wirkliches Dorf. Am Ufer und häufiger noch auf den ganz flachen, grünen Inseln weiden Pferde und Rinder, unbesorgt um das ansteigende Gewässer, welchem sie durch Schwimmen zum nahen, festern Ufer sehr gut zu entgehen wissen. Kleine Reisfelder liegen hier scheinbar mitten im Wasser, besonders an stillern Buchten des Flusses, welche ganz wie kleine Landseen oft nur durch eine sehr schmale Einfahrt mit dem Flusse zusammenhängen. An solchen Buchten liegt dann meistens ein kleines Gehöft auf grünem Weideplatze mit einer Rinderheerde von bescheidener Zahl; alles sieht ärmlich, alles dürftig aus und doch anmuthig und lieblich.

In eine dieser stillen Buchten, zu solchem abgelegenen Winkel ärmlicher Romantik flüchteten wir uns, als uns der Wind, der gleich nach unserer Abfahrt von Penedo flauer geworden war, am Abend völlig verließ. Es war schon

dunkel, als wir an das Ufer anlegten und ich meine Palmenkajüte, um zu schlafen, occupirte. Um so überraschender war die kleine Morgenscenerie des folgenden Tags. Einige muntere Pferde kamen aus dem Stalle eines unscheinbaren Landhauses und tobten muthig hin und her auf dem grünen Plane an der stillen, fast ganz geschlossenen Bucht. Langsam und bedächtig zogen einzelne Rinder in das Wasser hinein und durchschwammen es, um zu einem guten Weideplatze zu gelangen. Mit großer Geschicklichkeit liefen in unserer nächsten Nähe einige Paare der dunkeln braungrünen Parra Jaçana auf langen Stelzen am Ufer jagend umher, während der ihnen so nahe Verwandte, der Queroquero, ein viel hellerer Vogel, mit seinem unerträglichen Geschrei überall umherflog. Espanta-boijadas, Erschrecker der Ochsenheerden nennt das Volk den Schreivogel, und das mit vollem Recht. Wirklich sollen dichte Scharen dieses Spornflüglers, wenn sie schreiend und mit den scharfbewehrten Schwingen schlagend, zwischen eine Ochsenheerde fahren, dieselbe in große Unordnung bringen und vollkommen auseinander sprengen können.

Ein ordentlicher, wohlerzogener Mann aus Villa-Nova bewirthschaftete den kleinen Hof, in welchem besonders Orangen und Reis außer der Viehzucht erzielt wurden; aber es war noch alles sehr im Beginnen, zumal das Haus, was man in Europa kaum für einen Stall passiren lassen würde. Und doch wohnte der Mann, der das Amt eines Schullehrers in Villa-Nova versehen hatte, mit seiner ältesten Tochter, einem hübschen weißen Mädchen von ganz guter Erziehung, in dem aschgrauen Hause und der tiefeinsamen Stelle, die für einen Eremiten ganz anziehend gewesen wäre.

Erst gegen Mittag kam wieder etwas Wind, und unser Canot lief aus. Kaum hatte es seine weißen Flügel ausgespannt, so legte sich der kaum begonnene Lufthauch, und wir

mußten an der äußern Einfassung der Bucht wieder halt machen. Einige botanische Erscheinungen vertrieben mir hier die Zeit, eine Myrte mit kleinen rothen eßbaren Beeren, Cruiri genannt, eine große Cassia fistula mit reifen Schoten behängt, in deren Querfächern eine dunkle, süßliche Masse sitzt, — ferner ein hoher Genipapobaum (Genipa brasiliensis), eine Cinchonee aus der Rotte der Gardenideen, ein Baum mit unschönen, brüchigen Aesten und ziemlich großen, nicht übermäßig zahlreichen Blättern. Wundervoll duftet die grüngelbe Blüte. Die reifen Früchte sind grau, länglich rund, 3 — 4 Zoll im Längendurchmesser und bestehen aus einem süßlichen Brei, in welchem die reifen Samen in fünf Säulen aufeinander liegen, wie etwa in den Cacaofrüchten. Dieser Fruchtbrei mit Zucker gemengt gibt die berühmte Genipapada, welche einigermaßen wie Apfelmus schmeckt.

Plötzlich jagte uns eine kräftige, fast sturmartige Bö von unserm stillen Ankerplatze fort und den mächtigen, breiten Fluß hinauf. Am Morro-Vermelho flogen wir vorüber, einem Vorsprung aus rothem, weichem Sandstein, und unter der Höhe der kleinen Kapelle von Nossa Senhora dos Prazeres durch, von wo man in herrlicher Fernsicht fast zwei Leguas den Fluß hinaufschaut. Bei mächtiger Breite macht er hier ganz den Eindruck eines sturmbewegten Landsees.

Ganz stattlich sieht von hier aus der Ferne gesehen auf der rechten Seite des Flusses die sergipenser Stadt Propia aus, in zwei Abtheilungen hügelartig dicht an den Fluß hinantretend, mit einer Kirche des heiligen Antonius, und einer andern kleinen Kirche do Rosario. Dem Ort gegenüber liegt das sogenannte Collegio, ein Indianeraldea, in welchem man wie fast überall ohne Erfolg die Indianer katechisiren wollte. Einen prachtvollen Rückblick hat man dort den mächtigen Fluß hinunter.

Eine kleine Meile weiter hinauf liegt das Oertchen

S.-Braz mit zwei Kapellen. Gleich dahinter nehmen die Ufer des Flusses schon Felsennatur an, die überall vorkommenden Geschiebe scheinen Sandsteinbildungen, Micoschisten und Schieferformen zu sein. Noch weiter hinauf liegt auf der Seite von Sergipe der kleine Ort S.-Sebastião, dann auf der Seite von Alagoas das Oertchen Lagoa-Comprida mit einer kleinen Kapelle. Im vollen Abenddunkel segelten meine Canoeiros noch unter schwarzen Bergen dahin, von denen eine Doppelbildung die Irmaoes, Brüder, genannt wird. So erreichten wir noch den Ort Traipu auf dem linken Ufer des reißenden Flusses, wo unser Canot festgebnuden ward und ich wieder in meinem schwimmenden Palmenrancho die Nacht zubrachte.

Am folgenden Morgen konnte ich Traipu in seiner Verfallenheit übersehen. Es liegt auf einem dürren Felsenabhang von Quarz und Glimmerschiefer, wo gar keine Vegetation zu Stande kommt. Einige Cactus, Crotonarten, eine Capparidee und die Argemone mexicana bilden fast die ganze Flora, welche von Eidechsen und einer sehr kleinen, wilden Taubenart einigermaßen belebt wird. An eigentlichen Straßen besitzt der Ort nur eine mit leidlichen Häusern; sie macht einen trübseligen Eindruck. Von irgendwelchem Arbeitstreiben oder Geschäftsleben entdeckte ich keine Spur. Wovon in solchem Orte die Leute eigentlich leben, ist meistens ein tiefes Geheimniß.

Am Flusse angelten einige Leute. Zwei schöne Fischarten wurden gefangen. Den einen nennt man Pira (also schlechtweg Fisch); er ist etwa einen Fuß lang, seitlich stark zusammengedrückt, silberfarben und schuppenlos, mit langem, nach unten gezogenem, schnauzenförmigem Kopf und kleinem Mund, fast einem Saugemund, mit zwei obern und vier untern Fühlfäden — letztere kürzer als erstere —, mit zwei Brustflossen, zwei Bauchflossen, einer Afterflosse, einer großen, langen,

sichelförmigen Rückenflosse und dazu noch einer zweiten, kleinern Rückenflosse nach hinten. Die Schwanzflosse ist abgerundet.

Die Traira oder Traira-açu, der andere Fisch, ist schleienartig, mit einzelnen spitzen Zähnen im Munde, mit zwei kleinen Brustflossen, zwei Bauchflossen, einer Afterflosse, einer sehr nach vorn gestellten Rückenflosse, mit großen Schuppen besetzt, dazu sehr schleimig. Das Exemplar, was ich kaufte, wog gewiß 3 Pfd. und hatte ein sehr wohlschmeckendes Fleisch.

Einen Fisch aber hat der Fluß, der verschrien ist wie kaum ein anderes Thier, die Piranha. Diese Piranha, die ich selbst nicht zu sehen bekommen konnte, ist nicht einmal über einen Fuß lang, hat aber sehr scharfe Zähne und soll Menschen beim Baden in Schwärmen anfallen und sie im Augenblick zerfressen. Die Geschichten, die man da dem Reisenden erzählt, klingen schaurig. Doch ist es auf der andern Seite tröstlich, daß eigentlich kein Mensch jemand kennt, der von den Piranhas gefressen worden wäre, wie genau ich mich auch erkundigte und wie viel Menschen ich auch im Flusse badend gesehen habe, sodaß ich, wenn ich auch weit entfernt bin, die Menschenfresserei der Mordfische in Zweifel zu ziehen, dennoch alle dahin gehörende Geschichten mit großer Vorsicht aufzunehmen rathen möchte.

Was an Menschen sich am Ufer bewegte, sah ziemlich lotterig und zweideutig aus und spielte in allen Menschenfärbungen. Armselig und verkommen im höchsten Grade sah die ganze Historie von Traipu aus.

Erst um 3 Uhr nachmittags kam etwas Wind. Und doch konnten wir nur unter großer Mühe und mit manchen Hindernissen weiter segeln, indem wir auf der starken Südwestkrümmung des Flusses den Südostwind kaum benutzen konnten, sondern mit unserm platten Fahrzeug mehreremal an

das Ufer getrieben wurden. Bald ward unser Cours ein nordwestlicher, und mit ungemeiner Schnelligkeit liefen wir vor dem starken Winde vorwärts.

Vollkommen öde und verlassen erschienen die Ufer des Flusses zu beiden Seiten. Ununterbrochene Schieferlagerungen bilden die steilen Abhänge; auf denen kaum etwas anderes als Cactusvegetation gedeiht. In den Spalten über den Ufern nisten die Schwalben; einzelne Geier und Falken durchziehen die Luft; auf kahler Felsplatte steht der weiße Reiher und lauert vergebens auf Beute. Wirklich schaurig einsam und verödet sind diese Felsberge des S.-Francisco, selbst da noch, wo der Fluß sich landseeartig ausdehnt und das dunkle Colorit der Ufer ferner tritt. Solche bedeutendere Ausdehnungen trifft man gerade beim sogenannten Curral das Pedras. Dort wogt der Fluß und rauscht ganz wie ein sturmbewegter Landsee, sodaß man ihn mit kleinen Flußcanots schwerlich zu beschiffen wagen möchte.

Eben oberhalb des kleinen Oertchens Genipatuba auf dem rechten Flußufer überfiel uns das Dunkel, und wir mußten einen Anlegepunkt suchen. Gerade vor einem kleinen Hause hielten wir unsere Nachtruhe und erkannten am folgenden Morgen, daß wir eine kleine Estancia für Viehzucht vor uns hatten, welche ich mir mit dem Besitzer, einem einfachen, jungen Manne, etwas ansah. Freilich war eigentlich nichts zu sehen als einige zerstreute Rinder, die sich hungerig ihr Futter suchten. Kaum begreift man, wie dieser dürre Schieferboden irgendetwas hervorbringt, wovon das Vieh leben kann. Es muß sich förmlich groß hungern zwischen Cactus und Bromelien, wie wir das weiter unten sehen wollen, wenn wir den Sertão betreten, die Wüstenei am Flusse.

Doch sind auf solcher kleinen Estancia unmittelbar am Flusse immer einige Bäume bemerkenswerth. Am nächsten

Wasserrande, ja scheinbar im Wasser selbst, wächst hier der Marizeiro oder Omarizeiro (Geoffroya spinosa), eine Leguminose mit dickem Stamm und außerordentlich vielen Aesten und Zweigen und einer so dichten Belaubung, daß man nirgends durch die Krone hindurchblicken kann. Von fern gesehen gleicht die Laubkrone einer runden Blätterkugel. Mit jedem Boden zufrieden wächst dicht neben dem Marizeiro der Joazeiro (Zizyphus joazeiro), eine Rhamnacee, die unserm nordischen Kreuzdorn allerdings sehr ähnlich ist. Wichtiger als beide ist der Angico (Pithecolobium angico), eine zu den Akazien gehörende Leguminose mit sehr bitterer, herber Rinde, welche mit einigen andern nahe verwandten Pflanzen zum Gerben der Rinderhäute verwandt wird, während das Holz eine gute Feuerung liefert.

Etwas früher als in den beiden Tagen konnten wir von Genipatuba unter Segel gehen und die mächtige Ausdehnung des Flusses hinaufeilen. Immermehr hob sich der Wind in der Gegend der kleinen Ortschaften Jacobina und Francisca, bis er sich zu einem förmlichen Sturm gestaltete beim hübschen Oertchen Boa-Vista. Wir nahmen unsere Segel ein und suchten das Land zu gewinnen. Das war aber unmöglich. So stark wehte der Wind, daß unser Canot vor dem Mast ohne Segel mit großer Heftigkeit gegen den Strom anlief, bis mein Steuermann es endlich auf eine Insel auflaufen lassen konnte.

Hier ragte mitten aus dem breiten Flusse ein abgerundeter Felskegel heraus, den man oben mit einer hübschen kleinen Kapelle, Nossa Senhora dos Prazeres, versehen hat. Während der Sturm tobte, stieg ich auf die Höhe hinauf und hatte eine wundervolle Aussicht nach allen Seiten über den breiten Strom hinweg. Besonders war die Aussicht nach der nördlichen Seite hin schön. Hier kommt ein Nebenfluß des S.-Francisco, der Rio-Panema, aus ganz enger

Gebirgsschlucht heraus und schlängelt sich dann durch ein Flachufer, wo eine kleine Ortschaft angelegt ist von frischem Ansehen und dem Ausdruck einiger Handelsthätigkeit. Dicht daneben ist eine kleine, mit dem S.-Francisco zusammenhängende Lagoa. Die Stelle ist unbedingt die schönste am ganzen Flusse.

Der Sturm verflog, und wir konnten uns mit unserm zweiflügeligen Canot wieder auf den gelbgrauen, aufgeregten Strom hinauswagen. Schnell zogen wir an der kleinen Ortschaft Lagoa-Funda, an Cajueiro und Limoeiro vorbei und hatten auch bald das auf einer flachen Insel liegende S.-Pedro hinter uns, sowie das ihm schräg gegenüberliegende Espinhos. Dann sahen wir in der Entfernung einer starken Meile einen Kegel aus dem Flusse herausragen, das Wahrzeichen des Städtchens Pão de Assucar. Bald konnten wir auch den Ort selbst unterscheiden. Aber schnell brach der Abend herein, und mit ihm ward der Wind flauer, sodaß es schon sehr spät war, als wir den Ort und mit ihm das Ende meiner Flußschiffahrt erreicht hatten.

Dennoch fand ich noch das freundlichste Unterkommen beim Oberstlieutenant der Nationalgarde J. Dias Gonzalves und bekam sogar noch an demselben Abend mehrfachen Besuch von den Honoratioren der Stadt, an die ich einige Briefe mitgebracht hatte.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, dem 1. Mai, ward nun großer Rath gehalten, wie meine Tour nach den Fällen von Paulo Affonso, den mächtigen Katarakten des S.-Francisco, am besten zu bewerkstelligen sein möchte. Denn auf den Rath, diesen Besuch ganz aufzugeben, da ich zur allerungünstigsten Jahreszeit nach Pão de Assucar gekommen war, wollte und konnte ich unbedingt nicht eingehen.

Kaum möglich erschien mein Vorhaben. Eine Dürre von sieben Monaten hatte wirklich alles, was im Sertão sterblich

war, umkommen machen. Aus Mangel an Trinkwasser und Futter war das Vieh in Menge gestorben. Pferde gab es das eine oder andere im Orte, aber so mager, so matt, daß diese Rosinanten kaum sich selbst, geschweige denn einen Reiter tragen konnten. Zudem war es bei dem ganz kürzlich wieder eingetretenen Regen vorauszusehen, daß die Pfade sehr schlecht, einzelne Lagoen voller und manche Bäche, die sonst ganz leer waren, bedeutend angeschwollen sein würden und in hohem Wasserstande dem durchreitenden Reisenden Gefahren mancher Art bringen könnten; denn von Brücken und Stegen war natürlich keine Rede. Wirklich, in solchen Gegenden, in denen man bei der eigenen Unthätigkeit alles der Natur überläßt, stößt man auf Schwierigkeiten, an die ein Europäer gar nicht denkt.

Vor allem entschloß sich ein alter Kapitän Manoel Joaquim, der schon siebenmal, das letzte mal freilich vor 15 Jahren, nach dem Wasserfall gewesen war, mich zu begleiten, obwol er meinte, ich würde es nicht mit ihm aushalten können in der Wüstenei. Dann brachten wir drei Pferde, oder eigentlich nur zwei Pferde und ein kleines Maulthier zusammen. Der Anblick der beiden erstern machte mich fast an der Möglichkeit, auf ihnen eine mühsame Tour durch einen Theil des Sertão zu machen, zweifeln. Das Maulthier war nöthig, um den nothwendigsten Proviant für uns selbst und Mais für unsere Thiere mitzuschleppen; denn daß wir hinreichendes Essen für Roß und Mann finden würden, daran war bei vorliegender Jahreszeit nicht zu denken. Die drei Thiere wurden gut gefüttert, um am folgenden Tage reisefertig und „muthig" zu sein, obgleich es mir vorkam, als ob der Ausflug zum Sturze von Paulo Affonso ein Ritt auf Leben und Tod für sie sein müßte.

Unterdeß brachten wir den Sonntag damit zu, Pão de Assucar zu besehen. Solch ein Ort hat nun seine 2—3000

Einwohner, und wie sieht er aus? Wirklich, man hat keinen Begriff von der Indolenz dieser Menschen! Wie die Schweine wohnen sie, wie die Schweine leben sie, wie die Schweine faulenzen sie. Und dieses Faulenzen macht sich um so trüber, als die Natur hier den Leuten wirklich alles versagt, was zum bequemen Leben gehört. Sonst macht die Noth erfinderisch; am S.-Francisco macht sie die Leute faul, stupid und bis zum Verhungern enthaltsam. Lieber möchten sie an Entbehrungen und unter drückendem Mangel sterben, als die furchtbare und ehrlose Katastrophe: Arbeiten, über sich ergehen lassen.

So sind denn die meisten von diesen Leuten recht eigentlich bettelarm zu nennen und halten auch wegen Mangel an guter Nahrung und andern Lebensnothwendigkeiten nirgends Stich. Zur Zeit von Krankheiten erliegen sie ungemein leicht; man hat mir erzählt, daß zur Zeit der Cholera im traurigen Orte 471 Leichen beerdigt worden sind.

Bei dieser entsetzlichen Abspannung und Indolenz der Leute ist denn auch um Pão de Assucar nirgends eine Spur von Anbau zu entdecken. Die Wüstenei beginnt gerade da, wo die Stadt endigt, — ein sandiges, tristes Erdreich, aus welchem eine Höhe hinter der Stadt ebenso traurig kahl hervorragt und oben mit einem Haufen großer Granitblöcke endigt, dem Lieblingssitz der Geier, von welchem herab sie hungerig nach Beute spähen. Wo man geht, wo man steht, überall geht das trübe Bild der Verödung mit, überall steht die Ueberzeugung fest, daß aus Land und Leuten hier nie etwas werden wird.

So freute ich mich denn herzlich, daß ich am Montag Mittag mit meinem alten, unermüdlichen Kapitän, der sich schon weit durch die Sertãoes von Piauhy und Maranhão umhergetrieben hatte, aufbrechen konnte. Ein Neger führte unser Packthier mit Vorräthen, und nach wenigen Minuten

Reitens längs des Flusses aufwärts lag das kümmerliche Pão de Assucar hinter uns und mit ihm die letzte, wenn auch nur schwache Erinnerung an zusammenhängende Cultur.

Wir lenkten hinein in den Sertão, die Catingawaldung, wie man jenes Mittelding zwischen Gestrüpp und Wald nennt, was sich an den öden Ufern des S.-Francisco hinzieht und sich durch manche eigenthümliche Pflanzenformen kennzeichnet.

Wer mit europäischen Träumen von der Vegetation auf den Ufern eines südamerikanischen Tropenstroms den Rio-de-S.-Francisco hinauffährt und sich vom Ort Pão de Assucar nur etwas in die Catingawaldungen hineinschlägt, der mag kaum seinen Augen trauen, wenn ihm statt all der geträumten Herrlichkeiten ein Land entgegenstarrt, dessen Unwirthlichkeit und Verödung wirklich erschreckend ist.

Ein trockener Sandboden ist kaum bedeckt von einigem Graswuchs. Meistens sind es Bromeliaceen, die ihn überziehen, Bromeliaceen und Cactus von verschiedenen Formen und Bedeutungen.

Zu baumartiger Höhe emporsteigend, einen Stamm, Aeste und Zweige bildend, steht der große Armleuchtercactus überall umher, oft so vorzugsweise den Wald bildend und andere Vegetationsformen so erstickend, daß man durch einen wirklichen Cactuswald hindurchreitet. Mit furchtbaren Stacheln auf seinen Rippen bewaffnet, versperrt er vielfältig den schmalen Pfad und mahnt den durch solchen Cactuswald reitenden Reisenden zu beständiger Vorsicht. Denn wie dünn auch die Cactusstacheln erscheinen, so sind sie doch ungemein fest und so spitz, daß sie mit Leichtigkeit einige Zoll tief in das Fleisch dessen, der ihnen zu nahe kommt, eindringen können.

Nicht weniger häufig, sondern nur weniger bemerkt, steht in Tausenden von Exemplaren der Kugelcactus umher, groß wie ein Menschenkopf, mit zehn Rippen versehen, auf denen

in kleinen Zwischenräumen hornige Stachelkronen stehen. Oben auf dem Cactus bildet sich ein kleiner Aufsatz, aus welchem die kleinen Cactusblüten hervortreten. Dadurch gewinnt der Kugelcactus allerdings einige Aehnlichkeit mit einem Mönchskopf, von dem er seinen Volksnamen Cabeça de frade erhalten hat.

Höher hinaus wachsen die zahlreichen Gebüsche von Angico, von Joazeiro und von Imbuzeiro. Letzterer Baum, Spondias tuberosa, leicht kenntlich an seinen unpaarig gejochten Blättern und seinen angenehm säuerlichen Früchten, bildet eben wegen dieser Früchte einen Lieblingsbaum für die Bewohner vom Sertão. Sie machen die bekannte Limonade Imbuzada aus ihnen, zu der sie selbst noch Milch hinzuthun; sie behaupten, ein kühlenderes und nützlicheres Getränk könne es in der Tropenhitze nicht geben. Und allerdings ist die Säure der Frucht sehr angenehm. So oft wir die grünen, pflaumenförmigen Früchte nur in einiger Menge am Boden liegen sahen, stiegen wir gern ab, um davon zu essen.

Viel Aehnlichkeit im Habitus mit den Imbuzeiros hat offenbar die Catinga de porco, eine den Cäsalpinien ganz nahe stehende Leguminose mit gutem, hartem Nutzholz und der Eigenthümlichkeit, daß, wenn man einen Zweig des Baumes abbricht oder auch nur einige Blätter abstreift, dieselben ganz unleidlich nach Schweinen stinken. Desto angenehmer ist neben dieser Stinkpflanze die mannichfache Schar der Camaras, veilchenduftender Lantanen, die mit ihrem Wohlgeruche, wenn man sie nur im Vorbeireiten etwas streift, den ganzen Catingawald anfüllen. Von den Pferden wird sie eifrig gefressen.

Neben der ebengenannten Leguminose zeigt sich eine andere, ganz nahe verwandte, die Barauna oder Mariapreta (Melanoxylon barauna), ein Baum mit gutem dunkeln Nutzholz, welches selbst zum Dunkelrothfärben benutzt werden kann,

sowie die Jurema und Quijabeira, verschiedene Leguminosen, deren Rinde ebenfalls zum Gerben gebraucht wird.

Auch des Pao velame muß ich hier als eines Charakterbaums gedenken, eines schlanken, mit wenigen Aesten versehenen Baums voll von gelbem Milchsaft. Er ist eine Euphorbiacee, eine Crotonart, und hat frischgrüne, auf beiden Seiten mit einigen Stacheln versehene gezähnte Blätter, deren Genuß das Vieh, als eines giftigen Baums, sorgsam vermeidet.

Das sind einige von den Hauptformen der Pflanzen, die am S.-Francisco bis tief in Piauhy hinein den Sertão bilden, — in dichterer Fülle, wo der Boden etwas ergiebiger ist, — sparsamer wachsend, wo ein dürftiger Grund sie trägt, — und ganz verschwindend, wo der Granit, der die ganze Unterlage der Gegend bildet, bloß zu Tage tritt.

Diese Granitlagerung ist nicht sowol wegen ihrer Höhe, obwol manche Erhebungen an 1000 Fuß hervorragen, als vielmehr wegen ihrer Ausdehnung und eigenthümlichen Bildung merkwürdig. In ganz flachen Lagerungen findet man den Granit, ganz dem Erdboden gleich, weithin ausgedehnt, von einzelnen dünnen Quarzadern durchstreift. Ein starkes Lager sah ich von zwei weißen, parallelen Streifen durchzogen. An einer Stelle war es quer durchgeborsten und die eine Hälfte an der andern einige Fuß weit verschoben, wie man an den verschobenen Quarzstreifen sehr genau sehen konnte. Die Spalte selbst war vollkommen wieder ausgeglichen durch den Druck der Granitmassen gegeneinander. Eine ungeheuere Gewalt mußte dazu gehört haben, solch mächtiges Granitlager durchzubrechen, beide Hälften nebeneinander zu verschieben und dann wieder aneinander zu drücken, als wären es zusammengekittete Scherben eines geborstenen Topfes.

Dabei erblickt man ungeheuere Granitblöcke in den bizarr-

sten Lagerungen. Auf zwei länglichen Blöcken liegt ein dritter, alle drei wie vom Steinmetz behauen und aufeinander gelegt. Oder auf schräger Granitwand liegt ein beinahe kugelrunder Stein von riesigen Dimensionen. Man begreift nicht, wie er in diese schwebende Schräglage gekommen ist, — noch weniger, wie er in derselben beharren kann. Burgruinen glaubt man überall zu sehen, Tempelreste, cyklopische und pelasgische Mauern, ja selbst aufrecht stehende Leichensteine, an denen nur die Inschrift fehlt.

Es hat hier die Natur zwar mannichfach ihr Spiel getrieben; doch hat sie beim Spielen an ein ernstes Schaffen wenig gedacht. Ihre Schöpfung ist armselig und dürftig geblieben.

Dennoch zeigt sich mannichfaltiges animalisches Leben in den weiten Räumen des Sertão, zu welchem der Mensch noch sein eigenes Dasein hinzugetragen hat.

Wie wenig und gering auch die Vegetation im Sertão sein mag, so wandern dennoch zahlreiche Rinder und kleine Scharen von Pferden im Gebüsche der Catingawaldungen umher, ohne besonderes Gedeihen zu finden. Wenigstens sind sie in gar keinen Vergleich zu stellen mit den reichlichen Heerden der südlichen Provinz Rio-Grande. Doch liefern sie immer einige Milch, woraus der Sertanejo seinen Käse macht, aber nicht leicht Butter bereitet. Am Ende ist es doch nur auf die Haut und ein schlechtes Fleisch abgesehen, welches als eine weiche Carnesecca consumirt und selbst nach andern Gegenden verschickt wird.

Viel besser gedeihen in den dürftigen Gegenden die Ziegen. In zahlreicher Menge trifft man sie um die Wohnungen der Matutos (Waldbewohner, von ma'o, Wald); gemsenartig klettern sie auf den kahlen Granitstöcken umher und springen mit wunderbarer Geschicklichkeit von Klippe zu Klippe. Doch sucht man sie abends gern näher an das Haus heranzu-

bringen; eine kleine Unzenart Suſſurana, über deren Natur man mich nicht hinreichend aufklären konnte, wenn man nicht den Puma damit meint, ſtellt in jenen Gegenden den Ziegen ganz beſonders gern nach, ohne ſich jedoch in die Nähe der Menſchenwohnungen zu wagen.

Außer dieſen genannten Wiederkäuern ſind noch kleine Hirſche außerordentlich häufig, etwas größer als eine Ziege, mit ſilbergrauem Fell und ganz heller Färbung am Bauche. So häufig kommen ſie an einzelnen Stellen vor, daß ich bei einem Sertanejo 12 Felle in ſeiner Wohnung hängen ſah, die er alle in einer Woche erlegt hatte.

Haben die Ziegen einen Feind an der Suſſurana, ſo ſind die Hirſche des Sertão nicht weniger verfolgt. Mit dem Schwanz um einen Baum gewickelt, lauert die Giboia im Gebüſche auf die vorbeiziehenden Thiere. In kräftiger Umſchlingung packt die Schlange ihre Beute und zerdrückt ſie an dem Baume, um ſie nachher unzerſtückt und ganz zu verſchlingen. An größere Thiere ſoll ſich, wie ich mich genau erkundigt habe, dieſe Rieſenſchlange nicht machen, und auch nicht an den Menſchen. Vielmehr ſcheint ſie letzterm möglichſt aus dem Wege zu gehen. Uebrigens hat das ſchlimme Thier außer, daß ſie auch Ratten wegfängt, immer doch einen Nutzen. Man gerbt die Haut zu Leder und macht Schuhe und Stiefel daraus, welche bei der regelmäßig viereckigen Form der Schuppennarben ſehr hübſch ausſehen. Mein alter Reiſegefährte Manoel Joaquim trug hohe Reitſtiefel von Giboialeder, worauf er nicht wenig ſtolz war. Und ich geſtehe ganz gern, daß ich ihn um die originelle Bein- und Fußbekleidung nicht wenig beneidete.

Viel ſchlimmer für die Menſchen als die Giboia iſt im Sertão die Klapperſchlange, um ſo ſchlimmer, als ſie ſich gern in die Hütten einſchleicht zur Abendzeit, um die Wärme des dort brennenden Feuers aufzuſuchen. In daſſelbe Haus

eines Sertanejo, in welchem ich eine Nacht schlief, hatten sich vor einigen Monaten zwei Klapperschlangen eingeschlichen. Die eine biß den Bruder des Mannes, und nach 24 Stunden war er todt. Selbst die Sertanejos, von denen man doch bei der gefahrvollen Nähe der Schlange vermuthen sollte, daß sie sich um ein Gegenmittel gegen den Biß ernsthaft bekümmert hätten, halten denselben für absolut tödlich und thun eigentlich gar nichts dagegen. Höchstens streuen sie etwas Asche auf die Wunde. Von der Anwendung einzelner Aristolochien oder des Ammoniak wissen sie nichts. Das Gift muß wirklich furchtbar sein. Man erzählte mir von einem Falle, wo der Gebissene fast augenblicklich zusammenbrach und nur noch mit der allergrößten Anstrengung einige Muskelbewegungen machte, wenn er auch noch bis zum folgenden Tage lebte. Je schneller das Sehvermögen schwindet, desto rascher tritt auch der Tod auf.

Aus Furcht vor dieser Schlange ist deswegen im Sertão das Schlafen in Hängematten ganz allgemein. Dazu hielt mein alter Kapitän abends immer ganz gewissenhaft eine Lichtparade in allen Ecken und Winkeln unsers Ranchos, ehe wir uns zur Ruhe begaben. Wenn man aber die Wohnungen nur etwas menschlicher halten wollte, so würde auch dieses Ungeziefer, wie so vieles andere, nicht so zudringlich werden, wie es allerdings zu sein scheint.

Und doch sind all diese Gefahren nur gering im Vergleich zu einer viel allgemeinern, für Menschen und Thiere gleich großen Gefahr. Oft kommen Zeiten vor, wo es in Monaten, ja in einem halben Jahre nicht regnet. Eine Lache nach der andern wird kleiner und vertrocknet; ein Bach nach dem andern versiegt; jegliche Wasseransammlung auf den Granitlagern verdampft. Das Gebüsch verdorrt; alles Grün verschwindet, das letzte Camarakraut verwelkt; und hungernd und durstend streift das mager werdende Vieh umher im öden

Revier, in welchem aller Nahrungsstoff verschwunden, jede Lebensquelle versiegt zu sein scheint.

In ihren stillen Werkstätten aber schafft die Natur noch Mittel und Wege, daß das fast latent gewordene Leben nicht ganz vergehe. In den ungeheuer zahlreichen Melocactus ist selbst in der dürrsten Zeit noch ein Lebensquell verborgen, Essen und Trinken zu gleicher Zeit. Die große Kugel ist mit einem sehr saftigen Pflanzenmark angefüllt, welches Nahrungsstoff genug enthält, um das Thierleben durch die Zeit allgemeiner Dürre hindurchzufristen. Aber die scharfe Bewaffnung der Pflanze hindert vielfach die hungernden Rinder und Pferde am Genuß des weichen Stoffs im Innern. Geschickt und tapfer greifen die Ziegen den Feind mit den Hörnern an; einige Ziegen verfolgen diese Cactuskugeln so vorzugsweise gern, daß ihre Hörner halb abgeschliffen erscheinen. Auch die Rinder zerschlagen vorsichtig und ziemlich leicht die stachelige Schale, um das Innere mit vorgestreckten Lippen zu fassen. Am schlimmsten aber ergeht es den Pferden und Maulthieren. Dringt ihnen beim Versuch, sich den Quell verborgener Nahrung zugänglich zu machen, ein Stachel in das Gelenk über dem Huf, so sind sie auf zwei bis drei Wochen unfähig, vor Schmerz und Geschwulst aufzustehen und fernere Nahrung zu suchen. Entdeckt der Sertanejo sein so verwundetes Thier zeitig genug, so bringt er ihm sein Fressen regelmäßig, bis der Cactusstachel herausgeeitert ist. Auch kommt man den vom Hunger hartbedrängten Thieren überhaupt dadurch zu Hülfe, daß man die nährenden Cabeças de frade im Feuer versengt, wodurch die Dornen vernichtet oder doch unschädlich gemacht werden.

Die Menschen selbst essen unterdeß, wenn die Dürre arg wird und alle sonstige vegetabilische Nahrung versiegt ist, die dicken, saftigen jungen Triebe des Armleuchtercactus, welche selbst in der schlimmsten Trockenheit nicht verdorren. Man

zieht die äußere Haut und die Stacheln ab und röstet das Innere am Feuer, was dann gar nicht unangenehm schmeckt. Seltsam genug dienen diejenigen Cactusäste, welche gelegentlich vom Sturme oder sonst einer Gewalt abgebrochen wurden und austrockneten, zur vortrefflichsten Feuerung beim Rösten der frischen Zweige. So leicht verbrennlich ist die trockene Cactussubstanz, daß die langen, trockenen, grauen Aeste vorzügliche Fackeln abgeben, sodaß die Pflanze Facheira, offenbar unsere Fackeldistel, genannt worden ist.

Also fristet und rettet, wenn alles zu veröden scheint, die seltsame Cactusbildung für eine Zeit wenigstens das Leben von Menschen und Thieren in den Wüsteneien des Sertão am S.-Francisco.

Kaum weniger nützlich sind im Sertão für den Menschen die beiden in Menge vorkommenden Bromeliaceen Macambira und Carua oder Graua, besonders die letztere. Diese Carnaananas hat ein schmales, fast drehrundes, langes, dicksaftiges Blatt mit weißen Ringstreifen und einigen Randstacheln. Mit dicken Handschuhen werden die Blätter ausgerissen und einige Zeit im Wasser macerirt. Nach einigen Tagen sind sie so angegangen, daß man sie nur stark durch die Finger zu ziehen braucht, um ein schönes, silberglänzendes Fasergewebe, was mit dem Flachs viel Aehnlichkeit hat, zurückzubehalten. Dieses wird getrocknet und zum Markt nach Penedo gebracht, um zu Stricken, Bändern, Netzen und jeglichem Gewebe benutzt zu werden. Da die Carua in großer Menge wild wächst, so ist sie für fleißige Leute die Quelle eines schönen Gewinns. Sie wird der Macambira, einer Bromeliacee mit breitern, längern Blättern, bedeutend vorgezogen.

In solcher Natur, mit so eigenthümlichen spärlichen Hülfsmitteln, die er sich auch nicht in der allergeringsten Weise zu bessern, zu erweitern sucht, führt der Vaqueiro, der

„Küher im Sertão", ein dürftiges, ödes, erbärmliches Leben, dessen äußere knappe Form auch ganz auf das innere, auf das Gemüthsleben übergeht. Außer seinem Vieh und dessen Leiden und Drangsalen rührt nichts diesen meistens braunen, aus afrikanischem und indianischem Blut, besonders letzterm zusammengeronnenen Menschenschlag. Für ihn existirt kaum eine Außenwelt, kaum eine Geschichte, kaum ein Ereigniß, wenn es nicht gerade bis zu ihm kommt. Und ein Ereigniß ist ein Reisender immer, zumal ein Europäer. Gastlich öffnen sie ihm ihren Rancho und würden ihm auch gern etwas zu essen geben, wenn sie selbst etwas hätten, was sie dem Fremden anbieten möchten. Solange sie Milch und Käse haben, solange sind sie gerade wie die Küher auf den Alpen reichlich versorgt. Ich traf aber die Gegend im schlimmsten Uebergangspunkte nach einer unerhörten Dürre. Zwar regnete es schon seit einigen Tagen wieder sehr reichlich; schon ward der Sertão wieder grün; schon konnten die ausgehungerten Kühe wieder ihr Futter finden, aber von Milch und Käse war noch keine Spur zu sehen. Und ich sah ein, wie vollkommen recht wir gethan hatten, uns einen kleinen Eßvorrath mitzunehmen auf die Reise nach den Wasserfällen von Paulo Alfonso, und wie nothwendig für unsere drei Thiere der Mais war, den wir mit uns führten.

So waren Menschen und Gegenden beschaffen, die ich am 2., 3. und 4. Mai mit meinem alten Kapitän mir ansah. Er selbst ritt, obwol er den Sertão ziemlich genau kannte, oft irre im Labyrinth der Catingawaldung, auf Granitflächen und in Wasseransammlungen, wo allerdings häufige Wegespuren sind, ohne daß man je einen Hauptweg erkennen kann. Mehr als einmal blieben wir, wenn die letzte Wegspur unter den Hufen unserer Reitthiere ausstarb, zwischen Cactus und Macambira hängen. Mehr als einmal ritten wir, jeder um einen Weg zu suchen, auseinander und konnten uns dann

nur durch gegenseitiges Zurufen wieder zusammenfinden. Manche Strecke mußten wir auch zu Fuß durchwandern, um den elenden Thieren ihre Tagesarbeit zu erleichtern. Wirklich, die Leute in Pão de Assucar hatten recht, wenn sie meine Excursion widerriethen und die Ansicht hatten, ich möchte trotz meines zähen Begleiters dennoch unverrichteter Sache wieder umkehren.

Auch wegen des Wetters war unser Wüstenritt keineswegs angenehm. Ein Schlagregen jagte den andern und machte uns triefen. Ein Bach nach dem andern füllte sich und schoß brausend zwischen Granitblöcken dahin, sodaß das Durchreiten derselben oft etwas bedenklich erschien. Durch manche breite, wenn auch flache Lagoa mußten wir ebenfalls hindurchschreiten. Und dazu weichte der Sand in höchst unangenehmer Weise auf, sodaß die Thiere an Stellen, die trocken und fest erschienen und es für einen Fußgänger auch wirklich waren, plötzlich einsanken und sich, matt wie sie waren, nur dann mit Leichtigkeit aus solchem Atoleiro (weichen Stelle) heraushalfen, wenn wir schnell herabsprangen.

So brachten wir ziemlich ununterbrochen drei Tage und drei Nächte in denselben durchnäßten Kleidern zu. Am Abend des 4. Mai jedoch kamen wir zu einem freiern Platze, einer Art von Ortschaft, Salgado genannt, wo etwa sieben Familienwohnungen zusammenstanden. Hier fanden wir ein Quartier, um wenigstens unser Zeug zu trocknen.

Im fernen Westen düsterte im Abendroth ein blauer Höhenzug, vor dem an zwei dicht aneinander liegenden Stellen schneeweiße Dampfmassen aufstiegen. Das war der Wasserdampf des 5 Leguas (fast 4 deutsche Meilen) fernen Salto von Paulo Affonso, das Ziel meines mühsamen Ausflugs. Doch konnte ich sein Geräusch nicht vernehmen, obwol man es, wenn der Fluß weniger geschwollen ist und seine Wasser in leichtern Massen gegen die Fels-

wände anschlagen, auf 5 Leguas Weite sehr genau hören kann.

Mit einem Führer der kleinen Ortschaft versehen ritten wir am nächsten Morgen ganz früh fort. Das Wetter war viel heller, und ich freute mich, daß ich im frischen Morgenwinde wieder vollständig austrocknete. Nach einem Ritt von einigen Stunden unter manchen oben angedeuteten Hindernissen näherten wir uns dem Ziele unserer Wanderung. Wir stiegen ab und ließen die Pferde abgezäumt, aber angebunden an einer Stelle stehen, wo sie einiges Futter finden konnten, und gingen dann zum Fluß.

Der mächtige S.-Francisco ist schon vor seinem Austritt aus den Provinzen von Bahia und Pernambuco, ja schon viele Meilen oberhalb seines eigentlichen Falls auf ein so geneigtes, steiniges Terrain gerathen, daß sein Lauf nirgends mehr ruhig ist, sondern eine Stromschnelle der andern folgt und der Fluß absolut nicht mehr zu befahren ist.

Er kommt daher oberhalb seines eigentlichen Falls mit großer Heftigkeit angebraust. Wenn man sich durch ein Labyrinth von Granitblöcken und großen Rollsteinen, den Zeugen mächtiger Wasserrevolutionen, einen Weg gesucht hat, so erblickt man, an den Rand des Wassers tretend, mit Staunen und Verwunderung keinen Fluß mehr, sondern einen in einer Flachgegend kochenden Landsee. Alles ist Rasen und Toben auf der weiten Fläche. Welle schlägt vernichtend an Welle. Ein Wasserwirbel reißt den andern aus seiner drehenden Bewegung. Einzelne ganz niedrige partielle Wasserfälle, die sich mitten im Flusse an günstigen Stellen bilden, werden vom brausenden Wassertumult aufgefangen und verschlungen im wilden rasenden Aufruhr des Stroms, den man eine gute halbe Meile aufwärts übersehen kann, und aus dem fast ebenso viele Granitblöcke herausragen, als sich Wellen gegen dieselben brechen.

Die ungeheuere Wassermasse stürzt gegen den Rand eines Abgrundes an, welcher den eigentlichen Fall bildet. Wenige Klafter oberhalb desselben und gleichsam mitten in dem letzten convulsivischen Aufbäumen des Flusses kann man sich hinlagern auf breitem und sicherm Felsen und von dem Vorsprung desselben hineinschauen in die wilde Wuth des aufgehetzten Elements. Hier hielten wir unser kleines, mitgebrachtes Frühstück. Nie hatte ich mich vor einem imposantern Naturwunder in so behaglicher Lage und Stellung befunden.

Wie jemand, der beim Herunterstürzen in einen Abgrund noch einmal krampfhaft um sich greift, um sich anzuklammern, so scheint auch die ganze Wassermasse gerade vor dem Rande, über welchen sie hinunterstürzen soll, einen Halt machen zu wollen. Dem stürzenden Strome brandet eine hoch auf sich bäumende Woge entgegen; dann rast alles hinab in den tiefen Schlund und der Fluß ist verschwunden in mächtig aufwallendem Wasserdampfe.

Auf einem Umwege erreichten wir eine Felswand von 250 Fuß Höhe, auf deren schroffem Rande man den Wasserfällen des Stroms gerade gegenübersteht und sie in der schönsten Weise übersehen kann.

Zur Zeit hoher Wasser, wie ich sie gerade traf, bildet der Fall vier voneinander durch schöne Felsgruppen getrennte Hauptarme, welche in eine Tiefe von etwa 230 Fuß — die Messungen und Schätzungen schwanken zwischen 210 und 250 Fuß — hinunterdonnern.

Der nördliche Arm, etwa 60 – 80 Fuß breit, existirt nur bei hohem Wasser. Wenn der S.-Francisco weniger geschwollen ist, so ist der Kanal dieses Falls nur eine trockene Felsschlucht, durch welche man hindurchgehen und die Felsengruppe erreichen kann, die die Nordeinfassung des eigentlichen Falls von Paulo Alfonso bildet.

So nahe an den Fall, so unmittelbar in denselben hinein kann man dort treten, daß man auf hoher Felswarte mitten im tobenden Sturz steht.

Der eigentliche Fall bildet eine halbe Windung; anfangs stürzt die Wassermasse gerade hinab, wird dann aber in halber Tiefe etwas nördlich geleitet von dem schroffen Felsenkanal, durch den sie hinunterfällt. Gerade hier stürzt ihr wiederum auf halbem Wege ein anderer Fall entgegen. Beide durchdringen sich und zermalmen sich förmlich. Man erkennt keine compacte Wassermasse mehr; alles ist Schaum, Dampf, dichte Wasserwolke. In gemeinsamem Sturze tobt das Chaos vollends hinab in die Tiefe.

Dieser eigentliche Fall ist 50—60 Fuß breit und nicht sowol wegen seiner Breite wie wegen seiner ungeheuern Gewalt merkwürdig. Die Dicke der Wassermasse muß wirklich enorm sein. Ein ganzer Strom ist es, der schon einige hundert Meilen durchlaufen ist und in diesem Laufe viele Gewässer auffing, der ganze S.-Francisco ist es, der sich durch diesen Felsenriß hinabdrängt. Da muß allerdings der eben erwähnte Standpunkt auf jener Felsenwarte, um die sich der mächtige Fall herumwindet und den ich nicht erreichen konnte, weil der nördliche, nur zeitweilige Arm mich daran verhinderte, gleich gewaltig auf das Auge, das Ohr und das Gefühl einwirken, denn selbst der Boden erdröhnt vom mächtigen Sturze.

Daher ist denn auch unten in der Tiefe des weiten Felsschlundes, in welchen sich etwas weiter hin noch ein Arm des Flusses hinunterstürzt, ein ewiges Sieden und Schäumen, zu welchem von allen Seiten scheinbar lothrecht die zerhackten Granitwände hinabsteigen. Nimmt man aber einen Stein und sucht ihn in das kochende Wasser der Tiefe zu werfen, so sieht man mit Erstaunen, daß er nach langem Falle nicht in die Caldeira, den Kochkessel, fällt, sondern scheinbar im

Bogen zur Felswand zurückkehrt und unten auf die Felsen aufschlägt.

Deswegen ist auch eine Schätzung der ganzen Breite des Schlundes, in welchen der Strom hinabstürzt, sehr schwierig.

Bei geringerm Wasserstande kann man an der Nordseite des Felskessels, wo ein kleiner Bach einen gesonderten Wasserstrahl in die Tiefe sendet, hinunterklettern und zu einer bedeutenden Grotte von 90 Fuß Höhe, dem Aufenthalt zahlloser Fledermäuse, gelangen; man nennt sie die Forna, den Ofen. Dort steht man dem Falle ganz nahe am Rande der noch vom Falle kochenden Wassermassen, in welchen sich Baumstämme und andere Holzmassen in mannichfachen Wirbeln umhertreiben und zu wunderlich glatten Formen abreiben, gerade als ob sie auf einer Drechselbank verarbeitet worden wären.

Wegen dieses Herabsteigens zu jener Grotte und wegen des schon erwähnten Umstandes, daß man auch oben am Falle bei geringerm Wasserstande bis unmittelbar an den Hauptsturz hinantreten kann, behaupten die Leute, daß der Fall schöner ist bei geringerer Fülle des Stroms. Dann donnert auch mit viel lauterm Getöse die ganze Cascade, während ihr Geräusch bei dickerm Volumen der hinabfallenden Wassersäulen viel dumpfer und dröhnender ist, sodaß man dann kaum weiß, ob man in der nächsten Nähe des Sturzes denselben mehr hört oder mehr fühlt.

Ohne darüber entscheiden zu können, wann der Wasserfall des S.-Francisco schöner ist, ob bei hohem, ob bei niederm Stande des Flusses, — immer wird der Fall von Paulo Affonso an Größe und Mächtigkeit der zweite in der Welt sein. Mag immerhin die vereinte, compacte Masse der herabtobenden Wasser beim Niagara viel bedeutender sein, wie ein Reisender, der beide Fälle gesehen hatte, mir erzählte: an Formenreichthum, an vielfacher Gliederung, an Mannichfal-

tigkeit der Gegensätze kann kein Wasserfall bei ähnlichen kolossalen Dimensionen reicher sein als der Salto des S.-Francisco. Zwischen den ewig bewegten, dahinrasenden Wassermassen die ewig starren, schweigenden Granitmassen; — unmittelbar aus den schroffen Wänden hervorsprossend liebliches, immer grünes Gebüsch, in welchem sich hübsche Allamanden und duftende Gardenien auszeichnen; — hier eine Stätte des tiefsten Friedens, dort ein Schauplatz des wildesten Tumults. Wie aus einem Höllenschlunde steigt hoch auf der weiße Wasserdampf der wilden Gewässer; aber harmlose Schwalben durchziehen ihn in zahlreichen Schwärmen, lustig sich badend zugleich im Aether und im Wasserdunst. Im Schlunde selbst flattern einzelne Falken umher, während hoch oben, weit hinaus über allem Aufruhr, einzelne Geier ihre lustigen Kreise schlagen.

Unten im Felsschlunde stürzt indeß der eingekeilte Fluß zwischen lothrechten Wänden rastlos weiter und bildet später noch einzelne kleine Fälle, von denen die Cachoeira dos Veados, der „Hirschfall", der bedeutendste ist. Erst nach einem Laufe mehrerer Meilen treten seine Ufer so weit auseinander, daß der Strom wieder hinreichend Platz findet zwischen den schroffen Einfassungen, und mit Vorsicht befahren werden kann, eben oberhalb des Oertchens Piranhas.

Wir ritten zurück nach Salgado. Nur ein einziges mal hatte es am Tage geregnet, und dennoch war einer der zwischen Granitblöcken dahinschäumenden Bäche, den wir am Morgen ohne Mühe durchsetzt hatten, so geschwollen, daß wir kaum noch den Durchritt wagen konnten. Wäre der Bach um einen halben Fuß tiefer gewesen, so hätten wir ganz ruhig auf der andern Seite sein Fallen und unser weiteres Schicksal abwarten müssen.

Frühmorgens den 6. Mai brachen wir von Salgado wieder auf und ritten einen vollen Tagemarsch bis zu einem

Punkte, Olho de Agoa genannt, wo einige Familien wohnen, und wir, obwol sich dort schon mehrere Reisende einquartiert hatten, ein Unterkommen fanden.

Diese Reisenden waren die Begleiter und Diener eines guten, wackern katholischen Missionars, Frey Caetano, eines Franciscaners aus Sicilien, eines Mannes von guten Kenntnissen und wirklich christlicher Gesinnung. Er hatte auf einem langen Zuge von seinem Standquartier Pernambuco aus den öden Sertão am S.-Francisco mit der heiligen Messe und andern Kirchensegnungen versehen wollen und war bis zum Falle von Paulo Alfonso gewesen. Zur vollen Ausübung seines heiligen Amts hatte er außerordentlich viele Kirchengeräthe und zahlreiche Heilige aufgerollt oder in ganzen Standfiguren bei sich. Der fromme Zug bildete eine wirkliche kleine Karavane.

Und da nun meine Thiere zum Umfallen matt geworden und die Wege offenbar noch schlechter als vor einigen Tagen waren, so beschloß ich mit meinem alten Manoel Joaquim, den Rückritt nach Pão de Assucar zu Lande aufzugeben und mit Frey Caetano nach dem nur 4 Leguas fernen Piranhas am S.-Francisco zu reiten, von wo wir in einigen Stunden in Pão de Assucar eintreffen konnten in schneller Schiffahrt.

Der Weg von Olho de Agoa nach Piranhas war ziemlich gut und selbst so breit, daß ich meistens zwischen meinem guten, dicken Missionar und seinem spindeldürren Sakristan dahintraben konnte unter gar vielen discutirenden Gesprächen. So lustig nach Piranhas gings mit frischen, muntern Schritten, — Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten, — daß wir schon um Mittag den schroffen Abhang zum Oertchen hinunterritten.

Hier rollte der S.-Francisco in mächtigen grauen Wirbeln und noch vielfach rauschend zwischen seinen schroffen, hohen Felsufern hin. Bei niedrigem Wasserstande ist sein

Bett auch hier noch voll Steine und Felsblöcke; doch läßt er sich ohne große Gefahr mit großen Canots beschiffen. Bei vollem Wasser ist das aber riskanter. Im grauen, schmuzigen Wasser erkennt man nur an dem Rauschen und Wirbeln der Flut die kaum bedeckten Felsenblöcke und kann sehr leicht auf ihnen Schiffbruch leiden, was immer eine sehr gefährliche Katastrophe ist.

Ein Freund des alten Manoel Joaquim besorgte uns ein Canot mit kundigen Canoeiros. Um 1 Uhr schon konnten wir unsere Rosinanten und uns selbst einschiffen und das Oertchen Piranhas, was wie ein Schwalbennest über dem Flusse längs des Abhangs angeklebt ist und einigen Handel und Faulenzerei treibt, verlassen, um die sieben Leguas von dort bis Pão de Assucar noch an demselben Tage zu machen. Den guten Sicilianer ließen wir in Piranhas.

Wie kahl auch die schroffen Felsabhänge des graugelben, wirbelnden Flusses unterwegs waren, so boten sie doch wundervolle Prospecte, und manche kühne Felspartie möchte Rheinerinnerungen im Reisenden hervorrufen, wenn irgend Cultur, Geschichte, Monumente hinzukommen wollten. Nur einmal bietet das Oertchen Entremontes einen Anblick von Cultur dar. Eine hübsche weiße Kirche ragt heraus aus der kleinen Ortschaft. Eine andere kleine weiße Kapelle, einsam am Ufer gelegen, ist das Begräbniß einer angesehenen Frau.

Am Nachmittag hatten wir ein seltsames Jagdabenteuer. Wir waren mitten auf dem Flusse, der uns in schöner Schnelligkeit mit sich fortriß, als wir verschiedene Sariemas auf den Bergen sich locken hörten. Bald flog auch einer dieser eigenthümlichen Waldvögel, die mehr zum Laufen als zum Fliegen geeignet sind, vom Hochrand des rechten Ufers fort, um das linke zu erreichen, ward aber unterwegs matt und fiel in den Fluß. Unser etwas schwereres Canot setzte

ihm nach. Der Vogel, ebenso ungeschickt im Schwimmen wie im Fliegen, irrte hin und her im Wasser, um uns zu entgehen, bis es mir gelang, den arg um sich Beißenden beim Hals zu packen und in unser Fahrzeug zu werfen.

Das Sariema (Dicholophus cristatus) ist recht ein Charaktervogel für den Sertão und die offenen Gegenden des nördlichen Brasilien. Schon sein Volksname bringt ihn dem Ema, dem Strauß nahe, und fast möchte ich das Sariema ein kleines Ema, einen kleinen Strauß nennen. Ein langer Hals mit mäßig langem Schnabel, der in einen weiten Schlund übergeht; ein hübscher, fast zweizeiliger Federbusch längs des ganzen Kopfes; große Augen mit hellblauer Iris; geringes silbergraues und weißes Gefieder; kurze breite Flügel; lange rothe Stelzenbeine mit kurzen, dicken Zehen und Nägeln und einer abgerückten Zehe, — das sind die Hauptkennzeichen des Vogels, der an Größe dem Reiher nicht nachsteht, aber entschieden plumper aussieht. Sein Aufenthalt ist an halb offenen, sonnigen Plätzen, wo er in geschicktem Laufe allen möglichen kleinen Thieren, Mäusen, Eidechsen und Schlangen nachstellt; ja er scheint eigentlich wie sein Namensvetter, das Ema, alles zu fressen. Allerdings hat er in seinem Lebensberufe viel Aehnlichkeit mit dem afrikanischen Gypogeranus; doch ist dieser wirklich mehr ein langbeiniger Raubvogel, während das Sariema ein stelzenbeiniger Laufvogel ist. Eine lobenswerthe Eigenschaft des Dicholophus ist noch die, daß er einen wohlschmeckenden Braten liefert. Sein Fleisch schmeckte mir ganz wie das der wilden Enten.

Kurz nach unserer Sariemajagd passirten wir den inselartigen Felsblock Ilha de Ferro und erkannten gegen Abend im breiter werdenden Flusse den Pão de Assucar, das Wahrzeichen der Stadt gleichen Namens und das Ziel unserer Schiffahrt.

Im Dunkel stiegen wir an das Land. Beim freundlichen

Oberstlieutenant Gonzalves Dias dehnte ich mich nach den kurzen, aber höchst anstrengenden Strapazen des Ausflugs zu den Wasserfällen des Paulo Alfonso so behaglich wie nur möglich im bequemen Bette aus und freute mich, wieder bei Menschen zu sein. In nassen Kleidern Tag und Nacht, ohne ordentliche Schlafstelle, mit dem allerdürftigsten Essen versehen, auf sehr schlechten Pferden, die inniges Mitleid einflößen, und auf schlechten Wegen, auf denen das Reiten eine beständige Vorsicht erheischt, zwischen Bromelien, Cactus und Mimosen, die alle mit Stacheln bewaffnet sind, durch Lagoen und angeschwollene Flüsse, in denen man mindestens recht naß wird, einhertraben — dazu gehört allerdings eine tüchtige Gesundheit und ist ein solcher Ritt durch den Sertão eine böse Arbeit. In der That muß man den Cynismus des Lebens und die Verzichtung auf alles, was nur noch im entferntesten an Lebensbequemlichkeit erinnert, auf solcher Reise etwas weit treiben. Dafür bilden auch Vorkommnisse, wie ich sie im Anfange des Mai durchmachte, rechte Glanzpunkte im Leben eines Reisenden, wie er dieselben nur ganz allein zu schätzen weiß.

Am folgenden Morgen ward ein großes Canot ausgerüstet, damit ich möglichst schnell nach Penedo zurückkehren könnte. Mit der herzlichsten Dankbarkeit schied ich von den guten Leuten in Pão de Assucar. Ohne die größte Aufopferung von seiten des Herrn Gonzalves Dias und des Kapitäns Manoel Joaquim wäre es mir absolut unmöglich gewesen, in der allerungünstigsten Jahreszeit den Ritt durch den Sertão nach dem großen Salto des S.-Francisco zu bewerkstelligen.

Um 9 Uhr stieß ich ab. Schnell glitt mein Canot mit dem grauen, schmuzigen Wasser abwärts, kaum geleitet vom Canoeiro. Die Fahrt schien die allergünstigste werden zu wollen. Aber noch ehe ich Pão de Assucar aus dem Gesicht

verloren hatte, brach ein heftiger Südostwind los und hielt mein Canot, ja die ganze Oberfläche des Flusses zurück, sodaß meine Fahrt unmöglich geworden wäre, wenn die Canoeiros nicht zu einem Mittel gegriffen hätten, was auf dem S.-Francisco beim Abwärtsfahren gegen den regelmäßig wehenden Südostwind eine ganz gewöhnliche Maxime ist.

Sie legten an das nächste Ufer an und hieben eine Menge Zweige und grünen Buschwerks ab. Das banden sie im Canot zu einem dicken Packet zusammen, beschwerten es mit einigen Steinen und ließen es an einem Stricke einige Fuß tief vom Steuerende des Canots in den Fluß hineinhängen. Alsobald packte die mittlere Wasserschicht des Stroms, auf die der entgegengesetzte Wind keinen Einfluß hatte, das dicke Convolut und zog mittels desselben unser Canot mit großer Gewalt gegen Wind und Wellen an. Die Fabel vom dienstwilligen Delphin schien Wahrheit geworden zu sein; unser grünes Flußpferd unter der Oberfläche des Wassers zog unverdrossen und ohne sich auch nur einen Augenblick zu verschnaufen. Während wir in unserer Kajüte bei Sturm und Regen zusammenhockten, fuhr unser Canot in schnellem Laufe den Strom hinab. Kaum war es nöthig, zuweilen das Fahrzeug aus einzelnen stiller fließenden Seitenbuchten des Flusses in den Strom hinauszubringen.

So wurden wir die ganze Nacht hindurch geschleppt und erblickten schon am Morgen des folgenden Tags das stattlich aussehende Penedo auf seiner Höhe liegen. Um 10 Uhr landeten wir. In 25 Stunden hatte ich die ganze Fahrt mit Hülfe des Laubbüschels zurückgelegt, eine Distanz von 24 Leguas.

Daraus ergibt sich auch einigermaßen die Schnelligkeit des Flusses. Wenn auch die Canoeiros, wol nur mehr zum Schein, mit ihrem Ruder nachhalfen, so können wir diese Hülfe reichlich gegen den hindernden Wind aufgehen lassen

und mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß der S.-Francisco bei vollem Wasserstande in einer Stunde eine Legua zurücklege. Nun ist aber in den beiden Provinzen Sergipe und Alagoas die Messung einer Legua sehr klein. Die beiden Ländchen möchten gern etwas größer sein, und um das zu scheinen, machen sie ihre Leguas kleiner. Wir dürfen sie nur zu 2800 Klaftern anschlagen. Das gibt immer noch eine bedeutende Geschwindigkeit für den Strom des S.-Francisco. Sie zeigt fast 47 Klafter in einer Minute und zwischen 4—5 Fuß in der Secunde. Doch ist solche Geschwindigkeit nur bei reichlichen Wasserständen vorkommend. Bei mittlern ist sie etwas langsamer. Immer aber möchte sie doch 2000 Klafter in einer Stunde liefern.

Bei Herrn Pinheiro in Penedo ward ich mit voller Freundlichkeit aufgenommen. Es hatten sich in meiner Abwesenheit noch ein Herr Carvalho aus Bahia und Herr Aguiar aus Maceio, von dem ich in jener Stadt bei meinem ersten Ankommen höchst freundlichen Empfang erfahren hatte, im Hause des Oberstlieutenants eingefunden. So lieb mir nun auch ein Rasttag in Penedo unter belehrenden Gesprächen jener Herren über die inländischen Handelsverhältnisse gewesen wäre, so konnte ich dennoch viel Zeit gewinnen, wenn ich gleich von Penedo in zwei Tagen Alagoas hätte erreichen können, um dann von der Stadt Maceio mit dem am 12. oder 13. von dort nach Pernambuco fahrenden Dampfboot weiter zu gehen, wodurch ich 14 Tage Zeit gewonnen haben würde.

Aber noch einmal sollte ich die Erbärmlichkeit aller Recurse für einen Reisenden am S.-Francisco in ungünstiger Jahreszeit kennen lernen. In ganz Penedo und seiner nächsten Umgegend war kein Reitthier zu bekommen, wie viel ich auch das berühmte „A horse! a horse!" ausrufen mochte und Herr Pinheiro danach umhersuchen ließ. Zwei Pferde

wurden gefunden, ja! Aber sie waren in so desolaten Umständen, so ausgehungert in der Dürre von sieben Monaten, daß ein Ritt auf ihnen, eine Reise von zwei forcirten Tagemärschen, ganz unmöglich war. So mußte meine Rückkehr nach Maceio zu Lande unterbleiben.

Nun wollte ich sie zu Wasser forciren. Dazu war es nöthig, bis dicht zur Mündung des Flusses nach dem Orte Piassabuçu zu fahren, von dort den etwa 4 Leguas fernen Ort Peba an offener See zu gewinnen und von da mit einem Floß, einer Jangada, wie ich sie schon oben beschrieben habe, nach Maceio hinaufzusegeln. Diese Tour hätte nichts Außerordentliches, nichts Gefährliches an sich gehabt. Vor Einführung der Dampfboote reiste man häufig auf diese Weise von Penedo nach Maceio, obwol man immer die Sommerzeit dazu wählte.

Mit einem Briefe an den Kapitän Benvenuto de Faria Lobo in Piassabuçu versehen fuhr ich wirklich am 10. Mai in einem ganz kleinen Canot, in welchem ich platt auf dem Boden saß und nur einen Neger und dessen kleinen Jungen zur Besatzung hatte, den S.-Francisco hinunter. Immer breiter und mächtiger ward der Strom, immer flacher seine Ufer; immermehr grünende Inseln umfaßten seine einzelnen Arme, unter welchen Inseln die Ilha dos Bois und die Ilha Grande bedeutend sind. Gute Weideplätze, Reisniederungen und wogende Zuckerrohrfelder wurden immer häufiger, und derselbe Fluß, der von Traipu aufwärts das Bild der schlimmsten Unfruchtbarkeit geboten hatte, zeigte an seinem untersten Ende üppige Triften.

Nach der Fahrt einiger Stunden sah ich den Ort Piassabuçu ziemlich im Gebüsche versteckt unter Kokospalmen liegen, und bald war ich beim Kapitän Benvenuto am Kirchenplatz des unfreundlichen, fast verödet aussehenden Ortes.

Wie freundlich nun auch der Kapitän gegen mich war,

so hatte er doch nur sehr geringen Trost für mich. Auch in Piassabuçu war kein Pferd zu bekommen, ja nicht einmal ein großes Canot oder eine Barcasse, mit der man hätte in See gehen können. Kleine Canots, um an stillen Stellen des Flusses zu angeln, waren genug vorhanden, doch konnte man mit ihnen nicht die wilde Mündung des Flusses passiren. Auch machten mich die Erkundigungen, die ich über das Fischerdorf Peba einzog bei einem Manne, der von dort her war, ziemlich unschlüssig. Freilich sollten dort Jangadas, mit denen dort die Leute zum Fischen in die See hinausgehen, hinreichend vorhanden sein. Seitdem aber Dampfboote den Fluß befuhren, hatte man auch an den Jangadas, mit denen man früher Passagiere nach Maceio brachte, die dazu nöthigen kleinen Palmenhüttchen u. s. w. fortgelassen. Um ein Floß zum Transport eines Reisenden einzurichten, hätte man doch einen ganzen Tag gebraucht. Und dann wäre es noch sehr die Frage gewesen, ob ich Leute bekommen hätte, die gerade etwas in Maceio zu thun gehabt hätten. Denn für bloßes Geld und als ein gemietheter Arbeiter geht nicht leicht einer von diesen Strandaristokraten mit einem Ausländer in See.

Am schlimmsten war aber die Ungewißheit des Ankommens in Maceio. Schon in sechs bis acht Stunden waren Jangadas von Peba nach Maceio gesegelt; doch erzählte man mir auch den tröstenden Fall eines Juristen, der 13 Tage unterwegs gewesen war. Ich mußte aber, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte, auf jeden Fall in einem Tage von Peba nach Maceio gelangen.

Endlich brachte man mir einen Gaul zum Ritt nach dem genannten Ort. Aber der Gaul hinkte und hatte ein Geschwür an einer Fessel. Dennoch wollte ich fortreiten, als ein ungeheuerer Regen sich entschieden in das Mittel schlug. Zwei volle Stunden strömte das Wasser vom Himmel. Es ward unmöglich, selbst mit einem guten Gaul noch denselben

Tag Peba zu erreichen. Am folgenden Tage aber wäre es zu spät gewesen. Und so mußte ich mich denn einmal wieder zu einer Umkehr entschließen. Ich beschloß am nächsten Morgen nach Penedo zurückzukehren.

Unterdeß suchte mir der gute Benvenuto meinen ephemeren Aufenthalt im grausigen Piassabuçu möglichst angenehm zu machen. Der Ort ist ein Kirchflecken, hat ein sehr kleines Gotteshaus auf einem schiefwinkeligen Platze, einen Geistlichen und eine Knaben- und Mädchenschule, in welcher 120 Jungen und 45 Mädchen von allen Hautfärbungen unterrichtet werden. Das Kirchspiel enthält etwa 3000 Menschen, unter ihnen etwa 400 Nationalgarden. Doch schien mir der Ort eine sehr ungesunde Lage zu haben. An der Cholera, die auch in Peba eingedrungen war, sollten über 1000 Menschen gestorben sein. Die Hinterbliebenen sollen einigen Landbau treiben. Viele leben von Fischerei, doch soll das Faulenzen auch bedeutend an der Tagesordnung sein, wenigstens bei der freien Klasse, die es schändlich findet, eine eigentliche Arbeit, namentlich auf dem Felde, zu verrichten.

Einiges geschah noch da, wo Sklavenkräfte arbeiteten. Zum Bezirk von Peba gehörten z. B. acht Zuckerpflanzungen, von denen die größte doch immer 3000 Arroben Zucker producirte (96000 Pfd.). Doch war im unfreundlichen Ort alles im Stagniren, im Verwelken. Der Kapitän Benvenuto, der seit 19 Jahren in Piassabuçu lebte, gab mir die Versicherung, daß er in der langen Zeit seines Aufenthalts daselbst auch nicht den geringsten Fortschritt im Ort merken könnte; vielmehr wäre alles in einem Zusammensinken begriffen. Die Dampfschiffahrt auf dem Fluß berührt den Kirchflecken nicht; jeglichen Bedarf an Waaren u. s. w. muß man sich von Penedo holen, sowie auch das Wenige, was man zum Markt nach Bahia oder Maceio mit dem Dampfschiff schicken will, zur Verladung nach Penedo bringen.

Ein günstiger Wind am 11. Mai trieb mich wieder in mein kleines Canot, und ich segelte mit meiner geringen Mannschaft den Fluß hinauf, gerade als das hübsche Dampfboot Valeria de Sinimbu in die Mündung des Flusses einlief. Geschickt und mit großer topographischer Kenntniß der ziemlich unbewegten Nebenarme brachte mich mein Canoeiro zwar nach besten Kräften vorwärts; jedoch blieben Wind und Wetter uns nicht günstig, sodaß es schon vollkommen dunkel und in meinem Canot recht ungemüthlich war, als ich in Penedo wieder an das Land stieg und für alle meine gehabte Mühe mit Hohngelächter von den Bewohnern des Pinheiro'schen Hauses empfangen ward.

Beim dampfenden Thee erzählte ich ihnen meine Schicksale in den 48 Stunden meiner Abwesenheit. Und da machten wir denn, um mich für die fehlgeschlagene Expedition nach Piassabuçu zu entschädigen, den Anschlag zu einem Ausflug, den ich mit dem Herrn Carvalho aus Bahia, welcher selbst Handelszwecke damit verknüpfen wollte, schon für den nächsten Tag festsetzte.

Das Dampfboot Valeria de Sinimbu kam von Maceio und sollte nach Bahia gehen mit Anlaufung einiger Zwischenhäfen in der Provinz Sergipe. Das Dampfschiff, was von Bahia kommend mich von Penedo nach Maceio bringen sollte, konnte erst in fünf bis sechs Tagen in Penedo sein, mußte aber ebenfalls die Zwischenhäfen der Provinz Sergipe anlaufen, sodaß ich es, wenn ich mit der Valeria de Sinimbu ging, auf jeden Fall im Cotinguibafluß treffen mußte. So erschien mir nichts leichter und statt des unerquicklichen Aufenthalts in Penedo nichts angenehmer, als mit der Valeria de Sinimbu einen kleinen Abstecher nach der andern, am untern S.-Francisco und zwar auf dessen rechtem Ufer liegenden Provinz Sergipe zu machen, um dort die ganz neu angelegte Hauptstadt Aracaju am Rio-Cotinguiba zu besehen,

und auch Maruim, einen kleinen, aber recht bemerkenswerthen Handelsplatz denselben Fluß hinauf, aufzusuchen, wo ich sogar dem Herrn Schramm aus Hamburg, als ich ihn wenige Monate zuvor in Bahia kennen gelernt hatte, einen Besuch versprochen, wenn ich die Wasserfälle des Paulo Alfonso aufsuchen würde.

Bei meinen Canotfahrten auf dem S.-Francisco suchte ich mir mittels meiner Boussole annäherungsweise eine Ansicht über den Lauf des Flusses zu verschaffen.

Danach fließt der S.-Francisco von Piranhas:

1	Legua	O. z. S.
1	„	SO.
1	„	SSO. und fast S.
2	„	SO.
2	„	O. z. S., bis Pão de Assucar. Von dort
1½	„	SO.
2	„	SO. z. O.
1	„	SO.
1	„	OSO.
1	„	SO.
½	„	O. z. S., O. und NO. bis Traipu.
2	„	O., SO., OSO.
1	„	S. und S. z. W.
1	„	SSO.
1	„	OSO.
½	„	SSO. bis Propia.
2	„	SSO., und nach unbedeutender Biegung wieder
1½	„	SSO. und SO. z. O.
1	„	O. und NNO.
½	„	NO.
¾	„	O.
¾	„	SSO. bis Penedo. Von dort
2	„	SSO.

2 Leguas O.

2 „ S. z. O., bis zur Barre des Flusses.

Ich habe bei diesen Angaben keine Rücksicht auf eine magnetische Abweichung genommen, da sie in jenen Gegenden unbedeutend ist. Das wenigstens beweist meine magnetische Angabe, daß der Lauf des S.-Francisco von Piranhas an viel mehr ein südlicher ist, als er sich auf manchen Karten aufgezeichnet findet.

Drittes Kapitel.

Ausflug nach der Provinz Sergipe. — Fahrt nach Aracaju am Rio-Cotinguiba. — Maruim. — Rückkehr nach Penedo und Maceio. — Nach Pernambuco.

Der Dampfer Valeria de Sinimbu, also benannt nach der ausgezeichneten deutschen Gemahlin des Senators, überraschte mich durch seine Eleganz. Das ganz neue, hübsch proportionirte Schiff konnte 86 Passagiere erster Klasse unterbringen; dazu bot die Damenkajüte noch für sechs Frauen Platz. Alles war auf das sauberste und angenehmste eingerichtet auf dem in England gebauten Fahrzeug, welches noch das für sich hatte, daß man von dem hohen Hinterdeck weit um sich schauen konnte.

So zog ich denn am 12. Mai, zum zweiten mal in 48 Stunden, den S.-Francisco hinunter, noch mehr als auf meiner ersten Fahrt erfreut von so manchen hübschen Scenerien, die ich vom hohen Kajütenverdeck viel besser übersehen konnte, als auf dem Boden eines kleinen Canots sitzend. Nach wenigen Stunden hatten wir die Barre erreicht, nachdem der Lootse für die Flußschiffahrt an das Land gegangen war.

Zwar hat die Flußmündung des S.-Francisco 14—18 Palmen (die Palme zu 8 Zoll) Tiefe, bietet aber meistens immer wegen des regelmäßigen Südostwindes einen starken Seegang dar, weswegen die Mündung ziemlich übel berüchtigt ist und von Schiffen, die zur Barre hinausziehen wollen, nur bei besonders guten Gelegenheiten durchfahren werden darf. Die Valeria de Sinimbu fand sehr geschickt ihren Weg in das Meer hinaus; doch macht es immer auf Reisende einen fatalen Eindruck, wenn sie, aus still fließendem Strome kommend, sich statt in regelmäßigem Fahrwasser plötzlich mitten in Brandungen und hohen rollenden Wogen befinden, heftige Sturzwellen bekommen und mit dem Fahrzeuge gewaltig hin- und hergeworfen werden.

Doch dauerte diese unruhige Fahrt nur einige Minuten. Wir befanden uns bald im offenen Meere und liefen in friedlicher Fahrt südlich die Nacht hindurch.

Am folgenden Morgen ganz früh befanden wir uns vor der Barre vom Rio-Cotinguiba und mußten mindestens zwei Stunden umhersteuern, ehe die weiße Atalaia, der Wartthurm am Strande, uns das Zeichen gab, daß das Wasser hoch genug zu unserm Einlaufen gestiegen wäre.

Der Fluß hat zwei Barren. Eine nördliche führt direct ostwestlich in den Hafen, ist aber absolut nicht zu passiren, obgleich sie auf den ersten Blick als die natürliche Einfahrt erscheint. Man muß den südlichen Kanal aufsuchen und läuft südlich zwischen Brandungen hindurch, dann nordwestlich auf das Land zu, wo man mit einem mal auf ein schmales, vom Meere nach Osten nur durch eine große, flache Sandbank getrenntes Binnenwasser gelangt. Nun steuert man nördlich und etwas nach Westen, worauf man in den weiten Fluß einsegelt, auf dessen rechtem Ufer die neue, erst vor vier Jahren begonnene Hauptstadt der Provinz Sergipe, die Stadt Aracaju, liegt.

Früher war die Provinzialhauptstadt etwa 8 Meilen südlicher, sie hieß S.-Christovão; doch waren dort die Schiffahrtsgelegenheiten viel schwieriger, als das für den Centralort einer, wenn auch nur kleinen Provinz — einer der kleinsten von Brasilien — wünschenswerth war, und man sah sich zur Wahl einer neuen Hauptstadt genöthigt. Die Wahl fiel auf die Mündung des Rio-Cotinguiba, an welchem, freilich immer erst hinter einer gefährlichen Barre, eine prächtige Hafengelegenheit sich aufthat, und die kleine Stadt Maruim, einige Meilen aufwärts an einem Arm des vielgegliederten Rio-Cotinguiba gelegen, schon längst ein reges, auf die ganze umliegende Landschaft zurückwirkendes Handelstreiben entwickelt hatte.

Man nannte die neue, gleich oberhalb der Flußmündung gelegene Niederlassung Aracaju. Sie gewährt einen ungemein freundlichen Anblick. Alles ist nett und neu am Ufer, wenn auch vieles nur provisorisch ist. Die Wohnung des Präsidenten, das Haus der Provinzialdeputirten, ein Soldatenquartier, eine Kirche, sogar eine Freimaurerloge, — alles hat bei seiner Kleinheit und räumlichen Unzulänglichkeit immer einen saubern, hübschen Anstrich. Ueberall regt es sich, überall wird gebaut, überall geschaffen. Auf dem breiten Flusse, in welchen hinein ein neues Zollamt gebaut wird, lagen, als wir kamen, etwa 20 Segelschiffe, unter ihnen manche europäische Flagge, vor Anker, und selbst schon ein Schleppdampfboot, ein mächtiges Erleichterungsmittel für die Befahrung der gewundenen Barre, machte sich bemerkbar. Wer von Penedo kommt, wird auf das allerangenehmste überrascht von dem neuen Orte.

Ehe ich Zeit hatte, mich weiter umzuschauen vom Verdeck unsers Dampfboots, kam der Agent der Dampfschiffahrtslinie, Herr Urpia, ein geborener Spanier, welcher mich von Rio her sehr wohl kannte, an Bord und lud mich auf das zuvor-

kommendste zu sich ein. Nach einem kurzen Gespräche aber erschien es zweckmäßiger, meine ganze sergipenser Expedition mit einem Besuche des fernern Maruim zu beginnen, und dann in Aracaju das von Bahia kommende Dampfboot abzuwarten. So miethete ich denn gleich eins der Boote, die vom Ufer an das Dampfschiff gekommen waren, und fuhr mit dem Herrn Carvalho, der von Penedo aus mein Begleiter war, den schönen, breiten Fluß hinauf, wobei uns der Wind und die laufende Flut günstig waren.

Nach einigen Leguas Fahrt theilte sich der Fluß. Ein südlicher Arm führt nach dem Orte Laraugeiras hinauf; ein mittlerer Arm kommt vom Kirchspiel von Sta.-Anna; ein nördlicher führt durch Manglegebüsch und Sumpfgegend nach Maruim. Bis weit hinauf ist der gemeinschaftliche Fluß schiffbar. Einige Meilen an demselben aufwärts war ehemals sogar ein Zollamt zur Erleichterung des Zuckerhandels; doch ist diese Alfandega jetzt nach Aracaju verlegt. An einem Oertchen, Porto das Pedras, ist eine Zuckerniederlage eingerichtet worden, bis zu welcher aus dem Innern der Flüsse die einzelnen Kisten des Rohproducts in kleinen Fahrzeugen gebracht werden, um von dort in größern Frachtschiffen nach Aracaju abzugehen, weil der breite Cotinguiba oft von heftigen Wellen, denen ein kleines, beladenes Canot nicht widerstehen würde, aufgeregt ist.

Mitten aus dem Junglegebüsch und aus dem Morast steigt Maruim auf. Unmittelbar am Ufer des hier zwischen Rhizophoren sich auflösenden kleinen Flusses liegt es und man begreift nicht, wenn man eben aus dem Boot steigt, wie jemand hier eine Ortschaft anlegen konnte. Doch macht die Stadt selbst einen keineswegs ungünstigen Eindruck in ihren Baulichkeiten. Gleich vorn an der Piazetta präsentiren sich einige hübsche Häuser. Die ganz neue Kirche mit zwei Thürmen sieht gut aus; und selbst die Straßen, welcher Ausdruck

sonst bei kleinern Städten im Norden Brasiliens euphemistisch ist, gewähren den Anblick von Handelsthätigkeit und regem Treiben.

Wollte ich aber Maruim nach der Art und Weise skizziren, wie man mich dort aufnahm, so kann ich nur an die Scene erinnern, wie es dem sich herumtreibenden Odysseus bei den Phäaken ging.

Gleich das erste Haus war das große Geschäftshaus des Herrn Schramm. Ich brauchte wirklich nur meinen Namen zu nennen, um mich im selben Augenblick in einem angenehmen Kreise freundlicher Deutscher und mit ihnen am wohlbesetzten Mittagstisch zu befinden, dessen ausgesuchte Speisen durch die Gegenwart einer liebenswürdigen jungen deutschen Hausfrau ihre vollendete Weihe und Würzung gewannen.

Nach dieser ersten freundlichen Aufnahme ging ich mit einem der anwesenden deutschen Herren, einem Herrn Winter, dem vieljährigen Associé des Schramm'schen Handlungshauses, durch die Stadt nach dem Landhause des Herrn Schramm, wo ich ihn selbst und seine erst vor wenigen Monaten mit ihm von Hamburg über Bahia gekommene Gemahlin antraf, eine Dame, deren edle Geltung und Bedeutung nicht etwa nur in Brasilien, sondern gewiß auch im Norden auffallend und ausgezeichnet ist. Nirgends ist mir darum auf meiner ganzen Reise eine freundliche Aufnahme so angenehm, so wahrhaft erquickend gewesen wie die im Hause des Herrn Schramm in Maruim. Und nun gar, wenn man aus dem Sertão von den Lästrygonen oder cactusfressenden Lotophagen des S.-Francisco kommt, bei denen alle Cultur, Sitte, Humanität in kümmerliche Viehzucht aufzugehen und vollkommen zu verschwinden droht, wo alle Lebensannehmlichkeit aufhört, ja kaum und nicht einmal kaum die nothwendigsten Lebensbedingnisse gegeben sind, wenn man von solchen kommt, und nun, wenige Meilen fern von solcher Verödung plötzlich vor

der freundlichsten, duftigsten europäischen Cultur steht, deren gleichmäßige Entwickelung sich in den Menschen, ihrem Hause, ihrer Hauseinrichtung, Sitte, Lebensgewohnheit, ja bis in Stuhl und Tisch hinein ausprägt und ausspricht, und nun auch nicht im geringsten Punkte, in der unbedeutendsten Beziehung sich widerspricht, da ist die herzliche Freude an der Aufnahme in solch ein Haus gewiß leicht erklärlich.

Ich lasse darum das einzelne aus den zwei Tagen, die ich im freundlichen Familienkreise hinter Maruim zubringen durfte, fort. Für einen deutschen Leser würde die Darstellung desselben vieles von dem enthalten, was er in dem Landhause einer deutschen Familie von der besten Erziehung schon erlebt hat, oder noch erleben würde.

Die Gegend hinter Maruim ist hübsch und einfach, ohne irgendwie großartig zu sein. Leichte Hügel mit frischem Grün, Waldgebüsche ohne große Baumformen, offene Weideplätze und Zuckerrohrpflanzungen bilden die Landschaft. Ueppig blühende Bignonienranken, Lantanen und Solanen, eine hübsche gelbe Canna, viele sensitive Mimosen u. s. w. traf ich überall auf zwei Morgenspaziergängen, die ich machte. Dazu kommen Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, Vogelspinnen und Käfer aller Art vor, wie das kleine, eben begonnene zoologische Museum der liebenswürdigen deutschen Dame hinter Maruim das mit hinreichenden Schlachtopfern bestätigen kann.

Höchst bedeutend ist die Zuckerproduction um Maruim sowie im ganzen Gebiet des Cotinguiba. Die kleine Provinz Sergipe, der man, vielleicht etwas zu großmüthig, 160000 Einwohner gibt, exportirt im Jahre 60000 Kisten mit Zucker, von denen allein auf die Cotinguibamündung 40000 Kisten kommen, die Kiste zu 50—80 Arroben (zu 32 Pfd.). Maruim spielt eine Hauptrolle in diesem Zuckerhandel. Es zieht den Zucker aus der ganzen Nachbarschaft an sich; es kommt sogar der größte Theil der Zuckerernte, die am kleinen aber wichti-

gen Fluß Japaratuba zwischen dem S.-Francisco und Cotinguiba, einem Fluß mit gefährlicher Barre, gewonnen wird, über Maruim auf den Markt, und erst ganz kürzlich ist der Versuch gemacht worden, einen Zwischenarm zwischen dem genannten Flusse und dem Cotinguiba, den Rio-Pomongo, zu einer kürzern und bequemern Handelsstraße vom Japaratuba nach Aracaju zu benutzen.

Und doch ist bei all dem rüstigen Treiben ein Rückschritt unverkennbar. Der Zuckerrohrbau wird fast ausschließlich von Sklavenhänden getrieben. Unter den Sklaven hat aber auch in Sergipe die Cholera furchtbar aufgeräumt. Man sucht freie, farbige Tagelöhner zu miethen, kann aber nicht viel mit den faulen Leuten anfangen. Man sucht sich bei Verarbeitung des Rohrs durch Maschinen zu helfen, kann aber doch nicht jede Handarbeit durch den Hebel einer Maschine ersetzen. So ist denn auch für den Zuckerbau in der Provinz Sergipe, den Lebensnerv der ganzen Provinz, alles in der nächsten Zukunft zu fürchten; und die neue Hauptstadt wird, wenn sie auch günstiger liegt als die alte, den alten Schaden der Sklaverei mit seinen hektischen Folgen doch nicht heilen können.

Schon am Sonntag Abend, den 15. Mai, mußte ich die lieben Landsleute in Maruim wieder verlassen. Auf demselben Wasserwege, den ich gekommen war, kehrte ich nach Aracaju zurück, nicht ohne von hohem Wellenschlag auf dem breiten Cotinguiba und der auslaufenden Flut unangenehm umhergeworfen zu werden. Um 11 Uhr erreichte ich die Stadt und fand schon beim Landen in halbheller Mondnacht, daß ich gar keine Ursache gehabt hatte, mich mit meiner Abreise von Maruim zu beeilen. Noch war das Dampfboot von Bahia nicht gekommen, und die Aussage einiger Leute, die am Bord der Valeria de Sinimbu mit uns gekommen waren und behauptet hatten, daß der nächstfolgende Dampfer zwei Tage später erscheinen würde, schien sich zu bestätigen.

Trotz der späten Stunde fand ich bei Herrn Urpia Einlaß und freundliche Aufnahme. Ich konnte drei volle Tage benutzen, um die neue Stadt kennen zu lernen.

Von dem vielen Guten und Neuen, was dem Ankommenden schon von fern in die Augen springt, habe ich bereits geredet. Es ist in den vier Jahren der neuen Stadtanlage schon außerordentlich viel gethan in Aracaju und fast noch ebenso viel wird gethan. Zu einem umfangreichern Präsidentenpalast und andern größern Bauten ist der Grund gelegt. Zum Bauen wird allgemein ein wenn auch weicher, doch auch ungemein leicht zu bearbeitender junger Kalk benutzt, der in großen Schieferplatten den Fluß herunterkommt und hübsche Fliesen und Trottoirbelege liefert. Gerade zum Trottoirlegen macht er sich bei seiner reinen, hellgelbweißen Färbung ganz besonders gut.

Ein sehr großer Mangel in Aracaju, ein Mangel, den selbst der gute Hafen nicht aufwiegt, ist gutes Trinkwasser, was sich auch, soweit ich sehen konnte, von keiner Seite herbeischaffen läßt. Man fängt das Regenwasser auf und besitzt einen Brunnen, eine Art Quelle im Sande hinter der Stadt, aber dennoch ist alles Wasser, was man zu trinken bekommt, sehr schlecht. Das meiste Wasser sieht goldgelb aus. Ich konnte es kaum genießen; ich muß ihm selbst einen entschiedenen Einfluß zuertheilen auf eine Reihe von Wechselfieberanfällen, die ich in Aracaju hatte und noch heftiger bekam.

Eine andere Schattenseite der Stadt ist die Hinterseite derselben. Man hat den Leuten der untern Stände, die sich nach und nach in Aracaju ansiedelten, erlaubt, sich Häuser nach ihrer Weise und wie sie schon Modelle davon vorfanden unter den mächtigen Kokospalmen aufzubauen. Da sieht man denn hinter und neben dem hübschen Stadttheil von Aracaju eine greuliche Wirthschaft von aschfarbenen, mit trocke-

nen Palmblättern bedeckten Lehmhäusern, urzuständlichen Ranchos, wie man sie im Sertão den Leuten wohl verzeiht, die man aber in einer neuangelegten Stadt, einer Provinzialhauptstadt nimmermehr dulden sollte. Dadurch verliert Aracaju wirklich alle Illusion, wenn auch die braunen Einwohner jenes grauen Stadttheils, meistens indianischen Ursprungs und selbst ganz rein indianischen Stammes, manchmal ganz gut aussehen und vortrefflich zu ihren Palmendächern und den hoch über ihnen rauschenden Kokospalmen passen. Einigemal bemerkte ich unter diesen Tapuis schöne, braune Gestalten, Männer wie Weiber. Auf ein Tapuimädchen von prachtvoller Gestalt, die wegen ihrer Schönheit besonders bekannt schien, machte mich Herr Urpia aufmerksam. Sie stand in der Thür ihres Häuschens und kämmte sich ihr Haar, wobei sie ganz wie ein Tizianisches Modell die vollen Schultern mit dem schneeweißen Hemde bedeckt zu halten sich eben keine Mühe gab, wie denn die ganze wilde Person sich ihrer übermüthigen Reize vollkommen bewußt zu sein schien.

Und solche wilde, übermüthige Frauenreize scheinen in Aracaju immer noch einige bedeutende Uebergriffe auf den zahmen Theil der Bevölkerung zu machen. Ich lernte unter diesen zahmen Einwohnern manche freundliche, sehr wohl erzogene Leute kennen, die mir aber fast alle, besonders einige zum Administrationsetat gehörende Angestellte, sehr offen klagten, daß es vorläufig noch in Aracaju kaum zum Aushalten wäre.

Das kann ich mir vollkommen gut denken. In einer kleinen, erst seit vier Jahren aus dem Sande des Meeres herauswachsenden Stadt kann sich noch keine gute Gesellschaft herausbilden, noch kein höherer Lebensgenuß, noch kein Kunstgenuß aufkommen. Jemand, der eine Stadt nur flüchtig auf einige Tage besucht, kann ja kaum über etwas, am allerwenigsten über das gesellige Leben, urtheilen. Es

schien sich mir aber solch geselliges Leben auf gar nichts zu reduciren.

Von Concerten, einem Theater, Casino u. s. w. habe ich keine Spur bemerken können. Zu kleinen Gruppen versammelt sich abends das Volk vor dem Hause des Präsidenten, wenn dort die kleine Musikbande des in Aracaju stationirten Bataillons bläst. Und ein solcher Abend hat allerdings seine Schönheit; ich lernte sie kennen, um sie nie wieder zu vergessen. Der Vollmond schwebte über den Palmen des jenseitigen Flußufers und beleuchtete scharf den breiten Hafen, die hellen Häuser der Stadt und die darüber hinausrauschenden Kokosbäume. Anmuthig schwebten die Töne der Musik in den klaren Abend hinaus, während einzelne Menschengruppen langsam auf dem Ufer hin- und herwandelten, braune und weiße Gestalten durcheinander.

Das war allerdings reizend und wirklich tief poetisch. Ob aber Geist und Gemüth auf lange Zeit und bei alltäglicher Wiederholung desselben Schauspiels befriedigt werden, wage ich nicht zu entscheiden. Am Cotinguiba und dem noch ferner liegenden Maruim mag wol tiefe Sehnsucht nach etwas Besserm als der praktischen Thätigkeit des Alltags und ein stilles Heimweh nach der Gesittung des Nordens nicht nur verzeihlich, sondern vollkommen gerechtfertigt sein als das Zeichen eines edeln Gemüths.

Am 17. Mai abends spät kam endlich das Dampfboot Cotinguiba von Bahia, und brachte mit seinen Zeitungen und Briefen aus Rio über Bahia jene volle Hochflut der Bewegung und des Nachrichtenaustausches mit, die man überall da erlebt, wo nur ein- oder zweimal im Monat ein Packetschiff mit neuen Nachrichten von der Welt überhaupt, besonders aber von der Metropole hingelangt. Am 18. Mai nahm ich vom Ufer Abschied, denn am folgenden Morgen sollte wegen der Frühflut sehr früh aufgebrochen werden.

Noch stand wirklich der Mond hell am Himmel, als unser Anker gelichtet ward. Langsam ging unser Cotinguiba der Barre zu, welche wir trotz ihrer Brandungen und Windungen ganz gut passirten. Daß ein Dampfboot, welches nur 4 — 5 Fuß Wasser verlangt, das Manöver des Ein- und Auslaufens an der Barre von Cotinguiba vollkommen gut vollzieht, kann ich schon begreifen. Wie das aber einzelnen Segelschiffen, zumal beladenen und namentlich beim Auslaufen, immer noch so gut gelingt, ist mir räthselhaft. Ebenso wie auf dem S.-Francisco ist auch auf dem Cotinguiba der Landwind morgens sehr schwach und unzuverlässig, hingegen Seewinde aus Nordost und Südost vorherrschend. Ohne einen guten, frischen Landwind kann nicht leicht ein Schiff zur Barre hinaussegeln wollen, und gar manches Fahrzeug ist schon dort zwischen den Brandungen zerscheitert, weil ihm im kritischen Moment der nöthige Wind ausging. Da ist denn allerdings das Schleppdampfschiff eine große Wohlthat und Verbesserung in der Schiffahrt vom Cotinguiba geworden, und allmählich wird die Barre den übelberüchtigten Namen, den sie besitzt, verlieren.

Unser Dampfer Cotinguiba, der sich in keiner Hinsicht mit dem eleganten Schiff Valeria de Sinimbu messen konnte, obgleich er eine recht ordentliche Fahrt machte, lief den ganzen Morgen längs einer ziemlich öden und langweiligen Küste. Um 1 Uhr erreichten wir die Mündung des S.-Francisco, dessen lehmgraues Wasser wir schon weit im Süden erkannt hatten. Ein Kanonenschuß unsers Dampfers rief den Lootsenkutter heraus und bis zu den Brandungen der Barre. Mittels seiner Flagge auf langer Stange zeigte uns der Pilot den Weg durch die Seeschwellungen, und nach einer halben Stunde lief unser Cotinguiba im ruhigsten Wasser des Flusses. Doch erreichten wir erst spät am Abend Penedo.

Schon am nächsten Mittag sollte der Cotinguiba wieder

in See und nach Maceio gehen, aber ein graues, unerfreuliches Regenwetter hinderte alle Bewegung im Löschen und Laden des Dampfschiffs, sodaß man zu seiner Expedition einen Tag hinzulegen mußte und die Abreise auf den 21. Mai in der ersten Morgenfrühe festsetzte.

Mir war, wie satt ich auch den monotonen Ort hatte, doch diesmal ein Rasttag ungemein lieb und selbst nothwendig. Infolge meiner Streifereien auf dem S.-Francisco und durch dessen Uferwüsteneien hatte ich seit einigen Nächten, zuerst im Landhause des Herrn Schramm, von 11 Uhr abends bis gegen Morgen einen zwar schmerzlosen, aber doch höchst intensiven Fieberanfall, der mir übermäßigen Schweiß hervorrief und mich bedeutend schwächte. Dazu war mir nachts mein Gehirn bei vollkommen wachem Zustande aufgeregt, sodaß ich mich manchmal aufsetzen mußte, um mich umzusehen und mich zu besinnen. Ich befand mich genau in demselben Zustande, wie ich mich am Mucuri befunden hatte. In Penedo hatte ich Zeit und Ruhe, einige kräftige Gaben Chinin zu nehmen. Schon in der folgenden Nacht blieb ich vom Fieber verschont und befand mich seitdem durchaus wohl.

Vor Tagesanbruch des 21. Mai stieg fast das ganze Haus des Herrn Pinheiro zum Ufer des Flusses hinab, um nach Maceio zu gehen. Er selbst mußte als Provinzialdeputirter an den dortigen Kammerverhandlungen theilnehmen; mein treuer Begleiter Carvalho hatte an der Praia von Jaragua Handelsgeschäfte zu besorgen, ich selbst wollte über Maceio nach Pernambuco und von dort meine Reise weiter verfolgen. Was waren aber all diese politischen, mercantilischen und wissenschaftlichen Tendenzen gegen den schönen Beruf unsers vierten Reisenden, des Herrn Aguiar! Seit wenigen Monaten war er verheirathet mit einer jungen, lebensfrischen Frau; er hatte sich wegen eines Geschäfts in Penedo zum ersten mal aus den Armen seiner feurigen Gattin losreißen müssen.

Was wunder, wenn er von uns allen am ungeduldigsten war, Penedo zu verlassen!

Schmerzlich sollte ich es noch einmal, glücklicherweise zum letzten mal, erfahren, wie schwer es am Rio-de-S.-Francisco ist, sich mobil zu machen. Kaum 50 Fuß fern vom Ufer lag das Dampfboot vor Anker; nichtsdestoweniger dauerte das Hinüberbringen unsers gemeinsamen Gepäcks und unserer eigenen Personen ungefähr anderthalb Stunden, und ich schied vom Ufer mit der festen Ueberzeugung, daß an diesem Fluß, mit diesen Menschen nie ein Fortschritt gemacht werden würde.

Wie soll es denn gemacht werden, wenn niemand sich an eine regelmäßige und zusammenhängende Arbeit begeben will? Zur Zeit der portugiesischen Zwingherrschaft war es anders. Da kamen große Sklavenladungen von Afrika, und die Peitsche schlug den Takt zur wohlgeregelten Arbeit. Jetzt ist das anders! Die Zwingherrschaft hat aufgehört; kein Sklave wird mehr importirt und die freien Faulenzer bekommen keine Prügel. Und wenn man sie nun fragt, die Hungerleider am Fluß und im Sertão, woher es ihnen so kümmerlich geht und warum sie gar nicht vorwärts kommen, so ist die Stereotypantwort: Nao temos braços, wir haben keine Arme! Jeder meint damit die Arme eines andern, am liebsten eines Sklaven, denn die eigenen Arme gibt ein freier Mann aus dem untern Volk nicht leicht her zur Feldarbeit, zumal kein weißer, freier Mann.

Zudem hat die Feldarbeit wirklich ihre Schwierigkeit. Im Sertão verdorrt alles gar zu leicht in regenloser Zeit, am Flusse wird alles gar zu leicht überschwemmt zur Zeit höherer Wasserstände. Die Fische kommen dann in die unter Wasser gesetzten Reisniederungen und fressen die jungen Pflänzchen ab. Von den Zuckerrohrpflanzungen am untern Flusse werden ganze Stücke fortgerissen; oder das Wasser steigt hoch genug, um eine ganze Ernte zu ertränken. Zu einer Ein-

deichung werthvoller Landesstrecken, wodurch man den Wasseranschwellungen Widerstand leisten könnte, die schwimmenden Feinde vom Reis abhalten, das Zuckerrohr sichern und ganz besonders eine gute Marschweide gewinnen, daran hat man am S.-Francisco noch nicht gedacht.

Und da sämmtliche Uebelstände, unter denen Ackerwirthschaft und Viehzucht am Flusse leiden und in ihrem Wohlstande rückwärts gehen, von wohlüberlegter und beharrlicher Arbeit gemindert und gehoben werden können, die Leute selbst aber nur mit Sklavenkräften sich zu solcher Arbeit entschließen würden, ohne die eigenen Arme für etwas Wesentliches dabei zu rechnen, so ist ihnen auch nicht zu rathen und zu helfen. Schlimm ist es noch dazu, daß der ganze Fluß ungesund ist, zumal in der Zeit, wo die geschwollenen Wasser sich verlaufen, wie das ja regelmäßig jedes Jahr geschieht. Da greifen Sumpffieber und jegliche Krankheit, die auf einem Malariaboden wurzelt, heftig um sich und werden ganz allgemein. Kommt auf solchen Boden noch eine von außen eingeschleppte Epidemie hinzu, wie die Cholera, das Gelbe Fieber, so findet solche ansteckende Krankheit einen höchst fruchtbaren Boden. Die Cholera hat auch am S.-Francisco schauerlich gehaust, wie ich das schon erwähnt habe; an manchen Stellen hat die Seuche den vierten Theil der ganzen Bevölkerung weggerafft. Als ich am S.-Francisco war, zog auch das Gelbe Fieber an seinen Ufern umher. Es war in Penedo, es war sogar bis Pão de Assucar vorgedrungen, wo 60—70 Menschen daran gestorben waren. Die Form war mehr adynamisch als bei Nordländern, mit passiven Blutungen und schwarzem Erbrechen verbunden, ohne so bösartig zu sein, wie das Fieber bei robusten Fremden zu sein pflegt.

Aber auch dieses leichte Eindringen von Epidemien liegt nicht allein an der Ungesundigkeit des Flusses, ja, die Ungesundigkeit des Flusses liegt nicht allein am Flusse; außer-

ordentlich vieles liegt an den Leuten selbst! Man sehe nur einmal zu, wie die Menschen aus den untern Ständen leben! Wie sie wohnen! Was sie essen! Im Raum des Lehmranchos, dessen Wände durchlöchert sind, dessen Dach den Regen durchläßt, geht wirklich alles vor sich, was im Menschenleben vorkommen kann. Auf den bloßen Erdboden wird alles ausgegossen, was flüssig ist, und vor allen Dingen unaufhörlich ausgespuckt, während mitten im Raum das Feuer brennt, dessen Kohlendunst und Rauch ununterbrochen eingeathmet wird und zum Husten reizt, abgesehen davon, daß eine normale Decarbonisation des Blutes beim Athmen nicht vor sich gehen kann. Dazu kennen die Menschen keinen Stuhl, kein ordentliches Bett, nicht die allergeringste Lebensbequemlichkeit, welche, weit entfernt, den Körper zu erschlaffen, ihn vielmehr ausruhen macht und zu neuer Arbeit stärkt. Und nun die erbärmliche Kleidung! Und endlich noch gar die Nahrung! Sie ist ja wirklich eine Zufallsnahrung, gar keine planmäßig herbeigeschaffte und für knappere Zeiten vorbereitete und provisionsmäßig aufbewahrte! Man begreift nicht, wie solche aus Faulheit, Apathie und altem Schlendrian entstehende Entbehrungen lange ertragen werden. Aber in der That werden sie nicht lange ertragen; die Menschen erschlaffen und erliegen leicht eindringenden Krankheiten.

Noch gar vieles ließe sich sagen über die Zustände am S.-Francisco. Doch würde mich alles zu weit führen. Eins aber glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu müssen als ernste Warnung, daß es niemals versucht werden darf, mit nordeuropäischen, respective deutschen Colonisten die Ufer des S.-Francisco colonisiren zu wollen.

Um 9 Uhr passirten wir — ich innerhalb weniger Tage zum dritten mal — die unruhige Barre des S.-Francisco, ohne etwas Weiteres als einige heftige Wogenschwellungen zu erleiden. Doch war die See unruhiger als sonst; unser

Cotinguiba rollte stark und wurde vom Seegang in seinem Laufe bedeutend verlangsamt. In der Ferne sahen wir den Rauch des von Maceio kommenden und von Bahia über Rio gehenden Packetbootes Tocantins aus der See aufsteigen, wodurch vielen von uns und mir selbst mit in Absendung von Correspondenzen, die wir bereits fertig hatten, um sie in Maceio gleich auf die Post zu geben, eine unangenehme Zögerung entstand, die vermieden worden wäre, wenn wir rechtzeitig von Penedo abgegangen wären, oder der Cotinguiba seinen Abgang von Bahia nicht um zwei Tage aufgeschoben hätte. Das ist noch immer, wie zahlreich auch schon Dampfschiffe die brasilianische Küste befahren, eine oft empfindliche Unannehmlichkeit, daß nicht alle Postschiffe nach einem streng regulirten Plane ineinander greifen, sondern oft und ohne Noth ihren Abgang um einen oder einige Tage aufschieben.

Und so sollten auch wir bei diesem Aufschieben bis auf den letzten Augenblick leiden. Im selben Moment, wo unser Anker vor Maceio in den Grund hinabrasselte, ging auch die Sonne unter, und die Hafenvisite hatte die Galanterie, nicht mehr zu uns an Bord zu kommen, sodaß keiner von uns an das Land kommen durfte. Das erregte einen allgemeinen Unwillen. Am ärgerlichsten war das natürlich für unsern guten Freund Aguiar. Wie mußte der eben drei Monat verheirathet, nach der ersten Trennung von der jungen Frau sich zu derselben zurücksehnen? Und nun lag er dicht vor seiner Wohnung in Jaragua vor Anker; es war noch heller Tag; er konnte sich selbst in die Fenster schauen, jeden Menschen erkennen, der auf den Balcon seines Hauses heraustrat, erblickte mehreremal die jugendliche Gefährtin, die zum Dampfboot hinüberspähte. Aber alles war umsonst; Freund Aguiar mußte, ein Tantalus eigener Art, in der nächsten Nähe seiner Rezia die Hüonsqual einer unfreundlichen schlaflosen Nacht auf der offenen Rhede von Maceio zwölf volle

Stunden tragen. Denn wirklich befreite uns die Hafenvisite von Maceio erst beim Sonnenaufgang des folgenden Morgens aus der Haft unsers Cotinguiba-Dampfers.

Mich aber brachte sie in eine andere Haft. Der Baron von Atalaia war in der Stadt und ersah aus der Passagierliste auch meinen Namen. Kaum hatten wir Zeit gehabt, unsere Sachen und Personen in Boote zu packen und an das Ufer von Jaragua, der Unterstadt, an das Land zu bringen, als der Baron kam und mich im Wagen als Gefangenen davonführte, um mich bei sich in seinem großen Stadthause einzuquartieren. Hier wohnte sein Neffe, ein junger, wackerer Arzt, der vor wenigen Monaten sich mit des Barons ältester Tochter, Donna Adelaide, verheirathet hatte. Inmitten einer so lieben Familie wurde mir meine Gefangenschaft bis zum Abgang des nächsten Dampfboots nach Pernambuco ganz erträglich gemacht, wenn auch mehr als einmal der alte joviale Baron meine Versuche, mir so manche Freundlichkeit nicht gefallen zu lassen, mit einem imperiösen a ordem! zu Boden schlug.

Schon am nächsten Tage ward ein Ritt veranstaltet nach einem Landgute des Barons, auf welchem die Baronin sich aufhielt. Die jüngere, unverheirathete Tochter des Barons, die mit dem Vater zum Besuch der Schwester nach Maceio gekommen war, begleitete uns. Längs der Lagoa führte uns unser Weg nach jenem Ort Bebedouro, von dessen Höhe wir die herrlichste Aussicht genossen über Land und Meer, und ein dann unmittelbar folgender Tabuleiro noch einmal mir die volle Eigenthümlichkeit dieser Hochflächen vergegenwärtigte. Hier überraschte uns, denn wir waren etwas stark gegen Abend aufgebrochen, das vollständige Dunkel der Nacht. Als wir nun am Ende des Tabuleiro einen Hohlweg durch den Wald hinabzureiten hatten zum Gute des Barons, welches das Engenho do Pinto

genannt wird, umgab uns eine so vollkommene Dunkelheit, daß wir im eigentlichsten Sinn des Worts nicht unsere eigene Hand vor Augen sehen konnten. Glücklicherweise war unsere jugendliche, eben funfzehnjährige Begleiterin eine so muthige und so unerschrockene Reiterin, daß sie mit ungemeiner Gewandtheit den Zug anführte und uns zuletzt alle, jeden für sich selbst sorgend, geschickt aus dem Walde herausleitete. Wohlbehalten kamen wir im Engenho do Pinto an.

Bei meinem ersten Besuche in der Familie auf dem Engenho da Lama hatte ich der Baronin, welche leidend war, einige ärztliche Rathschläge geben können. Zu unser aller Freude fand ich sie jetzt bedeutend besser. Ich verlebte einen freundlichen Abend, welcher mich einmal wieder fest davon überzeugte, wie es auch in brasilianischen Familien ein inniges, wahrhaft herzliches Familienleben gäbe. Wirklich rührend war das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter. Aber welche Mutter hätte solche Tochter nicht lieb, welche Tochter nicht solche Mutter? Durch die schwesterliche Sorgfalt einer jungen deutschen Erzieherin hatte diese jüngere Tochter des Barons von Atalaia die entschiedensten Grundlinien eines deutschen Mädchencharakters angenommen. Sie sprach recht hübsch deutsch, kannte deutsche Literatur und liebte besonders, obwol Katholikin, deutsche protestantische Kanzelberedsamkeit. Sollte es dem Pastor Hofacker nicht Freude gemacht haben, zu wissen, daß seine Predigten hinter den Tabuleiros von Maceio von einer jungen Brasilianerin mit großer Andacht gelesen werden, und daß sie das Neue Testament in deutscher Uebersetzung nicht nur in den Händen, sondern auch im Kopf und Herzen trägt? Für mich hatte das ganze Thun und Treiben des lieben unbefangenen Kindes wirklich etwas Rührendes an sich.

Das Gut selbst lag in stiller, grüner Einsamkeit. Weideplätze in der Tiefe, Laubwald und schöner Palmenwuchs an den Höhen, ein rauschender Fluß als unmittelbare Grenze

des Gartens, in welchem mächtige Bambusen emporragen und sich über dem Wasser rauschend wiegen, ein abgelegener Tummelplatz für Libellen und Schwalben und köstlicher Badeort, wenn die Sonne eben untergegangen ist, — das ungefähr gibt den Charakter des Engenho do Pinto an, wo ich einen erquicklichen Morgen zubrachte mit lieben Menschen, deren Andenken mir stets lieb sein wird. Am selben Nachmittag ritt ich mit dem Baron auf dem nämlichen Wege und in raschem Trabe die 5 Leguas zur Stadt zurück.

Dort beschäftigte ich mich in den nächsten Tagen mit Aufnotirungen und mancher ärztlichen Thätigkeit. Täglich trieb es mich aber auch hinaus ins Freie, zunächst und am meisten nach der Höhe des Leuchtthurms, von wo die Aussicht mir immer lieber ward und wirklich ihresgleichen sucht. Im nahen Gebüsch erfreuten mich vielfach Myrten, Melastomen und andere schon genannte Formen, auch eine kleine, blaue Iridee, fast ohne Blütenstiel aus dem Boden wachsend. Unten auf der offenen Bucht aber schäumten die Rollwellen immer höher empor beim zunehmenden Winterwetter, wie man die kühlere Jahreszeit daselbst nennt; und die 12 Schiffe, welche dort vor Anker lagen, wogten immer stärker auf und ab an ihren Ankerketten, und gewährten mir keine angenehme Aussicht auf meine Einschiffung bei Ankunft des nächsten Dampfpacketbootes.

Wer sich für Botanik interessirend nach Maceio kommt, vergesse nicht, im sandigen Bruchland dem neuen Kirchhof gegenüber ein zwar bekanntes, aber doch recht bemerkenswerthes Palmencuriosum aufzusuchen, die Palme Desmoncus, eine mit Stacheln versehene Cocoine. Wer sie aber an einem gerade stehenden Palmenstamm mit regelmäßigem Wedel erkennen zu können meint, möchte vergebens nach ihr suchen. Vielmehr ist der Desmoncus eine dünne, nach Art der asiatischen Rotangs weit durch die Büsche hindurchkriechende Pflanze, an deren langem Stiel in weiten Zwischenräumen einzelne

gefiederte Blätter hervorkommen. Diese haben das Eigenthümliche, daß ihre Mittelrippe sich in einen langen, peitschenförmigen, am Ende mit einem pfeilartigen Widerhaken versehenen Fortsatz ausdehnt, mit welchem die Pflanze sich in den Gebüschen festhakt und darum wol mit Recht Desmoncus genannt wird.

Maceio führt vorzugsweise Baumwolle und Zucker aus, beide in Säcken, worunter bei ersterer sehr lange, genähte Ballen von 4 — 5 Arroben zu verstehen sind. Von solchen Baumwollsäcken werden im Jahre etwa 24000 Stück ausgeführt. Die Zahl der Zuckersäcke, jeder etwa zu 5 Arroben gerechnet, beläuft sich bis auf 150000 Stück.

Wenn diese Ausfuhr für die Provinz Alagoas auch nicht unbedeutend erscheint, so könnte sie sich doch immermehr ausdehnen. Leider aber ist auch hier ein Rückschritt eingetreten wegen Mangel an Sklavenhänden.

Am 29. Mai nachmittags kam denn endlich der Dampfer Oyapock, derselbe, der mich von Pernambuco nach Maceio gebracht hatte, von Rio-de-Janeiro über Bahia auf die Rhede von Maceio. Da er sich in seiner Fahrt schon um einen Tag verspätet hatte, so gab man ihm nur einige Stunden Zeit, um Briefe und Passagiere abzugeben und wieder an Bord zu nehmen.

Da packte ich denn auch meine Sachen zusammen und ging nach Jaragua hinunter, begleitet vom wackern Baron von Atalaia, der mich durchaus an Bord bringen wollte.

Aber die Fahrt bis zum Dampfboot sah bedenklich aus. Die See rollte in langen Wellen über die offene Rhede an das Ufer; und wenn auch der Hafenkapitän mir seinen großen Lootsenkutter auf das allerzuvorkommendste zu Gebote stellte, so war ich noch immer nicht am Bord des Dampfschiffes. Dazu kam noch mein treuer Reisegefährte Frey Caetano mit allen seinen Heiligen an. Acht schwere Koffer hatte er ein-

zupacken in denselben Lootsenkutter, welcher unten an der langen Treppe des Zollhauses auf- und abflog. Doch ging alles gut; selbst der gute dicke Geistliche kam wohlbehalten in das Boot. Herzlich umarmte ich meinen guten Baron, sprang in das Fahrzeug und wir gingen in See.

Noch schlimmer als das Abfahren war im Halbdunkel des hereinbrechenden Abends das Erklimmen des Dampfboots. Das große, schmale Fahrzeug lag der Länge nach im Seegang und rollte so arg, daß man sich ihm nur mit großer Vorsicht nahen durfte. Im wilden Tumult des Hinaufklimmens kamen mir auch einige Sachen fort; doch gelangten wir wohlbehalten an Bord.

Unter den auf dem Verdeck hin- und hertaumelnden Passagieren machte ich trotz des Dunkels bald den Dr. Capanema ausfindig, den in Wien erzogenen Sohn meines alten verstorbenen Freundes, Professor Schüch, eines echten Biedermannes, der mit der verstorbenen Kaiserin Leopoldine nach Brasilien gekommen war als ihr Bibliothekar und Custos des hübschen Naturaliencabinets, was sich noch im Palast von S.-Christovão befindet. Während der Name des alten, echt deutschgesinnten Gelehrten fortlebt in einer Vocchysie Schüchia, bedient sich der Sohn lieber eines brasilianischen Namens, ich glaube von seinem Geburtsort hergenommen. Er war Mitglied einer großen wissenschaftlichen, rein brasilianischen Commission, von deren Arbeiten, wenn man nach den ihr zu Gebote stehenden Mitteln urtheilen kann, man in den nächsten Jahren so großartige Resultate erwarten darf, wie kaum von einer andern. Die einzelnen Mitglieder versammelten sich gerade damals in Ceara. Dr. Capanema kam von Rio, um sich ihnen anzuschließen.

Wir gingen, etwas reichlich vom Seegang geworfen, in die Weite hinaus, und verloren bald das Leuchtfeuer von Maceio aus den Augen.

Am Abend spät hatte ich noch ein göttliches Abenteuer, was mir einmal recht klar vor Augen stellte, daß an einer brasilianischen Küste, wenn auch das Dampfschiff europäische Formen und Normen hat, damit doch nicht alles europäisch ist.

Das Boot war mit Passagieren überfüllt. Um 10 Uhr ließ ich mich von einem der Aufwärter in die Cabine führen, um mein Bett in Besitz zu nehmen. Ein lebhaftes Flötenspiel schallte mir entgegen. Ich öffnete die Thür des kleinen Cabinets und hatte einen widerlichen Anblick folgendergestalt:

Auf dem Sofa lag ohne Hemd, nur mit einer Unterhose bekleidet, ein dicker, weißer Brasilianer lang ausgestreckt. Ihm gegenüber im untern der beiden Betten lag ein wohlbeleibter, dunkler Mulatte vollkommen nackt auf dem Rücken, als ob er bei den Botocuden am Mucuri aufgewachsen wäre, und blies die Flöte, — alles in der hellsten Beleuchtung. Mich frappirte diese maßlose Schamlosigkeit in solchem Grade, daß ich starr stehen blieb, dann aber, als beide nicht die geringste Miene machten, dieser Position Einhalt zu thun, in einige bittere Worte gegen den Mulatten ausbrach, der ebenso frech in seinen Reden wie schamlos in seinem Daliegen war und, nachdem er so ein anständiges Ohr und Auge auf das tiefste beleidigt hatte, auch noch meine Nase auf das schauderhafteste mit jenem unleidlichen Geruch afficirte, der schmuzigen Mulatten und Negern eigen ist, des boshaften Catull's

— — — mala fabula, qua tibi fertur
Valle sub alarum trux habitasse caper!

Wenn das auf dem englischen Dampfboot gewesen wäre, ich glaube, man hätte, wenn ich den Commandanten gerufen, den Mulatten zu den Matrosen oder in den Kielraum gesteckt. Am folgenden Morgen, nachdem ich die Nacht in dem großen, luftigen Kajütensaal, freilich in unbequemer Lage, hin-

gebracht hatte, erzählte ich die Geschichte und erfuhr nun, daß der Mulatte — ein Doctor juris utriusque wäre und Municipalrichter von Vigia in der Provinz Pará! Wirklich kam er mir erst in Pará aus den Augen und aus der Nase.

Wundervoll im ersten Morgenglänzen sahen wir am 30. Mai Pernambuco aus der Flut aufsteigen. In ziemlich heftigem Wogendrang kamen wir bis zur Tartaruga vor dem Leuchtthurm. Eine mächtige graue Wasserflut quoll uns dort entgegen, ein auffallendes Phänomen, dessen Bedeutung uns erst klar wurde, als die Hafenvisite kam und uns meldete, daß die ganze Landschaft von Pernambuco unter Wasser stände.

Gewiß ist die Regenmasse, die im April und Mai besonders im nördlichen Brasilien gefallen war, eine sehr bemerkenswerthe gewesen. Die Küsten von Rio nach Süden und Norden wurden in der Mitte des April von unerhört starken Regenstürmen gegeiselt. Schon als ich Pernambuco verließ, um nach Maceio zu gehen, goß es in Strömen vom Himmel. Den Rio-de-S.-Francisco fand ich in starkem Steigen und hohem Wasserstand. In den Tagen meines Rittes durch den Sertão bekam ich einen Schlagregen nach dem andern. Als ich nun nach Pernambuco zurückkam, glich die Umgegend einem Landsee. Auch am Amazonenstrom war Aehnliches vorgekommen. Eine furchtbare Höhe hatte dort das ungeheuere Gewässer gewonnen.

Wir kamen an das Land. Blutige Kriegsnachrichten waren soeben aus Europa gekommen. Und doch nahmen sie im ersten Augenblick nicht im mindesten meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein größeres Moment war vorgekommen.

Alexander von Humboldt war gestorben. Die Nachricht war größer als der Zwist der Kaiser und der Hader der Völker.

Im April 1858 war ich beim alten Bonpland in Corrientes. Siebzehn Tage darauf starb er, am 4. Mai. Als ich am ersten Jahrestage seines Todes im Sertão des S.-Francisco den Wasserdampf der Katarakten von Paulo Alfonso aufsteigen

sah, gedachte ich des schlichten bescheidenen Mannes, gedachte seiner und seines großen Bundesgenossen, Humboldt's, vielfach in den folgenden Tagen. Das freilich ahnte ich nicht, daß zur selben Stunde Humboldt in Berlin mit dem Tode ränge, daß er stürbe.

Der alte Bonpland hat Alexander von Humboldt gerufen am ersten Jahrestage des 4. Mai, und Humboldt vernahm den Ruf; so innig verwebt waren beider Naturen. Nur gebrauchte der Stärkere von beiden einige Stunden Zeit mehr, um sich loszutrennen vom Erdenstaub. Er verschied ein Jahr und 48 Stunden nach seinem alten Freund, beide mir ein paar unvergeßliche Figuren.

Alle Forscher, die auf dem Felde der Naturuntersuchung nach etwas Großem und Edelm ringen, mögen wol wünschen, einen „Kosmos" geschrieben zu haben. Und doch gibt es noch etwas Schöneres für den, der selbst in der offenen, weiten Natur einzelnen ihrer Klänge lauschen durfte, ein wunderbares Doppelbild, das Bild von Steppen und Wüsten, und das von engerm Rahmen umfaßte Orinocobild von Atures und Maypures. Das ist eine edle Naturmusik, wie keine zweite von Menschenhand componirt worden ist. Sie bildet Humboldt's schönstes Denkmal, nicht sein größtes.

Und so ist mir denn auch seine persönliche Erscheinung am lebhaftesten gegenwärtig aus dem Moment, wo er mir eben einen Brief an seinen „lieben Freund", den edeln Haidinger in Wien, gegeben hatte, um meine Novara-Angelegenheit einzuleiten. Das Bild der vollsten Milde, Bescheidenheit und Herzensgüte stand er da und gab mir beim Scheiden die Hand mit den Worten: „Nun gehen Sie nach Wien; und wenn Sie dort irgendwelche Persönlichkeit treffen, die auf die Angelegenheit Einfluß hat, so schreiben Sie es mir sogleich. Alles, was ein alter Gelehrter für Sie thun kann, wird er ganz bestimmt thun." Und er hielt Wort.

Ja, er war ein lieber alter Gelehrter, Alexander von Humboldt, und dabei groß wie kein anderer. Auch von ihm mag, wie Gewaltiges auch sonst noch über ihn zu sagen ist, der große englische Barde in einfacher, edler Weise gesungen haben:

His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that Nature might stand up,
And say to all the world: This was a man!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

XII

Reise durch Nord-Brasilien.

Zweiter Theil.

Reise durch Nord-Brasilien

im Jahre 1859.

Von

Dr. Robert Avé-Lallemant.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

Inhalt.

Am Amazonenstrom.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Am Amazonenstrom.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von Pernambuco. — Die Küste von dort bis Pará. — Parahyba do Norte. — Rio-Grande do Norte. — Ceara. — Maranhão. — Das Leuchtfeuer von Salinas.

Kaum einige Stunden bedurfte ich in Pernambuco, um einzelne Angelegenheiten, meine weitere Reise betreffend, anzuordnen, in der Hoffnung, daß ich am Ende derselben noch einmal mehrere Tage dort verweilen würde.

Am 31. Mai, nachmittags 5 Uhr, sollte der Oyapock, mit dem ich von Maceio nach Pernambuco zurückgekehrt war, seine fernere Reise nach Pará über die Nordhäfen fortsetzen, und ich machte mich bereit, wieder an Bord zu gehen.

Das gab aber einige Schwierigkeiten. Die volle Springflut eines Wintermonats mit bedeutendem Ostwind trieb gewaltige Wogen gegen das Recife des Hafens an. Haushoch spritzte der weiße Schaum am Felsendamm in die Höhe, und ungehindert rollten die höhern Wellen darüber hin in den Hafen hinein. Das verursachte allerlei Anstoß im Hafen. Auch der Oyapock hatte einige Schwierigkeit gehabt. Ihm war selbst ein Ballastboot mit Kohlen untergegangen, da er sehr dicht beim Leuchtthurm liegen geblieben war. Viel tran-

riger war ein anderes Unglück. Der Kapitän eines der außerhalb des Hafens im offenen Meere auf dem sogenannten Lameirão ankernden Schiffe wollte an Bord gehen, schlug beim Verlassen des Hafens um und ertrank mit zwei Matrosen und einem Passagier.

So kamen denn die Passagiere des Oyapock, wie dicht er auch am Ufer lag, nicht ohne einige Noth an Bord. Der heftige Wellenschlag und besonders die bedeutende Strömung des die Umgegend von Pernambuco überschwemmenden Regenwassers gefährdete und hinderte die heranrudernden Boote; und wirklich hatte auch mein Bootsmann beim Anlegen an den Oyapock die Gefälligkeit, mir einen Mantelsack mit Wäsche in das Wasser zu werfen, den er jedoch wieder auffischte.

Nach 5 Uhr war unsere Reisegesellschaft mit mehr oder minder bedeutender Havarie an Bord gekommen, und der prächtige Dampfer machte sich los. So heftig aber war die Strömung in die See hinaus, daß sich das lange Fahrzeug nicht umwenden konnte, sondern rückwärts bis nördlich vom Leuchtthurm trieb und dann, keine 20 Fuß von der berüchtigten Klippe Tartaruga entfernt, geradeaus das Weite suchte. Mächtig bäumte sich das Dampfroß der Meere — denn so erschien mir wirklich in dem Augenblick unser Schiff — auf gegen die Wellen. Mit einiger Mühe ging unser Lootse vom Bord, und bald lagen die Brandungen, das malerisch schöne Pernambuco und Olinde, einst die Königin jener Gewässer, jetzt ein Name ohne Bedeutung, weit hinter uns, und nur ein noch weit in den Abend und in die Ferne hinausblinkendes Drehfeuer erinnerte uns daran, daß wir einen bedeutenden Hafen verlassen hatten.

Von Pernambuco nördlich beginnt ein neuer Abschnitt des brasilianischen Kaiserreichs. Pernambuco und Olinde bilden den östlichsten Punkt des südamerikanischen Continents,

den Punkt, in welchem der Südwesten am weitesten nach dem Nordosten, nach Europa und dessen Segensspendungen die Hand ausstreckt. Aber ganz verschieden sind diese Segensspendungen nach Norden und Süden von diesem merkwürdigen Promontorium ausgegangen. Von jeher suchte Europa den kühlern Süden der weiten Küste und baute schnell ein Culturmonument nach dem andern auf von Olinde bis zu den Gestaden des Rio-de-la-Plata, jene Monumente, deren hohen Werth, deren gewissenhafte Pflege die dort wohnenden und in einer von Europa politisch unabhängigen Lage und Verfassung lebenden Völkerstämme noch immer nicht sorgsam anerkennen und weiter entwickeln wollen.

Wenn aber dennoch von Olinde nach dem Süden zu ein unverkennbarer Europäismus vorherrscht und wenigstens dem offenen Bekenntniß nach ausgesprochen wird, ist die Entwickelung von Pernambuco nach Norden und Nordwesten hin eine ziemlich verschiedene geworden und geblieben. Der heißere, ungesundere Nordwesten hielt, wie anziehend und gewinnversprechend auch die dortigen Districte waren, dennoch die europäischen Normannen der damaligen Zeit, Spanier, Portugiesen und Holländer, fern, und kaum zeigte sich in einzelnen Punkten irgendeine kräftige Entwickelung nach nordischen Normen.

Man hätte nun erwarten sollen, daß das von Europa ausgehende und längs der Südküste sich entwickelnde Leben rückwirkend auf den Norden von Brasilien, auf die vom Cap Roque nordwestlich liegenden Districte bedeutenden Einfluß gehabt hätte. Manchen Einfluß allerdings, sehr bedeutenden aber eigentlich nicht!

Bevor die Kraft des Dampfes Strömungen und Gegenwinden auf weiten Meeren Trotz bot, litt jener Norden Brasiliens unter einem höchst eigenthümlichen Verhältniß der physischen Geographie, dessen nachtheiliger Einfluß zwar nicht

gehoben werden kann, aber dennoch durch regen Dampfschiffsverkehr vermindert worden ist' und immermehr vermindert werden wird.

Die gewaltige oceanische Masse, die sich im Meerbusen von Guinea durch den Zusammenfluß dortiger vom Süden und Norden kommender Strömungen anhäuft, folgt nicht mit gleicher Schnelligkeit dem Aequatorialumschwung der Erde, sondern wälzt sich in voller Menge nach Westen. Hier wird sie von den ersten Vorposten des südamerikanischen Continents, dem Paulsfelsen, der Insel Fernando de Noronha und den flachen Klippen der Roccas gespalten und einestheils zu einer Nordwestrichtung gezwungen, andererseits nach Südwesten und Süden abgelenkt; erstere ist die heftigere, gleichmäßigere, letztere die weniger starke und selbst manchen Modificationen unterworfene Strömung.

Die Strömung von Pernambuco nach dem Süden variirt je nach Lokalitätsverhältnissen und Witterungszuständen zwischen 46 bis 24 englischen Meilen in 24 Stunden. Das war gerade das Verhältniß, was auf den verschiedenen Schiffen, mit denen ich in jenen Gewässern gefahren bin, beobachtet ward. Reisen mit Segelschiffen, selbst mit guten, von Rio nordwärts längs der Küste können, wenn nicht ausgezeichnete Windverhältnisse vorherrschen, deswegen recht lange dauern. Denselben Weg, den ich im April 1859 mit dem trefflichen Dampfschiff Cruzeiro do Sul von Rio nach Bahia in 69 Stunden machte, habe ich im Januar und Februar 1855 auf dem guten Segler Galathée, einer französischen Corvette, in 18 Tagen zurückgelegt. Wir verloren nördlich von den Abrolhos in 24 Stunden 44 englische Meilen durch die Nordsüdströmung. Und doch hatten wir nicht gerade Windstillen, wenn auch eben keine günstigen Winde.

In den sogenannten Wintermonaten des Südens, wo auch der Südostpassat weiter nach dem Norden greift, wird

— so sagen die längs der Küste segelnden Schiffer — diese Strömung rückläufig, denn der Wind drücke die Wassermassen nach dem Norden. Und allerdings scheint das richtig zu sein, daß die große Spaltung der ostwestlichen atlantischen Aequatorialströmung viel weiter südlich vor sich geht, als ich oben angegeben habe. Fast möchte man sagen, die Sonne zöge, je nachdem sie mehr nördlich oder südlich stände, das ganze Verhältniß der intertropicalen atlantischen Winde und Strömungen nach sich. Im südlichen Winter greifen die Südostpassate weiter nach dem Norden und über den Aequator hinaus als im Sommer. Und so strömt auch schon tiefer aus dem Südosten das oceanische Wasser von Afrika nach Südamerika hinüber, wird schon südlich von Pernambuco, ja bedingungsweise wol selbst südlich von Bahia, aufgefangen und in großer Menge nördlich, ja selbst nordöstlich geleitet, um dann nordwestlich abzufließen. So entsteht allerdings eine modificirte, von Bahia nach Norden strebende Rückströmung, welche jedoch gewiß nur sehr relativ von den Südwinden abhängig ist, wohl aber, wie es mir scheint, mit dem Vorherrschen jener Südwinde aus einer Quelle fließt, aus großen solarischen Anziehungen nach dem Norden hinwärts, ebenso wie sich das ganze Verhältniß im Südsommer bedeutend nach dem Süden hinzieht. Reichlicher strömt dann Luft und Meer gen Süden.

Bedeutender und regelmäßiger als jene Strömung ist nun die vom Cap Roque nach Nordwesten eilende. Sie ist nur unter guten, günstigen Bedingungen mit Segelschiffen zu besiegen, sodaß von jeher die dortigen Küsten wenig aufgesucht wurden und erst neuerdings durch eine regelmäßige Dampfschiffahrt in genauern Verkehr mit den europäisirten Küsten von Brasilien gezogen sind, erst neuerdings auf das engste mit ihnen zusammenhängen.

So glaube ich recht zu haben, wenn ich sagte, daß mit

dem Verlassen vom Hafen von Pernambuco für uns ein neuer Abschnitt des brasilianischen Küstengebiets beginnt, als dessen Grenzmarke in der Regel das Cap Roque genannt wird, ein Grenzstein, zu dem ich viel eher das Recife von Pernambuco auswählen möchte, oder das auch historisch so classische Olinde.

Mit halber Kraft lief unser Oyapock die Nacht hindurch. Unter trübem Nebelregen graute der 1. Juni hervor aus Wolken und Meer, als wir uns an einer Flußmündung zwischen ganz flachen Ufern befanden, an deren Südseite ein kleines, gut angebrachtes, aber schlecht erhaltenes Fort liegt, etwa 24 deutsche Meilen von Pernambuco nördlich zu Westen. Es war die Mündung des Rio-do-Parahyba do Norte, eines unbedeutenden Flusses, der einer kleinen Provinz den Namen gegeben hat — do Norte genannt, um den Fluß von dem gleichnamigen südlichen zu unterscheiden, der nördlich vom Cap Frio sich ins Meer ergießt.

In westlicher und südwestlicher Richtung fuhr der Oyapock den Fluß hinauf zwischen Jungleufern, welche kaum hier und da einen festen Punkt mit einer kleinen Anpflanzung zeigen. Alles ist Mangle, Salzwasser und enge Flußverbindungen untereinander. So ging der Oyapock 3 Leguas, und warf mitten auf dem salzigen Fluß, der bis hierher und noch weiter hinauf als eine Meeresbucht angesehen werden muß, seinen Anker, während die Flut ablief und bald graue, ekelhaft stinkende Schlammflächen bis in die Nähe des Dampfers bloßlegte. Von der Stadt Parahyba do Norte war absolut nichts zu sehen; ja kein Haus, kein Anbau war zu erkennen zwischen dem dichten Junglegebüsch, in welchem nur Tausende von Taschenkrebsen umherliefen. Einige Canots kamen aus einzelnen Armen des Flusses zu unserm Dampfboot herangerudert. Aber ein arger Regen, der nur auf Minuten nachließ, hinderte allgemein an der Fahrt nach der eine halbe

Legua vom Schiffe entfernt hinter den Büschen liegenden Stadt, und das um so mehr, da der Oyapock schon nach wenigen Stunden seine Reise fortsetzen sollte, um mit guten Flutverhältnissen wieder die offene See erreichen zu können.

Noch hatte ich keine Provinzialhauptstadt mit so insipider Umgegend gesehen; sowol vom Bord aus wie am Bord selbst kam mir immer lebhafter die Ueberzeugung, daß Europa von hier etwas ferner läge. Unsere Reisegesellschaft war nicht eben sehr erbaulich, und eine unverkennbare Ungeschliffenheit lag auf den meisten der Mitreisenden. So brachten wir einen abgeschmackten Tag, wie ich noch keinen auf meiner Reise erlebt hatte, zwischen den Jungleufern und Morästen von Parahyba do Norte zu, und am meisten tröstete und freute mich das, daß unser Aufenthalt dort nur momentan war.

Wirklich fuhren wir schon um 5 Uhr von unserm urzuständlichen Ankerplatz fort. Das Wetter war viel besser und selbst klar geworden. Hinter den grünen Manglegebüschen sahen wir die Stadt Parahyba do Norte auf einem Hügel hervorragen, die mit einigen Kirchen und hübschen Gebäuden eine gute Wirkung hervorbrachte. Dann gingen wir den stillen Fluß hinunter, auf welchem wir einige Schiffe ankernd antrafen, und näherten uns so seiner Mündung.

Tief in dichtem Palmenhain versteckt, recht eigentlich ein indisches Idyll, liegt unmittelbar vor der Festung der Ort Cabedello mit einer kleinen, ärmlichen Kirche; eine Menge Volks, namentlich Wäscherinnen und halbnackte Kinder liefen mit den Taschenkrebsen um die Wette am Ufer umher. Mit einem riesigen Baume, der den Habitus eines wilden Feigenbaums an sich trägt, endigt das hübsche, umschattete Tropenbild, was wirklich an liebliche Schilderungen aus Paul und Virginie erinnert.

Das Fort selbst ist eingefallen, ein rechtes Jammerbild,

dessen ehemalige Bedeutung und Stärke unverkennbar ist. Dann ging es auf die stille See hinaus; denn in jenen Gegenden scheint alles still und friedlich zu sein. Bei der dort ankernden rothen Tonne an der eigentlichen Barre des Flusses gingen wir im Nordostcours und mit halber Kraft seewärts, um erst am nächsten Morgen das nahe Porto do Natal, die Hauptstadt der Provinz Rio-Grande do Norte zu erreichen. Schon um 9 Uhr abends sahen wir ein festes, klares Licht westlich; doch liefen wir die ganze Nacht nördlich; und als am 2. Juni der Tag graute, waren wir dicht beim Cap S.-Roque. Wir kehrten demnach wieder um und durchschnitten eine hellgrüne See, welche westlich von monotoner Sandküste begrenzt war. Um halb 8 Uhr kamen wir zur Barre des Rio-Grande do Norte. Ein kaum aus dem Wasser herausragendes Recife schützt hier das Ufer vor den Wellen des Oceans und gewährt Schiffen von mittlerm Kaliber eine freie Einfahrt. Auf dem Riff selbst liegt das Fort der Heiligen drei Könige, klein, aber in gutem Zustande. Hinter wüsten Sanddünen ragte die kleine Stadt hervor unter einigen schlanken Palmen und von hübschem Ansehen aus der Ferne.

Einlaufen konnte der Oyapock nicht. Ein Boot trug die Post ans Land und hatte Mühe den stark auslaufenden Fluß hinaufzukommen, dessen Hauptmündung durch ein zweites, dem Ufer näheres Riff ziemlich enge wird. Unser Dampfer aber schwankte einsam hin und her, in der Flut bedeutend nördlich treibend, bis ihm eine Gesellschaft kam. Der Dampfer Parana zeigte sich im Norden und gelangte bald bis zu uns herab; schnaubend spielten die beiden Schiffe umeinander herum.

Ein Kanonenschuß und bald ein zweiter suchte unser Boot wieder herauszurufen zur Abreise, allein lange vergeblich, bis es denn endlich um Mittag aus dem Riff hervor-

kam, sodaß wir uns wieder in Bewegung setzen konnten, nachdem wir noch dicht unter dem Spiegel des Parana durchgegangen waren, um ihm Depeschen nach Rio mitzugeben. Beim Herablassen und Bemannen des Boots, welches diese Depeschen trug, fiel ein Matrose ins Wasser, ward aber augenblicklich wieder hervorgezogen, und wir gingen unsern Marsch Nord zu West weiter.

Eigenthümlich hellgrün, ja fast milchfarben war das Meer, soweit man sehen konnte, und kaum in einzelnen größern Partien bewegt. Dicht bei einer kreuzenden Brigg zogen wir vorbei und längs einer öden Küste von Sandhügeln, deren unbedeutende Vegetation fast an Afrika erinnerte. An einzelnen Stellen ist der Sand von einer rothen Lehmwand wie von einem Bollwerk getragen; selten zeigt sich ein kleines Palmetum von Kokos und läßt auf eine kleine Ansiedelung schließen. Hier zeigte mir der Kapitän einen etwas höhern Punkt, oben mit dichterm Gebüsch bedeckt, unten mit einem Sandhügel weiter ins Meer hinausragend, das eigentliche Cap Roque, ganz unscheinbar, ja unkenntlich; denn die Küste streicht noch in derselben Richtung, Form und Verfassung wie vorher nach Norden fort, immer das öde Sanddünenbild wiederholend. Hinter einer besonders öden Sandspitze findet sich eine kleine Bucht mit wunderhübschem Kokoswald, unter diesem ein einsames Städtchen Toiros oder Touros mit schneeweißer Kirche, die man weit hinaus im Meere erblickt. Dann lief der Oyapock nach Nordnordwest, und die plötzlich nach Westen abfallende Küste entschwand unsern Augen. Eine ruhige Fahrt durch die laue Nacht folgte. Die gleichmäßige Meeresströmung nach Nordwesten begünstigte unsern Lauf.

Kein Land war in Sicht, als der 3. Juni heraufstagte. Der Dampfer lief Westnordwest auf ruhiger, blauer See, welche von einem frischen Südwestwind leise bewegt war.

Dieser Südwestwind um Cap Roque herum ist ein höchst

bemerkenswerthes Phänomen. Während auf offener See die Passatwinde aus Nordost und Südost je nach Zeit und Umständen sich um die Meeresherrschaft streiten und den Schiffen, die in ungeschickter Weise den Aequator über 30 Grad westlich von Greenwich schnitten und dann noch von der Meeresströmung gegen Nordwest getrieben wurden, es fast unmöglich zu machen drohen, auf kurzem Wege das Cap Roque zu umsegeln, kommt diesen Schiffen, wenn sie vor den Augen der Kritik mit ihrem Logbuch etwas ins Gedränge gerathen, manchmal im schlimmsten Moment ein dienstfertiger Südwestwind zu Hülfe, und es gelingt ihnen dann wol, in kurzer Zeit so viel Länge östlich zu segeln, daß sie noch geschickt zwischen den Roccas und Fernando de Noronha hindurchschlüpfen und den Süden gewinnen können. In seinen Segelinstructionen macht Maury, der unverwüstliche Amerikaner, auf diese Windesverfassung dicht an der Küste aufmerksam und zwar mit vollem Recht. Doch sollten Schiffe, die vom Nordosten konkmen und in passender Länge den Aequator schneiden können, es nie auf diese Nothhülfe in kritischem Moment ankommen lassen, zumal in den Sommermonaten des Nordens nicht, wo die Strömung nach Nordwest und der Südostpassat weiter nach Norden greifen, als das in den Wintermonaten der nördlichen Hemisphäre der Fall zu sein pflegt.

Um 7 Uhr morgens tauchte wieder Land auf, die Spitze von Matacri oder Cascavel, nordwestlich vom Hafen Aracaty, an welche sich wieder ein gelbes Sandufer anlehnt. Auf einem kleinen Vorsprunge steht hier ein niedriger Leuchtthurm, welcher das südöstliche Ende des als Bucht kaum anzuerkennenden Ufers oder Hafens von Ceara kennzeichnet. Um ein großes Lager von reinem Sand lief hier der Oyapock herum und ging vor dem ganz offen am Meere auf fester Sanddüne gelegenen Ceara, der Hauptstadt in der Provinz

gleichen Namens, vor Anker neben zwei englischen Barkschiffen.

Einen wirklich hübschen Anblick gewährt Ceara vom Meere aus. Seinen Mittelpunkt bildet ein sehr stattliches Fort, weswegen der Ort auch früher vorzugsweise Villa do Forte genannt ward. Dicht daneben paradirt eine ganz neue weiße Stadtkirche, und auf der andern Seite ein neues, noch nicht ganz fertiges Hospital, von dem die eine Hälfte zu einem Lyceum benutzt werden soll. Ganz am Ende findet sich noch eine Cadêa, ein Zuchthaus. Neben und über den Häusern ragen Kokospalmen in Menge empor.

Aber in noch größerer Menge häuft sich der Sand überall an. Ohne daß man bisher einen rechten Grund angeben konnte, woher dieser Sand käme, wächst er an allen Stellen, besonders vom südöstlichen Ende der Bucht, fast zusehends aus dem Meere auf, sodaß man nicht sowol an eine Anspülung, als vielmehr an eine Hebung der Küste denken möchte, auf jeden Fall aber ein Bild aus dem südlichen Rio-Grande erlebt.

Da durch dieses Heranwachsen von Sand die wichtigsten Interessen der Stadt und mit ihr der ganzen Provinz gefährdet werden, so hat man zur Begutachtung und respectiven Abhülfe einen tüchtigen jungen Ingenieur, P. Berthot, kommen lassen, welcher selbst nach genauerer Untersuchung der Umstände mancherlei Zweifel über Abhülfe hegte. Doch scheint mir die Gefahr nicht gar so groß zu sein, denn in der That ist von einem Hafen von Ceara gar nicht die Rede, sondern nur von einer ganz offenen Bucht, die nicht einmal so geschützt ist wie die von Maceio, aber freilich in einer Gegend liegt, wo Stürme selten und schlimmer Seegang fast unbekannt ist. Eine gewisse Aehnlichkeit der Lage und selbst der Städte ist zwischen Maceio und Ceara unverkennbar.

Eine Menge von Jangadas umzog bald unser Schiff und

tanzte mit wunderbarer Leichtigkeit an demselben auf und ab. Auf einer derselben kamen verschiedene brasilianische Gelehrte, die Theilnehmer an jener mit glänzenden Mitteln ausgerüsteten brasilianischen Expedition, um ihren Genossen, den Dr. Capanema zu begrüßen. Zu sechs Menschen außer den beiden Jangadeiros fuhren wir, auf einer kleinen Erhöhung in der Mitte stehend und uns alle festhaltend an einem Stock auf dem Floß, mit solcher Jangada ans Land, anfangs alle etwas mistrauisch gegen das Fahrzeug, bald aber mit viel besserm Muthe ausgerüstet. Und in der That erreichte unsere Jangada das Ufer ohne Schwierigkeit. Da freilich, wo die Brandung auf den Sand aufrollt, scheint es schlimm aussehen zu wollen; doch springt ein Jangadeiro ins Wasser und zieht den Strick am Vordertheil des Flosses fest an und somit die Jangada zum Ufer hinauf, sodaß wir trockenen Fußes landen konnten.

Durch eine kleine Sandwüste ging ich zur Stadt hinauf und durchritt dieselbe gleich darauf mit dem Astronomen der Expedition, Herrn Gabaglia. Die Straßen sind ganz nach den Hauptbimmelsgegenden wie nach dem Kompaß angelegt und zum Theil mit hübschen Häusern besetzt. Einige Straßen haben ein gutes Pflaster, welches jedoch bei andern Gassen nur erst in Barrikaden besteht. Auch drängen sich an die europäisirte Stadt ganze Reihen von grauen Hütten an, in welchen Farbige von allen Graduationen ihr Leben hinfaulenzen. Eigenthümlich romantisch sieht solch Faulenzen allerdings aus, zumal wenn das Häuschen unter Palmen liegt, dicht umschattet von Anonengebüschen, welche den Leuten ohne alle Mühe ihre süßen, meistens mit Erhebungen versehenen Früchte — fruta do conde oder atta, auch pina genannt — darbieten, oder in einer andern Species, deren Frucht Gaviola genannt wird, eine noch viel größere, lieblich süßsauere Frucht zur Reife bringen. Mitten in solchem

Bosquet von Anonaceen, welches vom Ricinus und dem Genipapeiro, dessen duftende, grünlich gelbe Cinchonenblüte ich hier zahlreich fand, noch dichter und schattiger wird, liegt kräftiges gelbes Volk den ganzen Tag in der Hängematte und thut absolut nichts. Kein Wunder, wenn dicht dabei ein großes Waisenhaus für Knaben sich findet, in welchem auf Staatsunkosten die Absenker jener in Faulheit vergehenden Leute erzogen werden. Das Institut ist ganz neu und macht der Provinz die größte Ehre, — den faulen Aeltern aber, die ihre Kinder dort ohne Noth hinschicken, statt sie mittels leichter Arbeit selbst zu erhalten, die allergrößte Schande.

Auch die Apparate der wissenschaftlichen Commission besah ich und das kleine, zweckmäßige Observatorium des Dr. Gabaglia. Alles ist aufs reichlichste geliefert; und es wird diese ganz aus brasilianischen Elementen bestehende Wissenschaftscommission ganz gewiß glänzende Resultate erzielen, wenn die Gesundheit der einzelnen Mitglieder unerschüttert bleibt.

Diese letztere wünschte ich vor allem meinen lieben Reisegenossen, als wir uns trennten und ich auf einer Jangada wieder an Bord des Oyapock hinausfuhr; denn einige von ihnen waren nicht stark, und doch erfordern solche Arbeiten in Nordbrasilien eiserne Naturen und sind immer gefährlich.

Sonst scheint mir Ceara eine gesunde Lage zu haben. Es liegt hoch und kann von allen Winden bestrichen werden. Angenehm fiel mir das Trinkwasser auf; es ward in der Nähe in einer kleinen Lagoa geschöpft und war klar und geschmacklos, Eigenschaften, wie sie sonst nicht eben häufig beim Trinkwasser in den Küstenstädten von Nord-Brasilien vorkommen.

Ceara exportirt Kaffee, Baumwolle und Zucker; doch geht es ihm wie allen kleinern Städten in der Nähe größerer: sein Handel wird von Pernambuco gedrückt. Zudem leidet

die in vielen Strichen sonst fruchtbare Provinz an einem großen Uebel, an temporärem Wassermangel und Verdorrung alles organischen Lebens. Pflanzen und Thiere kommen um bei solchen Gelegenheiten, und die Menschen flüchten sich in die Stadt, um dort ihr Leben zu fristen. Man hat deswegen ernsthaft vom Anlegen gebohrter Brunnen gesprochen, die mir jedoch hier recht eigentlich im weiten Felde zu liegen scheinen, trotz vorhandener Bohrapparate.

Doch mag dem sein, wie ihm wolle, immer ist Ceara ein wichtiger Punkt auf der Nordostküste Brasiliens, weswegen er auch in mannichfacher Verbindung mit den Nachbarprovinzen steht. Gerade wie Maceio von Pernambuco und Bahia aus wird Ceara von den Küstendampfbooten, die einerseits von Pernambuco nach Norden, andererseits von Maranhão nach Südosten bis Granja gehen, regelmäßig besucht, wozu noch alle 14 Tage die Hauptlinie von Rio-de-Janeiro aus hinzukommt.

Gegen Abend ging der Oyapock weiter und war mitten in einer Regennacht schon weit im Meer, als um halb 1 Uhr das ganze Schiff bei jedesmaligem Umdrehen der Räder einen heftigen Stoß bekam. Es war Geschrei auf dem Verdeck, Zurufen und augenblicklich auch Geschrei in den Kajüten, obgleich das Wetter so ruhig wie nur denkbar war und im schlimmsten Falle die Küste nur einige Stunden weit entfernt sein konnte. Man ließ den Dampf aus den Kesseln gehen und hielt die Maschine an, um an einem der Räder, an welchem sich eine kleine Havarie fand, eine Ausbesserung vorzunehmen. So still lag der Oyapock, daß er auf einem Flusse nicht hätte ruhiger sein können. Nach einigem Hämmern schien der Schade gebessert. Indeß wiederholte sich derselbe Krankheitsproceß nach einer Stunde noch einmal und nun dauerte die Ausbesserung über eine Stunde. Dann

war aber auch alles in Ordnung, und beruhigt setzten wir unsere Fahrt fort.

Am 4. Juni morgens war unser Cours, der in der Nacht vorsichtig vom Lande ablenkte, wieder westlich bei einem frischen Südostwinde. Um halb 10 Uhr erblickten wir die Landspitze von Jericoacoara und erkannten um 4 Uhr die Ufer um die Mündung des Parahyba, jenes Stroms, dessen Gebiet von der Provinz Piauhy gebildet wird und hier nicht weiter besprochen werden kann.

Das Land flachte sich mehr und mehr ab; ein stiller Abend und eine milde Nacht folgten dem erscheinungslosen Tage; man erblickte das Licht des Leuchtthurms von Sta.-Anna, durch welches die Einfahrt in die Bucht von Maranhão bezeichnet wird. Wir liefen am folgenden Tage früh Südwestcours bei Südsüdostwind; immermehr Land kam zum Vorschein und gestaltete sich zu einer tiefen Bucht, einer Einfahrt, auf deren Südostseite ein kleines Fort, S.-Marcus, auf dem Hochufer liegt, während auf dem fernen Ufer der andern Seite das Städtchen Alcantara zu erkennen ist und zwischen beiden das Meer auf der sogenannten Marcusbank heftig aufbrandet.

Noch um ein Strandfort, das der Ponta da Areia, führte uns unser Cours herum, wo mitten im Wasser ein durchgebrochenes Schiff gestrandet lag, — und im schönsten Morgenglanze lag die Stadt Maranhão vor uns.

Der Eindruck konnte nicht günstiger sein. Der schönste Sonntag lag auf Land und Meer. Auf mäßiger Anhöhe dehnte sich die Stadt, an drei Seiten vom Wasser umspült, mit schönen, selbst prächtigen Gebäuden aus. Vor allen Baulichkeiten machten sich eine Batterie, der Regierungspalast, die Hauptkirche und eine hübsche kleine Kirche ganz am Ende der Stadt kenntlich. Unter der prangenden Stadt ankerten

fünf brasilianische Kriegsschiffe und eine hübsche Handelsflotte; Wimpel und Flaggen wehten weithin, und ich mußte mir gestehen, daß nach den drei großen Handelsstädten Rio, Bahia und Pernambuco diese Stadt Maranhão unbedingt den nächsten Platz verdiente und gar prächtig aussähe.

Und dieser günstige Eindruck wird keineswegs gestört beim Landen; vielmehr nimmt er noch an Bedeutung zu. Einen freundlichen Gruß bekam ich gleich beim Aussteigen aus meinem Boote vom Arzt und zweiten Offizier des Kriegsdampfers Tieté, jenes Schiff, welches die Regierung im März nach dem Mucuri schickte, um dort unglückliche, betrogene Colonisten zu retten. Oben ist die Geschichte weiter erzählt, mir eine für mein ganzes Leben schmerzhafte.

Ein wohlgehaltener, gepflasterter und selbst mit Fliesen belegter Damm führt hinauf auf den langen Gouvernementsplatz, einen stillen und doch freundlichen Spaziergang mit wunderhübscher Aussicht und stattlichen Gebäuden ringsher. Von dort gehen nun regelmäßige Straßen, meistens in rechten Winkeln sich schneidend, aus, mannichfach auf- und absteigend und ebendeswegen von entschiedener Reinheit und Sauberkeit. Sämmtliche Straßen laufen von Süden nach Norden, von Osten nach Westen, und machen einen guten Eindruck.

Bei der geraden, wenn auch auf- und absteigenden Richtung und der Reinheit der Straßen fällt vor allem eins höchst angenehm auf. Ich glaube mit ziemlicher Bestimmtheit sagen zu können, daß von allen Städten Brasiliens keine einzige im Verhältniß zu ihrer Größe so viele schöne und große, ja oft palastähnliche Häuser hat wie Maranhão. Die Stadt scheint sich zur Zeit der portugiesischen Herrschaft zu großen Dingen berufen gefühlt zu haben und prangt noch unter der Herrlichkeit einer leider vergangenen Zeit. An allen Ecken und Enden fiel mir diese Herrlichkeit auf, wenn

auch das mir als etwas Trübseliges erschien, daß an so manchen Stellen, namentlich an den Grenzen der Stadt solide schwarze Mauern vom Beginn großer Bauten redeten, ohne zu einer Vollendung gekommen zu sein.

Geradeaus führte mich die Rua do Sol östlich durch die Stadt. Dort trifft man einige hübsche Plätze, ein ziemlich großes Theater und zuletzt eine große Kaserne, vorn mit einem stattlichen Platze, hinten vom freien Felde eingefaßt, wo in einem Anlauf von Patriotismus die bewaffnete Macht der Provinz das Andenken der Kaiserkrönung Peter's II. mit einem geschmacklosen Denkmal gefeiert hat. Ich hielt es zuerst für das Mal einer gewonnenen Schlacht.

Doch darf ich hier vom freien Felde nicht reden. Vielmehr beginnt dort gleich jene liebliche, grüne Wildniß, aus der mannichfache Landwohnungen und Pflanzungen herausragen, gerade als ob sie nur zum Schmuck des großartigen Naturparks dort angelegt wären. Mit Freuden und Entzücken schaut man hinein in die weiche, gründuftige Landschaft.

Und doch ist der kleine Weg von der Rua do Sol durch die Rua dos Remedios noch belohnender. Durch eine stille Straße kommt man nördlich zu einem grünen Platze, welcher schroff nach dem Hafen abfällt. Einige liebliche Gärten und mehrere stattliche Häuser begrenzen ihn zum Theil. Schneeweiß steht hier die kleine Kirche der Nossa Senhora dos Remedios, protectora do commercio e navegação, anno 1804, wie über dem Eingange steht, — eine Art von Kirche von Boa-Viagem! Ein offener Pavillon steht daneben, unter welchem, wenn er auch eben nicht sehr rein gehalten ist, man gern ausruht, um ein mit allen nur möglichen Reizen geschmücktes Bild zu genießen.

Stattlich dehnt sich nach links Maranhão aus, stattlich oben und doch zugleich so idyllisch ärmlich unten am abge-

legenen Strande, wo eine kleine Canotwirthschaft und Fischerwelt ihr Wesen treibt! Geradeaus ist der schöne Hafen mit hübschen, großen Schiffen; nach rechts streckt sich wieder ein stiller, vielfach geschlängelter, vielfach sich theilender Meeresarm in die grüne Einsamkeit hinein. Und so weit man auch sonst sehen mag, glänzende Flut und düsterndes Grün ist die Losung. So im Norden der Stadt.

Südlich von ihr trifft man den andern Meeresarm. Hier liegt unter der hervorragenden Pantaleonkirche die kleine, bescheidene Kirche S.-Tiago. Ein liebliches Pflanzendunkel umschattet den Tempel. Mangabäume, mächtige Tamarinden, Artocarpus, Spondias hoch herausragend, und am Boden kleine Cassien und ein bescheidenes Plumbago, — so sieht die einsame grüne Welt dort aus, die man, zumal an einem heißen Tage, gewiß gern aufsucht.

In der Nähe liegt dort auch das Hospital, ein großes, unordentliches Haus mit etwa 40 Kranken, welches noch gar vieles zu wünschen übrig läßt und den Kranken, wie es scheint, wenig Trost und Hülfe, den Besuchenden wenig Belehrung, aber manchen Anstoß gewährt.

In den Straßen von Maranhão trieb sich einige Sonntagswelt umher. Eine Menge farbiger Frauen und Mädchen, aus mindestens drei Menschenrassen zusammengesetzt, lief auf und ab und schien nicht eben große Schüchternheit zu kennen. Die Hitze von Maranhão, welches 2½ Grad südlich vom Aequator liegt, entschuldigt hinlänglich das starke Entblößen von Schultern und Brust und den Armen bis zur Schulter hinauf, wodurch die oft wirklich schönen Formen dieser farbigen Frauen ungemein vortheilhaft heraustreten. Doch ist ein thurmartiger Kamm, den sie durchweg oben auf dem Kopfe tragen und vielfach mit Blumen schmücken, ganz geschmacklos. Sein unvermeidliches Paradiren auf den Köpfen der Frauen aus dem Volke erinnerte mich fast an die

Schnabelmütze der Leute in Madeira, wie mich denn überhaupt manche Stelle in Maranhão an das liebliche Funchal erinnert hat.

Aber auch das erinnerte mich lebhaft an Funchal, daß ich in Maranhão zu einer englischen Familie von vollendeter Erziehung kam, in deren Hause der ganze Reiz einer feinen europäischen Gesittung überall herrscht, welcher Reiz durch die seltene Schönheit und Anmuth der jugendlichen Hausgebieterin noch vielfach erhöht ward. Ich werde nicht an Maranhão zurückdenken können, ohne mich mit aufrichtigem Danke und herzlicher Freude einer in jeder Beziehung ausgezeichneten Familie zu erinnern, welche mir dicht am Aequator einige Stunden des erquickenden, gesitteten Nordens bereitete und gern gönnte.

Vom freundlichen europäischen Familienhause ging ich unverzagt wieder in die Seemannsscenerien des südamerikanischen Dampfers hinein. Es war aber nicht ganz leicht an Bord zu kommen wegen der kräftig hereinlaufenden Flut. Die Stadt Maranhão liegt auf einer dicht längs des Festlandes sich hinerstreckenden Insel, welche auf ihrer Nordostseite, ebenda, wo die Bucht und Stadt von Maranhão sich befinden, von starker Flut bespült wird. Die regelmäßigen Fluten wachsen bis zu 18 Fuß an; zur Zeit von Springfluten steigt das Wasser bis 21 Fuß, sodaß die größten Schiffe nicht nur einlaufen, sondern auch mit großer Leichtigkeit auf das Trockene gebracht werden können, ein Umstand den die brasilianische Marine namentlich zur Kupferung ihre Schiffe gut zu benutzen weiß.

Gar zu gern wäre ich 14 Tage in Maranhão geblieben, um einiges vom Innern, vom Festland der Provinz kennen zu lernen. Namentlich hätte ich gern eine Fahrt auf dem Hauptflusse der Provinz, dem Itapicuru, gemacht, auf welchem eine Dampfschiffahrt etwa 60 Leguas aufwärts bis

zum Ort Carias führt, von wo dann ein kurzer Landweg die Provinz Piauhy erreicht und deren Hauptorte Oeiras und die neue Hauptstadt Therezina. Doch mußten alle weitern Wünsche der Art eben fromme Wünsche bleiben; ich kam an Bord unsers Oyapock und mit ihm liefen wir, fünf bis sechs Passagiere, denn das letzte Gros unserer Reisegesellschaft war in Maranhão geblieben, um 9 Uhr zum Hafen der freundlichen Stadt hinaus. Die kleinen Strandfeuer von Ponta da Areia und S.-Marcus zeigten uns den Weg, und bald wogten wir auf offenem Meere.

Der Morgen des 6. Juni traf uns in westlichem Cours bei frischem Südwestwind; eine kühle, reine Luft umgab uns; im Süden lag flaches Land, welchem wir je nach Nothwendigkeit im Laufe von West zu Nord, Westnordwest u. s. w. auswichen. Möven zogen in keckem Fluge über der See dahin; ganze Scharen von Tachypetes oder Tropikvögeln mit tiefgetheiltem Gabelschwanz zogen unter den schwimmenden Wolken ihre Kreise; einige Schmetterlinge flatterten am Schiffe vorbei, um im Meere umzukommen; sogar eine Fledermaus kam angeschwirrt. So verging mit kleinen Scenerien der Tag, um uns eine prachtvolle Nacht heraufzuführen. Etwa einen halben Grad südlich vom Aequator strich unser Dampfer ruhig durch das grüne Meer. Im goldigen Glanze hing der Halbmond über uns; und fast in ganz gleicher Höhe einander gegenüberstehend strahlten der Große Bär und das Südkreuz mit den zwei prachtvollen Sternen des Centauren. Gleichsam auf dem höchsten Rande des Erdsphäroid stehend war es uns vergönnt, in die tiefsten Regionen beider Pole hineinzuschauen, dort hinauf bis zum röthlich schimmernden Nordstern, dort hinunter bis in den Süden, wo um den sternenöden Pol die Capschen Wolken in stillem Wandel ihre Kreise ziehen.

Und dennoch wurde um 9 Uhr abends meine Aufmerk-

samkeit von einem andern Lichte noch mehr angezogen. Wir sahen im Westen zu Süden das Leuchtfeuer von Salinas, ein weit hinscheinendes Licht, über 7 deutsche Meilen südlich von der Mündung des großen Paráſtroms entfernt, nicht sowol ein Wegweiser, welcher in die Mündung des Stroms führt, als vielmehr ein Warnzeichen, alles Näherkommen bis auf den nächsten Morgen, bis zum vollen Tage aufzuschieben, wenn man nicht Schiff und Mannschaft an der Mündung des Riesenstroms in Gefahr bringen will.

So liefen denn auch wir, nachdem wir das Licht erblickt hatten, in die See hinaus, um am folgenden Morgen die Küste und die Mündung des Gran-Pará zu gewinnen.

Zweites Kapitel.

Ankunft in Pará. — Stadt und Umgegend. — Das Pfingstfest in Cametá am Tocantins. — Rückkehr nach Pará.

Das ungeheuere Wassergebiet, welches wir im Begriff sind zu betreten, beginnt im fernsten Westen von Süd-Amerika. An 1000 geographische Meilen und noch mehr haben einzelne von den Cordilleren jener fernen Gegenden herabstürzende Gewässer zu laufen, ehe sie den Atlantischen Ocean gewinnen. Von Schneegipfeln erzeugt endigen sie unter der glühenden Sonne des Aequators; nur ein einziger Strom der ganzen Welt, der Yang-tse-kiang in China, darf sich einiger weniger Meilen größerer Länge rühmen, — größerer Wassermassen keiner. An tausend Namen von Bächen und Flüssen werden genannt, die die Hauptströme des großen Wassernetzes bilden, welches sich unter dem Aequator und südlich von demselben nach Osten hinbewegt. Ungeheuere Ausdehnungen selbst von diesen Hauptzuströmungen sind noch unbekannt; vieles, was der messenden Geographie angehören sollte, ist noch immer im Gebiete der Mythe, der Indianererzählung und reiner Fiction liegend.

Eine undurchdringliche Hyläa beschattet den Spiegel der meisten Ströme und bildet gewaltige Ebenen mit ewigen Urwaldungen, welche mit dem strömenden Wasser das Bild des Unendlichen gewähren. Oder ungeheuere Felsmassen, Schlünde und tiefeingeschnittene Thäler bilden den Rahmen, welcher mehr als eine dieser Zuströmungen einfaßt, zumal an ihrer Wiege am Fuße der Cordilleren.

Doch kann ich hier keine Skizze des ganzen Amazonenstroms geben. Als Reisender und Darsteller meiner Reise darf ich hier nur das berichten, was ich selbst gesehen habe.

Am 7. Juni, morgens ganz früh, liefen wir in westlichem Course gegen die Mündung des Gran-Pará, der flachen Küste folgend, die sich im Süden in der Entfernung einiger Meilen von uns hinerstreckte. Das tiefe Blau des Oceans war in reines Seegrün übergegangen; dem Seegrün folgte ein graues Wasser; es verkündete die Einwirkung des mächtigen Stroms.

Zwei bis drei Meilen vom Lande entfernt brandet die See hier gegen eine lange Sandbank, Espadarte, Schwertfisch genannt; vier Meilen fern vom Continent liegt das tückische Riff von Tijioccas halb unter Wasser; zwischen beiden lief unser Dampfer geschickt hindurch, während nördlich von der Tijioccasbank eine Brigg von einem Lootsenkutter in freies Fahrwasser geleitet ward, zwischen dem „Schwertfisch" aber und dem Festlande kleinere Barken friedlich dahinsegelten.

Diese Sandbänke und Riffe bezeichnen die Mündung des Gran-Pará. Bei ruhigem Wetter rauscht der Strom und der Ocean nur mäßig gegen diese Untiefen. Im Sturm aber donnert eine mächtige, weit sichtbare Brandung darüber hin und zeigt den Schiffern so sicher wie ein Lootse den Weg vom Ocean in den Fluß hinein.

Wohl wühlte der Dampfer mit aller Macht und Schnel-

ligkeit sich durch die graue Flut; wohl erkannten wir links von uns nach Südost und Südwest hin einzelne Uferstreifen, Baumgruppen und Inselpartien; aber zu einem Flusse, der zwei Ufer hat, wollte sich dieses graue Meer lange nicht gestalten. Nach einigen Stunden erst entdeckte ich mit einem guten Fernrohre und von höherm Standpunkte auf dem Schiffe in der Entfernung einiger deutscher Meilen einen Uferstreifen im Nordosten, und das Meer ward zu einem Strom, welcher dreiviertel deutsche Meilen in der Stunde zurücklegt, mit sich führend eine ungeheuere Süßwassermasse. Wahrlich, wenn man sie so dahinströmen sieht, diese Wassermasse, man möchte sich schon überzeugt halten, hier sei die ununterbrochen gebärende Mutter der Meere, und der Continent sei nicht aus dem Ocean aufgestiegen, sondern vielmehr dieser aus ersterm ausgeflossen.

Der nach Nordost hin erscheinende Uferstreifen gehört einer großen Insel an, welche den eigentlichen Amazonenstrom von dem Gran-Pará trennt, ein unverkennbares Delta, welches beide Ströme, als sie noch im vollsten Zusammenhange eine einzige Wassermasse bildeten, angespült haben. Das ist die Insel von Marajó, ja nicht etwa zu verwechseln mit der Insel von Maranhão. Die Existenz dieser Insel ist nun Ursache geworden, daß man den Gran-Pará vom Amazonenstrom, wie sehr sie auch zusammenhängen, getrennt hat und erstern als den Ausfluß des Tocantins ansieht, dem der Amazonenstrom einen Arm zusendet, wie wir weiter unten sehen werden. Trennen wir auf diese Weise den Gran-Pará vom Amazonenstrom, so bekommen wir für die Breite seiner Mündung immer 8 deutsche Meilen, und für die des Amazonenstroms, wenn wir vom Cabo do Norte bis zur Ponta Imiritahy rechnen, etwa 40 deutsche Meilen. Nimmt man aber die Insel Marajó und einige andere nördlich von ihr gelegene Inseln für Deltabildungen der vereinten Ströme,

und gibt man ihnen eine gemeinsame Mündung, so würde diese von Tijioccas bis zum Cabo do Norte nicht weniger als 50 deutsche Meilen Breite haben.

Um Mittag erreichte der Dampfer eine Inselkette, welche den breiten Strom der Länge nach theilt oder vielmehr einen schmalen Südoststreif von demselben abschneidet. Hier begrüßten wir ein kleines, rundes, mitten im Wasser liegendes Fort, von welchem wir nach Pará signalisirt wurden.

Wir gingen diesen Seitenstreifen des Flusses, welcher Guajará genannt wird, weiter hinauf und kamen der Stadt Pará immer näher, nachdem wir sie in der Entfernung einer starken Meile erblickt hatten. Bald gingen wir vor ihr zu Anker.

Auch Pará, eigentlich Sta.-Maria de Belem do Pará, eine Stadt von etwa 25000 Einwohnern, macht einen stattlichen Eindruck vom Flusse aus, wenn auch alles alt an der Stadt aussieht. Alte Kirchen ragen prächtig heraus aus dem Ort; das Zollhaus selbst ist ein altes Kloster von großen Dimensionen. Glänzend sieht der Palast des Präsidenten aus; er ist unbedingt eins der besten Gebäude in Brasilien; besonders möchte ich dem Kaiser solch ein Schloß wünschen in Rio-de-Janeiro.

Und so machen auch die Straßen von Pará einen guten Eindruck. Viele große, vornehme Häuser, wirkliche Paläste in kleinem Maßstabe sieht man, aber alle aus alter Zeit, wo Portugal nach Brasilien übersiedelte und Pará eine Hauptstadt werden sollte.

Und doch entsetzte mich eins! Man hatte mir in Pernambuco ein Hotel in Pará als das beste angezeigt. Als ich in die Thür hineinkam, prallte ich wirklich zurück; das Hotel glich ganz den Portugiesenherbergen, den Courtiços in Rio. Schmuz und widerlicher Geruch machten mich förmlich übel. Sonst war kein Hotel im Orte, wenigstens kein besseres!

Um Raths zu erholen, ging ich zum einzigen deutschen Handlungshaus, was in Pará existirt, zum Hause der Herren Tappenbeck & Co. Dort aber brauchte ich kaum meinen Namen zu sagen, so ward ich von Herrn Tappenbeck und dessen Associé, Herrn Brambeer, so freundlich und dringend zum Bleiben und Bewohnen ihres Hauses eingeladen, daß ich, wie ungern ich auch soviel Güte und freudige Bereitwilligkeit annahm, schon bleiben mußte. Meine Sachen wurden geholt, und nach wenig Minuten war ich bei den so gütigen und zuvorkommenden Landsleuten in der schönsten Straße von Pará installirt, eine Schicksalsfügung, für die ich den beiden genannten Herren nie genug danken kann, wie wenig Gewicht sie selbst auch auf ihre Güte und Gastlichkeit gelegt haben.

Die eigenthümliche Welt, die mit Pará beginnt und sich längs des weiten, dort beginnenden Süßwassernetzes nach fast allen Himmelsgegenden hinzieht, ist schon manchmal beschrieben worden als eine Welt wunderbaren Zaubers. Und in der That bietet sie so vielseitige Reize, so mannichfache Schönheit, daß, wenn irgendwo in der Welt, ganz besonders hier das Herz und der Geist gleich erquickt werden.

Freilich ist die urzuständliche Natur in der Nähe der Stadt selbst von der um sich greifenden Cultur schon mannichfach zurückgedrängt worden, obgleich sie überall, gleichsam triumphirend über Kunst und Cultur, ihre herrlichsten Repräsentanten zurückgelassen und selbst neue aufgepflanzt hat.

Wenn man aus den stillen Straßen von Pará, in welchen wegen der Aequatorialhitze alle unnöthige Bewegung und Kraftanstrengung wohlweise vermieden wird, hinauskommt auf das Land, die sogenannte Rocinha, so findet man hier ziemlich alles in einen weiten Park umgeschaffen. In rechten Winkeln durchschneiden sich prachtvolle Alleen, eingefaßt von Terminalien, deren schichtenweise Zweiglagerungen

erquickenden Schatten geben, oder von Eriodendren, deren Riesenstämme, obgleich manch Jahrhundert an ihnen gebaut zu haben scheint, noch in einem Kindesalter sich befinden. Oder es spielt ein erquickender Seewind mit hohen Casuarinen und ruft auf südamerikanischem Boden in neuholländischen Baumgipfeln nordische Heimatsklänge im Gemüth des deutschen Wanderers hervor. Auf mächtigen Säulenschaften rauschen die Fächerblätter der edeln Mauritia; schlanker und biegsamer wankt die anmuthige Euterpe im Winde umher, während manches Astrocaryum, eine mit Stachelringen wohlgeharnischte Palme, trotzig und doch anmuthig hinüberschaut zu den beiden Palmenrivalinnen. Die üppigsten Pisange umschatten zierliche Landhäuser; die Tacsonia Maracuya, eine Passiflora, mit riesigen Früchten, klimmt von Spalier zu Spalier und zeigt unter dunkelm Laube die herrliche Blüte. Und nun Mangiferen, Artocarpus und eine ganze Schar von Anonaceen, Orangen, Kaffeebüschen, von allem, was die Tropenwelt nur an üppiger Vegetation hervorzubringen vermag; das alles drängt sich um die hübschen Landhäuser zusammen, in welchen die Paráenser der Tropenhitze zu entgehen suchen.

Besonders gegen die Kirche von Nazareth hin erreichen Landhäuser und Vegetation ihre volle Schönheit. Eine kleine Kirche mit grünem Platz bietet hier alljährlich ein großes Fest, infolge einer wunderbaren Rettung aus Schiffbruch und Todesnoth, bewirkt durch die Heilige Jungfrau. Deswegen wird auch bei diesem Fest ein Schiffsboot in feierlichem Züge nach Nazareth hinausgetragen und der Mutter Gottes dargebracht. Da strömt denn die ganze Stadt hinaus und vergnügt sich schweißtriefend in der tropisch-europäischen Welt. Dort habe ich Landhäuser vom besten Geschmacke gesehen und mich zurückversetzt in die vollste Cultur des Nordens.

Und unmittelbar daneben Mr. Hendersson's Cottage!

Mr. Henderſſon iſt ein engliſcher Kaufmann, der der launiſchen Fortuna und dem Mercur Lebewohl ſagte, um der Hamadryadenwelt zu huldigen. Durch feuchten, faſt überſchwemmten Wald führt ein einſamer Weg; man kommt zu einer Lichtung im Walde, einem kleinen Wieſenteppich, unregelmäßig eingefaßt von Palmen und blühenden Caſſien, in deren offenen Korollen die Bienen zu Tauſenden ſummend ſchwärmen. Sonſt liegt tiefe, wohlthuende Stille auf dem Walde, durch welchen noch keine Meßſchnur einen geraden Weg gezogen hat. Alles iſt Natur, Friede, Ruhe auf allen Wipfeln. Und dennoch iſt auch hier, ohne den Naturfrieden zu ſtören, europäiſche Geſittung eingedrungen. Die Waldhütte enthält einfachen engliſchen Hausrath und einen gewählten Bücherſchatz, welcher ſeinen Beſitzer als einen Philoſophen ankündigt, aber als einen chriſtlichen Philoſophen; neben Humboldt's „Anſichten der Natur" und andern Wiſſenſchaftsbüchern lagen mannichfache Bibelausgaben; und der Ton guter Geſittung und Geſinnung hallte wider im kleinen Waldhäuschen.

Sogar einen Botaniſchen Garten hat die Stadt Pará! Das iſt freilich ein Garten ohne Glashaus, und ſelbſt der Boden iſt ungünſtig; aber dennoch wuchert eine herrliche Vegetation aus der Erde, wenigſtens nicht geringer als die im Freien, welche ſich von hier Hunderte von Meilen in das Innere erſtreckt. Ich will dem Botaniſchen Garten von Pará und ſelbſt ſeinem wackern franzöſiſchen Gärtner nicht unrecht thun, aber faſt ſcheint mir ſolch ein Garten ein fruchtloſes Beginnen. Zwar hat man Dracänen hineingepflanzt, Yucca, Agaven und Cactus, zwar ſieht man allerlei Formen von ſeltenen Bäumen, eine kleine Fächerpalme, aus deren Blattrippen man die Chilehüte macht, und dergleichen mehr, aber der botaniſche Garten außerhalb dieſes kleinen, wunderlichen

Pflanzenzwingers ist doch viel größer, viel erhabener, viel mächtiger und viel anziehender.

Und wer von dieser Größe, dieser Erhabenheit, dieser Allmacht der Natur von Pará ein volles Bild gewinnen, wer einen vollen Zug thun will aus dem Füllhorn, aus welchem in ununterbrochenem Strome die Pflanzenwelt ihre Segnungen ausgießt, der gehe an den riesigen Strom und fahre längs desselben zu irgendeinem Punkte der Inselwelt, des Festlandes, und sehe sich um nach allen Seiten, soweit ihm das Umsehen im Dunkel der Waldungen erlaubt ist. Oder er ziehe mit mir den Parástrom hinauf und wenige Meilen in die Mündung des Tocantins hinein! Nur auf zwei oder drei Tage ziehe er mit mir!

Das Pfingstfest in Cametá! Das ist ein lieblicher Gedanke, ein wunderbarer Traum, der nie wieder verschwindet aus der Erinnerung dessen, der ihn wachend geträumt hat.

Es war der Sonnabend vor Pfingstsonntag, am 10. Juni! Meine lieben paráenser Landsleute hatten mich um 9 Uhr abends an Bord des Flußdampfers Cametá gebracht, wo wir bis 10 Uhr der Abfahrt harrten. Dann klimperte die Ankerkette ihr Abendlied; gräßlich schrillend unterbrach die Signalpfeife die stille Feier der Nacht, und von der aufsteigenden Flut begleitet rauschte unser Fahrzeug den mächtigen Arm des noch viel mächtigern Flusses hinauf an der Stadt vorbei, deren Kirchengiebel und Glockenthürme seltsam in die Mondnacht hinausdüsterten.

Unkenntlich im leichten Nachtdunst lagen Festland und Inseln; tiefe Einsamkeit umgab uns; nur hier und da blinkte ein Licht auf dem einen oder andern kleinen Fahrzeuge, welches im breiten, fließenden Landsee ankerte. Auf dem überdachten Verdeck schlief ich ein. Das Rasseln der Ankerkette weckte mich. Der Kapitän wollte eine Stunde warten, um

die erste Heftigkeit der eintretenden Ebbe verlaufen zu lassen. Wir lagen vor Anker auf dem weiten Flusse.

Seltsam war der Anblick. Ringsher war ruhiger Wasserspiegel. Die Mondnacht hatte jegliche Welle eingesungen, und unbelauscht badeten sich die Gestirne der Nacht in der Tiefe der Flut. Kein Ufer war zu sehen; der ferne Saum desselben war vom leichten Nebel verhüllt; wir waren auf einem scheinbaren Süßwassermeere. Wirklich ist hier die breiteste Ausdehnung des Stroms von der Stadt Pará südlich, gleich unterhalb des Vereinigungspunktes vom Tocantins mit dem seitlichen Arm des Amazonenstroms, den dieser letztgenannte Strom dem Pará zusendet und so die große Insel Marajó bilden hilft. Darum heißt diese breite Süßwasserfläche auch Bahia de Marajó, eine wirkliche Binnenbucht, ein von Ebbe und Flut vielfach bewegter Landsee, hoch aufwogend im Sturme, spiegelglatt in heiterer Mondnacht.

Vor Tagesanbruch zog unser Dampfer seinen Weg weiter. Zwischen fernen Inseln vor uns kündete eine Lücke, in welcher Himmel und Wasser sich berührten und zwischen sich keinerlei Land entdecken ließen, den Eingang, die Barre des Tocantins an.

Tief im Süden der Provinz Goyaz auf den dortigen, keineswegs hohen Gebirgen, von denen nach Süden hin einige Hauptquellen des Parana hinabströmen, entspringen etwa zwischen 16—18° südl. Br. aus vielen kleinern Zusammenströmungen zwei bedeutende Flüsse, welche, wie mannichfach auch ihre Windungen sein mögen, dennoch durch volle 10 Breitengrade in eigenthümlichem Parallelismus, etwa wie im Süden der Uruguay, der Parana, der Paraguay das auch thun, nebeneinander nördlich laufen, bis der östlichere, der eigentliche Tocantins, den westlichern, den Araguaya, in sich aufnimmt, ohne nach dieser Vereinigung den Lauf irgendwie zu ändern, sodaß das ganze Gebiet des Tocantins

zwar 16 Breitengrade lang ist, aber nirgends über fünf Längengrade breit sein mag.

Eine weit ausgedehnte Inselwelt bezeichnet den Eintritt des Tocantins in den Pará, oder vielmehr des sogenannten Tocantins in den sogenannten Pará; denn letzterer ist, wie ich schon andeutete, Fortsetzung des erstern, und beide sollten nur einen Namen führen, — eine weitausgedehnte Inselwelt, scheinbar ganz unbewohnt, scheinbar eine ununterbrochene Palmenwelt, — und doch nur scheinbar; denn wir werden gleich sehen, wie mannichfach dennoch auch schon Menschenwohnungen hinter dem ersten Palmensaum im Walde zerstreut liegen, und wie diese Palmenwelt in ihrem Innern tausendfache andere Pflanzenformen zuläßt und schützend einschließt.

Und dennoch möchte man, wenn man an dieser Inselwelt im Morgenglanze dahinfährt, nur von einer Palmenwelt träumen, ja nur von einer einzigen Palmenart reden. So weit man blickt, — und man blickt meilenweit an den nahen und fernen Inseln und dem Festlande dahin, — so weit man mit bloßem oder bewaffnetem Auge umherspäht, alles scheint ein unmeßbarer Palmenhain zu sein, aufgebaut wie ein Tempel von einer einzigen Palmenspecies.

Schaft an Schaft gedrängt, in wundersam gleichmäßiger Dicke und Höhe, und fast nirgends einem niedrigern Baumwuchs Raum gebend, ragt am Pará, am Tocantins und den benachbarten Igarapés oder Wasserpfaden kühn und majestätisch die Mauritia flexuosa, die Meritipalme aus dem Spiegel der Gewässer hervor, in so ungeheuerer Menge, daß ich dieselbe nur mit unsern dichtesten nordischen Fichtenwaldungen vergleichen kann. Der von mir im Süden von Brasilien schon öfter gesehenen und angeführten Mauritia vinifera ganz ähnlich — doch ist mir letztere kleiner vorgekommen, und immer sah ich sie nur in ganz kleinen Gruppen —, sucht

die Mauritia flexuosa sich bis in das Wasser der Ströme hineinzudrängen, sodaß sie bei einigem Steigen dieser ganz in den Wellen steht. Herrlich glänzen im Morgensonnenstrahle die mächtigen Säulenschafte, die, statt von unten nach oben an Dicke abzunehmen, eher nach oben zu leicht an Umfang zuzunehmen scheinen. Nur wenige, aber mächtige Blätter zieren den 60—80 Fuß hohen Stamm, wenn es auch einige Exemplare gibt, die sonderbarerweise ganz isolirt aus der geraden Linie der Palmenwedel 10—20 Fuß hervorragen mögen und vielleicht 100 Fuß hoch sind. Der nackte Blattstiel ist 6—8 Fuß lang, kräftig und schwer; auf ihm sitzt die fächerförmige Blattfläche, einige Fuß im Durchmesser, aus deren Parenchym mannichfache Fadensubstanz gewonnen werden könnte, die jedoch dem Tucum und der aus Bromeliaceen gewonnenen Grana oder Carua nachzustehen scheint im Werthe und in Dauer. Die Frucht ist eigenthümlich schuppig, fast wie ein feiner Tannenzapfen, und ist genießbar; sie soll auch mit Wasser zerknetet und in Gärung gebracht ein angenehmes Getränk liefern. In großen Trauben hängt die Frucht oben um die Stämme.

Doch denkt am untern Tocantins und am Pará niemand an diesen Nutzen der Mauritia. In der öffentlichen guten Meinung und der Volksliebe ist sie vollkommen verdrängt von einer andern Palmenart.

Assai-i, Assai-i-si! Wie still die Straßen von Pará auch sein mögen, wie todtenstill sie auch manchmal in der Glut des Mittags erscheinen können, so hört man doch alle Augenblicke einen durch alle Modulationen der Tonleiter hindurchgehenden Ruf: Assai-i, Assai-i-si. Jeder Unbefangene glaubt in dem Ruf irgendein Heil für das Volk zu finden; und wenn er nun die schwarze oder nußbraune Assäischreierin anruft und das Geheimniß untersucht, so findet er in einem Topfe eine weinrothe Sauce, eine Pflaumenbrühe.

Ganz dasselbe, was in Rio-Grande do Sul und den spanischen Republiken die Mate ist, bei den Waschfrauen im Norden der dünne Kaffee und in der hysterischen Damenwelt der Thee, das ist am Parástrom diese weinrothe Sauce. Sie ist noch mehr als das, sie ist ganz direct das Hauptnahrungsmittel des Volks.

Wenn man den dichten Waldungen der Mauritien näher kommt und genauer in die ungeheuere Menge der Säulenschafte hineinblickt, so entdeckt man in großer Anzahl eine zweite, unendlich viel dünnere, zartere und wirklich liebliche Palmenform, dieselbe, die ich an den Flüssen der Provinz Bahia, am Rio-Pardo, Jequitinhonha und Mucuri schon gesehen und erwähnt habe, die dünne, schlanke Jussarapalme, Euterpe edulis. Wie eine dünne, oft leicht gebogene Stange hebt sich der Baum 20—30 Fuß vom Boden empor. Wo der graue Stamm plötzlich endet, um sich in einem grünen Schaft, den dicht um den Mittelkeim herumliegenden Blattscheiden, noch ein Ende zu verlängern, da bricht unterhalb dieses grünen Schafts, welcher bei der viel kräftigern Euterpe oleracea, der Palmitopalme, im Innern den Palmenkohl enthält, die Blüte wie ein aus vielen einfachen Aehren zusammengesetzter Büschel hervor, wie eine vegetabilische Kieme, die sich erquickt und belebt an Luft und Feuchtigkeit. Während ich aber an den genannten Flüssen der Provinz Bahia meistens nur zwei Blütenbüschel fand, bringt unter dem gesegneten Himmel von Pará die Jussarapalme drei bis vier Büschel zur Zeit hervor. Die weiblichen Blüten reifen zu einer kleinen blauen Beere, welche in großer Menge an den Blütenschaften hängt und mit nichts besser als mit großen Schlehen verglichen werden kann.

Ueberall entdeckt man diese beerentragende Palme versteckt im Schatten anderer Bäume; zu jeder Jahreszeit trifft man in der Provinz Pará reife Beeren. Ohne Mühe klettern

kleine Knaben am Stamme, der unter der Last hin- und herschwankt, ohne zu brechen, in die Höhe und schneiden die reifen Trauben ab. Die Beeren werden abgestreift und einige Stunden oder weniger Zeit in Wasser macerirt. Dann werden sie mit den Händen so lange geknetet, bis alles Fleisch abgewaschen und mit dem Wasser zu einer weinrothen Sauce geworden ist und nur die grünen Kerne übrig bleiben.

So gewinnt man das Assai-i. Man mischt es mit geröstetem Maniocmehl und versüßt es mit etwas Zucker; so erhält man einen halbdünnen Brei, den ich beim ersten male gleich ungemein schmackhaft fand und mit gutem Gewissen unsern schwarzen Kirschen vergleichen möchte.

Morgens, mittags und abends und wenn möglich auch um Mitternacht genießt das Volk von Pará sein Assai-i. Aus den benachbarten Flüssen Guamá und Mojú, deren Ufer besonders reich an dieser Euterpenart sind, von den einzelnen Inseln und selbst dem fernern Marajó kommt der nöthige Vorrath zur Stadt, denn ohne solch Assai-i wüßte die Stadt Pará nichts anzufangen. Glücklicherweise gibt es aber, wie schon gesagt, im ganzen Jahre um Pará reife Assaibeeren.

Aber wir müssen uns zu unserer Fahrt zurückwenden. Ganz im Süden, etwa 6 Leguas von der sogenannten Barre des Tocantins, entdeckten wir am Waldufer, auf der linken Seite des Flusses, eine Stadt, deren rothe Dächer und hervorspringende Kirche einen freundlichen, überraschenden Eindruck machen, denn man erwartet in diesen Wasserlabyrinthen, an diesen Palmenwänden keine ordentliche Stadt mehr, besonders keine mit Ziegeldächern versehene.

Dieser hübsche Eindruck aber ward etwas gestört, als wir vor Anker gingen und einen genauern Blick auf die Stadt warfen.

Cametá liegt auf einem etwa 20—25 Fuß hohen Baranco

des Flusses, welche Ufererhebung, aus Thon und Sand bestehend, lothrecht vom Wasser aufsteigt. Nur zur Zeit der Ebbe — denn bis hierher und noch weiter hinauf dringt die Flut — bleibt unten noch ein flacher Uferstreif unbedeckt, zu welchem von oben eine Menge von Holztreppen hinabführen.

Unvorsichtigerweise hat man sich mit den Häusern der Stadt so dicht an den Rand des Flusses herangewagt, daß schon vielen Gebäuden große Gefahr droht. Theils nimmt die Flut unten einzelne Parcellen des Ufers mit sich, theils spült der Regen vom obern Rande so viel los, daß viele Häuser schon dicht am Rande stehen und von untergesetztem Gebälk getragen werden. Ja an einer Stelle besteht die öffentliche Straße aus einer Holzbrücke, einer Galerie von Bretern.

Dadurch gewinnt nun die Stadt Cametá ein sehr sonderbares Ansehen. Ueberall sieht man Holztreppen, Holzpfeiler, Holzbalcons, Holzbrücken. Und da sich alle diese Holzbauten nicht eben in einem neuen Zustande befinden und auch gewiß nicht immer von einem Zimmermann oder Baumeister errichtet worden sind, so bilden sie eine förmliche Holzconfusion und geben dem Orte Cametá das Ansehen einer Malaienstadt, die zum Theil auf Stelzen steht.

Aber noch sonderbarer sieht die Population aus. Unser Dampfer, das einzige Ereigniß, was einiges Leben in Cametá hineinbringt, rief die ganze Bevölkerung an den Uferrand und an die Fenster. Von allen Balcons und Brücken schauten die Einwohner herab; in allen nur möglichen Menschenfärbungen zeigten sie sich; oder vielmehr kam es mir vor, als ob ich vor lauter farbigen Leuten keine weißen Menschen zu sehen bekommen könnte.

Ich hatte eigentlich ein kleines Vorurtheil vor der Bevölkerung von Cametá bekommen. Meine Mitreisenden waren blasse, welke, meistens unangenehme Menschen; das Schicksal

wollte es, daß unter den acht bis zehn Mitreisenden ein Zwerg und ein Toller waren. Auch hatte man mir vorhergesagt, ich würde meistens Farbige im Orte treffen.

Ich wollte mich eben vom freundlichen Commandanten des Dampfers auf die wenigen Tage unsers Bleibens in Cametá verabschieden, als ein wohl aussehender Mann mit einem Boot an Bord kam, und ich in ihm denselben Herrn Louis Jean La Roque kennen lernte, an den ich drei Briefe aus Pará abzugeben hatte. Alles, was man mir von diesem Manne gesagt hatte, und der Eindruck von Wohlwollen und offener Freundlichkeit, den er mir machte, ließen mich mehr als gern darin einstimmen, daß ich sogleich mit ihm fahren und bei ihm die wenigen Tage meines Bleibens in Cametá wohnen sollte.

Wir fuhren also bis an das untere Ende der Stadt zurück, stiegen eine etwa 20 Fuß hohe Holztreppe hinauf, und ich stand in einer so reizenden Scenerie, wie sie wirklich nicht mit Worten wiedergegeben werden kann.

Ein kleiner, terrassenartiger Platz, mittels eines langen und breiten Balcons über den Flußrand hinaus verlängert, — am Rande des Platzes ein riesiger Mangabaum und hinter demselben ein reizendes Haus, zu dessen Einrichtung der Besitzer sich während eines zehnjährigen Aufenthalts in England genug Geschmack und im regen Handelsleben am Tocantins genug Vermögen erworben hatte, — dieses Haus an zwei Seiten umgeben von einer so breiten Veranda, daß sie zwei zusammenhängende, ringsher offene Zimmer bildet, — dann daneben ein Garten, dem Walde abgewonnen, in welchem noch einzelne Gruppen, mit Stacheln wohlbewehrte Astrocaryen und eine parasitirende, üppig hohe Guttifere, welche eine Palme erwürgt, ein mächtiges Eriodendron und eine Popunhopalme vom Urwald reden, während sorglich angepflanzte Gartenblumen weithin ihre Düfte spenden, —

und von dieser zauberisch schönen Warte hinab der volle Blick den Strom hinauf, den Strom hinab und den Strom hinüber, auf dessen andern Ufer eine Insel vor der andern die ganze, riesige Breite des Tocantins verbirgt, — alles das eingefaßt vom Zauberring des Urwaldes, überbaut vom tiefblauen Himmel, dessen reines Gewölbe von all den mächtigen Säulenschaften der Mauritien getragen zu werden schien, das war mein Pfingstquartier am untern Ende von Cametá, ein so zauberisches, wie ich bis dahin noch keins innegehabt hatte.

Unter dem dunkeln Schatten des Mangabaums habe ich vor diesem Naturbilde unnennbare Wonnestunden wachend verträumt, mochte nun morgens die Sonne hinter den Palmeninseln der Ferne aufgehen, oder mittags der Nordostwind vom fernen Meere herein Labung und Erquickung wehen, oder abends, zwei goldene Mondabende, der singende Fluß das Bild des reinen Himmels zitternd wiedergeben und mit den Palmen um die Wette leise dazu rauschen.

War es nun die wundervolle Gegend, oder das prachtvolle Wetter, oder die Stimmung, die das Pfingstfest mit sich bringt, oder war es alles drei zusammen, was mich eigenthümlich anregte: unter dem Einfluß dessen, was um mich und in mir vorging, gewann die seltsam colorirte Einwohnerschaft in und um Cametá einen eigenthümlichen Reiz für mich.

Für Anordnung und Leitung des Pfingstfestes wählt man in den brasilianischen Städten, namentlich auf dem Lande, eine sogenannte Imperatriz (Kaiserin), die sich dann selbst nach Gefallen einen Imperador als Gehülfen auserwählt. So ein Imperador war nun auch in Cametá. Er war ein Bekannter von Herrn La Roque, und aus Höflichkeit mußte dieser sich am Vorabend des Pfingstsonntags dort zeigen. Ich schloß mich ihm mit großer Freude an.

Wir kamen an, als man gerade eine Art von Procession mit Lichtern zur Kirche anordnete. Eine ganz gute Musik ging voran. Ihr folgten einige zu höchst bunten Engeln umgekleidete Mädchen. Dann kam die Imperatriz, ein erwachsenes, junges, gut aussehendes Mädchen mit ungeheuerer Krone aus Pappe, Bändern und Vergoldungen bestehend. Ganz Cametá folgte und füllte die hübsche, reinliche Kirche mit seltsamen Figuren.

Die weibliche Population bildete die überwiegende Majorität. Kaum eine ganz weiße Frauenerscheinung sah ich, dafür aber alle nur möglichen Schattirungen von Weiß durch Gelb und Braun zum tiefsten afrikanischen Schwarz. Offenbar war der Hauptstamm, aus dem diese seltsame Frauenwelt hervorgeknospet war, der indianische, der reine echte Stamm der Tapuis.

Wie sehr sich auch diese so zahlreiche Indianerwelt an den meisten Stellen, wo ihr der herandringende Europäismus zu nahe kam und den offenbarsten Sieg davonzutrageu drohte, tiefer an den Flüssen hinaufziehen und das ganz regellose Waldleben dem gesetzlichen in Städten, Ortschaften oder deren Nachbarschaft vorziehen mochte, so haben sich doch gar viele der Cultur genähert und sich ihr angeschlossen, soweit sie ihnen eben gebracht wurde. So wohnen in und um Cametá noch viele ganz reine Tapuifamilien, manche von fast schwarzbrauner Färbung und echt indianisch-mongolischem Habitus, aus einer Quelle entstanden mit den Chinesen in der fernen Ostwelt, stille, ruhige Naturen, die den Schatten gleich hinter den Meritipalmen am Ufer lieben und ihr bedeutungsloses Dasein harmlos abspinnen. Von diesen bemerkte ich fast keinen in der Kirche, selbst unter den Frauen nicht. Eine ihnen ganz eigenthümliche Blödigkeit hatte sie zurückgehalten.

Desto zahlreicher war die europäisch-indianische Mischung in ihren verschiedenen Abstufungen vertreten in der Kirche,

und noch viel mehr am folgenden Tage durch die ganze Stadt, die den herrlichsten Pfingstsonntag feierte, — jene seltsame Mischung, deren Angehörige Mamelucos genannt werden.

Noch war der Tag nicht völlig angebrochen, als ich mich in der stillen Flut des Flusses bewegte, ohne einen Concurrenten irgendwo beim Baden zu entdecken. Aber schon kamen aus nahen und fernen Palmenwinkeln einzelne Canots mit Tapuifamilien angezogen, vom weißen Segel getrieben oder dem kurzen Ruder mit tellerrundem Blatte, womit diese Ruderer ungemein hastig das Wasser durchschneiden.

Mit welcher Freude durchmusterte ich die Tapuigruppen in den Canots mit meinem kleinen Fernrohr! Meistens rudern zwei Männer vorn und hinten, der letzte Jacoman, Steuerer, genannt; oder es steuert auch eine Frau mit einem festen Ruder von tellerrunder Form. In der Mitte sitzt die Familie, immer mehr Frauen und Mädchen als Männer und Knaben, in weißen, oben offenen Hemden und einem blauen oder sonst dunkeln Rock um die Hüften. Die ältern Frauen rauchen meistens bei solchen Gelegenheiten aus langen, dünnen, in der Regel bunten Holzröhren mit kleinem Mundstück von Blei und einem kleinen schwarzen Thonkopf, der oft vergoldet ist. Kleinere, nußbraune Kinder, meistens ganz nackt bis zu sechs oder acht Jahren hinauf, sitzen zwischendurch. So fahren sie mit ruhigem, stillem Ernst durch den goldenen Morgen zur Kirche; kaum je schien es mir, als ob sie miteinander sprächen. Desto hübschere Gruppen bilden diese schweigenden braunen Menschen. Eine junge Frau sah ich, die mit kundiger Hand steuerte, während sie im linken Arme ihr kleines, nacktes Kind hielt und stillte. Auf dem Rande des Canots saß ein halberwachsenes Mädchen; die konnte es nicht über das Herz bringen, daß der schöne Fluß in der Morgenfrühe so unbenutzt vorbeirennen sollte. Sie hatte den

Rock bis über das Knie aufgeschlagen und plätscherte mit den zierlichen Beinen im Wasser umher. Wahrhaftig, es war eine lebendige Fischerscene aus dem Golf von Neapel! Oder ein Bild vom fernen Taiti!

Mit Herrn La Roque machte ich einen Spaziergang in den Wald, der sich mit seinen Vorposten bis an das Gartenthor meines Gastfreundes drängt. Schmale Fußsteige führen überall hinein in das Dickicht. Kaum einige Schritte braucht man zu thun, so steht man vor der indianischen Wohnung, vor der die stillen, bescheidenen Bewohner freundlich grüßen und gern ihre kleine Anpflanzung zeigen, wenn man das eigentlich eine Anpflanzung nennen will, wo man kaum eine unbedeutende Lichtung entdecken kann. Hier wuchert dann wol der Calebassenbaum mit seinen runden Früchten, deren ausgehöhlte Schale meistens das ganze Hausgeräth bildet, — hier wächst der Orangenbaum mit der düstern Mangifere wetteifernd den hohen Palmen zu, welche dem Tapui mindestens die Hälfte, ja die größere Masse seiner Lebensbedürfnisse fristen. In dichten Gruppen steht am klaren Waldbach die schlanke Jussara und bietet in Menge die reifen Beeren zum Assai. Dicht neben ihr prangt eine der edelsten, wenigstens seltsamsten Palmenformen, die ich bisher sah, die Bacabapalme.

Oenocarpus disticha hat man mit rechtem Geschick eine Palme genannt, die ganz wie die Urania unter den Musaceen nur nach zwei Seiten und nach oben Blätter entwickelt. Der stolzirende Pfau kann seinen Schweif nicht schöner zum regelmäßigen Fächer ausbreiten, als die Bacabapalme ihre gefiederten Blätter treibt. In der wundersamsten Harmonie wächst oben aus schlankem Palmenstamm erst ein Blatt nach links, dann eins nach rechts und so fort abwechselnd, bis der mathematisch genaue Halbkreis fertig ist, in dem sich die Blattspitzen zueinander stellen. Diese Zweizeiligkeit ist höchst

eigenthümlich, ein Eigensinn der Natur, den sie, wie ich schon oben sagte, ganz genau so in der Bildung der Uranien dargestellt hat; und wir müssen sie mit diesem Eigensinn schon laufen lassen und uns freuen über die herrliche Bildung.

Aus den Früchten der Bacaba läßt sich ein öliger Saft herauswaschen, der ganz nahrhaft und süßlich wohlschmeckend sein soll. Doch läuft hierin die schlanke, kleine Euterpe edulis mit ihrem unverwüstlichen Assai allen andern Palmen den Rang ab. Sie ist und bleibt die Wohlthäterin des Tapui in seiner kleinen Waldwohnung; man will keine andere neben ihr anerkennen.

Doch ist damit keineswegs der ganze Reichthum der indianischen Waldwohnung angedeutet. Zu dichtem Gebüsch zusammengedrängt wuchert überall im Walde der Cacaobaum. Weithin glänzt die gelbe, große Fruchtkapsel. Sie enthält außer den bekannten Bohnen eine säuerliche Pulpa, die man mit Zucker conservirt in fester oder gelatinöser Form. Die Bohnen brauchen nur gereinigt zu werden, eine Arbeit, die von den kleinsten Kindern im Schatten verrichtet werden kann und eine Art von geselligem Vereinigungspunkt bildet, wozu sich die Waldnachbarn mit ihren Familien gegenseitig förmlich einladen. Die Bohnen halten für so geringe Arbeit immer einen bedeutenden Preis und werfen fleißigen Sammlern immer einen hübschen Gewinn ab.

Und doch steht der Gewinn, der aus dem Cacaopflücken entsteht, kaum in einigem Verhältniß zu jenem, der aus der Siphonia elastica fließt.

Die Siphonia elastica, der echte Gummibaum, Seringueira, wächst überall im Walde um Cametá, eine schlanke, zu hohen Bäumen aufwachsende Euphorbiacee aus dem Tribus der Crotoneen, also ganz nahe verwandt mit dem Ricinusgebüsch, der Maniocpflanze und der Jatropha, — leicht zu erkennen an den immer zu dreien auf einem langen Stiele

zusammengestellten lanzettförmigen Blättern, welche an ihrem gemeinsamen Vereinigungspunkte einige kleine Drüsen, meistens zwei oder drei zeigen, wie sich solche bei vielen, namentlich baumartigen Euphorbiaceen finden. Häufig stehen die gemeinsamen Blattstiele dieser Dreiblätter wieder zu dreien zusammen. Der ganze Baum hat einen schlanken Habitus und meistens nicht übermäßig viel Laub.

Desto größer ist der Reichthum, der in seinem Innern fließt. Kaum ein Blatt braucht man abzubrechen, kaum mit dem Daumennagel die Rinde etwas zu verwunden, so fließt hastig aus der Wunde eine weiße Milch heraus, welche aufgefangen in ein aus frischem Lehm gemachtes Gefäß und dann über eine beliebige Form gestrichen und im Rauche von den brennenden Nüssen der Attaleenpalmen getrocknet und geschwärzt, das bekannte Gummi-elasticum liefert, jenes berühmte, so vielfach angewandte Product, welches noch durch kein Surrogat aus seiner Alleinherrschaft hat verdrängt werden können und deswegen immer bedeutend preishaltig ist. Mit fleißigem Gummisammeln kann hier ein thätiger Mensch reich werden, ohne sich viel mit Arbeit zu plagen.

Nur erinnern darf ich neben diesem Reichthum an die verschiedenen Arten von Anonaceen mit zuckersüßen Früchten, nur erinnern an die zu mächtigem Baume aufwuchernde Pacouri, jene Platonia insignis, vielleicht die höchste unter den Clusiaceen oder Guttiferen, deren Früchte ein angenehmes Essen liefern, besonders aber mit Zucker eingemacht hoch geschätzt sind und weit versandt werden, sodaß man sie schon in Europa kennt.

Ueber alle diese, ja über alle Laubgipfel des Waldes ragt nun hoch hervor die Bertholletia excelsa, aus der Familie der Lecythidaceen, aber dennoch wesentlich verschieden von der Lecythis ollaria, wie man auf den ersten Blick, den man auf beide Bäume wirft, erkennen kann. Denn

während die Lecythis ollaria, die echte Sapucaia, einen mächtigen, fast walzenrunden Stamm mit rauher Rinde liefert, welcher schnurgerade emporstrebt zu 70—80 Fuß, ohne einen einzigen Ast abzugeben, und dann erst eine im Verhältniß zum Stamme auffallend kleine Laubkrone bildet, löst sich der gewaltige Stamm der Bertholletia excelsa schon früher zu Aesten und einer schönen, weitausgedehnten Krone auf. Auch sind die Blätter beider verschieden, erstere kleiner, letztere größer und dichter zusammengedrängt. Bei der Sapucaia bleibt der große, plumpe Fruchttopf am Aste sitzen; der nach unten gekehrte Deckel fällt ab, und ihm folgen die mit einer lederartigen Schale bedeckten Nüsse bald nach, während der Topf sitzen bleibt am Aste, ja oft auf Monate. Nicht so die Bertholletia. Hier fault, wenn die Frucht reif ist, der Fruchtstiel ab, und die kugelrunde Frucht fällt, ohne aufzuspringen, zur Erde. Zwar zeigt sich am obern Ende der Kugelfrucht die Zeichnung eines Deckels; ja man findet sogar manchmal in seiner Mitte ein kleines Loch, die offene Narbe der zerfallenden Mittelsäule in der Frucht; aber die Kugel öffnet sich nicht gutwillig, sondern bedarf, um sich zersprengen zu lassen, einiger tüchtiger Axthiebe. Springt sie dann auf, so fallen jene allbekannten länglich dreieckigen Nüsse mit harter, rauher Schale heraus, die in allen Handelsstädten unter dem Namen von Paranüssen verkauft werden. So gewaltig ist die Gesammtfrucht, daß sie beim Herunterfallen tief einschlägt in den Boden.

So der Reichthum, der um die Wohnung des Waldbewohners herumwuchert, der mannichfachen Blütenpracht hoch oben auf den Gipfeln von einzelnen Leguminosen, im Gebüsche zahlreicher Apocyneen, auf anmuthig kleinen Melastomen gar nicht zu gedenken.

Und dazu noch die liebliche Zusammenstellung dieser Einzelformen! Unser Weg führte uns über eine lange, unscheln-

liche Brücke, unter welcher ein kleiner, klarer Bach hindurch-eilte, — die Brücke von Curimão. Von ihr zu beiden Seiten hin kann man eine kleine Strecke in den Wald hineinsehen, zwischen lieblichen Palmen und mannichfachen Laubbäumen hindurch, während freundliche Sonnenblicke durch die vom kühlen Winde bewegten Blätter beider Pflanzengruppen hindurchgleiten bis auf den Boden des klaren Wassers. Das ist die ganze Herrlichkeit der einfachen Holzbrücke von Curimão, und doch möchte ich jedem nur ein Moment der Anschauung von dieser Brücke hinab gönnen. Er würde solch Moment nie wieder vergessen.

Aber bei all dieser Naturschönheit kommt kein höherer Aufschwung in der Seele des Waldbewohuers zu Stande; bei allem Reichthum um ihn herum ist und bleibt er arm; denn er kennt keine Freude am Besitz. Ganz regelmäßig trifft man, wenn man an diese manchmal ganz netten, von hohem Palmdach überbauten Waldhäuser tritt, den Mann faul sich in der Hängematte schaukelnd; oder er treibt sich im Walde, in der Stadt, auf dem Flusse umher. Eine ältere Frau kommt meistens zum Vorschein und schwatzt gar zu gern mit dem Fremden, während braune, meistens ganz nackte Jungen mit frischen Schelmengesichtern, glänzend schwarzem, kurzem Haar, derben und zugleich ungemein wohl proportionirten Körperformen umherrennen oder zuthulich dem Ankommenden entgegenkommen und gern mit ihm reden.

Vor der Thür aber liegt auf einer Matte im Schatten des vorspringenden Daches die Tochter, oft ein so reizendes Geschöpf, wie die braune Kleopatra nicht reizender sein konnte, zumal dann, wenn schon europäisches Blut in die Familie eingeflossen ist, halb verlegen, halb neugierig den Fremden anblickend, der durch den Wald gegangen kommt, ohne eigentlich etwas Besonderes zu wollen; wie man denn im heißen Klima nicht begreifen kann, wie jemand mehr als

die allernothwendigsten Bewegungen macht und zum Vergnügen umhergeht.

Die gemischte Frauenrasse von Cametá! Eine eigene, vielfach anregende Studie könnte der Reisende über diese hellbraune und dunkelbraune Welt machen, ohne damit das anziehende Thema erschöpft zu haben.

In den meisten Weltgegenden, namentlich in größern Handelsstädten ist den Frauen und Mädchen gemischter Rassen das trübe, traurige Los geworden, neben den rein europäischen Descendenten eine zweite, viel geringer geachtete und selbst verachtete Klasse zu bilden, namentlich in sittlicher Beziehung. Fast überall hat man sie zu Bajaderen und Töchtern wilder Leidenschaften machen wollen und nie daran glauben können, daß auch in diesen Menschenklassen sich gute Gesinnung und Gesittung entwickeln und behaupten könne.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß Hunderte von malen bei diesen gemischten Rassen Leidenschaft in jeder Beziehung den Sieg davontrage über Grundsatz und Wollen oder gar Dürfen. Es liegt in ihnen allerdings ein gewisser Epikuräismus. Eine Freude, ein Vergnügen bis zum vollsten Zuge aus dem Becher des Genusses mag ihnen erlaubt erscheinen, solange niemand ein Unrecht, Schade, eine Beeinträchtigung entsteht aus solchem Genuß und Vergnügen.

Je weiter nun das Menschengemisch von Europas strengern Formen und Anforderungen fern liegt, desto selbstverständlicher erscheint ihm das Nachgehen natürlicher Anforderungen und Leidenschaften. Wenn wir die Geschichte fast aller Südseeinseln lesen, wenn wir die ersten Naturklänge von dorther vernehmen, wie sie von einem Wallace, von Byron, Cook, King und allen Nachfolgenden zu uns gebracht worden sind, so wissen wir wirklich nicht, was wir dazu denken und sagen sollen. Mich hat immer eine tiefe Wehmuth erfaßt, wenn ich von jenen Inseln, von Hawahi und

Taiti las, auf denen ein durch und durch poetisches Naturleben zu herrschen scheint und unmittelbar daneben eine bewußtlose, grausige Verderbtheit liegt, — eine tiefe Wehmuth, wenn ich las, wie dort die reizende Tochter der Eilande dem ankommenden Europäer nach kurzem Besinnen mit Leib und Seele und allem Sein und Sinnen in die Arme sinkt, und der schmutzige Matros um einen eisernen Nagel als Gegengeschenk von derselben lieblichen Creatur mit all ihrer Gunst beschenkt wird.

Viel weniger farbenreich, ja viel einfacher mag am Tocantins die indianische Menschenwelt den Europäern entgegengetreten sein. Und so ist denn auch als unvermeidliche Folge davon die gemischte Population eine viel einfachere, ruhigere, bescheidenere geworden. Wenigstens schien mir die Welt von Cametá eine solche zu sein. Still und ruhig und doch voll Freude ging alles der Feier des Pfingstfestes nach, einer dem andern ganz gleich, keiner gering geschätzt um seine Farbe, sein Herkommen, mochte nun mehr europäischer Ausdruck, mehr indianische Form oder selbst mehr afrikanische Färbung den Ton angeben. Nirgends war lauter Lärm, nirgends eine Unordnung, nirgends auch nur die geringste Verletzung von Sittlichkeit und Schicklichkeit. Gewiß mit vollem Recht sagte mir der feingebildete Dr. Peiroto, Municipalrichter der Stadt, daß weder bei solchen Gelegenheiten, noch im Gange des gewöhnlichen Lebens irgendetwas Polizeiwidriges vorfiele, und daß er vielleicht das friedlichste Völkchen, was man nur finden könnte, zu bewachen hätte, ein Völkchen von großen, sehr ausgewachsenen Kindern.

Und ich glaubte ihm vollkommen. Die ganze Menschenwelt war auf der Straße; aber keiner hatte vorher sein Haus verschlossen oder die Thür angelehnt. Männer und Frauen, junge Mädchen und junge Leute gingen durcheinander, ganz wie es der Zufall fügte, aber keiner kam dem andern zu nahe

oder kränkte ihn. Wirklich, diese farbige Menschenwelt hatte etwas Anmuthiges an sich.

Wenn man nun wissen will, was dieser eigenthümlichen Menschenwelt ein ganz besonderes Gepräge gibt, so sind das zwei Factoren, das Faulenzen und das Baden, beide für Cametá so wesentlich wie das Doppelgepräge für eine Denkmünze.

Faulenzen und Baden! Wenn die Faulheit nicht das erste aller Laster wäre, so würde ich dreist behaupten, in Cametá wäre sie eine graziöse Tugend. Und wenn das Baden nicht solche Tugend wäre als Mutter der Reinlichkeit, so möchte ich wol glauben, daß sie in Cametá zum Laster, zum zeitraubenden Laster wird.

Kein Arbeitsgeräusch stört in Cametá die öffentliche Ruhe. Wo man hingeht und hinschaut, wird man gar leicht eine Hängematte schwingen sehen, in welcher sich eine vom Nichtsthun ausruhende Creatur eine mäßige Bewegung macht. Diese Hängemattenwirthschaft ist ganz allgemein ausgedehnt. Die Hängematte ist Bett, Stuhl, Sofa, und darum in manchen Zimmern, wenn man überhaupt von solchen reden will, die einzige Mobilie, die immer benutzte, immer bewegte. Nicht von der Arbeit ruht man in ihr aus, sondern vom Baden. Nirgends, kaum auf den Inseln der Südsee, mag das Baden so professionsmäßig getrieben werden wie am Tocantins. Hier badet alles; und wenn man dem Baden zusieht, so möchte man glauben, die Leute am Tocantins seien eigentlich Wassermenschen, die nur zu einzelnen Zeiten auf das Trockene steigen.

Diese Badescenerien sind so eigenthümlich, daß wir ihnen einige Worte schenken müssen.

Unwiderstehlich ist die Anziehungskraft des herrlichen Flusses. Ganz absichtslos sieht man häufig einzelne Männer,

Frauen, Knaben und Mädchen an denselben herankommen. Der Mann will in ein Canot steigen; aber kaum spült die Welle bis an seine Füße, und er wirft die leichte Kleidung ab, um sich selbst ins Wasser zu werfen. Die Frau kommt ihre Gartentreppe hinunter, um irgendein Stückchen Zeug, eine Calebasse, einen Topf auszuspülen; und nur eben an die Fingerspitzen leckt die kühle Flut, so wird auch die Frau das schneeweiße Hemd von sich werfen und mit dem einfachen Rock oder ganz unbekleidet ins Wasser springen, einige Züge schwimmen und davongehen, im Gehen sich das Hemd überwerfend.

Wenn eine Mutter ihren Jungen an den Fluß hinunterschickt zu irgendeiner Handreichung, so kann sie fest darauf rechnen, daß der Bursche ungerufen nicht wiederkommt. Schnaufend, plätscherud und jubelnd schwimmt er mit den Altersgenossen seiner eigenen Amphibiennatur umher; sie tauchen sich, verschwinden, sind über dem Wasser, unter dem Wasser; und um recht tief, recht lange unten im Grunde zu bleiben, nehmen sie vom Ufer zwei große Thonklumpen in die Hand; damit versenken sie sich; man sieht oft mit Angst hin; aber solch braunes Völkchen ertrinkt nicht. Wie oft sah ich braungelbe Bürschchen von acht bis zehn Jahren, wenn die Flut recht hoch war, hoch von einer Treppe, einem Pfahl, einem Geländer kopfwärts herunterstürzen. Wie oft trieben sie ihr Spiel im Wasser mit Nachahmen der sogenannten Tummler, welche im Moment des halben Heraustauchens, was sie in einem halben Bogen und im Fortbewegen thun, schnarchend Luft holen. So auch diese Knaben. Im Halbbogen tauchten sie auf, holten schnarchend Luft und waren wieder verschwunden. Ganz kleine Kerle aber, die noch nicht legitim sind im wilden Badetumult der größern, begnügen sich damit, unter großer Mühe in ein Canot zu klettern und vom äußern Ende desselben in das Wasser zu springen. Mit

vier bis fünf Zügen sind sie wieder am Ufer, um unter vieler Arbeit dasselbe Experiment zu machen.

Selbst junge Mädchen von 12 bis 14 Jahren nehmen noch unbefangen am gemeinsamen Baden theil, liebliche Juffarapalmen, an deren oberm Stamm die Blütenknospen mächtig emporschwellen, um zur vollsten Entwickelung zu gelangen, während die erwachsenen jungen Mädchen in kleinern Rudeln einige Schritte weiter gehen, um am Waldrande zu baden. Vier solche schlanke Euterpenmädchen fand ich einmal in einer stillen Waldesbucht sich baden, als ich auf einsamem, kaum gangbarem Pfade spazieren ging. Bis zu den Hüften stieg den lieben, hellbraunen Kindern die lockende und kühlende Flut, an der sie gar nicht satt werden konnten. Dann schwamm wol die eine oder andere in ruhigen Zügen um die Gruppe herum, und das feine, schwarze, üppige Haar floß über den überfluteten Rücken hin. Oder zwei faßten sich kichernd und ringend, um sich unterzutauchen, gingen aber im gleichen Kampfe beide unter und blieben ein Moment ganz verschwunden, bis sie, vom Wasser fortgetragen, einige Klafter abwärts einzeln wieder zum Vorschein kamen und schnaufend zu den Gefährtinnen zurückschwammen, wo sie dann alle ans Ufer gingen, niederhockten und vor dem Ankleiden aus dem üppigen schwarzen Haar seitlich über die Schulter hin das Wasser ausdrückten, welches perlend über den schönen Rücken hinabrollte.

Solch eine einzige Gruppe an der Flut des Tocantins, unter Palmen und dunkelm Cacaogebüsch, ist ein gar liebes Bild, ein stilles, heiliges Waldgemälde.

Und doch sah ich eins, was noch reizender war. Eine junge Frau gemischter Rasse kam mit einem lieben kleinen nackten Kerl von etwa sechs Jahren an den Fluß. Nur mit einem blauen Röckchen um die Hüften ging die schlanke Frau in das Wasser, und in unendlicher Anmuth umschwammen

sich Mutter und Kind, bis die Mutter dicht am Ufer niederhockte, damit der kleine Fratz ihr den Rücken waschen sollte. Das that er auch, aber wenn er drei bis viermal mit der kleinen Hand über die schöne Wellenlinie des Rückens gefahren war, gab er der Mutter mit voller Hand einen Schlag, daß es weithin klatschte. Die junge Mutter drehte sich dann schnell um und drohte scherzend, und das Kind wollte umfallen vor Lachen. Das dumme Spiel, was eben nur für Mutter und Kind Sinn und Verstand und endlose Wonne hat, trieben sie lange fort.

Dieses Baden und Schwimmen und Tauchen hat nun eine doppelte Folge. Das Personal von Cametá, namentlich das weibliche, ist das reinlichste, was ich in meinem Leben getroffen habe, und kann allen andern weniger badenden Menschengeschlechtern recht zum Vorbild und Muster dienen. Heller oder dunkler, diese Frauen und Mädchen haben eine Reinheit der Haut an Armen, Schultern, Hals und Gesicht, die wirklich selten, aber in Cametá ganz allgemein ist. Ihre Haut duftet förmlich den Wasserdunst des Flusses aus, ohne auch nur im geringsten, wie es am Aequator und bei der gemischten Klasse sonst wol häufig vorkommt, einen Geruch von Transspiration zu verrathen. So dicht zusammengedrängt gingen wir am Pfingstfest in der Straße, so angefüllt war die Kirche, so ganz nahe bei mir vorbei zogen die zahlreichen Menschen, und doch verrieth niemand irgendwelchen Hautdunst, als nur den der vollen Frische und Reinheit.

Aber auch eine seltene, wenigstens für heiße Gegenden seltene Frische der Form und des ganzen Tonus ruft das viele Baden im Flusse hervor. Das heiße Klima und eine gewisse Naivetät bewirken eine große Freiheit der Toilette bei Frauen und Mädchen. Selbst in Häusern, welche Wohlhabenheit und Erziehung verriethen, sah ich bei den jungen Mädchen, die dem Pfingstpersonal in der Straße zusahen,

eine zierliche Nachlässigkeit, die man in einer Weltstadt für wilde Koketterie halten würde, die mir aber wie die unbefangenste Natur erschien. Ob ein Modeladen in Cametá ist, oder eine pariser Schneiderin den Mädchen die Kleider zuschneidet, weiß ich nicht. Doch hatten sie meistens wenig Zeug für den obern Theil des Kleides genommen, Aermel waren kaum zwei bis drei Finger breit, alles saß weit und lose, locker und luftig, und die schönen, von keinem Schnürleib eingezwängten und gehaltenen Frauenformen wurden ebenso frei vom kühlenden Nordostwinde umspült und frisch gehalten wie von den Wellen des palmenreichen Tocantins. Mir schien eben, wie gesagt, eine unendliche Naivetät in dieser sonst vollkommen geschmackvollen Kleidung zu liegen; lebhaft erinnerte sie mich daran, daß die Großmütter von manchen dieser selbst sehr hellen, fast ganz europäisch aussehenden Mädchen vielleicht kaum mit einigem Federschmuck behängt auf demselben Tocantins gefahren waren, an welchem die Enkelinnen jetzt die Uebergangsperiode zu einer vollkommen europäischen Kleidung durchmachten.

Höchst merkwürdig ist es, wie in Vermischung mit europäischem Element auch Form und Farbe sich schnell aufklärt. Ich habe Töchter von echten Indianerinnen und europäischen Vätern gesehen, die wirklich fast ganz hell waren. Aber dennoch verrathen noch die feingeschnittenen, scharf schwarz gezeichneten Augenbrauen, die langen, seidenen Augenwimpern und das schwarze Auge, aus dem eine seltsame wehmüthige Sehnsucht herausblickt, dazu eine gewisse schmächtige Zierlichkeit der Schultern mit schönen, reichlichen Busenformen und unendlich kleine Füße und Hände die Enkelin, ja die Tochter der Indianerin. Das Schönste an dieser Enkelin, dieser Tochter ist das schwarze Haar. Während die echten Indianer sehr dichtes, schwarzes, aber straffes Haar haben, wird es bei den Mädchen gemischten Ursprungs, den

Mamelucas (während die aus indianisch-afrikanischer Mischung entstandenen Frauen Mistiças genannt werden im Norden von Brasilien), fein und von seidenartigem Ansehen. Der Ueberfluß dieses schwarzen, in reichen, halblockern Massen um den Kopf geschlungenen Haars ist prächtig, ein wahrhaftes Diadem auf brauner Stirn.

So gab mir denn das Anschauen von Fluß, Wald und Menschheit in Cametá mannichfache Belehrung; war doch Cametá recht eigentlich der Eingang in die indianische Welt des Amazonenstromgebiets und ihre Mischung mit der europäischen.

Und ebendeswegen mischte sich mir in all den Zauber dieser eigenthümlichen Welt, in wie prächtigen Farben, in wie schönen Formen sie sich auch mir gerade am Pfingstfest zeigen mochte, eine eigene Wehmuth.

Auch hier wird einst, auch hier am breiten, ungezügelten Tocantins, die Zeit kommen, wo die blassen Gesichter, die im Tropenklima noch blasser und elender aussehen, numerisch vorherrschen werden, wie sie denn ja schon lange durch Ueberlegenheit herrschen; — kommen wird die Zeit, wo die braunen, stillen Menschen ganz verschwinden werden. Cametá wird dann größer, eine bedeutende Stadt werden mit allen Schattenseiten und Vorzügen einer großen Stadt. Und aus den zierlichen Mädchen, die jetzt noch in unbefangener Naivetät ihre halbindianischen Reize verrathen und errathen lassen und sich selbst wol einem Einzigen in bleibender Treue hingeben, ohne den Formensegen einer hohlen, schlecht verwalteten Kirche zu solchem Naturehelebеn nothwendig zu finden, werden gewandte, schlaue Krämerinnen und Verkäuferinnen derselben Anmuth, die mir eben solchen Eindruck machte, wie die Anmuth der Mauritien und Euterpen.

Das waren die Empfindungen, die mich in den letzten Augenblicken, welche ich unter dem dunkeln Manga-

baum im Garten des Herrn La Roque zubrachte, durchzogen.

Wir stiegen die Treppe hinunter in das Boot. Mein neuer, biederer Freund begleitete mich an Bord; wir schieden, ich von ihm, um ihn mit seiner reizenden Wohnung nie wieder zu vergessen.

Mit vollem Strome schoß unser Dampfer den mächtigen Tocantins hinunter. Da lag links noch die kleine, freundliche Aldea dos Parijós, eine ehemalige Mission, in welcher man den Tapuistamm der Parijós zu cultiviren suchte; und weiterhin das noch kleinere Vacajá. Vor den kleinen Kirchen beider wehten weiße Pfingstflaggen. Dann ging alles in dichten Wald über; nur einzelne graue Wohnungen waren zwischen den Mauritiastämmen zu erkennen, — Cametá sank unter, und an seiner Stelle berührte wieder der Flußhorizont den Himmel hinter uns. Ein offenes Meer schien dort zu liegen.

Weit auf that sich der Busen von Marajó. Der Dampfer durcheilte ihn, während wir schliefen. Als der Tag anbrach, erkannten wir die zackigen Kirchengiebel von Pará und gingen eine Stunde darauf an das Land.

Mir war aber seitdem zu Muthe, als ob ich das tropische, halbindianische, halbeuropäische Idyll von Cametá nie wieder vergessen könnte, nie wieder vergessen dürfte, einen Naturlaut, wie er nie wieder seitdem von mir vernommen worden ist, was auch noch später an enharmonischen Accorden aus dem Walde, von den Inseln, über den Strömen zu mir herübergetragen ward. Man sagte mir auch gleich, daß ich solch eigenthümliches Zusammentreffen von beginnender Cultur und Gesittung mit unberührter Natur wie in Cametá wol nicht wieder treffen würde.

Da ist keine Romantik, die mit Glacéhandschuhen im kleinen Nachen über den Lac d'Enghien dahinrudert, wie ich

das bei Paris gesehen habe, keine Vierländertracht, die an den Straßenecken von Hamburg Rosen verkauft und unter dem niedlichen Maskenanzuge manche andere Intrigue macht, — auch nicht die geringste Romantik in Bildung und Literatur, wie sie allein dem überbildeten Europa noch schmackhaft erscheint.

Ob Lesen, Schreiben, Rechnen schon durchweg in Cametá vorkommt, weiß ich nicht. In den nächsten Waldwohnungen bringt die Jugend es nicht einmal zum Zählen.

Ich stand vor solcher Waldwohnung dicht am Flusse; eine ältere Frau zeigte mir die umstehenden Waldbäume. Da kam aus einem Fußsteig ihre Nichte gegangen, ein hübscher, lebendiger Kindeskopf auf den prächtigen Schultern und dem schlanken Körper einer aufblühenden Jungfrau, die lieblichste Anomalie, die man sehen konnte.

Um mir dieses Waldphänomen klar zu machen, fragte ich sie: „Wie alt bist du?" Nach einigem Stillschweigen und Nachdenken sagte sie halblachend: „Vierzig Jahre!" Ich nahm das für einen Scherz und erwiderte sehr ruhig: „Da bist du noch recht jung; ich bin schon 80 Jahre alt." Ohne den geringsten Ausdruck von Zweifel sah sie mich an. Die ältere Frau aber sagte: „Das Kind hat noch nicht das Zählen gelernt."

Und nun erst merkte ich, daß das große Kind, recht eigentlich in growth a woman but in mind a child, keinen Scherz machen wollte, sondern, um vor dem fremden Manne nicht gar zu dumm zu erscheinen, ihr Alter in Zahlen aussprach. Da erschien es mir, als ob im Hintergrunde des unbefangenen Auges dennoch ein Stück echter Evanatur durchblickte! Wenn man im parfümirten Europa ein Mädchen von 14 Jahren noch zur Klasse der großen Kinder schlagen will, wird es leicht gereizt; denn es möchte lieber 16 Jahre alt sein. Solch ein Empfindungsproceß ging

auch wol in jenem hellbraunen Kinde vor. Ganz bestimmt wußte sie nicht den Unterschied zwischen 10 und 40 Jahren, wenn man ihr nicht zugleich den Zahlenunterschied an 10 und 40 Paranüssen oder Cacaobohnen klar machte. Und doch sagte sie in dieser Unwissenheit nicht: ich bin 10 Jahre alt, sondern: ich bin 40 Jahre alt! Sicher ist sicher; für ein wirkliches Kind wollte sie nun einmal nicht gehalten sein, oder vielmehr wollte sie gar nichts; aber die Frauennatur in ihr schob diesmal das Kind beiseite, ohne die Eignerin beider um Rath zu fragen, und gab ein Lebensalter an, in welchem man gewiß kein Kind mehr ist.

Und doch wieder das Kind! In der Hand hatte sie ein Paar zierlicher Schnürstiefel von französischem Herkommen, welche sie halb verstohlen mit sichtlicher Freude anblickte. Offenbar wollte die Familie zur Stadt gehen; das Kind hatte auch einen Oberrock von leichtem Baumwollzeuge an, oben am Halse dicht zugeknöpft und fest um die Hüften mittels eines Bandes zusammengezogen. Von irgendwelcher Unterkleidung schien nicht die Rede zu sein; auch entdeckte ich, als sie sich hin- und herbewegte, keine Strümpfe, aber ein Paar wunderhübsche Füße, deren reizende Form andeutete, daß das Paar Schnürstiefel in der Hand des Mädchens wahrscheinlich das erste wäre, was sie in ihrem Leben bekommen hatte. Das war ihr aber unbequem, und sie wollte ihre neuen Stiefel bis zum nahen Cametá in der Hand tragen; da konnte sie zugleich dieselben besser ansehen.

Sonst war nicht der geringste Schmuck an ihr, nicht einmal eine Blume im Haar, wie sie das sonst wol im Walde und in der Stadt tragen. Vielmehr triefte das volle schwarze Haar noch vom Wasser des eben genommenen Bades; das ganze Kind duftete wie eine Maiwiese nach einem Gewitterschauer. In 14 Tagen sollte sie heirathen! Das sagte sie selbst in drr unbefangensten Weise. Und seltsam genug sagte

sie nicht: Em quinze dias vou cazar-me, sondern: Quero cazar-me, ich will mich verheirathen. Das Kind, was kurz vorher nicht bis fünf zählen zu können schien, wenigstens nicht bis funfzehn, hatte offenbar ganz nach eigenem Willen sich schon eine Verheirathung besorgt und wollte nach 14 Tagen heirathen und wird es ganz gewiß, aus reinem Eigensinn eines großen Kindes.

Und so, ganz genau so ist die ganze Uebergangsgeneration am untern Tocantins. Während die ganz reine indianische Form, die eigentlichen wilden Tapuis, sich vor den nahenden Europäern an dem Strome hinaufgezogen haben und dort in den Wäldern tribusweise bis zu 4000 Individuen zusammenleben, wenn man sich auf ihr Zählen verlassen will, ist diese Uebergangsgeneration, heller an Farbe, viel schöner an Form, halb im Walde versteckt in und um Cametá wohnhaft geblieben. Mehr und mehr dringt längs des mächtigen Flusses die Cultur zur kleinen Stadt hinauf; auf schmalen, aber wohl befahrbaren Fußpfaden geht sie von der Stadt zu den einzelnen Waldwohnungen und sucht aus den Kindern des Waldes kräftige, vollgewachsene Gesittungsmenschen zu bilden.

Das gelingt der Cultur auch, gelingt ihr in vielen Beziehungen. Ordentlicher wird das Dach gehalten, schicklicher die leichte Kleidung zugeschnitten, abgerundeter die ganze Lebensform dargestellt. Und doch bleibt ein kindlicher, kindischer Zustand über dieser Form schweben, wie der kindliche Kopf jenes Mädchens über entwickeltern Mädchenformen saß. Wo die Sonne fortwährend lothrecht über dem Walde steht und nur ein wenig bald nach der einen, bald nach der andern Seite sich neigt, wo die Meritipalmen ewig grünen, der dunkle Cacaobaum immer seine goldgelben Früchte bietet und die lieblich schlanke Jussarapalme eine Blüte nach der andern treibt, eine blaue Beerentraube nach der andern reifen

läßt zum Assai, da zählt man keine Jahre und nennt kein Alter, und darf sich eben nicht wundern, wenn man große Kinder trifft, die wirklich nicht zählen können.

Ebenso wenig darf man sich wundern, wenn sie nicht arbeiten! In allem Ernste werfe ich hier die Frage auf: Was sollen sie denn arbeiten? Etwa den Wald umhauen, der ihnen alles liefert, Assai, Palmenkohl, Nüsse, Cacao, Gummi und dazu noch schmackhaftes Wild? Die Feier, den Frieden, die stille Harmonie der Natur stören, mit klirrender Axt und prasselndem Feuer stören und zerstören, um geringere Nahrung, und noch dazu eine ihnen ganz fremdartige zu erzielen?

Und sollen sie, wenn man ihnen so den Wald, ihr erstes Lebenselement, und die Faulheit im Walde nimmt, auch noch das zweite Lebenselement, den Fluß und das Baden in demselben aufgeben? Sollen sie vor lauter Arbeitstumult etwa schmuzig und widerlich werden? Dazu, welche tiefe Bedeutung hat das Baden nicht bei ihnen!

Kaum irgendeine Landstraße gibt es, kaum einen Spaziergang. Dazu echauffirt das Gehen und fast ebenso viel noch das Reiten, und ruft Transspiration hervor. Und wer hat am Ende ein Pferd, wenn der Fluß mit seinen weiten Armen die alleinige Landstraße bildet?

So vertritt denn der Tocantins die öffentliche Promenade und das Schwimmen in ihm die Leibesbewegung, gerade in einem heißen Klima die angenehmste. Nicht einmal die Füße brauchen den Körper zu tragen; kaum braucht man Hände und Füße zu regen, um von den Wellen getragen zu werden und hin und her in ihnen zu schweben. Und bei dieser Bewegung wird man nicht einmal warm und geräth in keine Transspiration, ganz abgesehen davon, daß damit ein Theil der Zeit und Langeweile hingeht.

Auch für die jungen Mädchen hat das Bad seine eigene

Bedeutung. Gesellschaft, Ball, Theater und Oper gibt es noch nicht in Cametá. Um nun doch einen Ersatz zu haben für all diese Entbehrungen, gehen sie zusammen zum Baden. Im waldumschatteten Wasser stehend oder umeinander herumschwimmend lachen sie dort miteinander oder klagen sich einander ihr Leid und ihre heimlichsten Herzensangelegenheiten, die eben nur der Tocantins zu hören bekommt. Sie sind da recht eigentlich im indianischen Element, dem sie zur Hälfte gehören nach ihrer Abstammung; und manche mag da wol der Zeit gedenken, wo die Tapuimädchen hier freier als jetzt durch den Wald zogen und kaum mehr als einiger bunter Ararafedern bedurften, um die Toilette fertig zu machen. Im Schwimmen wetteifern sie, nicht im Tanzen; daher darf man sich nicht wundern, wenn sie auf einsamem Waldwege die engen Schuhe in der Hand tragen und sie erst vor der Stadt oder auch vielleicht manchmal gar nicht anziehen.

Doch fürchte ich meine Leser zu lange am Wald und Fluß von Cametá mit Kleinlichkeiten aufzuhalten. Lassen wir das liebliche Palmenleben abgethan sein!

Einige Ausflüge, die ich um Pará herum vorhatte nach meiner Rückkehr von Cametá, mußte ich fast durchweg aufschieben. Doch bot mir eine Nachmittagsfahrt nach S.-João, etwa eine halbe deutsche Meile nordöstlich von Pará, vielfaches Interesse dar. Dort ist eine einfache, aber ausgedehnte Anpflanzung eines guterzogenen, lebensfrischen Brasilianers, Senhor Bruno. Aus dem der wilden Natur abgekämpften Wiesenteppich ragt in zwangloser Regellosigkeit und dennoch in wohlbeherrschter Ordnung die üppige Kokospalme in allen Altersstufen heraus, zwischen dem Palmetum dunkle Mangabäume und die hohe Spondiasart Cajaseiro, von viel saftigerm Ansehen, als wir sie in Rio kennen. Zum ersten male zeigte man mir auch den hohen, vielverästeten Baum, welcher

die Tonkabohne liefert, Dipteryx odorata, eine Papilionacee von den 6—700 Arten, die sich allein im tropischen Amerika finden und wahrscheinlich noch um ein volles Drittel dieser Anzahl sich vermehren lassen. Besondere Aufmerksamkeit erregte mir auch der umgehauene Stamm eines Genipapeiro, der mich wegen seiner Dicke und Unregelmäßigkeit glauben machte, er hätte einer wilden Feigenart angehört. Wol an drei Fuß konnte der Durchmesser des Stamms am untern Ende betragen. Vielleicht möchten wir in dieser Genipa Brasiliensis, deren Blüte von gar lieblichem Duft ist nach Art der Gardenien, das Maximum der Ausdehnung unter den Cinchoneen finden. Duft und Familienverwandtschaft aber rufen in der Erinnerung des nordischen Reisenden das kleine, bescheidene Bild der Asperula odorata, des vielbesungenen Waldmeisters, hervor.

Ein hoher Baum zwischen diesen erschien mir fremd. Eine üppige Belaubung um luftige Zweige, dicke, saftgrüne Blätter ließen fast auf eine Clusiacee schließen. Doch sprach dagegen die Frucht, deren Ansehen mich auf das lebhafteste an unsere Roßkastanie erinnerte. Der Baum heißt Andiroba (Carapa guiannensis), aus seinen Kastanien wird ein Oel zum Brennen gepreßt.

Dort Andiroba ein hoher Waldbaum; an beschatteten Flüssen Rhandiroba und auch Andiroba genannt, eine zarte Cucurbitacee eigener Art, ebenfalls mit ölgebenden Mandeln! Ich vermuthe, das Wort Andiroba heißt in der Tupisprache weiter nichts als Oel. Andiroba wäre dann ein Oelbaum, Rhandiroba dann eine Pseudoölpflanze, wie denn der Vorschlag von Rh eine Negation ausdrückt, wie z. B. bei den Botocuden ampiep gut, nhampiep nicht gut heißt.

Wenigstens ist diese Erklärung, wie es mir scheint, die einzige, wenn man in der Sprache des Urwaldes zwei Ge-

wächse, in Form und Ausdehnung von der allerverschiedensten Art, mit gleichem Namen belegt findet.

Recht interessant und für den Besitzer lucrativ ist auch ein Steinbruch in S.-João, den man im aufgeschwemmten Boden von Pará kaum vermuthen sollte. Das Gestein selbst, wenn es so genannt werden kann, ist ein ungemein lockerer, loser Sandstein, fast nur ein grober, conglomerirter Sand von schwarzröthlicher Färbung, offenbar mit starker Eisenbeimischung, welche letztere Beimischung an manchen Stellen bedeutendere Schwere und Metallcohärenz hervorruft. Einzelne goldfarbig angehauchte Stellen und rothgrüne Atome lassen auf Beimengungen von Schwefelkies und andere Kupfermischungen schließen. Der Stein wird zum Bauen und namentlich zu Straßenbauten vielfach benutzt.

Ein hereinbrechender Regen und beginnende Dunkelheit hinderten uns am Wiederaufsuchen einer mineralogischen Ader, die mich eigentlich am meisten zum Besuch von S.-João eingeladen hatte.

In Pernambuco fand ich zwischen den Haufen von Granitfragmenten und graugrünen Kalksteinstücken, mit denen man auf der Boa-Vista dicht am Wasser ein großes Lyceum baute, schwarze Fragmente von bedeutender Schwere und metallartiger Dichtigkeit. Ebenso wie mir die Arbeiter den Fundort der andern Steine genau angaben, sagten sie mir, diese schweren, harten Steine kämen von der Insel Fernando de Noronha. Ich hatte keinen Grund daran zu zweifeln, um so mehr, da diese schwarzen Massen die entschiedensten Spuren vulkanischen Einflusses an sich trugen, wie solcher hinreichend auf jener Insel sich zeigt. Um ihre Einwirkung an der Boussole zu erproben, nahm ich einige Stücke davon mit und fand nun, daß das Ende eines länglich geformten Stücks dieses schwarzen Gesteins die Magnetnadel östlich, und wenn ich die Oberseite desselben Endes zu unterst brachte,

westlich abstieß. Ich gab meinem Freunde Dr. Schüch de Capanema ein Stück davon. Dieser zeigte es auf unserer gemeinschaftlichen Reise von Maceio nach Ceara in Rio-Grande do Norte dem dortigen Präsidenten Beaurepaire-Rohan, welcher dem Dr. Capanema berichtete, dieses Gestein käme in einem Steinbruche bei Pará vor. Und wirklich hatte jener Präsident mit Herrn Bruno auf dessen Landsitz die dortige Ader des Gesteins untersucht. Der Besitzer hatte einmal eine Quantität davon dem Feuer ausgesetzt und 40 Procent Eisen erhalten. Eine genauere Untersuchung war erst noch anzustellen.

Vielfache Besorgungen zu meiner Amazonenfahrt machten mich noch am letzten Tage meines ersten Aufenthalts in Pará vielfach umherlaufen und öffneten mir immer neue Einblicke in das eigenthümliche Leben der Stadt, in der wirklich alles originell ist, von den braungelb gemischten Menschen bis zu den schwarzen Geiern, die zahm wie die Hühner auf den öffentlichen Plätzen umherlaufen und in großen Scharen mit den Tauben auf den Hausgiebeln sitzen. Besonders lieben sie den Platz vor dem Zollhause, der auch an Schmuz seinesgleichen sucht. Der Municipalkammer und Straßenpolizei machen sie bedeutende Ersparnisse durch das Vertilgen von allem nur denkbaren Unflat und genießen auch deswegen das vollste Bürgerrecht in der ganzen Stadt.

Das Zollhaus selbst, vor dem die Urubus Wache halten, ist ein ehemaliges Kloster, vielleicht das größte Gebäude von Pará, mit dicken Mauern und von fester Construction. Sowol unten in den alten Räumen, wie oben wo durch das Einreißen von ehemaligen Zellen prächtige, weite Lokale gewonnen sind, können bedeutende Waarenvorräthe aufgespeichert werden und sind es in der That auch. Und wer sich die Mühe geben will, diese Gänge zu durchschreiten und das Leben und Treiben mit anzusehen, was dort vorgeht, kann

sich einen Begriff machen von der Handelswichtigkeit der Stadt Pará, welche das ganze ungeheuere Amazonengebiet mit Waaren versorgt und in Handelsthätigkeit setzt, wie wir das am mächtigen Strome selbst noch sehen werden.

Und dennoch ist der Landungsplatz, an welchem die täglich aus dem Innern kommenden Landesproducte ausgeschifft werden, noch viel interessanter für den Europäer als das große, weite Zollhaus.

Der breite, heiße Strand, an dessen Kai der graue Strom dahinrennt, trägt ein lockeres Menschenknäuel, welches man dennoch nicht leicht in seine Elemente abwickeln kann. Gerade wie die Wege sich kreuzen beim Gehen und Kommen dieser seltsamen Lazzaroni, so kreuzen sich auf dem Lebenswege ihre Rassen. Vom pechschwarzen Neger, vom dunkelbraunen Tapui an bis zur fast weißen Mameluca kommen hier alle Farben, alle Formen vor. Die muthwilligste Künstlerlaune eines Malers könnte sie nicht besser durcheinander gruppiren und anstreichen.

Kleine Canots und klotzige Flußschiffe, echte Dschonken des südamerikanischen Yang-tse-kiang, leichte Jachten und schwere Boote liegen am Ufer mit ihren seltsamen Bemannungen oder vielmehr Besatzungen, denn auch Frauen kommen vor auf diesen Schiffen. Und aus all diesen sonderbaren Fahrzeugen kommen halbzerrissene Säcke zum Vorschein, aus denen Cacaobohnen herausrollen, — lose Körbe und offene Fässer, in denen Gummi-elasticum in Form von Hohlkugeln, dicken Platten und schmuzigen Knollen sich befindet, — dann der Páo d'Arco, eine höchst originelle Pflanzenproduction. Während diese schöne Bignonie mit rothen und gelben Blüten den ganzen Wald an einzelnen Stellen, wie z. B. am Abhange der Tabuleiros von Alagoas, weithin schimmern macht und ganz vorzügliches, schweres Nutzholz liefert, liegt der Bast in so feinen, papierartigen Schichten von leichter Spaltfähigkeit

aufeinander, daß diese feinen Splintblätter statt des Papiers ganz wie die Deckblätter der Maisähre zum Anfertigen der Cigaritos oder Papiercigarren benutzt werden, welche von allen Altersstufen und beiden Geschlechtern geraucht werden. Ganze Packe dieses Papierbastes kommen des Morgens zur Stadt. Ich konnte die seltsame Bildung mir zuerst gar nicht erklären. Keineswegs kommt dieses Bastpapier von der Bertholletia excelsa, deren Rinde vielmehr ein eigenthümliches Werch zum Kalfatern liefert.

Und nun noch Nüsse, die dreieckigen Paranüsse, und die Pirarucu! Ganz wie die Carnesecca sich zum frischen Fleisch, verhält sich die Pirarucu zum frischen Fisch.

Unkenntlich und dennoch an Form, Substanz und penetrantem Geruch sehr erkenntlich kommt die Pirarucu, „der rothe Fisch", als eine Art länglichen Stockfisches allmorgendlich den Fluß hinunter, um das Volk der untern Klassen zu speisen. Assai und Pirarucu, die Palme am Strande und der Fisch im Wasser, beide Kinder des Stroms, sind am Pará Lebensbedingungen für die Bewohner des Ufers geworden, sodaß die Natur dieser Bewohner selbst eine halb vegetabilische, halb fischartige geworden ist. Was der Mensch ißt, das wird er zuletzt annäherungsweise selbst. Wer immer und lange Assai und Pirarucu gegessen hat, nimmt die Natur der Euterpe und jenes Fisches an; ein echter Sohn des Stroms wird aus ihm, ein mit Lungen athmender Wassermensch.

Mit dem Assai ging es mir wirklich so. Je mehr ich davon aß, desto anziehender ward mir das ungeheuere Wassergebiet am Aequator; und mit rechter Spannung packte ich das zur Fahrt auf dem Amazonenstrome Nöthige zusammen, um mich auf Wochen oder Monate am Strome und seiner Palmenwelt zu erfreuen.

Mit dem Schlage 12 Uhr mitternachts zwischen dem 17.

und 18. Juni sollte der Flußdampfer Marajó seinen Anker lichten. Meine lieben Freunde und Landsleute Tappenbeck und Brambeer kamen von ihrem Landhause zur Stadt, um mich an Bord zu bringen; wirklich, es haben sich sehr selten zwei Landsleute so freundlich und zuvorkommend um mich wie diese beiden bemüht. Selbst um Mitternacht mußten sie mir das Geleite geben.

Wir fuhren den breiten Strom abwärts, um in einströmender Flut den Dampfer zu erreichen. Hier fanden wir schon einige Passagiere und vor allem einen so zuvorkommenden Commandanten, wie man ihn kaum auf einem Packetschiffe erwarten konnte. Ohne weiteres ward ich, als ein vom Baron von Mauá speciell an sämmtliche Gerenten der Amazonenschiffahrt Empfohlener, in seine Kajüte einquartiert, während Herr Marcus Williams, ein ungemein thätiger und am ganzen Amazonenstrom vielfach bekannter Nordamerikaner, der mich ebenfalls an Bord begleitet hatte, sich auf dem Verdeck bemühte, mir noch eine Menge Briefe zu schreiben für die Bewohner der einzelnen Ortschaften am Flusse, und dem ersten Steuermann des Schiffs, einem Nordamerikaner, dringend befahl, sich „nützlich zu machen", — alles in der originellsten Weise, sodaß ein wahrhaft homerisches Lachen jedermann erschütterte und zur höchsten Stufe gehoben ward, als Mr. M. Williams in seinem Amtseifer über den wichtigsten Brief an den Generalvicar der Provinz und Director der Indianer in Manáos, den Conego-Joaquim d'Azevedo, statt des Streusandes Tinte schüttete. Glücklicherweise unterbrach ein tüchtiger Regen die Mitternachtsscene, die Freunde kehrten an das Ufer zurück, und der Marajó lichtete die Anker, während ich mich herzlich müde in meine Koje legte und im Wachen und Schlafen von allen Erscheinungen, die am Amazonenstrom meiner harren möchten, träumte in der allerglückseligsten Weise.

Drittes Kapitel.

Der Amazonenstrom bis zur Mündung des Rio-Negro. — Ankunft in Manáos.

Als zur Zeit der Conquista ganz Europa in Spannung gehalten wurde, mit Staunen jede neue Nachricht vom fernen, neuentdeckten Festlande aufnahm und alles, was keine positive Nachricht war, mit Fabeln und Träumen ausschmückte, sodaß es eine Zeit gab, wo man von der Riesengröße der Weiber an einzelnen Zuflüssen des großen südamerikanischen Stroms vollkommen überzeugt war und ganz fest an das Dasein von geschwänzten Menschen im fernen Westen glaubte: damals erkannte man sehr genau die große Bedeutung des Amazonengebiets und wußte an sehr gut gewählten Stellen einzelne Niederlassungen zu gründen, bis die Vertreibung der Jesuiten und dann die Unabhängigkeitserklärung Brasiliens jegliche Kraftentwickelung am Flusse unterbrach und den kaum gepflanzten Keim der Cultur wieder zu ersticken drohte. Die ungeheuere Provinz von Pará, vom Atlantischen Ocean bis zur Grenze von Peru sich ausdehnend, bot nur in ihren östlichen Districten einige Bewegung dar,

und auch diese Bewegung keineswegs immer zum Guten. Revolutionäre Bewegungen, unter denen ich nur jene der Cabaneiros nenne, erschütterten jene Gegenden, und eine Art von Colonisationsversuch mit deutschen Kräften, weit entfernt, einigen Nutzen zu stiften, scheiterte so vollkommen, daß auch er in der Geschichte der Colonisation Brasiliens einen schwarzen Flecken bildet, wie alles, was bisher von Rio nördlich mit Deutschen angefangen ist, vielleicht die Colonie Sta.-Izabel in Espirito-Santo ausgenommen.

Noch kein Decennium ist es, daß die Regierung den Entschluß faßte, dem fernen Westen des Amazonenstroms zu Hülfe zu kommen und den dortigen Theil der ungeheuern Provinz Pará zu einer selbständigen Provinz unter dem Namen Altas Amazonas zu erheben. Die kleine Stadt — damals kaum der Schimmer einer Stadt — an der Mündung des Rio-Negro, Manáos genannt nach den dort wohnenden Manáosindianern, bekannter unter dem Namen Barra do Rio-Negro, ward zur Hauptstadt erhoben und mit einem Präsidenten nebst vollständigem Verwaltungskörper versehen.

Das gab dem verwaisten Westen allerdings einigen Impuls. Kaum aber war dieser Impuls für etwas zu rechnen. Immer blieb noch die Provinz fernab liegen mitten in Wäldern und Flußnetzen, ohne nahen Zusammenhang mit der Metropole, ja mit Pará selbst. Fünf Monate gebrauchten sonst die Fahrzeuge, um von der Stadt Pará bis nach Manáos zu gelangen; die Gewalt des Stroms war nur mit Segeln zu überwinden; Ruder und Stangen wollten eben nicht viel helfen gegen die Masse des daherfließenden Süßwassermeeres. So war die Fahrt den Strom hinauf schwieriger als eine Reise nach Ostindien.

Da erkannte auch hier ein Mann von seltener mercantilischer Umsicht und muthigem Unternehmungsgeist bei der gediegensten Bildung, was dem Strome und seiner fernen

Westprovinz noth thäte. Ireneo Evangelista de Souza, Baron von Mauá, dem Brasilien in neuern Zeiten eigentlich allen materiellen Aufschwung verdankt, erkannte es, daß auch dort nur durch Dampfkraft Unmögliches möglich zu machen wäre. Er gründete die Companhia de navegação e commercio do Amazonas unter fast unübersteiglichen Hindernissen; und seit sechs Jahren durchfurchen Dampfschiffe das ungeheuere Amazonengebiet. Zweimal im Monat geht ein Dampfpacketboot von Pará nach Manáos, alle zwei Monate ein Dampfschiff von Manáos nach dem Grenzdetachement von Tabatinga, und ging sogar bis zur peruanischen Stadt Nauta, bis in neuern Zeiten bei der Unbeständigkeit der peruanischen Sachlagen letzterer Ort aufgegeben ward und die Fahrt bei Tabatinga endet, sodaß Manáos recht eigentlich die Mitte der ganzen Dampfschiffahrtslinie auf dem Amazonenstrom bildet.

Doch ist es ziemlich bestimmt, daß die peruanische Fahrt wieder aufgenommen wird; sie hängt zu genau mit der Entwickelung, ja mit dem Leben der peruanischen Districte östlich von den Cordilleren zusammen und rückt namentlich den höchst bemerkenswerthen Handelspunkt Moyabamba, an einem Nebenflusse des in den Amazonenstrom fallenden Rio-Huallaga gelegen, dem Welthandel viel näher. Denn die Verbindung von Moyabamba mit Truxillo auf dem Cordillerenwege ist unendlich beschwerlich, obgleich eine sogenannte Handelsstraße existirt, welche aus dem Thale des Amazonenstroms mit ziemlicher Sicherheit zum Stillen Ocean führt, wie ich denn viele Personen kennen gelernt habe, welche von Lima über Truxillo und Moyabamba nach Pará gegangen sind. Ich selbst hatte diesen Zug vor und würde ihn unbedingt ausgeführt haben, wenn nicht Zeitverluste am Mucuri und dann ernste Kriegsnachrichten aus Europa mich genöthigt hätten, an meinen europäischen Rückzug mit Aufgebung jener Reise

zu denken, welche einige Monate hindurch mich als Lieblingsproject vielfach beschäftigte und in gespannter Aufmerksamkeit hielt.

In vollster Glorie erhob sich am 18. Juni die Sonne von Waterloo hinter den im Nebelduft des Morgens schwimmenden Mauritiawaldungen. Mitten auf der weiten Süßwasserbucht Bahia do Marajó befand sich unser Dampfer und eilte im Südwestcours an den fernen Wasserverzweigungen vorbei, welche die Mündungen des Tocantins in den Gran-Pará bilden. So gewaltig ausgedehnt sind diese Verzweigungen, so mannichfach die Inseln, so gleichmäßig deren Bildungen, daß nur ein sehr sachkundiger Lootse sich in diesen ausgedehnten Labyrinthen von Wasser, Inseln und Palmenwaldungen zurecht finden kann. Nachts werden die vom Parástrom dem Amazonenstrom zueilenden Schiffer von einem kleinen Leuchtfeuer geleitet, an einem Punkte, Goayabal genannt, auf dem linken Ufer des fließenden Wassers gelegen. Um 11 Uhr sahen wir die Laternenstange bei einem einsamen Waldhäuschen stehen und hatten damit die Bucht von Marajó zurückgelegt. Viele kleine Buchten und Inseln bezeichnen hier die Durchfahrt zum Amazonenstrom. Auf der Insel Marajó liegt die kleine Bucht do Tenorio und dient als Orientirung, um einen sichern, aber sehr schmalen Weg zwischen zwei Waldinseln hindurchzufinden. Dann gelangt man in westlichem Cours zu Süden zu den Inseln Paqueta und Conceição, wo die Wassergasse wieder eine bedeutende Ausdehnung gewinnt und von neuem das Ansehen eines Landsees an sich trägt.

Ruhig und ungestört war die Fahrt. Am Morgen hatten wir gleiche Temperatur des Wassers und der Luft gehabt, $28\frac{1}{2}°$ C. Am Nachmittag war es heißer, wir hatten 30° C. und später selbst 33° C., was für eine sogenannte Winterzeit immer noch recht warm ist und mich unwillkürlich an

Lages in der Provinz Sta.-Catharina erinnerte, wo ich vor einem Jahre den 18. Juni mit dem alten Waterlookrieger Trüter feierte. Dort deckte bis 11 Uhr der schneeweiße Morgenreif die Felder; ich konnte die Feder zum Schreiben nicht halten, und nur zu gern hockten wir, in Ponchos und Decken gehüllt, um das irdene Becken mit glühenden Kohlen. Solche Klimadifferenzen bei ganz gleichen Zeitdaten erinnern unwillkürlich an die ungeheuere Ausdehnung des brasilianischen Kaiserreichs, welches sich durch 37—38 Breitengrade hindurcherstreckt.

Eine eigenthümliche Laune hat die Palmenwelt am Pará und Amazonenstrom. Bald usurpirt sie allein den ganzen Boden, manchmal sogar eine einzige Species ganze Uferdistricte. Am Tocantins, wenige Meilen östlicher, als die südliche Durchfahrt unterhalb der Insel Marajó gelegen ist, war alles scheinbar ein Mauritienwald, vielfach durchsetzt von schlanken Euterpen. Und nun fand ich, wie häufig ich auch beide schöne Palmenformen entdeckte, einen wirklichen Laubwald vorherrschend auf einem schon festern und weniger vom geschwollenen Flusse überschwemmten Boden.

Eine reglose Windstille lag auf dem Walde und den Gewässern. Mit schlaffen Segeln lagen die Vigilingas und Gambarras, originelle Amazonenfahrzeuge, am Ufer, um einen guten Wind abzuwarten, der ihnen gerade dort unterhalb der Insel Marajó tage- und wochenlang ausbleiben kann und selbst dann auch noch, wenn sich einiger Luftzug entwickelt, nicht stark genug ist, um die Strömung der Wasser, wie gelinde dieselbe auch südlich von Marajó ist, zu überwinden.

Manche Amazonenfahrzeuge sind wirkliche Seeschiffe, Jachten und Schoonerbriggs, die tief den Fluß hinaufgehen und über Pará das offene Meer gewinnen können. Bei frischem Winde machen diese Schiffe mit offenen Segeln, deren sie

bis sieben tragen können, einen wundervollen Effect am grünen Walde. Sie haben als Seeschiffe gänzlich europäische Form und Behandlung.

Ganz anders die eigentlichen Canots oder Canúas, wie man das Wort am Amazonenstrome gern ausspricht. Man muß, wenn man in jenen Gegenden von einem Handelscanot redet, die Idee an einen ausgehöhlten Baumstamm ganz fallen lassen, wie wir das ja schon am S.-Francisco gesehen haben. Die großen Canots auf dem Amazonengebiet sind mächtige Ballastboote, die bis zu 4000 Arroben (Arrobe = 32 Pfd.) tragen können. Zwar sind sie bei sonst sehr groben, klotzigen Proportionen nach vorn und hinten schmaler zugeschnitten als in der Mitte, aber dennoch endigen sie vorn in einer platten, schrägen Fläche und tragen hinten, und zwar über dem Steuer hinweg hervorspringend einen großen Kasten, die Kajüte, das Wohnhaus des Kapitäns, der häufig ein Weißer, wenigstens kein Tapui ist, während die Besatzung meistens aus Indianern besteht, zu denen sich auch wol eine Indianerin als Auserkorene des Befehlshabers hinzugesellt und als Köchin für das ganze Personal.

Die Mächtigkeit des Stroms, die Klotzigkeit des Fahrzeugs, die braunen Chinesen des Westens auf ihm, — das alles erinnerte mich fortan jedesmal an den fernen Osten und das Flußgebiet des Yang-tse-kiang! „Parece, que estamos em Cantão", rief einmal einer meiner brasilianischen Reisegefährten ganz unbefangen aus, als wir an solchem Schiffe vorbeikamen, „es scheint, wir sind in Kanton!" Wirklich, wir waren in China! So gibt oft ein einziger Blick und Ausruf des unbefangenen, ohne alle Untersuchung verfahrenden Beschauers einen bedeutenden Wink für den sorgsamen Beobachter.

Gegen Sonnenuntergang ließen wir die kleine Insel Juttay links von uns liegen; auch sie trägt einen Laternenpfahl, ein

Leuchtfeuer. Hier beginnt schon das eigentliche Amazonenstromwasser, wie eng auch der zum Strom selbst hinführende Kanal ist. Eine Menge schwimmender Mururimassen oder Pontederien, die auf geringer Strömung dahertrieben, gaben dem spiegelglatten Wasser ein hübsches Ansehen, zeigten aber auch einen hohen Wasserstand des Amazonenstroms an. In der That wußte ich schon in Pará, daß der Strom in seinem diesmaligen periodischen Anschwellen eine Höhe erreicht hatte, wie sich niemand derselben erinnern konnte. Ungeheuern Schaden hatte dieser hohe Wasserstand angerichtet, namentlich im Viehstande. Tausende von Rindern waren umgekommen, und die am Ufer liegenden Wohnungen der Tapuis waren leer und ragten selbst in traurigen Resten über dem Wasser und aus dem Schlamme unter den Waldkronen hervor.

Mit großer Freude werde ich mich immer des ersten Abends erinnern, den ich am Bord des Dampfers Marajó zubrachte. Die Sonne war längst untergegangen. Auf dunkelm Wasser rauschten wir dahin; immer enger ward der Kanal, auf dem wir fuhren; immer dichter, dunkler, unheimlicher drangen die Waldungen an uns heran. Ueber ihren schwarzen Umrissen strahlte das Zodiakallicht in Westnordwest in mildem Glanze, weit überstrahlt vom Leuchten der Milchstraße unterhalb des Skorpions. Der aufgehende Mond machte allem Lichtstreit ein Ende. Im erregten Wasser zitterte ein langer, glühender Streif hinter uns her. Die unsichere Mondbeleuchtung machte die Formen des nahen Waldes noch geheimnißvoller; gespenstisch huschten helle und dunkle Umrisse an uns vorüber. Tiefer Friede lag auf dem wundervollen Nocturno der Natur!

Gräßlich schrillte unser Dampfventil um Mitternacht hinein in diesen Frieden. Wir kamen nach Breves, dem ersten Anhaltepunkt der Fahrt, von Pará 131 englische Meilen entfernt.

Breves ist ein Kirchflecken mit etwa 600 Seelen. Einzelne Häuser sahen bei Mondscheinbeleuchtung unter Palmen ganz gut aus. Am Ufer tummelten sich die Leute, denn die Ankunft des Packetboots von Pará ist die große Thatsache des Tags und selbst der sichere Weckruf bei Nacht. Alles schien auf den Beinen zu sein, und eine Reihe von Besuchern kam an Bord. Unter andern kamen auch zwei Frauen gemischter Rasse, denen man erlaubte, die Kajüten zu sehen, wie wenig auch an den kleinen, einfachen Räumen zu sehen war. Die beiden Frauen hatten nie etwas so Großartiges gesehen; sie waren ganz stumm vor Erstaunen. Mir fielen jene Andalusierinnen ein, die uns am Bord der Novara besuchten, als wir vor Fuengirola ankerten vor unserm Auslaufen aus dem Mittelländischen Meere.

Nachdem unser Marajó Holz zum Heizen eingenommen hatte, gingen wir weiter. In dunkler Nacht — wenigstens erschien sie so im schmalen Kanal — passirten wir die Enge von Aturiá, die so schmal ist, daß sich unser Dampfboot nicht wohl hätte in derselben umwenden können. Doch konnten wir im tiefen Dunkel der Nacht und des Waldes das Raumverhältniß nicht genau übersehen.

Der Morgen des 19. Juni fand uns im Kanal von Tajapuru in nordwestlicher Richtung; der Kanal bildet einen stillen, fast stromlosen Fluß. Hier wucherten wieder mehr Mauritien und Euterpen, und die Friedlichkeit des Elements begünstigte eine hübsche Wasserflora. Weithin erstreckten sich oft die Schichten der Pontederien (Mururi). Unter den Tausenden der astlosen, aber einen Stamm bildenden Aroidee Anhinga blühten viele Exemplare ganz nach Art unserer Zimmerpflanze Calla, mit weißer Spatha und gelbem Spadir, mit rother Färbung in der Tiefe der Blume. Wenige Blätter bilden den Schopf auf dem kleinen Stamme dieser eigenthümlichen Aroidee. Hinter ihr erhebt sich an vielen Stellen

feingefiedertes Akaziengebüsch mit zarten Blüten, roth und weiß gefärbt die feinen Staubfäden, — oft überwuchert von rankenden, hellrothen Bignonien, deren Blütenpracht, wo sie sich einmal zeigt, alles überstrahlt, was immer nur im Walde Blüten treiben kann.

Als die schönste Pracht aber erschien mir hier die Bussupalme. Kaum einen kurzen Stamm bildet der ungeheuere Blattwedel. Sie ist die Manicaria saccifera. Nie sah ich größere Palmblattflächen. Bis 30 Fuß Länge ragten sie fast ganz gerade hinaus, mit dem Ausdruck großer Derbheit und Consistenz. Zwar sind sie gefiedert, doch erst in ihrer spätern Lebensperiode, sodaß jüngere Blätter eine große zusammenhängende Fläche bilden. Aller Ausdruck von Kraft und Mächtigkeit liegt in dieser ungetheilten Blattart. Zudem ist sie außerordentlich dauerhaft und bildet deswegen eine vorzügliche Dachbedeckung. Alle Dächer der Tapuiwohnungen waren mit Bussublättern bedeckt am untern Amazonenstrom. Ja ein einziges Blatt, richtig zugeschnitten, bildet eine vollkommene Thür vor der einfachen Indianerwohnung. Während ein Dach von Blättern der Euterpe oleracea und den Geonomen eben drei bis vier Jahre dauert, hält ein gutes Bussudach an 20 Jahre. Ebenso gern setzt man die mächtigen Blätter auch außen gegen die hinfälligen Lehmwände der Wohnung, damit sie den anschlagenden Regen auffangen. So scheint manche Tapuiwohnung nur aus getrockneten Bussublättern zu bestehen; und in der That müßte es sehr leicht sein, ein hübsches, ziemlich starkes Häuschen nur aus diesen schönen Palmblättern zu bauen, deren gezähnter Rand die Pflanzenpracht noch höher steigert.

Noch origineller als ihre Bussudächer erschienen mir aber die Bewohner derselben, meistens Tapuis, rein oder vermischt. In der Hängematte des offenen Hauses liegt, sich gelinde schaukelnd, der Mann. Auf dem Boden sitzt, meistens das

Kinn aufgelegt auf das heraufgezogene Knie, seine Frau; mindestens ein halbes Dutzend nackter Kinder steht dabei; — alle gaffen indifferent und nichtsthuend das vorbeirauschende Schiff an. Vor der Thür liegt halb im Schlamme ein kleines Canot mit seinen Tellerrudern; ein Hund und ein Papagai bilden die aggregirten Hausgenossen. Wenn sich einmal jemand bis zu einer Arbeit potenzirt, so ist es die Frau; der Mann thut nicht leicht etwas; die Arbeit ist unter seiner Würde und schickt sich nur für Weiber.

Ein höchst eigenthümliches Beispiel solcher Frauenthätigkeit sahen wir selbst. Am Kanal von Tajapuru lebt eine sehr bekannte Frau von halbindianischer Abkunft und mit einem etwas dunklern Manne verheirathet. Diese Frau macht, allein im Canot fahrend, bedeutende Handelsgeschäfte mit Waaren, die sie von Pará bezieht. Allein rudert sie durch alle die kleinen Igarapés oder Wasserwege, um ihre Waaren zu verkaufen oder zu vertauschen, und soll sich so ein Vermögen verdient haben. Zu aller Sicherheit hat sie immer eine geladene Büchse und ein großes Messer bei sich; beide liegen neben ihr in der Hängematte, wenn sie schläft. Wir sahen sie mit ihrem ganzen Hausstande vor der Thür stehen, ein ungemein rüstiges, gut aussehendes Weib, welches herzlich lachte, als alle sie mit lautem Zuruf begrüßten; denn es fährt kaum jemand von Pará nach Manáos, der nicht die berühmte Amazone Donna Maria am Kanal von Tajapuru kennte und großen Respect vor der kühnen Erscheinung hätte.

Der Kanal von Tajapuru theilt sich in mehrere Arme, deren einen, den Kanal von Limão, wir einschlugen. Gegen 2 Uhr nachmittags trafen wir an seinem letzten Ende gerade in der Mitte eine kleine Waldinsel, Itucuara, welche wie ein Waldblock aus dem Wasserspiegel herausragt.

Hier ist die Boca de Itucuara, die Einfahrt in den

eigentlichen Amazonenstrom, dessen volle Breite wegen vieler Inseln nicht übersehen werden kann. Vielleicht heißt die Stelle richtiger Itacoara nach der Etymologie des Waldes.

Grau und in großen, mächtigen Wirbeln rollte der ungeheuere Strom, in den wir nun einliefen, zwischen seinen Waldufern dahin, das volle Bild von gewaltiger Kraft und nie versiegender Fülle gebend. Den Strom hinunter und hinauf schien die graue Flut, ähnlich dem Meereshorizont, an den Himmel anzugrenzen. Ein frischer Wind strich darüber hin; fast im Nu sank mein Thermometer von 32° C. auf 29°; es war mir dieselbe Empfindung, als ob ich aus einem engen Hafen rasch in das offene Meer ginge; und nur das schien mir der wesentliche Unterschied zu sein zwischen dem offenen Meer und dem Strom, daß auf letzterm das Dampfboot nicht auf- und abwogt, sondern nur hin- und herbewegt und aus seinem Cours gebracht wird von großen, mächtigen Wasserwirbeln.

Das ist besonders an einzelnen Ecken und Vorsprüngen der Fall. Dicht am Ufer, in der nächsten Nähe des Waldes ist die Strömung immer viel geringer als in der Mitte, weswegen die den Fluß hinaufgehenden Schiffe immer am Rande zu bleiben suchen. Hinter einzelnen Vorsprüngen und in kleinen Buchten ist sogar oft nicht die geringste Strömung, oder selbst am Ufer eine ganz kleine Gegenströmung, ein Ruhen des Wassers, ein Remanso. Kommt man aus solchem Remanso heraus, biegt man um die nächste Waldecke, so empfindet man selbst auf dem Dampfboote die volle Stärke des flutenden Süßwassermeeres. Das Dampfboot legt sich auf die der Strömung zugewandte Seite und wird schnell abwärts gerissen, bis es in gleichmäßig laufendem Wasser wieder seinen Cours aufnehmen kann. So stark ist die Bewegung, daß sie mich manchmal nachts vom Schlaf aufweckte

und ich selbst im Bette die schiefe Lage des fortgerissenen Dampfboots empfindlich bemerkte.

Die Temperatur des Amazonenstroms war an dem Tage ganz dieselbe, die ich in der Bahia do Marajó gefunden hatte, etwas über 28° C., wie ich denn bis nach Manáos hinauf eine ungemeine Beständigkeit der Wassertemperatur und auffallende Wärmegleichheit zwischen Luft und Wasser beobachtet habe.

Desto verschiedener zeigte sich der Wald, in dessen nächster Nähe wir hinfahren konnten. Während der Fluß bei niedrigem Wasserstande unter einem hohem Waldufer hinläuft, war er dieses Jahr um 40 Fuß gestiegen und war in allgemeinem Ueberfluten tief in den Wald hineingedrungen, sodaß der nächste Waldrand schiffbar war und genau betrachtet werden konnte.

Vor allem schien mir das Colorit des Waldes höchst bemerkenswerth. Wirklich von allen Farben fand ich Laubschichten, grauweiß, grüngelb, roth, dunkelgrün und tiefbraun; oft glaubte ich ganze Blütenmassen zu erkennen aus der Ferne; kamen wir aber näher, so stellte sich der Irrthum heraus; aus den weißen Blüten wurden umgewandte Cecropienblätter, aus rothen Blumenschichten ward junges Laub an den Zweigspitzen einzelner Myrtaceen, wenn auch oft genug trotz der ruhenden Jahreszeit sich ein wundervoller Blütenflor herausstellte.

Was aber am meisten auffällt und ganz besonders diejenigen enttäuschen möchte, die durchweg im brasilianischen Urwalde nur kolossale Dimensionen von Stämmen suchen wollen, ist eben die ungemeine Schlankheit sämmtlicher Waldbäume. Nicht die Palmen allein, auch die Laubbäume streben fast durchweg nach der wundervollsten Schlankheit, soweit man vom Ufer in den Wald hineinsehen kann; in solchem Maße streben sie danach, daß man nur zu oft einen schlanken

Schaft in der vollen Ueberzeugung, er gehöre einer Palme an, mit den Augen mißt, während er an seiner Spitze kaum etwas mehr als einige kleine Zweige und wenige Blätter trägt. So gestehe ich denn, daß ich anderswo in Waldungen, z. B. in Sta.-Catharina, viel dickere Stämme gesehen habe als auf der ganzen Fahrt von Pará nach Manáos, 250 geographische Meilen, und daß ich mich viel mehr an der schlanken Form der Bäume gefreut, als über deren kolossale Dimensionen, soweit ich sie vom Schiffe aus übersehen konnte, gestaunt habe. Gern gestehe ich dabei ein, daß von einem Schiffe aus und beim Reisen durch weite Räume gar manche Dimensionen viel kleiner erscheinen, als sie wirklich sind.

Versuchen wir es nun, gleich von vornherein die Baumformen hervorzuheben, die sich am meisten, ja fast in ununterbrochener Reihenfolge wiederholen am untern Amazonenstrom, so nehmen an Zahl der Individuen, an Mächtigkeit der Formen und Eigenthümlichkeit der ganzen Erscheinung den ersten Platz die Bombaceen ein.

Sumaumeiras (Eriodendron Sumauma) nennt man die oft gewaltig großen Bäume, die periodisch ganz blattlos oder nur mit geringer Belaubung bedeckt, längs des ganzen Ufers zu sehen sind. Ein vollkommen glatter Stamm mit sparrigen, weiten Aesten und durchsichtiger Krone, die Endspitzen reichlich versehen mit Knospen, einigen weißen Blüten und besonders jenen rothen, weithin schimmernden, ovalen Kapseln mit stehen bleibendem Pistill, aus denen, wenn sie aufspringen, eine weiße, leichte Wolle hervorfliegt, das sind Eigenschaften, woran diese gewaltigen Bombaceen leicht und auf den ersten Blick zu erkennen sind. Ihr Holz ist meistens locker und sehr leicht, wie das den Bombaceen allgemein eigen ist. Wo sie neben andern Waldbäumen isolirt stehen, ragen sie meistens über dieselben hinaus. Oft aber bilden sie den Wald in ziemlichen Strecken ganz allein und geben

ihm dann den vollen Ausdruck eines verdorrten oder von Raupen zerfressenen Waldes, in welchem nur noch die einzelnen purpurfarbigen, herabhängenden Früchte von Leben reden.

So sahen wir gleich am ersten Tage unserer Fahrt auf dem Amazonenstrome die Sumaumeiras am überschwemmten Ufer aus dem Wasser herausragen, zahlreich umgeben von der Munguba (Bombax Munguba), der Rivalin des ebengenannten Eriodendron, und in den meisten Beziehungen ihm sehr ähnlich. In großen Mengen sahen wir die rothen und weißen Wollflocken beider Bäume über den Strom dahinfliegen.

Viel kleiner als jene mächtigen Rivalen, mit viel wenigern und sparrigen Aesten versehen, an deren Enden einige langgestielte und tiefgetheilte Blätter sich finden, wuchert in noch größerer Menge als Bombaceen die Schar der Cecropien am Waldrande umher. Ich habe schon oft von diesen eigenthümlichen Bäumen geredet, deren hohle Stämme an jeder Blattnarbe eine Scheidewand haben und gern den Ameisen, besonders aber auch dem Faulthiere zum Aufenthalt dienen. Sie nehmen oft den ganzen Wald, den ganzen Wiesengrund, die ganze Insel ein; ja sie scheinen eine gewisse uferbildende Eigenschaft zu haben. Eine Cecropia wird immer der letzte Baum sein, der auf morastigem Boden noch standhält, er wird immer der erste sein, der auf einem eben angeschwemmten Lande Wurzel faßt und ihn durch die Menge der Cecropien in einen festen Boden umwandelt. Solch eine Cecropieninsel, solch ein Cepropienwald sieht dann ebenso sauber und ordentlich aus wie eine Anpflanzung und sticht scharf ab vom regellosern Walde.

Fast gleich an Dicke, ganz gleich an Höhe, aber weit schöner an dichter, dunkelgrüner Belaubung als die genannten Bombaceen hebt sich, zumal gegen den Rio-Negro hin, der

Muritingabaum aus dem Walde empor. Ich konnte in flüchtiger Fahrt seine Wesenheit nicht genau erkennen, aber nach seinem Habitus und seiner milchgebenden Eigenschaft gehört er vielleicht den wilden Feigenbäumen an. Irgendeine Anwendung hat sein Holz nicht. Doch soll das Einreiben seiner Milch in die schmerzhaften Gegenden beim Rheumatismus wundervolle Wirkung haben. Seine botanische Stellung blieb mir fremd.

Diesen Waldbäumen gesellt sich nun hinzu Spondias, die mächtige Bertholletia, Amyrideen, wunderhübsche Mimosen, Laurineen, die schattige, ölgebende Andirobe, die zu den Meliaceen gehört, und noch hundert andere Formen, die man vom Bord eines Dampfschiffs nicht entziffern kann, wenn ich auch damit die Form und Gestaltung des Urwaldes, längs dessen unser Marajó hinfuhr, bezeichnet haben möchte.

Und doch habe ich am Waldrande noch eine eigene Baumart vergessen, ich meine das Treibholz.

Der geschwollene, graue Riesenstrom reißt überall Uferstücke, Bäume und Gebüsche los. Vom treibenden Mururi redete ich schon. Auch das Ufergras Cannarana und das scharfschneidende Cannamepique wird in großen Fetzen losgerissen und treibt wie eine grüne Insel den Fluß hinab. Häufig ist es selbst von einem vorübertreibenden Baumstamm fortgerissen worden und bildet eine grünende Einfassung um den ertrunkenen Waldriesen, auf welchem sich dann wol einzelne Wasservögel ausruhen.

Gewöhnlich aber treiben die blatt- und fast astlosen Stämme ganz allein. Mitten im Strome machen sie, auf- und abtauchend, einen eigenthümlichen Eindruck; man möchte sie für ein verunglücktes Schiff, für ein Flußungeheuer halten. Kommt ein solcher Stamm auf eine Untiefe, so strandet er und bildet die entstehende Sandbank noch mehr aus. Zu mancher schönen Insel des Amazonenstroms hat gewiß ein

Baumstamm den ersten Grund gelegt, auf welchem dann die Cecropien den zweiten Grund bildeten.

Indeß werden wol die meisten Stämme irgendwo an das Ufer getrieben und formiren dort seltsame Einfassungen. Ein einziger Baum bildet oft einen kleinen Kai oder doch eine feste, natürliche Landungsbrücke. Der nordische Reisende gedenkt unwillkürlich des Winters in der fernen Heimat und jammert über den ungeheuern Verlust des schönen Holzes. Die meisten Stämme sind schönes Nutzholz, besonders Laurineen und Amyrideen. Man fängt auch schon an, zahlreiche Stämme aus dem Wasser zu ziehen und in Breter zu schneiden.

So zogen wir am 20. Juni unsern breiten Wasserweg weiter. Schon um 7 Uhr fuhren wir, nachdem wir in dunkler Nacht vor dem Orte Gurupa auf dem rechten Ufer des Flusses die Post abgegeben und etwas Holz eingenommen hatten, an der Mündung des Xingu vorbei, die uns jedoch ziemlich unkenntlich in der Ferne liegen blieb und selbst hinter Inselgruppen versteckt war.

Der Xingu ist ein stattlicher Nebenfluß des Amazonenstroms auf dem rechten Ufer desselben. Er entspringt etwa auf 15° südl. Br. und fließt, wenn auch in viel bedeutendern Krümmungen als der Tocantins, dennoch ziemlich parallel mit demselben. Er mag etwa 50 Meilen schiffbar sein. An seiner Mündung liegt der kleine Ort Porto de Móz. Ehemals legte das Dampfboot auch hier an. Da der Ort aber sehr unbedeutend ist, so werden die Post und sonstige Sendungen für Porto de Móz in Gurupa abgegeben, wohin sich auch Passagiere begeben müssen, die vom Xingu aus nach Pará mit dem Dampfschiffe gehen wollen. Weiter hinauf bildet Pombal einen andern kleinen Ort; noch ferner liegt Souzel, ein Missionspunkt. Wenige Meilen von dort ist denn die erste Cachoeira, die einen lebhaften Handel den

Fluß noch weiter hinauf sehr erschwert. Eine geistvolle und genaue Beschreibung des Xingu verdanken wir der mühevollen Wanderung eines deutschen Fürstensohnes durch die Waldungen jenes Stroms.

Wir fuhren hier längs eines Parana, eines Seitenarms vom Amazonenstrom; denn weiter bedeutet das Wort Parana nichts. Das Wasser hatte in der Frühe 28° C. Temperatur, die Luft 26° C.; gerade so war das Verhältniß am Tage vorher auch gewesen.

Die grünen Ufer begannen nun auch einiges Thierleben zu entwickeln. Kleine hellgraue Schwalben flatterten hin und her; schneeweiße Reiher zogen wie Tagesmeteore am grünen Walde dahin, und Alcedonen, namentlich der große Ariramba, trieben ihr Fischerhandwerk. Im Walde selbst kamen auch einzelne Geonomen und Strelitzien nebst Alpiniengebüsch zum Vorschein; immermehr Einzelformen ließen sich erkennen im Waldchaos, bis wir aus dem Parana hinauskamen und wieder den vollen, breiten Strom überblickten.

Gerade nordwestlich von der Mündung des Xingu ist eine der imposantesten Stellen auf dem untern Amazonenstrom. Bei der gewaltigen Breite, womit das graue Wasser rastlos nach Osten zieht, erblickt man in beiden Richtungen seines Laufs, nach oben und unten kein Land. Man glaubt durch eine Meerenge süßen Wassers von einem Süßwassermeer in das andere zu segeln. Und wenn das Wort Maranhão, womit man wenigstens das obere Drittheil des Flusses und oft fälschlich den ganzen Fluß bezeichnet hat, von der Frage: Mare, an non? (ist's ein Meer, ist es keins?) hergekommen sein soll, so ist der Ursprung des Wortes ein urwüchsiger; denn nur ein Meer, ein Süßwassermeer konnte solche Flut den Aufkommenden entgegenrollen, nur ein Meer konnte dem im Jahre 1540 zuerst von Peru aus den Strom hinabfahrenden Orellana solche Horizonte zeigen.

Die Gegend, wo sich diese Gewalt des Stroms herausstellt, heißt auch deswegen die Costa, die Küste von Guaricuara. Ein kleiner Seitenarm, ein Igarapé vom Xingu her fällt hier in den Amazonenstrom; später kommt ein selbständiger Fluß, der Guajará, von derselben Seite aus dem Walde hervor.

Eine wundervolle, landschaftliche Anmuth gewinnt dann der Riesenstrom. Gegen Norden hin und später im Osten, hell von der tiefer gehenden Sonne bestrahlt, erstreckte sich in vier bis fünf Tabuleiros die Serra von Almeirim hin, luftig herausragend aus dämmerndem Waldesdunkel. Im fernen Westen schwammen in goldgelber Abendbeleuchtung die Höhen von Parú. Einzelne Araras schrien im Walde; eine Heerde von Falken zog still nach Hause; aus dem Walde selbst trug der Abendhauch starke Vanillendüfte zu uns herüber. In reinern Formen, glühendern Farben, lieblicherm Schweigen und Duften hatte ich selten einen Tag scheiden gesehen.

Wenige Stunden darauf aber umraste uns ein Gewitter von großer Heftigkeit. Die Blitze trafen den Wald unter Kanonendonner, und der Regen peitschte den Strom. Im tiefen Dunkel war kein Weg zu finden, und der Marajó ging einige Stunden mit halber Kraft, sodaß wir kaum einige Fahrt machten. Es war eine wildbewegte Nacht.

Doch war am 21. Juni der unter Gewitterwolken hereinbrechende Morgen ruhig und nur etwas regnicht. Ich maß 28° C. Wassertemperatur und 26° C. Luftwärme. Im Walde tauchten neue Palmenformen auf, deren Namen meinen Begleitern geläufig genug waren.

Als Vorposten tritt hier die Javaripalme auf (auch Ayri genannt), dieselbe oder doch ganz ähnliche Palme, die ich am Mucuri unter dem Namen Freirauba oder Breirauba kennen lernte, ein Astrocaryum, furchtbar geharnischt wie kaum ein anderes, weswegen ein tüchtiger Botaniker es als Toxophoe-

nix aculeatissima hingestellt hat; denn in der That dient es zum Verfertigen von Bogen, zumal bei den rohesten Indianerstämmen, und ist mit Stacheln so übersäet, daß der Stamm ganz schwarz erscheint. Kaum weniger stachelig, aber weniger gedrungen ist die Marajápalme, die mir ebenfalls wie ein Astrocaryum erscheint, von der ich aber außer ihrem Namen nichts weiter erfahren konnte.

Um 11 Uhr kamen wir nach Prainha, dem ersten Ort am Amazonenstrom, den ich am Tage zu sehen bekam, 374 englische Meilen von Pará und 123 von Gurupa, welches letztere 120 englische Meilen von Breves entfernt ist.

Prainha ist eine erst kürzlich entstandene Anlage. Sonst lag hier (und liegt noch) weiter in das Land hinein eine Kapelle mit einigen Häusern, Nossa Senhora do Oiteiro genannt. Eine kleine Wasserverbindung, eine Igarapé führte dorthin; denn Oiteiro hatte einigen kleinen Handel.

Seitdem aber die Dampfboote fahren und in jener Gegend, um Holz einzunehmen, einen Stationspunkt gemacht haben, hat sich das Völkchen von Oiteiro oder Oteiro (Waldhügel) an die Praia, das Ufer, gezogen und den Ort Prainha geschaffen.

Eine kleine Lichtung am Walde, eine aufsteigende Häuserreihe, an deren oberm Ende sich eine sehr ärmliche Lehmkapelle mit einem Ziegeldache befindet, nebst einem Kreuz davor, und hinter dieser Häuserreihe eine Menge Lehmranchos mit Palmblättern bedeckt, das Ganze einige Fuß hoch auf festem, trockenem Boden gelegen und von wenigen ganz weißen, aber ziemlich vielen farbigen, friedlichen Leuten bewohnt, — das ist ungefähr Prainha, ein kleines, kummervolles Nest.

Zwischen einigen großen Treibholzstämmen lagen wenige kleine Schiffe und Canots, als Beweis einiger Handelsbewegung. Ein großes Canot kam mit Holz zum Marajó herangefahren, und eine Kette von braunen Tapuis ließ, ohne sich

eben zu beeilen, die Stücke von der Holzdschonke in unser Dampfboot gleiten, während wir Passagiere uns den Ort näher anschauten.

Was am meisten meine Aufmerksamkeit am Lande anzog, war die Unzahl von Urubus, schwarzen Geiern mit dunkelgrauen Halskarunkeln. Das Viehschlachten in den Ortschaften am Amazonenstrom, der Abfall von Schildkröten, die in Menge gegessen werden, die Fischreste, die vom Salzen der Pirarucu übrig bleiben, und aller andere mögliche Abfall lockt die Thiere in Menge herbei. Und da man ihr Kommen gern sieht und sie förmlich anzulocken sucht, so sind sie so zahm und dreist geworden, daß man sie auf allen Häusern, vor allen Thüren, mit Hühnern und Schweinen herumlaufen sieht, ganz wie gezähmte Hausthiere. Allerdings sind sie für die Reinhaltung und öffentliche Gesundheit von unendlichem Nutzen.

Viel bösartiger erschien mir mit Recht eine junge gefleckte Unze, die neben einem Hause in einem Holzkäfig saß. Das Thier zeigte eine furchtbare Scheu und Wuth und zischte laut, wenn man ihm nahe kam, ganz wie eine böse Hauskatze, die nicht entweichen kann. Uebrigens ist auch hier am Amazonenstrom die Unze mehr verfolgt als gefürchtet. Die dunkelrostfarbene, oft wirklich schwarze Unze, von der ich ein Fell bei Maceio und am Mucuri sah, macht schon mehr Furcht. Auch die Sussurana, welche mir nach der Beschreibung der Leute der Puma, ein kleiner, mähnenloser Löwe zu sein scheint, feindet den kleinen Viehstand der Leute an, sowie die Hühner vielfach von der großen, gefleckten Waldkatze verfolgt werden.

Prainha lebt vom Fang und Salzen der Pirarucu, vom Faulenzen und einem kleinen Handel mit gemalten Calebassen, diesen schon so vielfach beschriebenen Schalen von der Frucht der Crescentia cujete. Man bekommt die angemalten Chi-

nesenschalen — denn gerade in chinesischem Geschmacke sind sie gemacht — in Prainha sehr billig. Sie würden in Europa als echte Naturproducte des Amazonenstroms und Kunsterzeugnisse der Tapuis gewiß ihr Glück machen.

Zum Jubel der guten Leute von Prainha kaufte unser Commandant einen jungen Ochsen am Lande. Er mußte an Bord schwimmen, geschleppt von unserm Schiffsboot. Es hielt schon ziemlich schwer, das Vieh so tief in das Wasser zu bringen, daß es schwamm und weniger Widerstand bot. Nun aber kam ihm die Strömung zu Hülfe; Menschen, Ochs und Boot geriethen etwas ab vom Wege, und es fehlte wenig, so wäre mindestens der Ochs ertrunken, ein schmerzhafter Verlust für uns; denn außer ihm war nur noch ein großes Kalb in sehr geschwächten Gesundheitszuständen zu verkaufen. Wir selbst aber hatten kein frisches Fleisch mehr am Bord.

Nachdem nun so Holz und Ochs eingeschifft, schifften wir uns selbst wieder ein, und der Dampfer ging weiter.

Eine kräftige Strömung packte ihn gleich beim Auslaufen; der Strom war aufgeregt in vielen Wirbeln und schäumte stark. Mehrere große Baumstämme drehten sich nebeneinander hin und her; und um das Bild der Scylla im Amazonenstrom zu vollenden, wälzte sich ein Delphin lustig im bewegten Wasser auf und ab, fast hundert deutsche Meilen fern vom Meere, seiner eigentlichen Heimat. Unser Marajó gewann aber gleich seine Fassung wieder, ging tiefer in den Strom hinein und verfolgte seine Bahn nach Westsüdwest.

Je kräftiger der Strom lief, desto mehr schienen sich Vögel an ihm aufzuhalten. Einzelne Schwärme von wilden Enten flogen auf; die Zahl der weißen Reiher nahm zu; auch sahen wir die viel größere silbergraue Art (Maguary genannt) mit dunkeln Flügeln und schwarzer Haube und Zopf. Einmal erblickte ich einen Plotus Anhinga, — alles

Vögel, die ich von Rio-Grande an bis zum Amazonenstrom erblickte.

Aus einer großen, grünen Insel von treibender Cannarana schwang sich mit ebenso viel Hast wie Gewalt ein prächtiger Falke auf; ich konnte ihm mit meinem Fernrohr eine Strecke folgen; fast hätte ich ihn für einen Adler halten mögen, so stattlich sah er aus; ja er machte mir zuerst den Eindruck der großen Harpyia, wie ich sie in Rio gefangen sah.

Gegen Abend sahen wir die Höhe von Montalegre aus dem Wasserhorizont des Westens auftauchen, während hinter uns gleich fern die Serra von Parú den Urwald überragte. Eine vortreffliche Sonnenuntergangsgruppe aber bildeten drei Tukane mit purpurrothen Schnäbeln und blendenden Brustfarben, hoch oben auf einem dürren Aste sitzend. Ich hatte bis dahin noch keinen rothschnäbeligen Tukan bemerkt, wie außerordentlich mannichfaltig auch sonst die Färbung der Thiere sein mag, sodaß ich viele von ihnen für Spielarten halte. Sonst würde es gar viele Tukanarten geben.

Von nun an mischten sich auch große Araras und Araraunen in unsere Amazonenerscheinungen. Herrlich, ja wirklich prachtvoll sah es aus, wenn einzelne Araras auf den hohen Zweigen der Sumaumeiras umherkletterten mit Hülfe von Füßen, Schnabel, Flügeln und Schwanz, gerade wie sie es am Mucuri im Gipfel der mächtigen Barrigudas auch getrieben hatten. Bald aber verkündete ihr Geschrei, daß sie uns gesehen hatten; mit lautem Gekrächze flogen sie dann, paarweise dicht aneinander gedrängt, von dannen, um nur noch schöner den glänzenden Federschmuck zu zeigen. Förmliche Glutfunken schienen sie zu sprühen.

Auch der Ararauna macht eine schöne Farbenwirkung beim Fliegen. Noch schüchterner als die rothen Araras mit blauem Flügelstreif, fliegen diese Thiere mit rascherm Flügelschlag davon als die andern, wodurch die blaue Farbe oben auf

dem Thiere mit der gelben unten seltsam zusammenfließt zu einem eigenen Schillern. So sah ich sie besonders gern im Abendroth fliegen hoch über unsern Köpfen, und immer von neuem wieder entzückte mich ihr Farbenspiel.

Beim Sonnenaufgang des 22. Juni befanden wir uns auf der linken Seite des Flusses im Cours von Südwest zu West. Fern auf dem rechten Ufer zeigte sich hinter flachem Walde eine höher gelegene Gegend; dann erblickten wir am Wasser selbst ein recht hübsches, weißes Haus mit einer ausgedehnten Cacaopflanzung, welche auf einen mehr cultivirten Bewohner und die Nähe eines Ortes schließen ließ. Die Temperatur der Luft war am Morgen 26° C., im Wasser 27° C.

Nachdem wir um 10 Uhr an zwei kleinen Flußmündungen auf dem linken Ufer des Stroms, Taperamirim und Taperaaçu vorbeigedampft waren, erkannten wir an der entgegengesetzten Seite die ersten Häuser der Stadt Santarem. In schräger Richtung setzten wir über den grauen Strom, der nach dem jenseitigen Ufer hinwärts plötzlich scharf abgeschnitten schwarz erschien. Beide Wasserschichten liefen ganz unvermischt nebeneinander hin, jede ihre Uferseite behauptend, ein höchst auffallendes Phänomen.

Das ist das sogenannte „schwarze Wasser" des mächtigen Tapajoz, an dessen rechtem Ufer Santarem liegt.

Der Tapajoz ist der zweite große Fluß, der vom Süden her dem Amazonenstrom zueilt. Auch er entspringt recht eigentlich im Herzen von Brasilien; seine fernsten Quellen mögen sich fast unter 15° südl. Br. finden. Von seiner Mündung aufwärts ist er, ziemlich parallel mit dem Xingu und Tocantins laufend, etwa 60 Meilen bis zum Orte Taituba schiffbar. Dann unterbrechen Stromschnellen und Wasserfälle seine Beschiffung mit Fahrzeugen von einiger Größe. Eigenthümlich ist es, daß alle drei Flüsse, Tocantins

mit Araguaya, Xingu und Tapajoz aus gleichgeformter und gleichbeschaffener Gegend und fast von gleichem Breitengrade herkommen, außerordentlich gleichmäßig nebeneinander verlaufen, ziemlich auf gleicher Breite ihre unterste Cachoeira bilden und in fast gleicher Aequatorialnähe in den Amazonenstrom, resp. Gran-Pará ausmünden, bei welcher Vergleichung natürlich kein genau mathematischer Maßstab anzulegen ist. Drei nach Süden eilende Flüsse, Paraguay, Parana und Uruguay, letzterer freilich in verzogener Form, bieten fast etwas Aehnliches dar.

Ehe man vom linken Amazonenufer sich völlig entfernt, hat man gerade vor der Mündung des Tapajoz einen großartigen Anblick. Die Gewässer des von Nordwest nach Südost laufenden großen Stroms und die Fläche seines Nebenflusses, wenn man gerade in dieselbe hineinblickt, sind nämlich unabsehbar; man sieht nach drei Richtungen hin den Horizont auf dem Wasser liegen. Mare, ao non? möchte wol ein jeder bei solchem Anblick ausrufen! Das Festland scheint wirklich eine Inselgruppe in einem Meere zu sein.

Silberklar und vollkommen rein ist das Wasser des Tapajoz, zumal neben dem trüben, grauen Wasser des Amazonenstroms. Die Tiefe aber macht es schwarz erscheinen. Als solch schwarzes Wasser drängt es sich über seine Mündung hinaus, welche links von einer kleinen Insel, rechts auf der Seite von Santarem von einem Hügel bezeichnet wird, und fließt dann neben dem Amazonenstrom in dessen Bette fort, ein Phänomen, was, wie ich schon sagte, ungemein auffallend aussieht.

Und doch sieht Santarem am rechten Ufer des Tapajoz noch auffallender, noch hübscher aus; es überrascht gewiß jeden, der zum ersten male in die Mündung des Flusses hineinfährt und in einiger Entfernung von der Stadt vor

Anker liegt. Denn wirklich wie eine Stadt präsentirt sich der freundliche Ort.

Eine hübsche Reihe solider Steinhäuser, mehrere Stockwerke von bedeutender Ausdehnung, eins beinahe ein kleiner Palast, stehen am Ufer. Etwas zurück und an einem freien Platze liegt eine große Kirche, deren Vorderseite freilich etwas an ein Theater erinnert. Weiter hinter der ersten Häuserreihe sieht man die Dächer einer zweiten Straße hervorragen; — kurz man empfängt von Santarem, dem so viele Meilen den Amazonenstrom aufwärts am einsamen Tapajoz liegenden Santarem, einen ungemein günstigen Eindruck. Den Fluß aufwärts erstreckt sich die unregelmäßige graue Tapuistadt, die sich in Wald und Gebüsch auflöst.

Wir gingen ans Land. Ehe man aber aussteigen kann, wird man von einer Menge der hübschesten Badescenen empfangen. Santarem müßte nicht von genuinen Tapuis, großentheils wenigstens, bevölkert sein und dicht am klaren Tapajozwasser liegen, wenn nicht das Baden die Hauptbeschäftigung des Volks wäre. Ich ward wirklich an Cametá und den schönen Tocantins erinnert beim Anblick der braunen, halb im Wasser stehenden oder schwimmenden Figuren.

Das Ankommen des Dampfboots ist auch in Santarem das Hauptereigniß. Alles blickte nach dem Marajó hinüber. Und so kam es denn auch, daß ich gleich am Ufer meine beiden Briefe, die mir, falls ich in Santarem bleiben wollte, dort Eingang verschaffen sollten, an die respectiven Adressaten abgeben konnte, den einen an den Agenten der Amazonen-Compagnie, Herrn Joaquim Rodriguez dos Santos, den andern an den Oberstlieutenant und Commandeur Miguel Antonio Pinto Guimarães, einen der angesehensten Männer der Provinz und der Erste in Santarem.

Beide hätten mich gern mit allen nur möglichen Freundlichkeiten überhäuft, aber unser ephemerer Aufenthalt ließ kaum

etwas dergleichen zu. Die Männer gefielen mir ganz wohl in ihrem offenen Entgegenkommen.

Besonders interessirte mich der alte Commandeur, Portugiese von Geburt, ein Mann, der sich alles selbst verdankt und der, wie man mir sagte, damit seine Laufbahn am Tapajoz angefangen hat, daß er selbst das Canot steuerte, worin seine Tapuileute den Fischfang trieben. Von so einfachem Gewerbsbetrieb es bis zu einem Vermögen von etwa 300000 Thlrn. zu bringen, ist gewiß nicht leicht, und beides, Anfang und Ende, macht dem Alten gar viele Ehre und, wie es mir schien, viele Neider.

Sein Haus, dicht am Tapajoz gelegen, ist stattlich und hat im Stockwerk sieben Fenster Breite. Saubere und gut möblirte Zimmer hängen zusammen; im Empfangssaal steht sogar ein aufrecht stehender Flügel. Damit ist alles im Einklange; und wenn man nicht braune Dienerschaft im Hause sähe, man würde nicht in Brasilien, geschweige am Tapajoz zu sein glauben.

Gar manches erzählte der alte Pinto Guimarães mir von dem kleinen, stillen Treiben auf dem noch zu keinem kräftigen Leben erwachten Fluß, wie die Cujabaner von Matto-Grosso und dem Herzen dieser Provinz unter großen Schwierigkeiten den Strom herabkommen, um für baares Geld oder einige Ochsenhäute besonders Salz zu kaufen und es unter noch größern Schwierigkeiten mit sich zu führen in die ferne Heimat, während die Indianer mit Guarana kommen und es für Kleinigkeiten verkaufen und vertauschen oder Sassaparille zu Markte bringen. Unendlich anziehend waren die einfachen Erzählungen des schlichten Mannes; sie erweckten in mir die lebhafteste Sehnsucht, in Santarem zu bleiben und die fern liegenden Zustände am Tapajoz selbst zu betrachten. Aber es durfte nicht sein, wenn ich nicht meinen ganzen Reiseplan stören wollte.

So mußte ich mich denn auf einem Spaziergange in einer wirklich tödtenden Mittagshitze mit einem flüchtigen Anschauen der Stadt begnügen. Auf engem Pfade erstieg ich den Hügel, der nördlich von der Stadt die Mündung des Tapajoz auf der rechten Seite bezeichnet und die Gegend beherrscht.

Da traf ich denn über der aufblühenden Stadt gleich eine Ruine.

Der Fußsteig, auf welchem ich ging, fiel plötzlich lothrecht nach beiden Seiten ab; und als ich im dichten Gebüsche diese sonderbare Wegbildung untersuchte, fand ich, daß ich auf dem Rande einer dicken Mauer stand. Gänge, Gemächer, Pforten und Löcher führten nach allen Seiten hin. Aber auch nach allen Seiten hin hatte die Zeit alles zernagt, noch mehr indeß die Pflanzenwelt. Mit förmlicher Gier schien der Parasitismus sich dieser wohlangelegten Festung, von der aus man die ganze Mündung des Tapajoz und einen großen Theil des Amazonenstroms beherrschen könnte, bemächtigt zu haben. In den Mauern, aus allen Ritzen, aus allen Abtheilungen wucherten Palmen, Euphorbien, Melastomen, Apocyneen, Myrten und Lantanen hervor, und zahlreiche Insekten schwirrten zwischen den alten Mauern und der jungen Pflanzenwelt der sonderbaren „Schlüsselburg".

Wundervoll ist die Aussicht von diesem Höhepunkt. Man überblickt beide Ströme, Waldungen und Inseln, alle in den ungeheuersten Raumverhältnissen; denn am Amazonenstrom ist alles von riesiger Ausdehnung, ein Chaos von Inseln, ein Meer von Wäldern, ein Ocean von süßem Wasser. Auch die Stadt macht sich von dort oben gesehen sehr hübsch. Die Menge ihrer Ziegeldächer ließ mich auf mindestens 6000 Einwohner schließen, doch taxirte mein alter Commandeur Pinto Guimarães sie nur auf 4000 Seelen.

Dicht beim ehemaligen Fort, über welches man mir keinen weitern Aufschluß geben konnte, ist ein Steinbruch, der das Material zu soliden Bauten liefert. Das Gestein, was dort gebrochen wird, ist ein festes, grobes Sand- und Kieselconglomerat, dessen Bindungsmittel eisenhaltig ist. Wenigstens erschien mir das Gestein so, und die Leute selbst behaupten, daß der Stein viel Eisen enthalte. Höher hinauf am Tapajoz oder in dessen Nähe kommt alte Kalkformation vor. Man gab mir ein Stück davon, was einem grüngrauen Marmor glich und deutlich verrieth, daß am Tapajoz ein kostbares Baumaterial aufbewahrt läge, wenn auch in einiger Ferne von der Stadt.

Auch einen neuen Kirchhof extra muros hat Santarem. Einsam liegt der große Platz im Gebüsche; eine kleine Kapelle ziert seine Mitte. Ein einziges großes Denkmal stand dermalen auf dem Gottesacker. Alle andern Begräbnisse waren nur mit schwarzen Kreuzen und Nummern versehen, und das alte Horazische Nos numeri sumus fand auch am Tapajoz seine volle Anwendung. Vielleicht mochten auch manche Indianer bei Lebzeiten kaum einen Namen gehabt haben.

Dann kam das eigentliche Tapuiende der Stadt. Da laufen nur kleine Fußsteige durch das Gebüsch, ein Netz von kleinen Wegen und Stegen, und man gelangt von einem grauen Hause zum andern. Und in jedem grauen, aus Lehm und Palmenblättern aufgebauten Hause sitzt eine Tapui, richtiger Tapuia, oder ihrer drei bis vier auf einer großen Matte, und hat irgendeine kleine Beschäftigung vor; oft ist es ein Nähzeug, manchmal eine Korbflechterei, meistens ein Garnichtsthun. Von solchem Nichtsthun gehen die faulen Naturkinder dann zum Flusse hinab, und nach wenigen Minuten kommen sie mit triefendem Kopfe wieder, diese braunen Figuren mit glänzend schwarzem Haar, — sie haben sich gebadet.

Originell genug sieht solch Inneres eines Tapuihauses aus. Eigentlich ist weiter nichts als Unordnung darin, höchstens eine Hängematte, ein Kochtopf auf kleinem Feuer und verschiedene Calebassen als Geräthe. Höchst sonderbar macht sich neben dem indianischen Hausgeräth die schwere Flinte des Nationalgardisten und die Trommel, während selbst der civilisirte Indianer sich noch viel lieber mit Pfeil und Bogen und dem Blasrohr als sichern und geräuschlosen Waffen behilft, deren kleine Pfeile vergiftet sind.

Ueberall mitten in den Straßen ward Cacao getrocknet, ein Verkaufsartikel, der wenig Mühe verursacht. Eine Strecke in der Straße, die vom Regen stark ausgespült war, war mit Urucurinüssen ausgefüllt, dem sonderbarsten Ausfüllungsmittel, was wol bisher im Straßenbauen angewandt ward.

Die Urucurinuß spielt in der Gewinnung des Gummielasticum eine wichtige Rolle. Wenn die Gummisucher einen passenden Baum der Siphonia elastica gefunden haben, so verwunden sie ihn mit einem kleinen Beile ziemlich tief und fangen die weiße Milch in einem Gefäße auf. Ist der Baum, nachdem er an mehreren Stellen verwundet ist, ziemlich aller Milch beraubt, — ein so angezapfter Baum braucht zwei bis drei Jahre, um sich von dem Saftverlust vollkommen wieder zu erholen, — so wird eine beliebige Form, Glasflaschen, Holzformen oder kleine Calebassen, in die Milch getaucht. Diese trocknet auf der Form fest, und während sie trocknet, wird sie über den Dampf der brennenden Urucurinüsse gehalten. So wird die Form immer wieder eingetaucht und immer wieder geräuchert, bis die Schicht dick genug ist, um als Gummi-elasticum in den Handel zu gehen. Dann wird die Form herausgenommen, und die Procedur beginnt von neuem.

Diese auf runden Formen gewonnenen und gleichmäßig geräucherten Gummisorten sind die besten. Ihnen folgen die

in großen Stücken gewonnenen, und zuletzt eine Art von Gummiabfall, Sernamby genannt. Besonders beliebt ist der Gummi vom Xingu, vom Tapajoz und dem Madeira.

Aus Spielerei macht man auch wol Thierformen, Krokodile und monströse Gestalten, die oft komisch genug aussehen. Selbst Schuhe versteht man schon sehr gut zu fabriziren, obgleich man sich lieber mit der einfachsten Gewinnung begnügt und das Weitere den europäischen Fabriken überläßt, in denen die Gummifabrikate eine ganz vorzügliche Eleganz und Mannichfaltigkeit erreicht haben.

Die Urucurinuß selbst ist die Frucht einer schönen Palme, Attalea excelsa, zu den dornenlosen Cocoinen gehörig, einer Verwandten der berühmten Piassabapalme, von der wir weiter unten reden werden. Die Nuß selbst ist einen guten Zoll lang, am obern Ende ziemlich stark zugespitzt und von sehr fester, derber Beschaffenheit. Wo man ihrer zum Gummiräuchern nicht in hinreichender Menge habhaft werden kann, da nimmt man auch wol die Tucumanüsse zu gleicher Anwendung.

Die Palme, welche die Tucumannüsse liefert, ist ebenfalls ein Astrocaryum, nach der Javari unbedingt die geharnischtste, sodaß man ihr eigentlich gar nicht nahe kommen kann. Besonders ist die Blattscheide mit langen, schwarzen Stacheln dicht übersäet. Um die harte, schwarze Nuß sitzt, wenn die Fruchttraube der Palme reif ist, ein röthlich-gelbes Fleisch, welches von den Kindern, die am Ende ja alles gern annagen, gegessen wird. Ich kann ihm keinen Geschmack abgewinnen.

Die Nuß selbst ist fast kugelrund, hat 1—2 Zoll im Durchmesser und ist an den drei Keimpunkten hübsch gezeichnet durch kleine Wellenlinien. Sie ist sehr hart und dient den Leuten zum Anfertigen von Spielsachen, von Ringen und Rosenkränzen. Aber auch zum Gummiräuchern dient sie

in großer Menge. Die kleinen, aus ihr gedrechselten Sachen nennt man Birros.

Die Astrocaryum Tucuma — ich schreibe fortan lieber Tucumãn, indem mir alle Tapuis, die ich nach dem Namen der Nuß fragte, das Wort so aussprachen, und zwar die Endsilbe mit starkem Nasenlaut, als ob noch ein g nachfolgen sollte (Tucumãng) — ist eine von den Palmen, die sich in der Regel um die grauen Wohnungen der Tapuis aufhalten. Man läßt sie dort gern stehen und pflegt sie wol auch. Kinder und Vieh nagen das Fleisch ab, und die liegen bleibenden Nüsse haben den oben angegebenen Nutzen.

Auf keinen Fall muß man die Tucumanpalme verwechseln mit der Palme, welche das Tucũm liefert, von dem wir weiter unten reden werden. Auch die Tucumpalme ist ein Astrocaryum, aber dennoch verschieden von den bisher erwähnten, und alle an technischer Wichtigkeit übertreffend.

Gegen 3 Uhr sollte unser Dampfer weiter gehen, und ich mußte mich mit all meinen Wünschen, Santarem und den Tapajoz näher kennen zu lernen, einschiffen und den höchst interessanten Ort wieder verlassen.

Wir gingen nicht zur Mündung des Tapajoz hinaus, sondern liefen den Fluß noch schräg etwas aufwärts, wo ein ganz schmaler Iggarapé sich in das Gebüsch hineinerstreckt. Von dieser Einfahrt aus gewannen wir noch einmal einen höchst freundlichen Anblick des Ortes Santarem in seiner ganzen Länge am Tapajoz und verloren uns dann in Grasfelder und Gebüsche im Cours von Nordwest zu West.

Fast mit einem englischen Park möchte ich die Ufer des schmalen, ganz stillen Igarapé vergleichen, auf welchem wir fortgleiteten. Ein großer Grasplan, überdeckt mit unordentlich zerstreuten Gebüschen, Baumpartien und lichtem Wald, — am Rande des Wassers, aber immer hinter einigem Gebüsch von Cacao und Orangen einzeln liegende Palmenwohnungen

der Tapuis, gar zu oft vom Wasser zerstört und selbst eingesunken im überschwemmten Boden, — und auf dem stillen Wasserpfad einzelne Canots mit den Leuten, denen die Wohnung eingesunken ist, unverzagt und lustig einherrudernd, denn sie hatten eigentlich nichts in ihren Wohnungen, — die jungen Mädchen mit vielen Blumen im dunkeln Haar, — vorn im Canot ein Berg von Cacao, den sie in der Stadt verkaufen wollen, um das Geld in den Junifesttagen (Fronleichnamsfest, St.-Johannis und St.-Peter und Paul) verjubeln zu können, — das sind die Erscheinungen am Igarapé und am Amazonenstrom in der Nähe von Santarem. Oft waren solche Canots wirklich überladen mit Menschen, „falta so o cachorro e o papagaio", sagten meine Begleiter, — „nur Hund und Papagai fehlen", — sonst ist alles beisammen, eine echte, wirkliche kleine Chinesenwelt auf dem Yangtse-kiang im fernen Westen, nur in kleinern, närrischern Umrissen.

Eine eigenthümliche Krankenbewegung hatte gerade damals in Santarem und der Umgegend stattgefunden. Ein Mann, Antonio-Francisco da Costa in einem kleinen Oertchen Paracary wollte ein Mittel entdeckt haben zur Heilung der Morphea, des Tuberkelaussatzes, der unter dem Namen der griechischen Elephantiasis bekannter ist. Wirklich zeigten in Paracary sich Fälle von bedeutender Besserung nach den Aussagen einiger Leute; und da sogar die Behörde in wohlwollender Weise von dem Geheimmittel Notiz nahm und es empfahl, so reisten viele Kranke, meistens arme, aufgegebene Leute nach Santarem, um in Paracary von Costa mit seinem Mittel, welches er nach seinem Wohnplatze Paracary nannte, behandelt zu werden. Die Anhäufung von mittellosen Kranken brachte großes Elend hervor; es fehlte an allem, nur nicht am Paracary. Man sammelte Geld; die öffentliche Verwaltung leistete Hülfe; bis denn bei weiterer Anwendung

das Paracary, gerade wie vor einigen Decennien das gepriesene Assacu, sich sehr unzulänglich zeigte und einzelne Kranke von Paracary bereits nach Santarem zurückkamen, wie wir später sehen werden.

Von Santarem an nimmt der Amazonenstrom aufwärts eine starke Richtung nach Nordwest; als wir am 23. Juni erwachten, war unser Cours nördlich.

Bald erblickten wir Obidos, hoch gelegen am Flußrande, einen sehr bemerkenswerthen Punkt in der Geographie des großen Flusses.

Oberhalb Obidos macht der vom Westen kommende Amazonenstrom eine starke Abweichung nach Nordost, bis er von der Höhe jenes Punktes Obidos aufgefangen und nach Südost abgeleitet wird. Die Höhe selbst ist etwa 120 Fuß erhaben, oben auf ihr ist eine Batterie. Unter ihr und von ihr gedeckt gegen die Strömung ist eine Bucht, in welcher Schiffe und Canots ruhig ankern können, während unmittelbar am stillen Wasser der Strom in wilden Wirbeln vorbeisaust.

Ich ging ans Land und kletterte den rothen Thonabhang zum Fort hinauf. Eigentlich ist das Fort nur eine ganz offene Batterie auf freiem Platze, ohne alle Fortification. Zwölf Geschütze von 80 Pfd. liegen dort im Kreise, um den Strom zu beherrschen. Ein deutscher Major Brockenhuus, einer von den wenigen deutschen Offizieren, die im brasilianischen Dienste ihre Stelle längere Zeit zu behaupten wußten, ist der Ingenieur der Batterie. Doch leistet man ihm eben keine Hülfe, um das Fort in Ordnung zu bringen und zu halten.

Mit ihm machte ich einen kleinen Gang durch den hochgelegenen, luftigen Ort, an dessen Hintergrund sich noch höherer Wald anlegt.

Ich traf eine ganz anständige Kirche, in welcher man

Anstalten zur Frouleichnamsprocession traf. Im Sonntagsfrack kam die männliche Jugend, um die weibliche Jugend mit seidenem Hut, Shawl und seidenem Rock zur Kirche gehen zu sehen. Mir fiel der Putz allerdings auf, den hier einige Frauen machten. Zwischen mehr oder minder weißen Damen streift gar hübsch als Gegensatz das braune Tapuivolk umher und macht sich im leichten Unterrock und flott flatterndem, weißen Hemd wundervoll neben den geschnürten Frauen. Das weite Hemd und das enge Seidenmieder haben noch einen langen Krieg gegeneinander auszufechten am Amazonenstrom, wenn ersteres auch schon hier und dort aus dem Felde geschlagen ist. Einige Indianerinnen sah ich eingeschnürt in schwarzseidenen Kleidern und Schuhe tragend! So unbeholfen, beklemmt, luftschnappend bewegten sie sich! Wie anmuthig leicht wandelten dagegen die dunkelbraunen, nur mit Hemd und Rock bekleideten Mädchen mit ihren Wassertöpfen auf dem Kopfe vom Fluß den Berg hinauf!

Zuletzt gerieth ich am Ende der kleinen Bergstadt in den Wald hinauf, wo eine kleine Kapelle im Bau liegen geblieben ist und nur von Geiern besucht und bewohnt wird. Von dort aus genießt man einen herrlichen Fernblick auf den mächtigen Bogen des Amazonenstroms, der in seinen beiden Richtungen nach Südwest und Südost unabsehbar ist.

Und doch ist der Anblick des Stroms noch schöner, noch gewaltiger, wenn man sich unmittelbar an den Rand desselben westlich vom Fort stellt.

Fast lothrecht steigt die rothe Wand zum Flusse hinunter, dessen rauschende Flut gerade hier aufgefangen und schräg abgelenkt wird. Der brausende Strom reißt ein Stück der Wand nach dem andern mit sich fort, ohne sie je ganz vernichten zu können. Der ganze Fluß bildet Wirbel und krause Strömung, gerade als ob Ebbe und Flut sich heftig begegneten.

Hier ist die größte Enge des Stroms. Gerade 800 Klafter mißt er in dieser Einklemmung. Seine Tiefe ist auf 60 Klafter bemessen worden. Seine Schnelligkeit ist eine volle deutsche Meile in der Stunde. Schlagen wir nun seine Tiefe, um zu einem gleichmäßigen Resultat zu kommen, auch nur auf 40 Klafter an, so würden wir aus den Elementen von 800×40×4000 Klaftern eine Kubikmasse von nicht weniger als 128,000000 Kubikklaftern bekommen, die in einer Stunde bei Obidos vorbeirennen, oder 2,133333 Kubikklafter in der Minute, gewiß eine Wassermasse, wie nicht leicht ein anderer Strom sie fortwälzt. Und dennoch fehlen die Wasser des Tapajoz und des Xingu hierbei noch, auch des Tocantins, wenn wir wollen. Das sind Süßwassermassen, von deren Größe und ewiger Wiedererzeugung man sich nicht leicht eine Idee machen kann. Nirgends in der Welt haben sie ihresgleichen.

Meine Betrachtungen über Obidos und seine Stromenge wurden unterbrochen durch eine Reihe von Einladungen, verschiedene Kranke zu sehen, da im Orte kein Arzt war. Ich that das sehr gern; aber meine Zeit ging damit hin. Selbst als ich schon wieder am Bord war und man sich zur Abreise rüstete, mußte ich noch einmal ans Land gehen, um ärztlichen Rath zu ertheilen, mit dem Versprechen, nach meiner Rückkehr vom Rio-Negro noch einmal nach allen Kranken zu sehen.

Nun ward unser Anker gehoben, und langsam ging der Dampfer aus dem Remanso von Obidos heraus. Kaum aber hatte er den Vorderbug in den Strom hineingesteckt, als wir mit unglaublicher Heftigkeit fortgerissen wurden, wobei das Dampfboot sich stark auf die Seite legte. Um nicht das Steuer zu zerbrechen, ließ man das Schiff einen Augenblick mit dem Strome treiben, in welchem es bald wieder seinen Cours nach Westen aufnahm und wir Obidos hinter uns

liegen ließen. Muthig und kräftig bekämpfte unser Dampfboot die wilde Strömung.

Eine kleine Meile von Obidos den Strom aufwärts liegt eine sogenannte Militärcolonie. Eine Reihe von Häusern macht einen freundlichen Eindruck am dunkeln Wald. Aber dennoch ist die Colonie ein rechter Unsinn. Sie hat einen Director, der seit acht Monaten in Santarem war, einen Lieutenant-Vicedirector, einen Kaplan, einen Arzt, einen Almorarise oder Zahlmeister, einen Schreiber und — zwei Colonisten. Die Geschichte kostet viel Geld und nützt zu gar nichts. Aber sie heißt eine Colonie und ist ein Beweis, daß man sich anstrengt, den Amazonenstrom zu colonisiren. Die Zweckmäßigkeit lasse ich dahingestellt.

Viel besser macht sich auf dem entgegengesetzten Ufer, dem rechten des Stroms, in dessen nächster Nähe wir hinfuhren, eine lange Kette von Cacaopflanzungen, das Cacaoal Imperial genannt, wahrscheinlich früher eine Privatbesitzung der Krone, jetzt von Tapuis bebaut, deren Wohnungen in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen darin halb versteckt liegen. Leider trafen wir nicht eine einzige dieser kleinen Wohnungen unzerstört vom Wasser. Manche waren ganz eingefallen, einige zur Hälfte; viele hatten nur halbe Lehmwände; die untere Hälfte war vom Wasser aufgeweicht und zerschwemmt worden.

Daher waren denn auch die meisten inmitten der halb im Wasser stehenden Cacaogebüsche unbewohnt. Zu einigen waren die Familien bereits wieder zurückgekehrt, halb im Canot, halb im Schlamm der Wohnung lebend, in beiden aber als in ihrem vollen Element sich wohlfühlend. Mit dem Ausdruck der unverwüstlichsten Seelenruhe saßen sie da, oft auf einem gestrandeten Treibholzstamme und mit den Füßen im Wasser umherrührend, die originellen Amphibien! Sie wußten ganz bestimmt, daß der Strom nächstens wieder

fallen würde. Und wirklich war er schon drei Fuß gefallen.

Kaum tröstlicher sah es auf der andern Seite des Flusses aus, zu der wir den Nachmittag hinübersetzten. Hier trafen wir an einer Stelle drei Pferde im Wasser die Cannarana abweidend, ohne einen Ort zu haben, wo sie sich hinlegen könnten. Dicht dabei war eine kleine Ansiedelung, in der man sich genial geholfen hatte. Unter dem Palmendache hatte man sich, als das Wasser langsam stieg, einen Balcon aus Latten gemacht, worauf die Familie wohnte. Auch einer Anzahl von Rindern war man so zu Hülfe gekommen. Man hatte ihnen auf Holzstämmen eine Hürde gebaut, von der man einen Holzsteig hinunter in das Wasser gemacht hatte. So konnten die Thiere je nach Gelüst im Wasser umherwaten und das üppige Gras fressen, und nachts in das Trockene hinaufsteigen zum Ausruhen. Man wird da wirklich etwas stark an die Arche Noah erinnert.

Bei einer kleinen Anzahl von Thieren kann man sich schon so helfen. Wo aber größerer Viehstand war, da ist er, wenn nicht hochliegende Partien in der Nähe waren, vollkommen vernichtet worden. Tausende von Rindern waren ertrunken, wir sahen selbst manches todte Vieh den Strom hinabtreiben. Unzählige Cadaver sollten in den abgelegenern Wiesen und Marschgegenden stecken, wo die Besitzer des Viehs eine sichere Zufluchtsstätte vor der mächtigen Stromanschwellung vermuthet hatten.

Man sollte es nicht glauben, daß die ungeheuere Wasserfläche über 40 Fuß anschwellen konnte und daß dieselben Wohnungen, an denen man vorbeifährt, bei niedrigem Flußstande auf hohem Baranco stehen!

Alljährlich aber, und zwar in der regelmäßigsten Wiederkehr schwillt und fällt der Amazonenstrom in vollständig nilartigem Rhythmus.

Im November und December, wenn die Sonne vom Norden zurückkehrt und der heißen Gegend noch mehr Hitze mitbringt, beginnt in den Cordilleren der Schnee in größern Massen zu schmelzen. Reichlicher stürzen die Bergwasser herunter; mehr und mehr füllen sich die Zuströmungen des Amazonas; häufiger und in endloser Menge stürzt der Gewitterregen vom Himmel; alles fließt dem Amazonenstrom zu, der nun immer mehr und mehr anschwillt, bis er im April sein Maximum erreicht hat und sich in demselben einige Wochen erhält. „Vom 8. Juni an fällt der Fluß wieder", sagte man mir mehrmals, als ich mich nach den Verhältnissen erkundigte. So genau und regelmäßig ist die Bewegung der Elemente am allmächtigen Strome. Wirklich war er am 23. Juni schon um drei Fuß gefallen.

Daher wird denn auch das Steigen des Flusses niemals eine Ueberschwemmung genannt. Wohnungen, Pflanzungen, Viehhürden, alles ist auf das Steigen des Flusses eingerichtet; furchtlos sieht man das unabsehbare Element anschwellen und seine volle Höhe erreichen. Die Thiere des Waldes ziehen sich weit zurück vom Flusse und machen ebenso, wie der Fluß wächst und fällt, ihre typischen Wanderungen.

Je mehr nun der Fluß wieder fällt, desto höher treten seine Ufer wieder hervor, desto mehr erscheinen in dem Strome von meerartiger Ausdehnung Sandbänke und nackte Schlamminseln. „Die Zeit der Ufer" („o tempo das prayas") nennt man diese Zeit. Und jetzt entwickelt sich wieder ein volles, reges Thierleben am Ufer. Tapire, Capivaris und andere Nager zeigen sich; die Unzen kommen zum Fischen an das Ufer; mit dem Schwanze, den sie in das Wasser hineinhängen lassen, locken sie die Fische an und mit der Tatze schleudern sie geschickt ihre Beute auf das Trockene. Mehr und mehr zeigen sich Reiher und Strandläufer. Wo

die Fische sonst hausten, laufen die befiederten Bewohner der Lüfte und des Waldes umher, ein buntes Gewimmel und Getümmel.

Hat die Zeit der Prayas ihre volle Höhe und mit ihr der Fluß seinen niedrigsten Stand erreicht, so beginnt das seltsamste Phänomen, was man nur sehen kann am Amazonenstrom, und ein echtes Charakterstück des Flusses.

Zu Tausenden finden sich Schildkröten nachts und besonders vor Tagesanbruch auf dem trockenen, heißen Sande ein, um ihre Eier zu legen und einzuscharren. Die Zahl dieser Eier muß ganz enorm sein. Man kann ihre Menge aus der Zahl ihrer Vernichter abschätzen. Mit großer Gier fallen Unzen und Jacarés über die Eier her und machen sich oft in blutigem Kampfe die Beute streitig. Sie verschlingen große Mengen von Schildkröteneiern. Viele werden von Vögeln ausgescharrt und gegessen.

Eine ebenso große Menge aber wird von den Menschen selbst vernichtet. In ganzen Rudeln ziehen die Indianer und selbst Bewohner der Städte zur Zeit der Prayas und der Schildkröteneier zum Flusse hinab und sammeln Millionen Eier, welche sie als große Leckerbissen verschlingen, viel mehr aber noch in Töpfen zusammenbringen, nachdem sie die pergamentartigen Schalen aufgeschlagen haben, und das eigentliche Dotteröl unter den Sonnenstrahlen ausschmoren lassen im Canot mit Zumengung von Wasser.

Eine Schildkröte soll in einer Nacht, so sagte man mir, über 100 Eier legen. Ich kann mir das kaum denken; denn die Eier sind außerordentlich groß im Verhältniß zum Thier. Wollen wir annehmen, daß sie 100 Eier lege und zu einem Topf „Schildkrötenbutter" — manteiga de tartaruga — die Brut von 30—40 Schildkröten gehört, so bekommen wir, wenn wir in einem Jahre 4—6000 Töpfe nach Pará wandern sehen, schon die Zahl von 24,000000 Eiern. Wie

viele Eier gehörten ehemals dazu, um einen regelmäßigen Export von 40000 Töpfen zu unterhalten? Wie viele Eier und eben auskriechende Schildkröten von Liebhabern an Ort und Stelle gegessen werden, von Tigern, Krokodilen, Vögeln verschlungen, das ist gar nicht abzusehen. Hunderte von Millionen mögen es immer sein. Und dennoch sterben die Schildkröten nicht aus, obgleich ihre Zahl allerdings stark abgenommen hat.

Mehr und mehr hört man auf, diese manteiga de tartaruga zu genießen; man verwendet sie vielmehr zum Brennen auf Lampen und führt Butter von Europa ein.

Dagegen ißt man viele Schildkröten am ganzen Amazonenstrom. Ueberall sah ich die Schalen der Thiere umherliegen, welche man zum Kalkbrennen benutzt. Ich selbst habe später das Fleisch derselben sehr gern gegessen, wenn es auch bei längerm Genuß etwas fade erscheint.

Am 24. Juni hatten wir einen ziemlich kühlen Morgen; die Luft hatte 25° C. Temperatur, das Wasser 28° C. Auf dem rechten Ufer des Flusses ragte, gerade wie in Obidos, ein Waldhöhenzug steil aus dem Wasser hervor unter dem Namen der Serra de Parentims, mit einer ungemein heftigen Strömung des Flusses, aber auch stiller Bucht gegen das westliche Ufer der Hügelkette. Die Conformation des Bodens und Flusses erscheint sehr passend zur Anlage eines Ortes nach Art der Festung Obidos.

Hier ist die Grenze zwischen den Provinzen Pará und Amazonas. Um der heftigern Strömung dieser Seite zu entgehen, traversirten wir den Strom. In seiner Mitte hatten wir jene Lichterscheinung, die man eigentlich immer auf dem Amazonenstrome hat, ein Emporsteigen einzelner Gegenstände scheinbar über den Wasserhorizont, aber in natürlicher Stellung.

Rauh gekräuselt, ja fast sturmbewegt erscheint die Wasser-

fläche am Horizont. Zu beiden Seiten setzen sich die Waldungen und Ufereinfassungen in die Luft hinaus noch fort, und so erscheinen einzelne Gegenstände, die wirklich auf dem Wasser schwimmen, über demselben, Baumstämme, Mururiballen und Cannaranainseln, alle in größern Umrissen. Auf dem Uruguay sah ich dasselbe Phänomen; es kommt auch auf der Bucht von Rio-de-Janeiro oft genug vor. Es ist in geringerm Maße eine Fata-Morgana afrikanischer Wüsten, oder auch eine eigenthümliche Parallaxe, ganz wie die des aufgehenden Mondes, dessen Stand wir sehen, wenn er wirklich noch unter dem Horizont steckt.

Immermehr individualisirte sich der Wald; schärfer traten Palmenformen und Laubkuppeln hervor; der Boden ward fester. Hoch oben in den Aesten einzelner Sumaumeiras hingen die Nester der Japus in langer Sackform herab, und oft hörten wir diese sonderbaren Vögel, wie wir sie schon am Rio-Pardo in der Provinz Bahia kennen gelernt haben, sich in den Bäumen umherzanken.

Fast noch sonderbarer sind die Nester der Wespen und Ameisen hoch oben in den Bäumen.

Ebenso mannichfaltig wie die Zahl der Honigwespen und Honigbienen in Brasilien ist auch die Form ihrer Nester. Zwei Formen fielen mir bei unserer Schiffahrt besonders auf. Die eine möchte ich mit einem leichtgewölbten Teller vergleichen, der schildförmig im Centrum der Oberseite mittels eines feinen Stiels an einem dünnen Aste, an einem Blatte angehängt ist. Die Unterseite bilden die sechseckigen Zellen. Man kann keine zierlichere Bienenarbeit sich denken.

Die andere ist viel complicirter. Sie beginnt ebenfalls mit einem sehr feinen Stiele, aber nun folgen schichtenweise kleine Scheiben von Zellen, die alle gemeinschaftlich von einer äußern, silberweißen Hülle zusammengehalten werden. Das Ganze sieht aus wie eine Röhre von silbergrauem Fließpapier

und ist ungemein zart. Ich sah diese Cylinder namentlich an hohen Leguminosen hängen, oft zur Länge von zwei Fuß, beim Durchmesser von drei Zoll. Man möchte sie eher für Früchte als für luftige Bienennester halten.

Am sauersten machen es sich die Ameisen. Ebenso wie die oben angedeuteten Bienen sich nicht damit begnügen, ihre Zellen in hohlen Stämmen und Baumlöchern zu machen, begnügen sich viele Ameisen nicht mit den hohlen Stämmen der Cecropien, um in ihnen sich einen wundervollen Palast einzurichten, ja nicht einmal damit, sich unter unsaglicher Arbeit einen festen, oft steinharten Erdbau über der Erde zu machen; vielmehr machen sie ihre feste, abgerundete, dem Wind und Wetter trotzende Erdwohnung hoch oben in der Luft, um allen Ueberschwemmungsvorkommnissen zu entgehen.

Sechzig bis siebzig Fuß hoch oben im Gipfel eines Baums sieht man oft eine scheinbare Anschwellung eines Astes. Kommt man näher, so entdeckt man, daß die Anschwellung ein fester, gleichmäßig gemachter Anwurf von Erde ist. Wer hat die Erdmasse dort oben hinaufgetragen und so sicher um den Ast angelegt? Wenn man genauer zusieht, so findet man auf der glatten Rinde des Stammes einen kleinen bedeckten Gang, welcher zu dem Gipfel führt. In ihm laufen Ameisen auf und ab, die nach oben laufenden mit irgendeinem Atom von Erde, Sand, Blatt im Munde. Das ganze Räthsel des Erdbaues in der Luft ist gelöst; es ist ein Ameisenhaus, ein festes, wohlangelegtes, bis zu welchem der Amazonenstrom nimmer hinaufsteigen kann.

So weiß das kleinste Thier durch Kunstfertigkeit sich gegen den mächtigsten Nachbar vollkommen sicher zu stellen.

Bald erblickten wir in der Ferne von sechs englischen Meilen auf dem rechten Flußufer die Ortschaft Villa-Bella da Imperatriz, ehemals Villa-Nova da Rainha genannt. Wir

fuhren auf unserer linken Seite weiter, bis wir der Stadt gerade gegenüber waren. Dann fuhren wir quer durch die ungemein heftige Strömung und lagen bald dicht am Ufer der kleinen Stadt vor Anker und Tauen, um Brennholz einzunehmen.

Villa-Bella da Imperatriz liegt etwa 20 Fuß hoch über dem hohen Wasserstande des Flusses, auf einem trockenen, grünen Platze, der sich hinter der Stadt an Gebüsch und Wald anlehnt. Eine Häuserreihe bildet eine Art von Vorderfronte; doch ist kein einziges Haus von einigem Ansehen zu bemerken. Ein weißes Haus mit zwei Fensterluken auf jeder Seite der Thür ist ein kleines Soldatenquartier. Die Kirche ist anfangs schwer zu finden, ein graues Lehmhaus mit grauem Palmendach, oben auf dem Giebel mit einem Kreuz geschmückt, auf diesem ein Geier, das Symbol des Flusses.

Alles ist ringsher die reinste Tapuiwirthschaft in ihrer vollen Stille und unerschütterlichem Frieden. Sonst ist den guten Leuten das Faulenzen nur erlaubt; am St.-Johannistage aber ist es ihnen geboten. Und so war es denn in Villa-Bella besonders schön und echt patriarchalisch, dieses gebotene Faulenzen der braunen Menschen. Kaum einen Indianer sah ich, der sich mit irgendeiner Arbeit regte.

Bis in die tiefsten Winkel des grauen Hauses konnte man den Leuten schauen. Sie haben kein Besitzthum, was sie geheim halten möchten, auch keine Hausereignisse, die sie zu verbergen suchten. Alles ist offen; keine Thür, kein Fenster hemmt den Eintritt und den Blick in das innere Haus. Mit derselben Naivetät, womit die Kinder bis zum reifenden Alter ganz nackt laufen, womit die Mädchen sich an offenem Ufer baden, mit derselben Naivetät trennt keine Scheidewand ihr Hausleben von der Welt. Einige Tucumanpalmen am Hause, einige Hühner oder Schweine und in der Sonne

einige große Flatschen Piraracu zum Trocknen, das sind außer den nackten Kindern die Attribute eines Tapuihauses in Villa-Bella. Eine unzählige Masse von Geiern ging im Orte spazieren, besonders an einer Stelle, wo man zwei getödteten Kühen das Fleisch, um es zu salzen, abzog. Fast hätten die Thiere dem damit beschäftigten Manne das Fleisch aus der Hand gerissen.

Ein schmaler Weg führte mich in den Wald hinein. Dort war es still und kühl. Wilde Tauben flatterten umher; ein hübscher, gelber Convolvulus blühte; eine wunderschöne weiße Acanthacee mit rothem Kelch machte sich prächtig im Schatten der Astrocaryen, zwischen deren Blattscheiden ein ganzes Heer von Pflanzen — Aroideen und Farrnkräutern — parasitirte. Am sonnigern Rande des Waldes stand eine hübsche Magnolie, die eben ihre beinahe dreieckige Knospen öffnete, aber in Gefahr schwebte, von den auf ihr parasitirenden Loranthaceen ganz verschlungen zu werden.

Nachdem wir Holz eingenommen hatten, gingen wir weiter.

Auffallend öde kam uns in Bezug auf Schiffahrt der Fluß vor. Es scheint, als ob in Santarem und Obidos alle wesentliche Schiffahrt mit großen Segelcanots aufhört. Seit Obidos hatten wir kein Canot bemerkt; scheint es doch kaum möglich, daß ein Canot die dortige, heftige Strömung überwinden kann. Ja aus unserer ganzen Fahrt konnten wir genau den Schluß machen, daß die Strömung an Heftigkeit zunähme, je höher wir den Fluß hinaufkamen.

Abends spät liefen wir in einen Seitenarm des Flusses ein, den Parana-Pacoval, so genannt nach der Menge der dort wachsenden Musaceen, die in der Sprache der Eingeborenen Pacova heißen. Hier war viel weniger Strom, und drei Stunden lang rauschte der Dampfer zwischen den dunkeln Waldungen dahin in schneller ruhiger Fahrt.

Mächtiges Araragefchrei weckte mich am 25. Juni. Ein wahrhaft goldener Morgen lag auf dem Strome und seinen Waldungen, und buntfarbiger denn je glänzten einige Araras auf hohen Zweigen der Sumaumeiras. Wir waren in der Nacht einen Waldhügel Cararaaçu passirt, nach welchem sich die des Stroms kundigen Piloten orientiren. Solange keine bedeutenden Ortschaften, keine schärfer markirten Punkte, keine leitenden Leuchtfeuer den Fluß genauer bezeichnen, hilft man sich noch immer mit ziemlich unkenntlichen Waldhügeln, Baumgruppen und vor allem mit indischen Namen, wie schwer auch solche manchmal auszusprechen sind, wenn man sie ja im Gedächtniß behalten kann.

So erreichten wir bald eine Insel Urucurituba, — wol von Urucuri, jener Palme, und uva oder ùva, viel, zahlreich, also genannt, — die wir zu unserer Rechten liegen ließen. Nach der Aussprache einiger wird sie auch Uricurituba genannt, wie man die Urucuripalme auch Uricuri nennt.

Kommt man zwischen dieser Insel und dem rechten Stromufer aufwärts gehend hervor, so gelangt man wieder in eine einem weiten Landsee gleichende Ausdehnung des Flusses. Immer von neuem werden solche Stellen anziehend; immer von neuem regen sie mächtig an, besonders wenn man in diesen meilenweiten Dimensionen die ganze Wassermasse in einem Fortströmen, in einem so mächtigen Dahinrennen begriffen findet. Nach Südwest zu West bildete die breite Stromfläche wieder den fernen Horizont; sie erinnerte immer wieder daran, daß wir auf dem Amazonenstrom fuhren, den man für ein Süßwassermeer hielt.

Eine große Palmenmenge bezeichnet das obere Ende des Kanals zwischen der Insel Urucurituba und dem rechten Stromufer; sie rechtfertigt die oben angedeutete Wortableitung und Schreibart und bezeichnet auch für die den Fluß Hinuntergehenden den Kanal selbst, bis nach vielen Jahren ein-

mal die ankommende Cultur jene Urucuripalmen decimirt und dem Orte nur einen bedeutungslosen Namen läßt.

In voller Ueppigkeit wuchs hier auch das „Pfeilgras" Freira (Arundo oder phragmites sagittaria), eine dem Zuckerrohr einigermaßen nahe kommende Graminee. Das dicke, hohe Gras hat nur an seinem obern Ende Blätter, die vollständig zu einem Fächer geordnet sind. Aus ihrer Mitte bricht dann auf langem, ungemein schlanken und consistenten Stiele die Blüte hervor; der ganze Blütenstand gleicht dem unsers Schilfrohrs, ist aber viel üppiger; weithin sieht man die graue Fahne im Winde wehen.

Dieser Blütenstiel ist ein sehr wichtiger Artikel. Man sammelt ihn in großen Mengen; die Indianer wissen ihn oben sehr geschickt mit einer Spitze von Knochen, hartem Holz, zugeschnittenem Bambusrohr und selbst Eisen, unten mit einer leichten Feder jederseits zu versehen, und so gibt er die besten Pfeile, die leicht genug sind, um mächtig weite Distanzen zu erreichen, aber auch schwer genug, um tief einzudringen und gefährlich zu verwunden. Ein Pfeil dieses Grases mit einer guten, breiten Spitze von Taquara versehen fällt den Tiger des Urwaldes mit großer Sicherheit und reißt eine klaffende, stark blutende Wunde.

Die Gegend, wo solch Pfeilgras viel wächst, nennt man ein Freiral, ein Name, nach dem viele Oertlichkeiten genannt werden. Wenn in solchem Freiral oder hinter demselben Cecropien in dichter Menge wachsen, glaubt man oft, da beide Pflanzen in einer gewissen Regelmäßigkeit stehen, an eine ausgedehnte Anpflanzung zu gelangen. Denselben Nachmittag noch fuhren wir in der dichtesten Nähe einer Insel hin, die in einer Ausdehnung von sechs englischen Meilen absolut nur mit Cecropien besetzt war. Erst am obern Ende trafen wir hohen Laubwald anderer Art, als einen Beweis, daß dieses Ende der Insel das ältere war, wie denn bei

solchen Inselbildungen im Strome das obere Ende sich immer zuerst bildete.

In einem luftigern und sonnigern Cecropienröhricht — der Ausdruck ist passend, wenn auch die hohlen Stämme, die es bilden, oft über einen Fuß Durchmesser haben — treiben die Periquitos gerade wie unsere Rohrsperlinge ungehindert ihr schreiendes Wesen; in ganzen Schwärmen zanken sie sich darin umher, bis das kommende Dampfboot sie erst für einen Augenblick zum Schweigen und dann unter schrillendem Lärm zur Flucht bringt. Der herrliche Nachmittag des 25. Juni hatte sie besonders munter gestimmt; überall sahen und hörten wir sie sich zanken, während größere Papagaien, besonders der gelbköpfige und einer mit blauem Kopf, höhere Regionen einnahmen. Am höchsten hinauf klettern gern die großen Araras, wie sie auch gern sehr hoch fliegen. Ich konnte mich nicht satt sehen an den glänzenden Thieren, wenn sie in einzelnen Paaren hoch in der Luft, glühend im Strahl der Nachmittagssonne, über dem Walde flatterten oder über den mächtigen Strom hinübersetzten.

Gegen Abend duftete das Ufer wieder stark nach Vanille. Dazu sahen wir ein kleines Canot mit zwei Männern den Fluß hinunterfahren, und nun fiel es uns ein, daß wir den ganzen Tag noch keinem Canot begegnet waren. So tritt der Mensch auf langen Strecken des Riesenflusses noch ganz in den Hintergrund und spielt im großen Drama der Natur eine der letzten Nebenrollen, bis man ihn gar nicht mehr bemerkt.

Um 1 Uhr nachts kamen wir nach Serpa, auf dem linken Stromufer und auf hohem Baranco liegend. Doch konnten wir bei Nacht nur einzelne Umrisse erkennen.

Unter den Besuchenden — denn selbst mitten in der Nacht stehen die Leute in den Anhaltepunkten der Schiffahrtslinie

auf und kommen an Bord, um sich nach Neuigkeiten zu erkundigen — fand sich auch ein Herr Becher bei uns ein, ein ehemaliger Artillerieoffizier bei den letztengagirten deutschen Truppen. Jetzt war er in einer großen Dampfschneidemühle, die die Amazonencompagnie dicht bei Serpa angelegt hat, als Chef angestellt. Ich hatte vor vielen Jahren einen Bruder von ihm in Rio kennen gelernt. Er selbst machte mir im flüchtigen Begegnen den allerbesten Eindruck, und wir verabredeten, daß ich, wenn ich vom Rio-Negro zurückkäme, ihn besuchen sollte.

Es kamen einige Passagiere, die nach Manáos wollten, an Bord. Nachdem wir Brennholz eingenommen hatten, gingen wir um 2 Uhr weiter.

Am Morgen des 26. Juni früh befanden wir uns im Parana de Trindade, bei wundervoll reiner und frischer Luft, welche 26° C. Temperatur hatte, bei 27½° C. Wasserwärme.

Am Ende des Parana zeigte man mir in weiter Ferne die Mündung des Rio-da-Madeira; sie war aber von Inseln so gedeckt, daß man den mächtigen Fluß nicht erkennen konnte. Wir werden diese Mündung später kennen lernen.

Von allen Flüssen, die sich in den Amazonenstrom ergießen, ist der Rio-da-Madeira der mächtigste; selbst der Rio-Negro steht ihm an Größe nach. Seine äußersten Zuflüsse kommen von den Cordilleren herab etwa unter 20° südl. Br., in gerader Westlinie kaum zwei Längengrade fern vom Stillen Ocean. In südöstlichem und östlichem Laufe sammeln sich die Wasser im Rio-de-Cochabamba, machen um die östlichen Ausläufe der Cordilleren, die Serras-Altissimas, einen mächtigen Bogen und ziehen unter dem Namen des Rio-Mamoré nordwestlich, nördlich und dann nordöstlich bis fast zum 10.° südl. Br., wo der Fluß das brasilianische Gebiet erreicht. Hier vereinigt er sich mit den unter dem 12.° südl. Br. zu-

sammentretenden Flüssen Ubahy, welcher auf dem 20.° südl. Br. entspringt und, parallel mit dem Mamoré wandernd; das weite Gebiet der Chiquitosindianer durchzieht, — und dem Guapore, welcher im fernsten Westen der brasilianischen Provinz Matto-Grosso entspringt und in vielfachen Krümmungen nordwestlich und westlich eilt, bis er den Ubahy erreicht.

Nach dem Zusammentreffen dieses Flußpaares mit dem Mamoré unterhalb des 10.° südl. Br. heißt der so entstandene mächtige Fluß der Rio-da-Madeira, der vielfach geschläugelt in der Richtung von Nordost zu Nord etwa unter 3° südl. Br. den Amazonenstrom erreicht, — Rio-da-Madeira genannt nach den ungeheuern Waldungen des besten Nutzholzes, durch welche er hindurchfließt, eine Quelle nie versiegenden Reichthums.

Leider aber scheint sich der Fluß für die nächsten Zeiten, ja noch für lange, einem regelmäßigen Handelsverkehr aus dem Innern der ihn einschließenden Ländergebiete widersetzen zu wollen. Nur bis zum Orte Crato, etwa 6° südl. Br., ist eine freie Schiffahrt möglich, sodaß im Januar 1859 das Dampfboot Guajara zu einer Untersuchung des Madeira bis zum genannten Orte, ohne eine Schwierigkeit zu treffen, gelangen konnte. Weiter hinauf bildet der Fluß eine Cachoeira nach der andern; förmlich auf Stufen steigt er herab aus seinen Wäldern; und unter großen Mühen müssen Canots, die den Strom befahren wollen, um solche Cachoeiras herum zu Lande getragen werden, bis denn auf dem Mamoré, dem Ubahy und dem Guapore eine theilweise Schiffahrt wieder gestattet ist, die auf eigenthümlichen Wasserverbindungen bis in den Ucayali führt.

Die Wildheit des Flusses spiegelt sich auch in seinen Anwohnern ab. Mehr als alle andern Indianer haben sich einzelne Stämme am Madeira gegen alle Culturversuche ge-

wehrt. Noch heutigen Tags sind die am Madeira wohnenden Araras Menschenfresser, und zwar Menschenfresser, die andere Menschen einfangen, um sie zu fressen. Die Botocuden am Mucuri fraßen die Leichen ihrer Feinde doch nur, weil sie es schade fanden, daß, da die Menschen doch einmal todt wären, so viel genießbares Fleisch umkäme. Die Araras aber tödten, um zu fressen. Die Gummisucher am Madeira hatten anfangs viel von ihnen zu leiden. Am meisten verfolgen sie die weniger wilden Muras, einen weitausgedehnten Stamm. Letzterer fügt sich schon der Civilisation und nimmt eine Art von Gesittung an. Gerade war einer der von Serpa kommenden Passagiere der Director der Otas und Muras am untern Madeira. Ueber 1000 Seelen schätzt er die Zahl der in seiner Aldea sich befindenden Indianer, Leute, die, wenn sie sich auch ziemlich mäßigen, dennoch oft insubordinirt sind. Viel Eigenthümliches erzählte mir Herr Jozé Lopez de Gama — denn so denke ich hieß der Mann — von seinen Indianern. Wir selbst konnten vom Schiffe aus manchen interessanten Blick zu den höher werdenden Ufern des Flusses thun, wo das stille Leben der Muras begann. Vor einem sehr kleinen grauen Häuschen zählten wir 19 Menschen, drei Hunde und einige Hühner und Schweine. Alle aber finden ihren Platz im engen, dürftigen Rancho.

Bald kamen wir zu einem noch eigenthümlichern Punkte, zu der Indianermaloca S.-Jozé de Amatary. Eine kleine graue Kirche und noch kleinere graue Häuser bezeichnen dieses Dorf der Muras. In einem etwas bessern grauen Hause wohnt ein weißer Inspector, dessen hübsche Tochter zwischen den andern braunen Frauen recht gut sich ausnahm. Einige Mitreisende grüßten die Familie; sie kannten sich gegenseitig. Mit einem faulen, halb indifferenten Lachen ward der Gruß vom Mädchen am Ufer erwidert. Das herankommende

Dampfboot lockt jetzt immer die Dorfbewohner an den hohen Uferrand. Sonst war es nicht so. Als zum ersten male ein Dampfboot den Fluß hinaufkam, lief alles aus der Maloca in den Wald hinein. Als man sie fragte, warum sie fortgelaufen wären, sagten sie, es wäre ihnen gar zu bange geworden vor „der großen Schlange". Und wer konnte ihnen das am Ende verdenken. Die kleine Maloca ist den einfachen braunen Menschen die ganze Welt, alles was sie kennen. Nie kommen sie aus dem ärmlichen Dorfe heraus, kennen keinen andern Ort, keine Stadt, keine Sitten besserer Art! Und nun kommt ihnen so ein dampfendes Ungeheuer daher!

Nie werde ich die wunderlichen Gruppen vergessen, wie sie am Rande des Ufers dastanden, ganz nackte Kinder, halbangekleidete Erwachsene, alle mit demselben Ausdruck von Indifferenz, ja alle mit demselben Gesicht, Männer, Weiber, Kinder! Kaum einiges Vieh läuft um sie herum; aber auf langen Stangen trocknen sie den Fisch Tambaqui, der — so erzählen mir die Leute — zu gewissen Zeiten nicht hören kann und sich dann mit unglaublicher Leichtigkeit fangen läßt.

Weiter hinauf wiederholte sich vor einzelnen Häusern am Walde dieselbe Scenerie der Maloca. Einmal sahen wir sogar vor ihrer Wohnung eine ganze Tapuifamilie vollkommen nackt stehen; nur die Frau hatte ein ganz kurzes blaues Röckchen an; die braune, bronzefarbene Gruppe, reglos wie aus Erz gegossen, sah ganz gut aus neben dem nahen Walde, aus welchem mächtige Bertholletien herausragten.

Auch einige neue Palmenarten kamen zum Vorschein, die Palme Popunha (Guilielma speciosa), deren Früchte ich auch schon in Cametá gegessen hatte. Der runde, schlanke Stamm ist mit Stachelringen in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen besetzt, aber in viel geringerm Maße als die oben an-

gegebenen Astrocaryen. Unter dem schönen Wedel der nickenden Blätter hängt eine reichlich mit rothgelben Früchten besetzte Traube herab. Jede Frucht, von ovaler Form, hat die Größe einer mäßigen Pflaume; weithin glänzt die schöne Färbung der goldenen kleinen Aepfel, recht eigentlich χρυσεα μηλα.

Was bei dieser schönen Frucht der Popunha, welche unter dem spanischen Namen der Pirijáopalme weit bekannter ist, am meisten interessirt, ist das eigenthümliche Abortiren ihrer Kerne. Die meisten Früchte machen es gerade wie die Bananen; sie bilden gar keinen Kern, sondern eine ganz homogene, mehlige Masse. Dadurch werden sie, in Wasser abgekocht, zu einem ganz vortrefflichen Nahrungsmittel. Ich aß sie bei Herrn La Roque in Cametá zuerst, der einen schönen Pirijáobaum im Garten hatte; sie schmeckten mir ganz wie unsere echten Kastanien. Die Haut von halblederartiger Consistenz läßt sich sehr leicht abstreifen.

Deswegen zieht man auch die Popunhapalme sorglich zu den Wohnungen heran und hütet sich wohl, sie zu fällen. Ihr Holz hat viel Aehnlichkeit mit dem der Javaripalme, hart, schwarz mit unterbrochenen, gelben Linearzeichnungen, und polirt von sehr schönem Ansehen.

Nicht gar weit davon standen andere Palmen, Murumurupalmen; ebenfalls von ökonomischer Wichtigkeit, eine andere, wohlgeharnischte Art des Astrocaryum, deren Früchte meine Begleiter als das beste Schweinefutter rühmten, — auch die schöne Oenocarpus Bacaba sahen wir, dicht neben der edeln Tapiriba, jener Spondiasart, die die angenehm säuerliche Frucht Caja liefert, — dazu kühne Muritingastämme, in deren Kronen die Uambé, das parasitirende Philodendron, wuchert und vom hohen Revier als der Prototyp blattloser Stolonen die langen vegetabilischen Stricke herabsendet.

Aber der frische, dunkle Abend machte unsern botanischen Anschauungen ein Ende; eine fast empfindlich kühle Nacht folgte, die freilich in Europa zu den wärmsten Sommernächten zu zählen gewesen wäre, und eben nur der von anhaltender Transspiration aufgeweichten Haut des Reisenden empfindlich kühl erschien.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr in der Nacht wurden wir alle vom Schrillen und Sausen des Ventils und dem vollen Ausströmen des Dampfes geweckt. Wir waren am Ziele und befanden uns mitten auf dem Rio-Negro. Die vom Ufer herschimmernden Laternen verriethen, daß wir vor Manáos wären, ehemals Barra do Rio-Negro genannt, obwol die Stadt einige deutsche Meilen von der Barre des genannten Flusses aufwärts liegt.

Wir gingen zu Anker und, bei der für den Abend zu späten, für den Morgen zu frühen Stunde, gleich darauf zu Bette.

Manáos liegt von Belem do Pará nach unsers ersten Steuermanns, Charles Collier, Messung 971 englische Meilen; doch meint er, daß die Distanz wol etwas größer ist und in rundem Ausdruck zu 1000 englischen Meilen, also 250 deutschen Meilen, geschätzt werden muß.

Die knapp gemessene Distanz von 971 englischen Meilen würde sich in folgender Weise vertheilen:

Von	Pará	nach	Breves	131	englische	Meilen.
"	Breves	"	Gurupa	120	"	"
"	Gurupa	"	Prainha	123	"	"
"	Prainha	"	Santarem	100	"	"
"	Santarem	"	Obidos	76	"	"
"	Obidos	"	Villa-Bella	105	"	"
"	Villa-Bella	"	Serpa	186	"	"
"	Serpa	"	Manáos	130	"	"

Demnach wäre die größte Nähe zwischen zwei Ortschaften am untern Amazonenstrom 76 englische Meilen = 19 deutsche Meilen, die größte Ferne 186 englische Meilen oder 46½ deutsche Meilen, eine ungeheuere Menschenverödung, wenn man sie mit wohlbenutzten Stromufern vergleichen wollte.

Viertes Kapitel.

Manáos am Rio-Negro und Aufenthalt daselbst. — Lebenszustände der Indianer am Rio-Negro.

Indem ich mich anschicke, von der Zeit zu erzählen, die ich in Manáos zugebracht habe, fühle ich mich, selbst wenn meine Leser sehr nachsichtig sein sollten, dennoch befangen. Es gibt dort der kleinen und großen Erscheinungen, der Gegensätze, der Räthselfragen so viele, daß manches mir gewiß entgangen ist und ich dennoch so vieles zu berichten habe, daß mancher Leser sich vielleicht an dem Vielen langweilt. Ich kann da eben zu meiner Entschuldigung nur dasselbe sagen, was sich mir im Durchreiten der Cuchillos am Uruguay aufdrängte: die Individualität des Reisenden hat ihr volles Recht, mindestens ihre volle Entschuldigung. Eine Beschreibung des Landes selbst kann auch vom Studirtische aus gegeben werden, wenn der Beschreibende ganz in den Hintergrund treten soll. Darum rede ich von dem, was mich interessirte.

Wir nahmen es eigentlich den Leuten von Manáos sehr übel, daß nicht sie, sondern der heitere Morgen des 27. Juni

uns aus dem Schlafe weckte. Es ward hell, und um uns herum begann langsam das kleine Stilleben der großen Natur am Amazonenstrom, oder doch am Rio-Negro.

Wir ankerten in einem wol 1500 Klafter breiten Flusse, der sich auf den ersten Blick dadurch vom Amazonenstrom unterschied, daß er bedeutend geringere Strömung hatte und statt des grauen Wassers wie jener Weltstrom schwarzes Wasser zu führen schien. An Größe aber schien er dem Amazonenstrom, wie wir ihn am Nachmittag vorher an einzelnen Stellen erblickt hatten, beinahe gleichzukommen. Von Westnordwest her floß er, an seinem Wasserhorizont keine Einfassung bildend, still daher in langem Zuge und bog dann um eine Höhe nach Osten herum, das Bild eines tiefen Ernstes, einer gewissen Schwermuth abgebend mit dem Ausdruck vollendeter Majestät.

Desto lustiger sah es nach der Stadtseite hin aus. Hier schien sich alles in den heitersten Gegensätzen zu bewegen. Hohes und niedriges Land, — Häuser auf Hügeln und am Wasser, — massive Gebäude echt europäischen Herkommens, und urechte graue Tapuihäuser, — bald Straße, bald Igarapé, — dort ein Landweg, hier eine lange Holzbrücke, — am Ufer ein Dampfboot, dicht dabei das Amazonencanot, — aus einer Thür gähnt ein weißes Gesicht, unmittelbar daneben badet die braune Jugend, — so liegt, steht und geht und schwimmt alles durcheinander.

Aber noch immer ziemlich klein ist das Gemälde, bescheiden noch immer alle Formen und Zuschnitte, wem sie auch immer angehören mögen, ob dem andringenden Europäismus, ob den mehr und mehr sich umwandelnden Urwaldserscheinungen. Es ist da noch kein mächtiger Kampf von gewaltigen Kräften auf Tod und Leben, vielmehr eine anmuthige Aussöhnung der verschiedenen Elemente. Der brasilianische Europäismus scheint unter dem Aequator sich jener

gemüthlichen Faulheit der Indianer zu befleißigen, wogegen die Nachkommen jener Manáosindianer, die ehedem um die Barre des Rio-Negro herum wohnten, Jacke und Hosen angezogen haben, getauft und als freie Vollblutbürger Nationalgardisten sind und wol gar zu Wahlintriguen sich benutzen lassen durch Stimmenabgeben für Personen und Stellungen, die sie beide nicht kennen.

Unterdeß klangen fröhliche Schallhornpassagen vom Ufer herab zu uns, besonders vom Nordende, wo ein Soldatenquartier lag. Der höchste Vorsprung sollte eine Batterie werden; viele aufrecht stehende Balken beurkundeten einen Anfang von Bauten zu dem Endzwecke. Unser Commandant, der ohne Brille nicht gut sah, bemerkte mit Erstaunen, daß man seit seiner letzten Reise schon drei Geschütze aufgepflanzt hätte. Wunderlicher Irrthum! In regelmäßigen Zwischenräumen lagen dort oben drei friedliche Ochsen und genossen wiederkäuend die frische Morgenluft. Um sie herum allgemein auf den Dächern wandelten die Geier umher, als ob sie gezähmte Truthennen wären, — wieder zwei sich versöhnende Gegensätze von Manáos, der nordische Ochs, der indianische Geier, jener das Symbol der sinnigen Ausdauer, dieser des ewigen Umherziehens und flüchtigen Raubthierlebens.

Ich ging mit meinem wackern Commandanten an das Land und war nach wenig Minuten im Hause der Agentur der „Gesellschaft für Schiffahrt und Handel am Amazonenstrom" einquartiert. Nirgends konnte ich besser aufgehoben sein. Das Haus war nach dem Palast des Präsidenten und dem Polizeigebäude unbedingt das beste in der Stadt. Ich hatte ein schönes Arbeitszimmer mit einem Schlafcabinet und paßte als Reisender à toute épreuve ganz zu dem einfachen Junggesellenhaushalt, den der freundliche Gerent der Compagnie, Herr Guimarães, führte. Ich störte niemand,

niemand störte mich. Ganz ungehindert konnte ich mich meinen Betrachtungen, Wanderungen und Aufnotirungen hingeben.

Wirklich reizend liegt Manáos. Die Straßen der Stadt, wenn da eigentlich von Straßen oder einer Stadt die Rede sein kann, bestehen aus lauter Stücken, Enden, Ecken und Unterbrechungen. Auf und ab steigt man. Fast überall sieht man nach dem breiten, stillen und dunkeln Strom hinab, oder man wandert des Wegs bergab, um auf bescheidener Brücke einen stillen Igarapé zu passiren, der ebenso dunkel erscheint wie der Rio-Negro selbst. Aber keine Strömung bewegt die dunkle Fläche, in welcher sich einzelne Palmen, Meriti, Javari und Tucuman nebst den Sumaumabäumen ungestört spiegeln können, bis die Oberfläche erzittert und das friedliche Spiegelbild einen anmuthigen Wellentanz beginnt. Denn eine Schar badender brauner Tapuiknaben tummelt sich plötzlich in das Wasser hinein; oder einige dunkle Sirenen schwimmen kichernd aus dem Gebüsche des Ufers hervor, halb versteckt die elastischen Körperformen unter dem nachschwimmenden schwarzen Haar und im leichten Braunroth des Wassers, bis sie wieder unter dem Gebüsche verschwinden, — seltsame Amphibien, die ich als Ichthyoden unter den Menschen bezeichnen möchte und ihnen ihre Stelle anweisen in nächster Nähe der Sirenlacertinen und schlangenartigen Proteusformen, welche letztere sogar lebendige Junge gebären.

An den grünen Gebüschabhängen, die zum stillen Igarapé hinab sich senken, liegen regellos zerstreut die friedlichen grauen Wohnungen des Indianerthums, in deren Innerm die Hängematte als uraltes Symbol, als Adelsbrief des Waldes kaum auf Augenblicke aus ihren Schaukelschwingungen herauskommt und das von den Ahnen angeerbte dolce far niente des Tapui vollends in den Schlaf einwiegt.

Eine ordentliche Kirche hatte Manáos dermalen nicht. Die ehemalige dienstthuende war vor acht Jahren etwa abgebrannt; eine neue war eben angefangen; wenigstens konnte man schon den Bauplatz erkennen. Die kleine Kirche oder Kapelle von Nossa Senhora dos Remedios versah die Stadt Manáos mit den nothwendigsten geistlichen Gütern und Segnungen.

Nossa Senhora dos Remedios, „unsere Liebfrauen zum Heil", wie wundervoll liegt doch die kleine Kirche! Man wandert aus der Stadt über eine lange, eben im Einfallen begriffene Holzbrücke zur andern Seite des stillen Igarapé hinüber in östlicher Richtung und gelangt zum höchsten Punkt von Manáos. Da blickt man etwa 100 Fuß hinunter über den breiten Bogen des mächtigen Rio-Negro; da übersieht man den Wald drüben und an allen Enden; da athmet das letzte europäisch-indianische Leben am ersten Anfang des Urwaldes, ohne vor seinen dunkeln Schauern zurückzubeben. Keine Stelle weiß ich am ganzen Amazonenstrom, wie auf dem freien Platze von Nossa Senhora dos Remedios, wo ein so stiller, heiliger Friede liegt, ein Palmenfriede, den man freilich in Worten nicht wiedergeben kann, sondern selbst athmen muß an jener vom Christenthum und der Natur gleichgeweihten Stelle recht im Herzen von Südamerika.

Sonst beeilt man sich nicht, zur Verherrlichung der neuen Provinzialhauptstadt Manáos, der alten Barra do Rio-Negro, Bauten aufzuführen. Ein sogenannter palacio do presidente scheint mir etwas schalkhaft über seinen eigenen Namen zu lächeln und auf schwachen Füßen zu stehen. Die Wohnung des mir gegenüber wohnenden Polizeichefs, ein Stockwerk von sechs Fenstern breit, war sehr locker construirt. Nur einige neue Stockwerke waren sonst aufgebaut; alles sah aus, als ob man erst noch auf etwas wartete, was allem dem rechten Impuls geben sollte.

Bis dieses Etwas kommt, hat man die Stadt in verschiedene Kirchspiele eingetheilt, S.-Vicente im Westen, mit dem Hospital und Kriegsapparat — das Kirchspiel da Matriz — und Nossa Senhora dos Remedios, von welchen drei Kirchspielen nur das letzte eine Kirche hat.

Der Chef der Kirchen in der Provinz ist der Vigario Geral, Conego Joaquim de Azevedo, Generaldirector aller Indianer, wohnhaft in einem alten Seminar gleich am Hafen, in demselben Hause, in welchem vor 37 Jahren der edle von Martius gewohnt haben soll.

So geht freilich der Stadt Manáos aller Glanz einer zusammenhängenden Präsidentenresidenz ab; doch macht sie das nur anmuthig und anziehend. Ueberall drängt sich die Natur mit Bananen, Palmen, Genipapo, Orangen u. s. w. bis an die Häuser der weißen und braunen Menschheit ohne Ansehen der Person; und auf den Höhen und Dächern der Hohen und Geringen sitzen und laufen die Geier zu Dutzenden umher in der friedlichen Absicht, die öffentliche Reinlichkeit auf das sorgfältigste zu überwachen.

Von allen Persönlichkeiten, die ich nur im entferntesten angehen konnte, ward ich in Manáos in der zuvorkommendsten Weise aufgenommen; und wenuschon das Privileg, ein Reisender, und zwar ein vielfach empfohlener zu sein, mir viele Thüren öffnete, so ward ich noch mehr aufgesucht, als man die Eigenschaft eines Arztes in mir entdeckte und reichlich benutzte.

Beides nun gab mir Gelegenheit, mannichfach, viel und tief in das Leben, in alle Leiden und Freuden der menschlichen Gesellschaft des Ortes hineinzublicken. Nach einer Angabe des „Diccionario topographico, historico, descriptivo da Cômarca do Alto-Amazonas" vom Kapitänlieutenant der Flotte Lourenço da Silva Araujo e Amazonas, vom Jahre 1852, waren damals in der Stadt Manáos an Einwohnern

900 Weiße,
2500 Mamelucos oder europäisch-indianische Descendenten,
4080 Eingeborene (Indianer),
640 Mesticos, Mischlinge von Negern und Indianern,
380 Negersklaven, im ganzen demnach:
8500 Seelen, welche auf etwa 900 Feuerstellen ihre bunte Wirthschaft treiben.

Ich glaube nicht, daß diese Zahl von 8500 Menschen seitdem sich viel vermehrt hat. Verbessert soll sich ungemein vieles haben. Der Administrationsapparat der Präsidentschaft hat viel mehr Leute von Erziehung, auch mehr speculative Kleinhändler herbeigezogen; aber an lebhafter Bewegung, an Reichlichkeit der Production, an Bedeutung des Exports hat in Manáos alles eher abgenommen als zugenommen, während der Import allerdings zunimmt auf Kosten der Bewohner. Und wenn sonst in Manáos manches hübsche Vermögen gesammelt worden ist, scheint heutigen Tags im Orte das Reichwerden keineswegs an der Tagesordnung zu sein, eher das Herunterkommen der Wohlhabenden.

Uebrigens faulenzen sie eigentlich auch alle in Manáos, durch alle Kategorien und Stände hindurch, Weiße, Farbige, Freie und Sklaven.

Am meisten Thätigkeit wird natürlich noch unter den Weißen entwickelt, schon weil sie am meisten Lebensbedürfnisse kennen und regelmäßig Familie haben. Fast alle, die nur einigermaßen Erziehung haben, sind Kleinkaufleute und haben einen offenen Laden von allem, was zur Leibes Nothdurft und Nahrung gehört. Ich begreife nicht, daß sie alle noch etwas verdienen bei der starken Concurrenz.

Dazu kommt noch ein Umstand, der den Leuten das Leben etwas schwer macht. Die liebe Natur will am Amazonenstrom hinreichende Population haben. Und da nun die im Walde umherstreifenden Tribus abnehmen und sich eben

aus der Kinderpflege nicht viel machen, so müssen in Manáos die Familien herhalten und für den jungen Menschennachwuchs sorgen.

Die Productivität in den Familien der in Manáos etablirten Leute ist wirklich großartig. Mit einer resignirten Zufriedenheit, die fast an Selbstmordslustigkeit grenzt, bekommen die Frauen alle Jahre ein Kind; und da sie meistens jung heirathen, so geht dieser Lebensproceß bis in die Dutzende von Sprößlingen hinein. Ich ward zu einem Kaufmann und Major der Nationalgarde gerufen, Herrn Tapajoz. Aus erster Ehe hat er vier Kinder, mit der zweiten Frau, die noch recht rüstig und jung ist, zehn Kinder. Mit diesen 14 Kindern hat nun die lebhafte, ungemein gute, liebe Frau ein Stück Arbeit, wie man sich das in Städten, die alle Hülfsmittel bieten zur Pflege und Erziehung so vieler Kinder, gar nicht denken kann. Als Frau einer guten, weißen Familie will sie die Kinder, wenigstens die heranwachsenden Mädchen, ordentlich in der Kleidung halten, und der Vater will sie ordentlich erzogen wissen. Es wird Musik im Hause getrieben, Französisch, Italienisch, alles mit Beseitigung unendlicher Schwierigkeiten. Da waren die Mädchen besonders gar liebe Kinder. Die ältern halfen den jüngern und suchten der Mutter das Leben leichter zu machen, während einige kleinere wilde Rangen alle Erziehungstheorien umrissen und in kurzen Hemdchen oder Kleidern umherliefen, um möglichst leicht und bequem Unfug anstiften zu können. Und dabei soll die Mutter niemals ungeduldig werden! — An Schulen, Lehrern u. s. w. fehlt es noch überall und wird es noch lange fehlen. — Beim Polizeichef der Provinz traf ich acht Kinder, das älteste Kind nur 11 Jahre alt, alle blank und rein wie die Orgelpfeifen einer Kirche. Die niedliche Kinderoctave war gar zu anmuthig; einige waren nicht einmal ein Jahr im Alter auseinander, ganz kunstgerecht

nach der Tonleiter construirt, die auch zwischen e und f und zwischen h und c einen kleinern Zwischenraum hat. Das ganze Haus bot ein vollkommen europäisch abgerundetes Familienbild. Und nachdem das wackere Ehepaar schon hinreichend die ungeheuern Schwierigkeiten kennen gelernt hat, die ihm in Manáos zu einer sorgfältigen Kindererziehung im Wege stehen, versetzt man den Mann nach Teffé, dem ehemaligen Ega, noch etwa 90—100 deutsche Meilen den Strom weiter hinauf gegen die Grenze hin. Der Minister der Justiz in Rio hätte, wenn er auf den vielgedienten Mann keine Rücksicht nehmen wollte, etwas galanter gegen eine Frau von Erziehung und eine Mutter von acht Kindern sein und hübsch an das jus trium liberorum denken sollen.

So wimmelt es denn von Kindern überall in Manáos; und es scheint wirklich, als ob die Urubus, die Geier, die ganz die Bedeutung und das geheiligte Ansehen unserer nordischen Störche haben, auch in Bezug auf das Bringen der Kinder dieselbe Stellung einnehmen am Rio-Negro wie der Adebar des wackern Klaus Groth in der schleswig-holsteinischen Marsch.

Die braune Gesellschaft macht sich das alles viel leichter. Ueberhaupt sind die Tapuis die größten Philosophen, die ich gesehen habe. Die treuesten Anhänger des Diogenes sind sie vollkommen glücklich mit dem, was ihnen die Natur an Jagd, an Waldfrüchten, an Palmennüssen, an Verhollerienkernen vor die Füße wirft. Dazu gewinnen sie, wenn ihr Ehrgeiz höher steigt, etwas Gummi oder einigen Cacao, verkaufen verschiedene andere Waldartikel, fangen einige Fische und Schildkröten zum Verkauf und verdienen so etwas Geld zum Anschaffen vom nothwendigsten Weißzeug; denn zur Ambition irgendein Stück leichten Tuchzeugs zu erwerben, erhebt sich der Tapui am Rio-Negro noch nicht. Sie haben

von der Cultur alles angenommen, was ihnen bequem ist, mit Ausschließung alles dessen, was irgendeinen Arbeitsproceß voraussetzt. Gern haben sie sich dem Bürgernerus angeschlossen, weil er ihnen das Recht läßt, sich zu keiner Arbeit zwingen zu lassen, und sie im vollen Genuß aller Rechte leben macht, sodaß es z. B. immer ein sehr riskantes Verfahren sein würde, einmal einem Tapui eine Ohrfeige zu geben. Auch thun sie Nationalgardendienste, um so eher, da der Dienst sie in keiner Arbeit stört, sondern ihnen vielmehr eine Art von Spaß macht und sie zu einem gewissen patriotischen Stolz potenzirt.

Ebenso eifrig sind sie Katholiken; die formenreichen Gottesdienste, bunte Gewänder, Lichter, Weihrauch und Schellengeläute gefallen ihnen ganz gut und incommodiren sie in nichts.

Damit ist aber auch ziemlich alles abgethan. Immer noch leben in ihnen alte Waldklänge fort. Sie sprechen in der gewöhnlichen Welt portugiesisch; und doch hört man an allen Ecken und Enden die lingua geral, die mir in schnurgerader Linie von der Guaranisprache abzustammen scheint, von ihnen geredet werden, wenn sie in ihrer Welt sich befinden.

Ebenso geht es ihnen auch mit der katholischen Kirche. Gewissenhaft halten sie alle Festtage, zumal was das Ruhen am Festtage betrifft. Aber in die sonstige Feier mischen sich mannichfache, gewiß noch aus ihrer unverdeckten Heidenzeit herstammende Gebräuche.

So sollen sie besonders den Vorabend des Johannistags eigenthümlich begehen. Das hatten sie auch zwei Tage vor meiner Ankunft gethan. Sie machen eine Art von luftigem, vielfach geschmücktem Bogen und noch manche andere Guirlanden und tragen das unter Singen und rhythmischen Tänzen umher. Der Aufzug soll sehr gut aussehen und an

manche ähnliche Tänze auf einzelnen Südseeinseln erinnern.

Einen andern Aufzug sah ich gleich nach meiner Ankunft; mit diesem sollten St.-Peter und St.-Paul geehrt werden. Man nannte den Aufzug Bumba.

Schon von fern hörte ich aus meinem Fenster ein wunderliches Singen und Klappern dazu in synkopirender Weise. Es kam im Dunkel ein ziemlicher Volkshaufe die Straße herauf, machte gerade vor dem Hause des Polizeichefs halt und schien sich zu ordnen, ohne daß man etwas erkennen konnte.

Plötzlich erhellten einige lodernde Fackeln die Straße und die ganze Scenerie. Zwei Reihen von Farbigen, im buntesten Maskenaufzug, aber ohne Larven, — denn die braunen Gesichter sahen besser aus —, hatten sich einander gegenüber aufgestellt und bildeten so einen freien Platz. Am einen Ende stand im indianischen Festputz der Tüchäuä oder Chef mit seiner Frau; letztere war ein gutgewachsener Knabe, wie denn keine Frau und kein Mädchen mit am Fest activ theilzunehmen schien. Diese Frau Tuchaua hatte einen hübschen Anzug an, mit einem kurzen Röckchen von bunten Farben und einer saubern Federkrone. Das Costüm hätte um Haupt und Hüften einer muthigen Tänzerin in Paris oder Berlin ein ganzes Parterre vernichtet. Vor dem Ehepaare stand ein Beschwörer, ein Pagé —, ihm gerade gegenüber am andern Ende des Spaliers — ein Ochs. Aber kein wirklicher, sondern eine mächtige, leichte Rückenform eines Ochsen, an den Seiten mit einer Draperie verhängt, nach vorn in zwei wirkliche Ochsenhörner auslaufend. Ein Mann trägt diesen Ochsenrücken auf dem Kopfe und hilft so das Bild einer Ochsenmaske von großartigen Dimensionen vollenden.

Während nun der Chorus im Takt mit Hölzern klappt und dazu eine monotone Weise bocca chiusa summt, avan-

cirt der Pagé, der Beschwörer, im tanzenden Takte gegen sein vis-à-vis und singt:

O boi he muito bravo
Precisa amansa-lo.

(Zu deutsch: Der Ochs ist sehr wild, man muß ihn zähmen.)

Das nimmt der Ochs sehr krumm und treibt mit den Hörnern seinen Partner ebenfalls tanzend zurück zur Stelle des Tuchaua. Aber mit derselben Zähmungsformel tanzt der Pagé den Ochsen wieder zurück, dann der Ochs den Pagé; und so dauert der seltsame Tanz in allerlei Wendungen und Verdrehungen der beiden Mitspielenden, bei deren Anblick selbst der grämlichste Junggesell nicht ernsthaft bleiben würde, eine geraume Zeit fort unter taktmäßigem Klappern und Singen der Umstehenden.

Endlich wird der Ochs zahm, stille, in sich gekehrt, schwermüthig und sinkt zu Boden, und in demselben Nu schweigt alles. Eine Todtenstille herrscht im Kreise!

Was ist dem Ochsen begegnet? Ist er im Sterben, oder ist er schon todt, der gute Ochs, der eben noch so wacker seine Rolle spielte? Man holt schnell einen andern Pagé, um ihm zu helfen; ja bei frühern Aufzügen holten sie sogar einen Padre, der dem Ochsen das heilige Viaticum in die Schnauze stecken mußte. Das ist ihnen aber jetzt verboten, und sie müssen sich mit dem Pagé allein begnügen.

Der singt nun vor dem Ochsen eine sehr wehmüthige Melodie, die aber nicht anschlägt. Der Ochs rührt sich nicht. Er stimmt eine noch wirksamere Beschwörungsmelodie an, aber auch umsonst, der Ochs rührt sich nicht. Und nachdem er allein nichts hat anfangen können, hilft die ganze Versammlung mit, leider aber mit demselben Ausgang. Der Ochs ist und bleibt todt.

Nun beginnt unter Gesang ein Rundtanz in regelmäßigen

Sprüngen und Taktabschnitten, die gewiß ein förmliches Studium und Einübung verlangen. Die Hände in die Seiten gestemmt und sich in einer langen Kette folgend treten alle Tänzer a tempo mit dem rechten Fuß vor, zurück und vor, und machen dann die Pause eines vollen Takts, dann mit dem linken Fuße ebenfalls und so weiter, mit hübscher Biegung des Körpers zur Seite, welche gerade die Bewegung macht. So umtanzen sie die in der Mitte neben dem Ochsen zusammengeworfenen Fackeln, wobei die bunten, belebten Gestalten wundervolle Lichteffecte abgeben. Sie singen besonders von einer „Lavandeira", wie sie Lavadeira aussprechen, von einer „Wäscherin", die ihnen ein reines Taschentuch, damit sie sich recht satt weinen können, geben und auch wahrscheinlich den todten Ochsen waschen soll. Der Pagé aber singt immer einen, wie es scheint, jedesmal improvisirten Vers dazwischen, gerade wie ein wiener Schnadahüpf'ln. So treiben sie es eine Zeit lang.

Und da man sich nun einmal von der traurigen Wirklichkeit, der Ochs sei ernsthaft todt, überzeugt halten muß, so entschließt man sich zum großen letzten Act, zu einer gesungenen Aufforderung eines allgemeinen

— — — — chora,

O boi ja vai-se embora

(man weine, der Ochs geht nun fort, d. h. um begraben zu werden).

So ziehen sie klappernd und singend ab mit ihrem Ochsen, wobei dieser, gerade wie ein gefallener Theaterheld gleich nach gesunkenem Vorhang, die seine Rücksicht nimmt, auf eigenen Füßen, d. h. dessen, der ihn gebracht hat, mitzugehen, um gutmüthigerweise an der nächsten Ecke und so bis in die Spätnacht hinein fünf- bis sechsmal an einem Abend zu sterben.

Wie weit Sinn und Anspielung oder Reminiscenz an ein

altes ehemaliges Fest im Walde dabei geht, kann ich nicht sagen. Für mich hatte aber der Aufzug mit seinen Chören und sorgsam taktmäßigen Sprüngen etwas ungemein Anziehendes, etwas von wilder Poesie an sich.

Wem aber der Ochs dabei eine prosaische Rolle zu spielen scheint, dem rathe ich, im Carneval nach Paris zu gehen und den boeuf gras aufzusuchen, hinter welchem ganz Paris herläuft, besonders der Faubourg St.-Marceau und St.-Antoine; denn die vornehme Welt sieht aus den Fenstern dem Dinge zu in gespannter Erwartung, gerade als ob ein Held, ein Cäsar kommen sollte;

And if you saw his chariot but appear,
Dis you not make a universal shout?

So läßt der große englische Tragöde seinen Volkstribun den Römerpöbel anfahren, der noch gestern Pompejus jauchzte, um heute Cäsar zu rufen.

Im Carneval aber läßt der pariser Pöbel nur den boeuf gras leben, wie man in Manáos am Vorabend von S.-Pedro e Paulo nur an dem „wilden Ochsen" Gefallen fand, wobei ich die Bemerkung machen muß, daß der pariser Volksgeruch beim Gedränge solcher Versammlung ungemein penetrant ist und ein Volksgestank genannt werden muß, während die guten Manáosleute, besonders nun gar die braunen Mädchen mit triefenden Haaren, nach dem Wasser des Rio-Negro oder einer hinter das Ohr gesteckten duftigen Genipapoblume dufteten.

Während so aus heidnischer Zeit ein Aufzug den katholischen Festtag bei ihnen einleitet, so kommt auch in ihrem bürgerlichen Leben noch manche Paradorie vor, z. B. in ihrem Essen. Sie essen viel und gern; doch sind sie nicht lecker genug, um gute Kost für Arbeit zu gewinnen. Besonders scheinen die Frauen darin sehr genügsam zu sein. Während der Tapui seinerseits auf die Jagd geht, um sich

etwas zu erlegen von irgendwelchem Wild, — und wir wollen ihn gleich bei solcher Jagd aufsuchen, — ist die Jagd der Frauen viel einfacher und bescheidener. Wir können einmal eine kleine Frauenjagd erzählen.

Ich hatte dicht bei der Stadt, ja noch innerhalb derselben, einen kleinen Seitenweg eingeschlagen, als ich mitten in der Landstraße vier Indianerinnen im Kreise um einen Erdgang, etwa wie ein Maulwurfgang gebildet, sitzen sah; es war eine Großmutter, ihre Tochter und zwei erwachsene Enkelinnen. Jede hatte einige Streifen von Palmenfoliolen bei sich liegen. Sie steckten abwechselnd solchen Streifen auf einige Secunden oder halbe Minuten in den Gang hinein. Wenn sie denselben dann herauszogen, hatten sich 6—12 Ameisen darin festgebissen, aber Ameisen von einem immensen Kaliber. Sie waren wol einen Zoll lang, ungemein dick und fett, mit sehr starkem Kopf und dickem Bruststück, jederseits mit drei Spitzen versehen, widerliche Thiere von hellbraunem, chlorotischem Ansehen und höchst intensivem Wanzengestank. Mit großer Sorgfalt sammelten sie diese dicken, wenig behenden Thiere in ein Töpfchen mit Wasser oder in ein Bananenblatt. Und als ich nun fragte, was sie mit den widerlichen, stinkenden Thieren anfingen, sagten sie mir, sie wollten sie braten und essen, denn die Manioara schmeckte sehr gut.

Mir wurde wirklich etwas übel bei dem Gedanken, daß das grausige Gewürm gegessen werden sollte. Die eine Enkelin aber, ein allerliebstes, braunes Geschöpf von 20 Jahren und üppigen, schwarzen Haaren, mit dem frischesten Munde und den herrlichsten Zähnen, die man nur sehen konnte, wickelte ungemein geschickt ihre Manioaras in ein Stück des Bananenblatts und wand behende und graziös einen Grashalm darum. Dann hielt sie das grüne Päckchen ans Ohr und horchte mit dem Ausdruck der vollsten, kindischen Lüsternheit nach dem Krabbeln ihrer Thiere, die sie

sich im Hause braten wollte. So zogen die vier Weiber nach vollendeter Jagd nach Hause, um dort in aller Gemüthlichkeit ihre Beute zu verzehren.

Auch die Jagd der Männer ist, trotz ihres civilisirten Zustandes, wie man dieses thatenlose Leben einer Halbgesittung nennt, immer noch voll von Reminiscenzen des Urwaldes und für den europäischen Reisenden höchst eigenthümlich.

Im Contact mit der Gesellschaft und besonders durch den Nationalgardistendienst haben sie den Gebrauch der Flinte kennen und ihren Werth schätzen gelernt. Im Kampf gegen größere Thiere, auf der Jagd von Tapiren und Unzen bedienen sie sich, wenn sie dazu kommen können, gern des Pulvers und der Kugel; bei kleinern Jagden aber ist Pfeil und Bogen noch immer nicht beiseite geschoben von der Büchse. Mit Pfeil und Bogen gehen sie noch an den Fluß und erlegen mit großer Sicherheit die Pirarucu und die Schildkröte. Beim Erlegen ersterer wissen sie genau die Licht ablenkende Kraft des Wassers anzuschlagen. Beim Schießen der zweiten sollen sie den Pfeil in einem hohen, wohlberechneten Bogen fortschnellen, sodaß er in lothrechter Linie auf das Thier herniederstürzt und es durchbohrt, ohne am Schilde abzugleiten, wie es der Fall sein würde, wenn sie in gerader Linie auf das Thier schießen wollten.

Unerschütterlich hat Pfeil und Bogen dabei die Form des Urwaldes beibehalten. Der Bogen wird aus dem harten, schweren und doch ungemein elastischen Holze des Pão d'Arco, des „Bogenbaums" gemacht, jener herrlich blühenden Bignonie mit rothen, und bei einer andern Species mit goldgelben Blüten. Der Bogen ist etwa 6 Fuß lang, ungemein schlank und meistens ganz gerade, oft auf der einen Seite rinnenförmig ausgehöhlt, wodurch er noch elastischer werden soll, von schwarzer oder dunkelbrauner Färbung, fast dem

Jacarandaholz ähnlich, mit dem der Páo d'Arco ganz nahe verwandt ist. Die Schnur ist gewöhnlich aus Tucumfäden oder Ananasflachs, Carua, zusammengedreht und eben nicht fest angezogen, wenn sie auf dem Bogen aufgespannt ist.

Die gewöhnlichen Pfeile sind ein einfaches Rohr oder vielmehr Blütenstiel des fächerartigen Pfeilgrases. Das Rohr ist fest, innen markzellig, leicht und vollkommen gerade. Es ist am Pfeil meistens 3 — 4 Fuß lang und selbst noch länger. Das dickere Ende wird mit einer harten Spitze aus dem Holze des Páo d'Arco von 1 — 1½ Fuß Länge versehen und der Verbindungspunkt sauber und sicher umwickelt. Das spitz zulaufende Ende dieses Holzaufsatzes ist in Intervallen geringelt und auch wol mit leichten Widerhaken versehen.

Das untere Ende des Pfeils ist oft nur mit Tucumfäden umwickelt und einem leichten Harz umgeben. Der Federanhang scheint im Urwalde zurückgeblieben zu sein und ist nicht nothwendig zur sichern Richtung des Pfeils.

Manchmal ist statt des Holzes auch ein spitzes Knochenende oben am Pfeilrohr; oder auf dem harten Holze findet sich sauber gezähnt und zugespitzt ein Ende Fischgräte, deren Einfügung in das Holz ebenfalls sauber umwickelt ist. Oder man hat ein Stück Taquara oben aufgesetzt und an das spitze Holzende eine Gräte als Widerhaken angefügt, sodaß die Pfeilspitzen ungemein mannichfaltig werden. Viele Pfeile sind auch ganz und gar aus Bignonienholz gemacht, ziemlich schwer, und haben, kräftig abgeschossen, ungemeine Gewalt.

Um aber der Kraft des Pfeils zu Hülfe zu kommen, vergiftet man noch immer viele Pfeile, namentlich diejenigen, mit denen man Jacarés schießt. Dieses Pfeilgift, Oüärī, wie es am Rio-Negro ausgesprochen wird, wird als ein Geheimniß von den Indianern im Urwalde aus ver-

schiedenen Loganiaceen, Strychnosarten, bereitet und verkauft oder verhandelt. In den Handel kommt es in kleinen, runden, flachen Töpfchen aus Thon; es hat eine glänzende Oberfläche, ist von schwarzgrüner Farbe und schmeckt bitter. Zu ihrem eigenen Gebrauche tragen die Jäger es mit sich in einer kleinen Calebasse umher. Ich bekam es in beiden Gefäßen in Manáos geschenkt, wo es einen großen Handelsartikel bildet.

Das Gift wird, wenn es auf einen Pfeil aufgetragen werden soll, weich gemacht und besonders in die kleinen Ritzen der Holzspitze hineingestrichen. Solch ein Pfeil heißt dann eine Freicha hervada, ein gekräuterter Pfeil. Sein tieferes Eindringen und Sitzenbleiben auf einige Momente ist sicherer Tod; denn das Gift Ouari steht dem berüchtigten Upas tieuté der Javanen nicht nach, sondern ist mit ihm gleichen Ursprungs und von gleicher Wirksamkeit.

Da nun eine unvorsichtige Verwundung mit solcher vergifteten Spitze ernsthafte Folgen haben kann, so bewahrt man die Freichas hervadas auf, indem man ihre obern Enden in eine lange, spitze Kappe steckt, in welcher wieder jeder Pfeil seine besondere Scheide hat. Auch diese Pfeilkappen sind niedlich und zierlich gearbeitet, wie denn der ganze Mordapparat, Bogen, Pfeile, Spitzenkappe und Ouaricalebasse eher wie zu einem Spielzeuge als zu ernsten Angriffen gemacht zu sein scheint.

Nicht vergiftete Pfeile werden in einen geflochtenen und mit Harz versehenen kurzen Köcher gethan, ohne daß sie in demselben voneinander getrennt werden.

Zum Erlegen kleinerer Vögel bedient man sich der Saratabana, des Blasrohrs. Man macht sie zu einer Länge von 10—12 Fuß aus zwei ausgehöhlten, wohl aufeinander passenden Stücken und umwickelt sie sorgfältig mit einer Schnur von Tucum oder Carna, oder auch mit einer Art von

festem Bast. Unten versieht man sie mit einem breitern Mundstück.

Man schießt aus ihnen mit nassen Thonkugeln oder ganz kleinen Pfeilen, den sogenannten Gravatanas. Letztere sind einfach und niedlich aus den Seitenrippen der Palmenblätter, welche fest und derb sind, geschnitten von der Länge eines Fußes und darüber. Unten werden sie mit der Wolle der Sumaumeira leicht versehen, sodaß diese Wolle beim Fortblasen die Lüft auffängt und den Pfeil forttreibt. Zu einer außerordentlichen Höhe steigt die kleine Mordwaffe, und der von ihr getroffene Vogel wird sie nicht wieder los.

Der Jäger trägt sie in einem Ende der Taquara mit sich umher, oder auch in einem kleinen, eigens dazu geflochtenen Körbchen oder Köcher. Der kleine Apparat ist ungemein niedlich und oft sehr sauber zusammengesetzt.

Und so ist auch ihr Hausgeräth, wie unbedeutend es auch sein mag, immer niedlich. Von Mobilien, von Tischen, Schränken u. s. w. ist natürlich nicht die Rede. Sie haben eben nicht viel Zeug aufzubewahren, brauchen also keine Schränke; wozu wir Tische gebrauchen, das geht bei ihnen auf ebener Erde vor sich. Bis zu einem Stuhle, einem Sitze erhebt sich ihre Ambition manchmal; aber dieser Stuhl erhebt sich nicht leicht über 5 oder 6 Zoll vom Boden. Er besteht aus einem etwa 2 Fuß langen und 1 Fuß breiten, leicht ausgehöhlten Bret, fast einer flachen Mulde ähnlich, und hat vier dicke, viereckige Beine, welche in der Längsrichtung unten wieder durch ein Holz verbunden sind. So sieht der „Stuhl" eher wie ein lappländischer Schlitten als wie ein Stuhl vom Amazonenstrom her aus. Offenbar ist er nach dem Modell einer Schildkröte gemacht. Das Bemerkenswertheste dabei ist, daß das ganze Kunstproduct gewöhnlich aus einem Stück Holz geschnitten ist, gerade wie man ein Canot, ein ganzes Boot, aus einem Stamme ver-

fertigt. Viel leichter wäre es, die kurzen Stuhlbeine mit Nägeln an das Sitzbret anzunageln; aber das würde vier bis acht Nägel kosten, was zu theuer sein würde. So ziehen sie denn die mühsame Arbeit, das Ganze aus einem Blocke zu schneiden, bei weitem vor.

Die Sitzmatten auf dem natürlichen Fußboden im Rancho der Indianer und diejenigen, die man vor die Fenster hängt und vor die Thüren stellt, sind aus Palmenfoliolen geflochten. Eine Töpferei in Serpa und noch mehr die in Breves versorgt Manáos mit Thonarbeit. Man sieht Töpfe u. s. w. in eigenem indianischen Geschmacke, zierliche Waschschalen und Waschkrüge, deren buntes Colorit köstlich ist. Gelb und roth ist die Hauptfarbe am Steingut. Das Gelb wird aus einem Erdocher, ein Rothgelb aus der gelbrothen Rucu oder Bixa orellana bereitet, ein sehr intensives Roth aus den Blättern einer Bignonie (B chica). Diese Blätter werden zerkocht und dann eine Rinde, Arayana, hinzugethan, wodurch sich ein rothes Präcipitat bildet. Dieses wird in kleine, runde Kuchen geformt und kommt, mit Blättern umwickelt, in den Handel unter dem Namen von Carajurú. Häufig mag es hier mit der Farbe der wirklichen Bira verwechselt oder beide miteinander vermischt werden. In Manáos unterschied man gelbes Rucu oder Urucu und rothes, ohne daß man mir genau den Pflanzenunterschied beider angeben konnte.

Aller übrige Gefäßbedarf im indianischen Hause wird von der unsterblichen Calebasse geliefert. Von allen Größen hängt diese seltsame Frucht an allen dicken Zweigen und dem Stamme des Baums herab. Gar leicht läßt sich das weiche Mark herausschälen, sodaß nur die feste, hornige Schale, kaum zwei Linien dick, zurückbleibt.

Man hat nun ganz runde und ganz längliche Calebassen, mannichfaltiger als ich sie sonst wo gesehen habe. Eine kleine,

der Länge nach aufgeschnittene Calebasse ist ein Löffel; eine etwas größere, in der Mitte durchgeschnittene ist eine Tasse. Eine große Calebasse, die nur oben neben dem Einsatz des Stiels eine runde Oeffnung hat, ist ein Balde, ein Eimer, und enthält bis acht Flaschen Flüssigkeit. Einige sind lang oval, wie Kürbisse oder lange Gurken, und scheinen wirkliche Cucurbitaceen zu sein. Haben sie nur oben eine kleine Oeffnung, so ist es eine Flasche, die 6 — 8 Pfd. Wasser fassen kann. Ist die lange Calebasse in der Mitte durchgeschnitten, so bilden beide Hälften ein großes Trinkglas. Und schneidet man dieselbe Frucht der Länge nach auf, so bildet jede Hälfte eine treffliche Füllkelle. Kurz man kann sich Gefäße schneiden, wie man will.

Mit den runden, halb durchgeschnittenen Calebassen treibt man sogar eine ökonomische Koketterie. Man lackirt sie innen und außen schwarz. Oder man malt sie außen graugrün an, innen schwarz, mit rothen Ringen, bunten Arabesken und goldenen Quadraten. Sogar einen Handel treiben einzelne Ortschaften mit solchen Calebassen am Amazonenstrom; aber in Manáos sah ich die hübschesten. Doch ist Prainha am bekanntesten wegen seines Handels mit bunten Calebassen.

Und nach allem diesen möchte ich auch in Manáos, gerade wie in Cametá am Tocantins, die Frage aufwerfen: Wenn Wald, Flur und Fluß den einfachen, genügsamen Indianernaturen Essen und Trinken liefert, warum sollen sie es der gebenden Natur auf andere Weise abzwingen? Wozu ein Ziegeldach, wenn Euterpen und Geonomen sich so leicht zu einem Dache fügen, wenn der Bussu für 20 Jahre ein Haus deckt? Der Bussu, welche herrliche Erscheinung! In Manáos lernte ich einmal das großartige Blatt in seiner vollen Ausdehnung kennen. Ein Tapui legte sich auf einem Grasplatze sein Bussudach zurecht; von weit her hatte er sich

die Blätter geholt. Die jungen, noch nicht viel vom Winde umhergeschlagenen Blätter bildeten jene einzige, zusammenhängende Blattfläche ohne den geringsten Einriß, gerade wie ein junges Pisangblatt. Die wunderhübsche Zähnung des Randes zeigte die Zahl der Rippen an, in welche das Blatt sich zertheilen würde. Welche Blattfläche von 25—30 Fuß Länge bei 3—4 Fuß Breite! Zehn Blätter bedecken den Boden eines großen Saales schon vollständig; nur einige Blätter kann ein Mann zu gleicher Zeit forttragen. Ihrer zwanzig sind hinreichend, um in doppelter Lage ein graues Indianerhaus zu decken.

Und doch darf eins in einem echten Tapuihaus von Manáos nicht fehlen, die unsterbliche Hängematte, die berühmte Rede!

Um Gottes willen darf ich nicht von jenen baumwollenen, buntgewebten Hängematten reden, die schon anglo-amerikanisches Fabrikat geworden sind und in allen Mustern, allen Größen und zu den mannichfachsten Preisen als ziemlich bedeutender Handelsartikel eingeführt werden in Pará und verkauft, indem die nicht in Hängematten erzogene Generation diese theuerern und breitern Fabrikate vorzieht als einen prunkenden Luxusartikel aus Europa.

Ich will hier nur von jenen Netzen und Flechtwerken reden, zu denen das Material auf luftigen Palmenstämmen wächst, oder in den langen, fleischigen Blättern der Bromelien versteckt liegt, von den Matten und Netzen, die aus Tucum und Carua geflochten werden.

In der Reihe der von Stacheln starrenden Astrocaryen, von denen sich wegen mannichfachen Nutzens die schon genannten Javaripalmen, die Tucuman, Murumuru u. s. w., die ich schon bis zum Rio-Negro hinauf fand, auszeichnen, ist vor allen das Astrocaryum vulgare zu nennen, eine Palme, die an Zartheit und Zähigkeit des Foliolenparenchyms alle

andern Astrocaryen übertrifft und ebendeswegen zu technischen Zwecken mannichfaches Material liefert.

Die abgestreifte Oberhaut der jungen Blattfoliolen wird mit den Händen auf dem Schenkel zusammen- und ineinander gedreht in so geschickter und kunstvoller Weise, daß sie lange, ungemein feste und sichere Schnüre liefert. Diese werden wiederum zusammengedreht, bis dadurch eine mäßig dicke Schnur entsteht, aus welcher nun ein wirkliches, aber mit lose ineinander sich bewegenden Maschen versehenes, großes Netz gestrickt wird. Dieses Netz wird an seinen beiden Enden von noch etwas dickern Tucumschnüren zusammengeholt und aufgebunden zu einer gemeinschaftlichen Partie, welche von einem Stricke gefaßt und an einem beliebigen festen Punkte aufgehängt wird. So entsteht das reizendste, in der Luft schwebende Lagernetz, dessen Schnüre und Maschen oft roth und hellgelb gefärbt sind. Mit der allerunbefangensten Dreistigkeit kann man es ausspannen und sich hineinlegen; ja zwei Personen müßten schon sehr schwer sein, wenn es unter der vereinigten Last beider zusammenbrechen sollte. Man liegt ungemein kühl in solchem hängenden und schaukelnden Bett, besonders wenn man einige Uebung erlangt hat, sich in seinen Schrägdurchmesser hineinzulegen und sich behaglich darin auszustrecken.

Diese Netze kann man noch viel zarter machen, wenn die Tucumfädenschnüre recht fein und fest gedreht sind. Diese feinern, wirklichen Fischnetzen ähnlichen Redes oder Maqueiras lassen sich zu einem ganz kleinen Volumen zusammendrehen und bilden so ein portatives Bett von dem allerkleinsten Umfange. Wirklich in die Tasche könnte man einige stecken.

Diese beiden Formen sind die Grundformen am Amazonenstrom. Nun verwebt man die Maschen zuweilen auf das allerkunstvollste miteinander. Man macht oft einen förmlichen, weitmaschigen Teppich mit bunten Zeichnungen, Ara-

desken und Figuren, deren Zusammenwebung viel Tucum und unendliche Zeit und Händearbeit erfordert. Häufig flicht man um den Rand Spitzen und Zacken von andern Faserstoffen, z. B. von Carua herum und webt selbst kostbare Federeinfassungen hinein. Solche Hängematten werden dann das Muster von Eleganz und Kostbarkeit und werden auch nur zu besondern Gelegenheiten und auf besondere Bestellungen gemacht. Die gewöhnlichen dagegen werden zum Verkauf gebracht und sind in Pará in vielen Läden immer vorräthig zu bekommen. Noch billiger bekommt man sie den ganzen Strom aufwärts.

Ich halte aber das Carua oder Graua doch noch für einen edlern Stoff. Wir haben ihn mit der Macambira schon am S.-Francisco kennen gelernt. Es scheint auch wirklich, als ob man die feinen, seidenartigen Fäden des Graua zu feinern Arbeiten, zartern Umwickelungen u. s. w. verbrauchte. Doch ist es nicht immer ganz leicht, in einem Flechtwerk beide Stoffe zu unterscheiden; es gibt Tucumarbeiten von außerordentlicher Feinheit und so festem Gewebe, daß man wirklich nicht sagen kann, ob sie aus Palmenmaterial oder Caruafasern gemacht sind.

Wo die Tucumpalme seltener vorkommt, wo die Bromeliaceen Macambira und Carua nicht zu finden sind, da weiß sich der Tapui mit andern Surrogaten zu helfen, wie sie ihm die Meritipalme und selbst andere Astrocaryen liefern. Oder er pflanzt sich einige Baumwolle, aus der die Indianerin sich einen Rock ohne alle Naht webt, wie ich selbst solchen Rock besitze.

Zu ganz groben Flechtwerken aber, zu Seilen und dicken Tauen ist am Rio-Negro und ganz besonders an einzelnen seiner Zuströmungen ein Stoff vorhanden, dessen vielseitige Verwendung selbst schon in Europa Wurzel gefaßt hat, — ich meine die Piassaba.

Bei vielen, namentlich dickern Cocoinen, wo die Blattscheide fast den ganzen Stamm umarmt, sind beide, Stamm und Blattscheide, mittels eines gröbern oder feinern Gewebes fest aneinander gebunden. Die Hauptfasern bilden eine ungemein feste, hornig-fischbeinartige Substanz, die indeß ganz eigenthümlicher Art ist. Fast möchte ich sie mit langen, unendlich dicken, braunen Schweineborsten vergleichen.

Die Attalea funifera (und das Genus Leopoldinia) liefern am meisten Piassaba, welches entweder unverarbeitet in großen Faserbündeln nach Manáos kommt und von dort nach Pará geht oder zu festem Tauwerk in Rollen, ganz nach Art des russischen Tauwerks, aufgewickelt, den Rio-Negro herabgebracht wird. Nun sieht es hübsch glänzend braun und glatt aus. Als solches sah ich es oft in Manáos ausgeschifft werden. Im Gebrauche aber wird es schmuzig schwarz, bleibt indeß doch lange haltbar und ist ungemein biegsam, sodaß man selbst dicke Ankertaue von Piassaba hat.

Auch bekleidet hat die Cultur den Tapui in Manáos, wie ich schon angeführt habe. An der einfachen, weißen Tracht der Männer fiel mir nichts auf. Desto hübscher erschien mir häufig die Tracht der Frauen und Mädchen. Ihre ganze Kleidung bestand meistens aus einem Hemd und Rock. Letzterer wird über dem erstern um die Hüften zusammengebunden und besteht in der Regel aus einem dunklern oder carrirten Stoffe. Doch wird auf den Rock keine besondere Sorgfalt verwandt.

Desto mehr scheint dagegen das Hemd einer besondern Sorgfalt zu genießen. Immer ist es rein, oft mit einer Art Stickerei versehen und zuweilen, zumal an Sonntagen, aus feinem und durchscheinendem Stoffe gemacht, durch welchen Form und Farbe durchschimmert.

Wenn so der Stoff durch seine halbe Byssusnatur zum Verräther an Form und Farbe wird, wird er es häufig auch

durch seinen Zuschnitt. Das Hemd schlüpft alle Augenblicke, wenn die Inhaberin sich bewegt, sich bückt oder sich hoch aufrichtet, aus dem Rocke hervor und verräth so, daß es nur eine Jacke ist. Es wird dann, zumal bei den jungen Mädchen, die aus ihren Flegeljahren noch eine hübsche Hemdenjacke in ihre reife Mädchenzeit hinübergenommen haben, der Körper über den Hüften ringsum einige Finger breit entblößt, während Schultern und Rücken nebst der Brust verhüllt bleiben. Am Rande der Urwälder sieht das wunderhübsch und naiv genug aus.

Doch sieht man Sonntags morgens, wenn die Messe von Nossa Senhora dos Remedios aus ist, schon größere Sorgfalt im Anzug bei den aus der Kirche kommenden Leuten, wie ich das am 3. Juli zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ich war den Tag vorher eingeladen worden, das Etablissement der „Educandos" zu sehen, eine Anstalt, die ganz in der Art des „Rauhen Hauses" in Hamburg angelegt ist. Knaben, fast durchweg Indianer, welche keine Aufsicht haben und Herumtreiber zu werden drohen, werden dort unentgeltlich aufgenommen und zu nützlichen, arbeitsamen Menschen umgeschaffen.

Schon um 7 Uhr morgens waren wir auf dem Wege, überstiegen die Höhe von Remedios und kamen zu einem kleinen Gehöft, in welchem der Inspector des Provinzialschatzes, der zu gleicher Zeit jene Anstalt überwacht, mit einer Familie von acht Kindern, das älteste acht Jahre alt, wohnt. Ein breiter, stiller Igarapé, aus dessen übergetretenen Wassern blühende Gebüsche und Bäume herausragten, trennte das Haus von der Anstalt. Wir fuhren hinüber, und ich hatte die Freude, in diesem auf Kosten des Staats angelegten Institut bei der Leitung und Erziehung der 19 dort wohnenden Knaben eine Genauigkeit und Sorgfalt zu treffen, die mich in Erstaunen setzte. Ja, hätten nicht die braunen,

frischen, indianischen Knabengesichter mich an Manáos erinnert, ich hätte geglaubt, in einem wohlgeordneten deutschen Waisenhause zu sein.

Die Erziehung drehte sich um Religion, erste Schulwissenschaften, Handwerke und Musik. Die Hausordnung ist halb militärisch, die Tracht der Knaben rein und einfach, und am Sonntage, wo sie zur Stadt gehen dürfen, besteht sie in einer kleinen Marineuniform, — blaue Tuchjacken mit rothen Aufschlägen, blaue, runde Mützen ohne Schirm mit rothem Bord und oben in der Mitte eine rothe Troddel. Das steht den kleinen Braunen ungemein gut.

Bei dem Werth der Handarbeit verdienen sie durch Anfertigung von Tischen, Bänken, Schränken, Booten und Rudern die Unkosten des Hauses. Wenn sie erwachsen sind, können sie ihrer Wege gehen, wohin sie wollen.

Am meisten nun zog mich ihre Musik an. Ihr Musiklehrer, ein junger Farbiger aus Pernambuco, der das allerentschiedenste Talent für Musik verrieth, Namens Francisco da Silva Galvão, war mit uns gegangen, um seine kleine Musikbande spielen zu lassen.

Sieben Blasinstrumente waren doppelt besetzt, die beiden Klapphornisten waren 10 und 11 Jahre alt. Keiner der kleinen Musiker konnte über 15 Jahre alt sein. Und nun spielten sie mit einem Eifer, einer Präcision und Abrundung zwei Märsche, daß ich wirklich erstaunt war. Besonders war der kleinste Klapphornist, eine derbe, kurze Figur, der gelungenste kleine Kerl, den man nur sehen konnte; er blies wie ein Alter, mit dem ganzen Ernst eines Alten, und schien vollkommen einzusehen, daß von einem guten Klapphornisten die Leitung einer ganzen Musikbande abhinge und gehalten würde.

Die Anstalt ist, wenn sie auch erst kurze Zeit besteht, dennoch schon von großem Segen geworden. Sie zeigt den

Farbigen, daß auch sie in der menschlichen Gesellschaft zu allem befähigt und befugt sind, wenn sie ordentlich arbeiten wollen, und daß selbst kleine Kräfte, Kinderkräfte, schon im Zusammenwirken etwas Tüchtiges leisten können und ihre Inhaber vollkommen unterhalten.

Und dennoch finden einige Stimmen die Anstalt nicht nöthig und wollen ihr vor allem die Musik aus dem kleinen Budget streichen. Da wüßte ich einen guten Rath: man lasse die kleinen Braunen vor den Fenstern dieser Misgünstigen ihre Märsche blasen, und man wird ihnen ihre Musik schon lassen und die ganze Anstalt dazu mit allem Guten, was an ihr ist.

Beim Rückwege über Remedios ging gerade die Messe zu Ende. Wir traten auf die Seite und ließen die Kirchengänger an uns vorbeipassiren.

Rein Weiße kamen nur wenige aus der Kirche, und diese waren fast alle Männer im schwarzen Fracke und ohne weiteres Interesse für mich.

Die Frauen dagegen waren durchweg Farbige, Indianerinnen und hellere oder dunklere Mestiças und Mamelucas von verschiedenen Kategorien. Das helle, durchschimmernde Sonntagskleid aus leichtem Stoff saß wundervoll um die Formen der Mädchen, denen beim geschmackvollen Zuschnitt der Gewandung ganz gewiß keine französische Schneiderin geholfen hatte. Bei jedem Schritte zitterte das feine Gewebe des oben am Halse zugeknöpften Hemdes auf der festen Form des elastischen Busens, dessen üppige Fülle von keinem Schnürleib getragen zu werden brauchte; die ununterbrochenen Flußbäder erhalten die Spannung der Haut und die Turgescenz des Zellgewebes bis in reifere Lebensjahre hinein. Keine Einzige trug einen Hut, viele dagegen kleine, blauseidene Sonnenschirme in den zierlichen Händen, wol weniger, um sich vor der Sonne zu schützen, als vielmehr um die hüb-

schen, frischen Blumen, die sie im dunkeln Haar trugen, vor dem raschen Verwelken zu bewahren. Unendlich freute ich mich an den schönen, dunkeln, sittlich stillen Gestalten.

So wandelte die so eigenthümlich europäisch-indianische, so seltsam afrikanisch-indianische Frauenschar im hübschen Sonntagsschmuck den Hügel hinab zum Igarapé, und gar anmuthig sah es aus, wie sie alle leicht und ohne Wanken über die schmalen Breter der einsinkenden Holzbrücke hinüberzogen, während als Hintergrund auf dem morgendlichen Bilde der Rio-Negro in gewaltiger Breite gen Nordwest aufstieg und zwischen verschwindenden Ufern mit seinem fernen Wasser scheinbar an den Himmel anstieß und dort ebenfalls verschwand.

Das waren ungefähr die Hauptformen, unter denen mir in Manáos am untern Rio-Negro das sich dem Culturzustande, dem Europäismus anschließende und in ihm allmählich aufgehende Indianerleben glanzlos und bescheiden, ja in einer poetisch-elegischen Form und Weise entgegentrat und mich mit Freude, aber auch mit einer gewissen Wehmuth erfüllte. Wohl hatte ich in Cametá schon richtig gesehen: auch am Amazonenstrom ist die Zeit der braunen Häute vorüber, und die blassen Gesichter werden herrschen.

Und sie herrschen schon, schon herrschen sie auch am Rio-Negro. Zwar scheint diese Herrschaft noch sehr klein zu sein und ist es wirklich; sogar rückschreitend scheint sie zu gehen. Immermehr fällt das zusammen, was mit vielen Mühen und Opfern von ehemaliger portugiesischer Zwingherrschaft aufgebaut worden war. Städte wie Ayrão, Moira, Barcellos, Moreira, Thomar, Castanheiro, sind im schnellen Abnehmen begriffen und bestehen zum Theil nur noch aus wenigen Häusern neben baufälligen Kirchen.

Und doch darf das keine Verwunderung erregen und keine Sorge einflößen. Gerade wie einst in den Missionen am

Uruguay und Parana von den Jesuiten, wurden auch am Rio-Negro früher von denselben Jesuiten, unter denen manche deutsche Namen sich vorfinden, und später von den Portugiesen die Indianer des Urwaldes eingefangen, zusammengetrieben zum Ufer des Flusses zu den sogenannten Descimentos, und unter den allerbarbarischsten Mitteln zur Arbeit gezwungen, wie oft auch Gegenbefehle gegen die rohe Barbarei dieser Behandlung von Europa kommen mochten.

So ließen sich allerdings Ortschaften und einzelne Städte aufbauen und zu einigem Glanze bringen, aber eine freie Entwickelung einer Volkskraft war es nicht. Erst in neuern Zeiten ist den Indianern volles Recht, volle Freiheit gegeben und gelassen worden, mit sich zu thun, wie sie wollen.

Allerdings ist durch diese absolute Freiheit der Indianer ihre ihnen angeborene Indolenz wieder vorherrschend geworden, und die erzwungene Größe und Thätigkeit der ehemaligen Ansiedelungen am Rio-Negro hat abgenommen. Doch kommt allen Stämmen immer mehr und mehr die Ueberzeugung, daß das angesiedelte, gesittete Leben dem wilden Waldleben immermehr vorzuziehen ist, zumal seitdem man ihnen in diesem angesiedelten, gesitteten Leben alle jenen kleinen Waldreminiscenzen und Heimatsklänge, wie ich sie eben im Leben der Indianer in Manáos angedeutet habe, als harmlose Spielsachen gern läßt. Die Einleitung zur Cultur kommt ihnen oft in ganz unbegreiflicher Weise zu. Der Tauschhandel mit Abenteuerern und Hausirern mag den ersten Contact geben. Als ich von ganz nackten, wilden Botocuden am Rio-das-Pedras in der Provinz Minas-Novas unter andern Sachen auch Halsketten aus Waldsamen und Capivarizähnen bekam, entdeckte ich zwischen den echt urwäldlichen Zierathen eine kleine Glasperle. So wichtig, so werthvoll hatte doch die ganz rohe, wilde Botocudin die einzige, ganz kleine Glasperle gehalten, daß sie sie in die Urwaldskette

aufnahm. Vielleicht ward diese einzige Perle ein Grund mit, daß kein feindliches Begegnen zwischen Botocuden und civilisirten Menschen stattfand; letztere hatten ja Glasperlen und gaben sie für Ipecacuanha.

Auch am Rio-Negro besitzen die Frauen im Urwalde das dem Frauengeschlecht seit dem verlorenen Paradies angeborene Schamgefühl, was ich nur bei den Botocudinnen nicht fand. Das kleinste Gewebe aber genügt ihnen, um dieser Sittlichkeitsempfindung Genüge zu leisten. So besitze ich eine ganz wunderhübsch aus Glasperlen und Tucum gehäkelte Schürze, die schon 8 Zoll breit und 3 Zoll hoch ist. Hätte das geschickte Waldkind, was mit diesem ersten Rudiment eines Röckchens aus europäischem Material allen Anforderungen der Sittlichkeit genügt zu haben glaubte, nur mehr Perlen von der Cultur bekommen, sie hätte sie alle zu ihrer Schürze verbraucht und am Ende einen wirklichen kleinen Unterrock bekommen, gerade so, oder doch wenigstens halb so lang, wie die Indianerinnen ihn in Manáos tragen. Man muß nicht gleich alles von ihnen verlangen. Tragen die Indianerinnen in Manáos doch auch erst noch Jacken statt der Hemden. Die meisten haben noch nie einen Strumpf und einen Schuh angezogen. In zwanzig Jahren oder später werden sie alle Schuhe und Strümpfe besitzen. Wie mancher Naturmensch bindet lieber zuerst eine kleine seidene Halsbinde um, noch ehe er ein Hemd und eine Hose annehmen will; oder läßt sich nur eine bunte Weste auf dem nackten braunen Körper gefallen. Man muß ihn aber deswegen nicht auslachen, sondern ruhig gewähren lassen. Aus der Weste wird eine Jacke, aus der Jacke ein Hemd. Die rohen Botocudenweiber trugen nur eine schwarze Schnur unter dem Knie. In Manáos erhielt ich schon reizende Binden von bunten Federn, die sich am Rio-Negro die Frauen um die Stirn, um Arme und Knie wickeln. Die braunen Mädchen, die ich

am 3. Juli aus der Kirche von Nossa Senhora dos Remedios kommen sah, trugen ordentliche Kämme; ihre Cousinen waldeinwärts haben noch Palmenkämme. Diese sind wundervoll gemacht. Die harten, hornigen Stacheln der Astrocaryen werden zu beiden Seiten etwas platt geschnitten und auch am dickern Ende zugespitzt. Diese Stacheln werden zwischen zwei saubere Hölzchen gelegt, und diese dann mit Tucumfäden zusammengebunden, wodurch ein zierlicher Kamm mit zwei Reihen von Zähnen entsteht. Oft ist die eine Zahnreihe mit Tucumfäden zierlich umflochten und ganz umgeben von hübschen Arabesken, welches Gewebe sie mit einem Balsam tränken. Solch ein Kamm duftet oft sein ganzes Leben hindurch. Wenn er aber nun noch mit einigen leichten, herabwehenden Federschnüren behängt ist, kann die eitelste Berenice sich keinen schönern Kamm wünschen. Ein duftender Federkamm, ein Stirnband aus bunten Flaumfedern und weiche Federbinden um Arm und Knie, und eine hübsch gehäkelte Perlenschürze dazu von 8 Zoll Länge und 3 Zoll Breite, mit kleinen Zacken und Knöpfchen versehen, — und das alles auf einem frischen, braunen Waldmädchen, in dessen dunkelm Haar noch schöne Cinchoneen, Gardenien und Genipapo ihre Caprifoliendüfte aushauchen, — das ist wol ein seltsamer und in seiner Art wunderschöner Anblick.

Und dennoch, wie vieles in der Natur der Waldbewohner schon zur Cultur hinneigt, ist das Heranziehen derselben an die volle Cultur auf dem Wege eines freien Entschlusses ungemein schwierig und mühsam; ja ein Descimento einzelner Indianerstämme auf dem Wege der Ueberredung ist ein ungemein schwieriges und kraftanfreibendes Unternehmen; der damit Beauftragte kann leicht Leben und Gesundheit daransetzen.

Sei es mir vergönnt, meinen Lesern das Bild und das unermüdliche Treiben eines Mannes vorzuführen, dessen Er-

scheinung mich in Manáos vor allen andern angezogen, dessen Berichte und Mittheilungen mich ganz speciell interessirt haben, eines Mannes, der den Auftrag hatte, Indianer anzusiedeln an der Grenze.

Es ist der Artillerlehauptmann Joaquim Firmino Xavier, der wackere Sohn meines guten, alten Collegen, des Dr. Firmino in Santos.

Kaum war er der Militärakademie entwachsen, so ging er im Jahre 1849, eben 20 Jahre alt, nach Pernambuco, um die damals unter Nunes Machado zu hellen Flammen angeschürte Revolution mit bekämpfen zu helfen. Nach einiger Ruhe, die man ihm in Rio gönnte, ward er dann nach Montevideo und dem La-Platastrom geschickt, von dort nach dem Uruguay bis nach S.-Borja hinauf. Nachdem auch dort die damaligen Militärcomplicationen abgewickelt waren, schickte man ihn als Commandanten des Fort von Macapá, gerade unter dem Aequator an der Mündung des Amazonenstroms, an die entgegengesetzte Grenze des Reichs; denn von Macapá aus reichte das Gebiet seiner Thätigkeit bis zur Militärcolonie von S.-Pedro de Alcantara gegen die Grenzen von Cayenne hin. Nachdem er auch dort seine Aufgabe rühmlichst gelöst hatte, glaubte man keinen tüchtigern Artillerieoffizier zur Verbesserung der westlichen Grenzfestung Tabatinga, 500 geographische Meilen den Amazonenstrom hinauf, finden zu können als ihn, und zwei volle Jahre diente der Kapitän Firmino als Commandant an der Grenze von Peru in der tiefsten Waldeinsamkeit.

Jetzt aber kam seine größte Aufgabe. Bei dem Einschlafen aller Thätigkeit am Rio-Negro erschien es nothwendig, an diesem Flusse das indianische Leben zu wecken und anzuregen. Besonders wollte man den letzten Nebenfluß des Rio-Negro auf brasilianischem Boden, den Rio-Içana, der sich auf dem rechten Ufer des großen Stroms befindet, und

den gleich nördlich parallel mit dem Içana laufenden Xié, mit Indianern colonisiren und ein großes Descimento, eine bedeutende Kette von Aldeas dort anlegen. Zugleich sollte das alte, zusammenfallende Fort von S.-Agostinho, dem venezuelischen Fort von S.-Carlos gegenüber, wiederhergestellt werden unter dem Namen des Fort von Cucuhy, und so alles ein neues, belebtes Ansehen bekommen, um so mehr, da kurz vorher manche Störungen im Entwickelungsgange der dortigen Gegenden vorgekommen waren, wenn von einem Entwickelungsgange daselbst die Rede sein konnte.

Es hatte sich kurz vorher an der Grenze von Venezuela ein Mensch, Venancio, umhergetrieben und sich für Christus ausgegeben. Viele Indianer waren ihm und seinem tollen Wesen zugefallen; und da solche Zusammenrottungen keineswegs ohne Bedeutung sind, so hatte man einen jungen Offizier mit einigen Soldaten dorthin geschickt. Dieser war nicht ohne Ungestüm und Grausamkeiten verfahren und hatte zwar den Christus und seine Schar, aber auch manche andere kleine Aldeá oder Ansiedelung auseinander gejagt, womit die dortige Cultur ihren Anfang genommen hatte.

Um von den vorgekommenen Ereignissen Kenntniß zu nehmen und die umherirrenden Indianer zu sammeln, brach der Hauptmann Firmino am 22. November 1857 mit einem Canot und 12 Mann Besatzung von seinem Wohnort Cucuhy nach dem Rio-Içana auf. Wohin er aber kam, liefen die Indianer fort in den Wald oder hatten sich schon vorher nach dem Gebiete von Venezuela geflüchtet längs der Flüsse Arary und Coyary, nachdem sie eine kleine Ortschaft Tanuhy abgebrannt hatten.

Am 23. November kam er zur Mündung des Xié in den Rio-Negro und traf dort die kleine Ortschaft S.-Lourenço, — 11 Palmenhäuschen, eine kleine Kapelle und einen Kirchhof, aber keinen Menschen. Alles war mit Gebüsch verwachsen.

Er kehrte nach dem Oertchen Nossa Senhora da Guia an der Mündung des Içana zurück, wo er 15 Strohhäuser und eine kleine Kapelle fand und nur einen einzigen Einwohner, Manoel Joaquim de Oliveira, welcher ihm meldete, daß alle andern sich geflüchtet hätten vor den Grausamkeiten jener ersten Expedition. Deswegen hatte sich auch der dortige Geistliche, Manoel de Sta.-Anna Salgado vom Içana nach S.-Gabriel zurückgezogen.

Nun ging das Canot den Fluß hinauf; und überall, wohin der Hauptmann kam, fand er dieselbe Verödung der einzelnen kleinen Ansiedelungen. Nur einige wenige Menschen waren geblieben, welche ihm von jenem Christus Nachricht gaben. Er hatte seine Anhänger geprügelt, und man hatte sich um ihn herumgruppirt, nur um zu tanzen und zu trinken.

Vier Wochen dauerte die mühsame Expedition auf dem Flusse, wobei 42 Cachoeiras zu überwinden waren, einige nur unbedeutend, andere jedoch wirkliche Wasserfälle bis 30 Fuß hoch, sodaß die kühnen Schiffer ihr Fahrzeug häufig um die Wasserfälle herumschleppen mußten. Ueberall setzte sich der Kapitän Firmino mit den Tuchauas oder Kaziken in freundlichen Rapport, lockte die flüchtigen Indianer wieder an, sorgte für Einrichtung kleiner Kapellen, gab Kleidung und Eisengeschirr, was er nur immer hatte, und untersuchte auch einige kleine Nebenflüsse und Seen. Sein minutiöser Bericht ist das genaueste Waldgemälde, was man nur immer finden kann. Dort sehen wir ihn einen nackten Tuchaua bekleiden, hier um Wasserfälle herum, zwischen deren Felsblöcken sich die schöne Rupicola, das Klippenhuhn (Gallo da serra) herumtummelt, das Fahrzeug herumschleppen, — bald sehen wir ihn umringt von Indianern, die ihn um Hacken, Beile und anderes Eisengeschirr bitten, — bald geleitet ihn eine nackte Schar bis zu seinem Canot, und viele möchten ihm

folgen bis zum Orte von Marabitanas am Rio-Negro auf dem Wege nach Cucuhy. Dann tröstet er wieder einen vom Rio-Negro kommenden Tuchaua, der für einige Körbe Salz hat ungeheuere Preise in Waldartikeln bezahlen müssen und einen vollen Beweis dafür gibt, wie schändlich solche kluge Handelsgauner aus cultivirten Gegenden die Einfachheit der Indianer benutzen und sie immer in tiefer Unwissenheit bewahren möchten. Zu allerlei Arbeiten locken sie die einfachen Menschen; und wenn so ein armer Kerl ein Jahr und noch länger wie ein Knecht für sie gearbeitet hat, so geben sie ihm ein baumwollenes Hemd und zwei ebensolche Beinkleider. Und der arme Teufel glaubt wirklich nicht mehr verdient zu haben.

In einem spätern Bericht gibt nun der Kapitän genaue Rechenschaft von dem Zustande der besuchten Gegend und von dem Resultat seiner Wirksamkeit derselben, zugleich resumirend das früher schon Begonnene, in folgender Weise:

„Als ich im October des Jahres 1857 nach Marabitanas kam, befanden sich die Indianer aller Dörfer und Ortschaften, mit Ausnahme von S.-Jozé de Marabitanas, zerstreut und die Ortschaften verlassen und mit Gebüsch verwachsen.

„Verschiedene Gründe und Ursachen lagen vor, warum die Indianer ihre Wohnungen verlassen, sich in die Wälder geflüchtet und zu den letzten Enden der Igarapés zurückgezogen hatten, oder selbst nach den Republiken von Venezuela und Neu-Granada ausgewandert waren.

„Die Umtriebe eines venezuelaner Indianers, Namens Venancio, welcher die Geschicklichkeit gehabt hatte, die Eingeborenen glauben zu machen, er wäre ein zweiter Christus und ein Gesandter des Weltschöpfers, hatten besonders auf jene Auswanderung Einfluß gehabt.

„Meine erste Sorge war, die erschreckte Aufregung zu beseitigen, von der die Indianer befangen waren. Mit Mühe

und Geduld gelang es mir, die Einwohner von S.-Jozé de Marabitanas, von S.-Marcellino, Nossa Senhora da Guia, S.-Philippe und Sta.-Anna zu den alten Wohnungen zurückzurufen.

„Im December desselben Jahres ging ich bis zu den Quellen des Içana hinauf, und nur unter großer Arbeit, vielen Gefahren und Opfern gelang es mir, die Indianer aus dem Dickicht hervorzuziehen und zu ihren Aldeas zurückzubringen, welche mit Ausnahme von zweien vollkommen verlassen waren.

„Nachdem ich alle Dörfer und Weiler besucht und die Einwohner wieder an ihren Herd gefesselt hatte, hielt ich sie zum Landbau an, zum Pflanzen von Mandioca und andern dringend nothwendigen Nahrungsmitteln. Ich befahl ihnen, ihre Wohnungen auszubessern und neue hinzuzubauen, damit nicht mehr fünf bis sechs Familien unter demselben Dache zusammengehäuft lägen, sowie ich auch die Kapellen ausbessern und neue erbauen ließ, wo noch gar keine waren.

„Der Bestand der Aldeas und Ortschaften war am 1. Januar des laufenden Jahres folgender:

„Ortschaft S.-Jozé de Marabitanas.

„Auf dem rechten Ufer des Rio-Negro, 238 Leguas über seiner Mündung, 1° 38′ nördl. Br., 68° 25′ L. v. Gr., bestand aus 35 kleinen, mit Palmen bedeckten, schlecht verstrichenen Häusern ohne innere Abtheilungen, alle alt und dem Einfallen nahe, — und mit einer kleinen Kapelle mit einsinkenden Wänden und faulendem Ständerwerk, durchlöchertem Dach und verfallendem Innern.

„Die Einwohnerschaft, eingeschlossen die Linienbesatzung und detachirte Garden, beläuft sich auf 300 Seelen.

„Die kleinen Pflanzungen, welche die Einwohner besitzen, sind unbedeutende Mandiocfelder, aus denen sie kaum die

tägliche Nahrung ziehen. Die Wohnungen auf diesen Pflanzungen sind kleine Ranchos mit Stroh bedeckt und umgeben, ohne Abtheilungen.

„Während des Jahres 1858 fingen die von mir angeregten und ermuthigten Einwohner von Marabitanas an, 12 neue Häuser zu bauen mit andern Gelassen und Bequemlichkeiten; einige von diesen sind schon bedeckt und verstrichen. Verschiedene Häuser wurden ausgebessert, größere Pflanzungen angelegt und sowol Mandioca wie andere Nahrungsstoffe gezogen. Häuser wurden auf diesen Roças gebaut und die Kapelle ausgebessert, neu bedeckt, verstrichen und verkalkt.

„Leider wurden Einflüsterungen und schlechte Aufführung des interimistischen Ortsvicars Ursache, daß 77 Personen nach dem Rio-Vaupez und S.-Gabriel zogen. Doch kehrten bald darauf 37 Personen voll Reue über den gethanen Schritt zurück, und nur 40 blieben fort.

„Während des Jahres starben 1 Mann, 3 Frauen und 2 kleine Mädchen. Geboren wurden 10 Knaben und 5 Mädchen, getauft 4 Knaben und 3 Mädchen.

„Somit bestehen jetzt in Marabitanas 45 Wohnhäuser, von denen 6 noch nicht vollendet sind, 6 ausgebessert werden und 6 am Einstürzen sind. Einwohner finden sich 260, mit Einschluß von 21, die in Cucuhy sind. Die Kapelle ist ausgebessert, bedeckt und innerlich und äußerlich gekalkt. Doch wird schmerzlich einiger Zierath, eine Lampe und eine kleine Glocke vermißt. Die geringen Mittel der Einwohner gestatten nicht, daß man sie zum Ankauf jener Gegenstände in Contribution setze.

„Die Einwohner von S.-Jozé de Marabitanas sind fröhliche und zufriedene Leute; sie arbeiten gern auf ihren Feldern. Doch haben sie viel mit der Ameise Sauba zu thun, die ihnen alles anfrißt.

„Sie sind heute schon civilisirter und lernen allmählich

die Vorzüge eines socialen Lebens und den Werth des Arbeitens kennen, bis einmal jemand kommt und sie zum Schlechten herumredet. Denn von Natur ist es ein schwaches und leichtgläubiges Volk; ein schlechter Kerl kann leicht schlechte Zwecke mit diesen Leuten verfolgen.

„Sie stammen ab von den Bambos, Bariz und Aeroquenas. Fast alle Männer sprechen schlecht portugiesisch; unter den Weibern sprechen nur wenige diese Sprache. Die lingua geral wird allgemein gesprochen. Die Kinder sprechen kein Portugiesisch und sind dem Naturgesetz überlassen, ohne die geringsten Grundlehren der Cultur und Religion zu kennen. Die große Anzahl Kinder erheischt die Ernennung eines Elementarlehrers, der aber ein tugendhafter und ehrenfester Mensch sein muß.

„Cucuhy.

„Im Januar 1858 war in Cucuhy außer einem sehr schlechten und kaum fertigen Soldatenquartier gar nichts. Der Boden war gänzlich bedeckt mit Stämmen und Aesten von ungeheuern umgehauenen Bäumen.

„Meine erste Sorge war, den Boden aufräumen und reinigen zu lassen; und heute besteht der Ort aus 15 mit Palmstroh bedeckten Häusern, alle in gerader Linie, von denen aber kaum eins fertig ist. Die Einwohner bestehen aus 20 Indianern, 1 Sergeanten, 11 Soldaten und 20 Personen ihrer Familien.

„S.-Marcellino.

„Am Ende des December vom Jahre 1857 war diese an der Mündung des Rio-Ichié gelegene Ortschaft verlassen und mit Gebüsch verwachsen. Sie zählte 11 kleine, mit Stroh bedeckte, schlecht verstrichene und baufällige Häuser, eine kleine ebenfalls mit Stroh bedeckte Kapelle und einen kleinen, geschlossenen Kirchhof.

„Als am 1. Januar die Einwohner schon zu ihren Häusern zurückgekehrt waren, war die Ortschaft gereinigt und die Häuser wurden ausgebessert. Ich zählte im ganzen 75 Menschen, Männer, Weiber und Kinder. An den Quellen des Rio-Ichié hielten sich verschiedene Indianer zerstreut auf, vom Stamme der Aeroquenas. Ich ließ ihren Tuchaua kommen und befahl ihm, eine Aldea an den Quellen des Flusses anzulegen und sich zu bemühen, alle zerstreuten Leute zu versammeln.

„Die Ortschaft war im Gedeihen. Die Einwohner besserten ihre Häuser und bebauten ihre Felder; der Tuchaua Diogo von den Aeroquenas hatte seine Aldea angefangen, als Sendlinge des Frei Manoel de Sta.-Anna Salgado die Nachricht verbreiteten, daß ich sie alle festnehmen und tödten wollte. Furcht und Schrecken ergriff die Eingeborenen; fast alle verließen die Ortschaft und bargen sich in das Dickicht oder wanderten in die Fremde aus.

„Um dieselbe Zeit erschien ein Deserteur, Bazilio Melgueiro, der sich einen neuen Christus nannte und die Scenen des Venancio erneuerte. Die Indianer ließen die Arbeit liegen und ergaben sich einem zügellosen Faulenzerleben.

„Als im Juli der Delegat der Polizei am Ichié die Einwohner zusammenkommen ließ, stellten sich wenige ein, weil schon vor der Ankunft jener Escorte sie nach Venezuela hinübergegangen waren, denn der Weg zu Lande dorthin ist leicht. Der Tuchaua Diogo, der vom Doctor-Delegaten eingeladen war zum Kommen und Errichten von Häusern in der Ortschaft, sagte zu. Als aber der Doctor fortging, wandelten sich die Zustände wieder um zu den alten, wenn sie nicht noch schlechter geworden sind.

„Der Tuchaua Diogo war mistrauisch gegen die Einladung geworden, verließ die Aldea, die er an den Quellen des Flusses angefangen hatte, und ging mit allen seinen

Leuten nach Venezuela über. Auch die Einwohner wanderten aus, sodaß heute S.-Marcellino kaum sechs Häuser in gutem Zustande hat, und fünf im Zusammenfallen, eins dagegen im Bau begriffen. Die Bewohner sind 5 Männer, 10 Weiber und 11 Kinder, wie mir der erste Sergeant Rapoza, den ich dorthin sandte, gemeldet hat in diesem Monat.

„Die Einwohner von S.-Marcellino und vom Ichié gehören zum Stamme der Aeroquenas; die Männer sprechen portugiesisch; von den Weibern reden einige die lingua geral, der Rest ein Jargon (Giria particular).

„Die Leichtigkeit, womit man vom Rio-Ichié nach Venezuela gehen kann, ist Ursache, daß man nicht auf die Indianer des Flusses rechnen kann zu einem allgemeinen oder privaten Endzweck. Kaum einige Mandioca pflanzen sie zu ihrer Nahrung; sie jagen und fischen ihr tägliches Essen. Wenige gehen bekleidet einher, und das nur vor weißen Leuten; allgemein ist bei ihnen eine kleine Tanga (ein Latz) von Turury oder Baumrinde, von einer Spanne Länge, das ist alles.

„Wenig ist von diesem Volke zu hoffen wegen seiner Faulheit, Schlaffheit und Indolenz, die ihm angeboren ist.

„Nossa Senhora da Guia.

„Die Ortschaft Nossa Senhora da Guia, nördlich an der Mündung des Içana auf hohem Boden gelegen, bestand im October 1857 aus 15 Häusern und einer Kapelle, gedeckt mit Stroh und ziemlich baufällig. Die Ortschaft war mit Gebüsch bedeckt, und kaum in einem Hause waren Einwohner; der Rest war geflohen im Walde versteckt. Am 1. Januar waren 148 Einwohner zurückgekehrt, Männer, Weiber und Kinder.

„Während des Jahres 1858 ließ ich die Häuser der Ortschaft ausbessern, Wohnungen auf den Pflanzungen und

Felder von Mandioca anlegen. Doch ist es nicht möglich, zu erlangen, daß diese Menschen im Orte wohnen. Zerstreut auf kleinen Landsitzen, auf fernen Igarapés leben sie in der völligsten Unabhängigkeit und wollen sich keinem Dienst, auch nicht den Bauten von Cucuhy widmen. Die Männer treiben sich umher und faulenzen; die Frauen sind es, die für sie und sich selbst arbeiten.

„Im December schickte ich den Sergeanten Rapoza dorthin; er zählte 47 Männer, 39 Weiber und 33 Kinder. Es befinden sich heute im Orte 14 ausgebesserte Häuser, eins in sehr schlechtem Zustande, eins im Wiederaufbau begriffen, und eine kleine Kirche, aber in gutem Zustande.

„Die Männer sprechen alle portugiesisch, die Weiber aber nicht. Sie stammen ab von Barés, Aeroquenas und Banibas. Sie pflanzen und fischen nothdürftig für ihren Tagesunterhalt. Die Weiber machen Hängematten aus Tucum und Caruá, verkaufen sie aber für eine Kleinigkeit an Hausirer, welche ihre vorzüglichsten Rathgeber sind, damit sie sich nicht dem allgemeinen Besten hingeben, sondern immer ihnen, diesen Aufkäufern, zu Gebote stehen.

„S.-Philippe.

„Die Ortschaft S.-Philippe, etwas südlich von der Mündung des Içana, liegt auf niedrigem Boden und zählte im October 1857 neun kleine Häuser und eine Kapelle, alle mit Stroh bedeckt und zusammenfallend.

„Der Ort war verlassen und mit Gebüsch verwachsen. Als ich am 1. Januar 1858 die Einwohner versammelte, zählte ich 20 Männer, 26 Weiber und 14 Kinder.

„Die Männer sind fast alle Mamelucos und sprechen gut portugiesisch; die Frauen dagegen sind bronzefarben und reden nur die lingua geral.

„Kurze Zeit nur blieben sie vereinigt; denn nach zwei

Monaten schon war kein Mensch mehr vorhanden. Sie waren den Rathschlägen des Frei Salgado gefolgt und hatten den Ort verlassen. Bald darauf vereinigten sie sich auf den Igarapés und gaben sich dort verborgen dem Trunke, Ausschweifungen und wilden Tänzen hin. Mit Mühe brachte ich sie zu ihren Wohnungen zurück. Und sie wären auch in denselben geblieben, wenn nicht Bazilio, jener Deserteur, sie wieder nach Sta.-Anna versammelt hätte zu denselben Tänzen wie Venancio.

„Ich nahm ihnen die Kreuze ab und trieb sie auseinander. Einige flüchteten sich nach Venezuela, andere zum Rio-Vaupez, sodaß heute wenige Einwohner daselbst existiren.

„Sta.-Anna.

„Die Ortschaft Sta.-Anna liegt etwas unter S.-Philippe auf dem entgegengesetzten Ufer. Im October 1857 war sie verlassen; nur zwei alte Häuschen waren daselbst. Die Einwohner waren nach S.-Philippe gezogen und hatten nur ihre Ländereien beibehalten. Doch höre ich, daß heute sich fünf Personen dort aufhalten und die Ortschaft säubern.

„In der Kapelle von Marabitanas existiren einige Heiligenbilder, in der von Guia kaum eins, in denen von S.-Marcellino und S.-Philippe gar keins.

„Die Bücher zum Eintragen von Verheirathungen, Taufen und Beerdigungen sind in keiner dieser fünf Ortschaften vorhanden.

„In Marabitanas können kaum zwei Einwohner schreiben und lesen; in Guia einer, in den andern Orten keiner.

„Sie verkennen die Segnungen der Ehe und wissen nichts von den Sakramenten der Beichte und des Abendmahls. Die Religion, die überall die Grundbasis der Civilisation ist, ist diesen Einwohnern noch nicht bekannt. Ihre Feste beschränken sich auf eine allgemeine Trunkenheit von drei bis vier

Tagen mit Zuckerrohrbranntwein und Mandiocaschnaps, den sie bereiten.

„In Marabitanas haben die Einwohner einen Schritt vorwärts gethan zur Civilisation; und der Contact mit den dort bestehenden Behörden würde sie allmählich aus dem Zustande von Unwissenheit ziehen, wenn diese Behörden unterrichtet wären, gesittet und gute Beispiele gebend. In den andern Orten aber ist wenig zu hoffen; sie gehen im Rückschritt, wenn die Regierung nicht dort Behörden hinschickt, die dem Orte fremd sind und ihre Pflicht zu erfüllen verstehen, oder sich nicht entschließt, alle Einwohner zusammenzubringen und die Ortschaften zu einer einzigen umzuschmelzen, wo dem Laster gewehrt, die Arbeit belebt und die Kräfte benutzt werden können.

„Aldeia do Carmo.

„Das ist die erste Aldeia am Içana, zwei Tagereisen von der Mündung des Flusses, auf hohem Boden am rechten Ufer gelegen.

„Im December 1857 bestand sie aus sieben alten Häusern, einem fast fertigen und zwei verlassenen und einfallenden, nebst einer im Einsturz begriffenen Kapelle.

„Ich brachte 12 Männer, 9 Weiber und 14 Kinder zusammen, alle vom Stamme der Baniba, unter ihrem Tuchaua, dem Indianer Marcos Antonio, der portugiesisch spricht. Im December l. J. waren daselbst nach dem Bericht des Sergeanten Rapoza: eine gute neue Kapelle, sieben Häuser in gutem Zustande, zwei im Bau begriffen und eins im Umfallen, — 14 Männer, 14 Weiber und 18 Kinder.

„Der Tuchaua hat keine moralische Kraft; die Indianer wollen ihm nicht gehorchen, sich kein Haus in der Aldeia bauen und sich nicht zu den nothwendigen öffentlichen Arbeiten hergeben. Eine große Menge von ihnen lebt in Malocas

längs der benachbarten Igarapés, ganz nach Gutdünken lebend und arbeitend, wenn ihnen das einfällt, ohne von solcher Arbeit einen Nutzen zu haben. Der Tuchaua kam im laufenden Monat zu mir und erklärte mir, daß man nur mit Gewalt die aufstutzigen Indianer aus den Wäldern zusammenbringen könnte und sie nöthigen, nach der Aldeia zu kommen.

„Die Arbeit an den Bauten von Cucuhy, wozu die Aldeien das Personal stellen, ist Ursache, daß die Indianer aus ihnen fortflüchten und sich an den Quellen der Igarapés verbergen, wo es nicht möglich ist, ihrer habhaft zu werden, als nur mit Gewalt. Die zurückbleibenden Indianerinnen und diejenigen Männer, die in der Aldeia aushalten, verstecken sich nach Beispiel der erstern im Gebüsche, um dem Dienste des Bauholzhauens überhoben zu sein, welcher in der That hart ist. Nichtsdestoweniger würden sich die Indianer gern zur Arbeit hergeben, wenn sie nicht gewissen Hausirern Gehör gäben, welche, um sie in eigenem Dienste anzuwenden und enormen Gewinn von ihnen zu ziehen, ihnen den Rath geben, nach dem Walde zu gehen und Sassaparille und Harze zu gewinnen, und sie für kleine Bagatellen umzutauschen. Die Zeit, die die Indianer in Cucuhy angewendet werden, ist den Hausirern nachtheilig; deswegen geben sie ihnen solche Rathschläge.

„Ohne Anstand leiht ein solcher Hausirer einem uncultivirten Indianer für 100, 200, 300 Milreïs Waaren, welche, wenn sie nach ihrem richtigen Werthe bezahlt würden, kaum 10, 20 und 30 Milreïs ausmachen. Und um solche Sachen zu bezahlen, muß der Indianer jahrelang arbeiten, die Blicke der Behörden vermeiden, die Aldeia verlassen und sich zu keiner öffentlichen Arbeit hergeben.

„Die Zeit, welche er verwenden sollte auf Pflanzung von Mandioca, Reis, Mais, Bohnen und andern nothwendigen

Artikeln, vergeudet er mit Suchen von Droguen, und aus dem ungeheuern Zeitvergeuden erwächst ihm wenig Gewinn.

„Diese Hausirer sind Krebse, die am Rio-Negro nagen und um derentwillen die Indianer zurückschreiten. Dasselbe, was in der Aldeia do Carmo geschieht, kommt auch in den übrigen Aldeias vor.

„Aldeia de Nazareth.

„Die Aldeia von Nazareth liegt auf dem rechten Ufer und hohem Boden. Im December 1857 waren hier fünf Häuser in gutem Zustande, zwei in Ruinen liegend und eine Kapelle ihrer Vollendung nahe. Als ich den Fluß hinaufging, war nicht eine einzige Person dort; als ich aber wieder herunterging, fand ich einen Indianer mit fünf Personen seiner Familie, welche sich mir vorstellen wollten. Kurz darauf war der Tuchaua João Baptista und die Indianer der Aldeia, alle vom Stamme der Mutúms, zurückgekehrt.

„Im laufenden December zählte der Sergeant Rapoza 12 Männer, 10 Frauen und 7 Kinder daselbst. Die Einwohner dieser Aldeia sind ziemlich thätig und arbeitsam. Fast alle sind Söhne oder Neffen des Tuchaua, der von ihnen geachtet und ein fleißiger Mann ist. Noch einige Bewohner gab es, welche vor längerer Zeit zu den Quellen hinaufgegangen waren zum Sassaparillegewinnen für verschiedene Hausirer, und nicht zurückkehrten.

„Aldeia de Tunuhy.

„Die Aldeia de S.-Antonio de Tunuhy, auf dem rechten Ufer des Flusses und oberhalb dessen großer Cachoeira, war gänzlich abgebrannt; und im December 1857, als ich dort durchkam, traf ich kaum die Reste von 12 Häusern. Die Einwohner waren im Walde zerstreut. Bei meiner Rückkehr kam der Tuchaua aus dem Walde mit seinen Leuten und

fing an, eine neue Aldeia auf dem entgegengesetzten Ufer zu bauen. Nach der Reisebeschreibung des Sergeanten Rapoza im laufenden December finden sich vier Häuser im Fertigwerden, 15 Männer, 10 Frauen und 20 Kinder.

„In Begleitung des Sergeanten kam der Indianer Xavier de Souza, Sohn des eben gestorbenen Tuchaua, und ich übertrug ihm die Leitung der Aldeia. Er benachrichtigte mich, daß eine große Zahl Indianer seines Stammes — Acaiacas — in den Wäldern stäken, ohne sich Häuser in den Aldeias bauen zu wollen, weil sie von niemand regiert sein wollten.

„Sta.-Anna.

„Die Aldeia de Sta.-Anna de Coyary, an der Mündung des Flusses Coyary, bewohnt vom Indianerstamme Sisucis, bestand im December 1857 aus 11 guten Häusern, drei zusammenfallenden, und außer dem Tuchaua Angelo Simão aus 17 Männern, 18 Weibern und 6 Kindern. Im laufenden December befinden sich dort, nach des Sergeanten Rapoza Bericht, 13 gute Häuser, ein im Bau begriffenes, ein zusammengefallenes und eine gute Kapelle, — 21 Männer, 15 Weiber und 12 Kinder. Der Tuchaua der Aldeia ist geachtet bei den Seinen; doch hat er noch nicht eine große Anzahl von Indianern seiner Nation, welche an den Quellen der benachbarten Igarapés und den Zuflüssen des Coyary wohnen, zusammenbringen können, weil sie sich keiner Arbeit unterwerfen wollen, wie mir mehreremal derselbe Tuchaua wörtlich gesagt hat.

„Aldeia de S.-Luiz.

„Als ich im December 1857 nach dem Içana ging, traf ich den Indianer João Baptista, welcher sich allein befand. Er sprach gut portugiesisch und sagte mir, er hätte verschie-

dene Verwandte; sie hätten sich aber nach Venezuela geflüchtet; er selbst besäße eine Landstelle mit Anpflanzung. Ich untersuchte die Oertlichkeit der Landstelle, wo ein Haus angefangen war, und fand sie sehr passend zu einer Aldeia. Und so trug ich dem Indianer João Baptista auf, er sollte seine Verwandten zusammenzubringen suchen und eine Aldeia anlegen unter dem Schutze von S.-Luiz, und wenn sie gediehe, sollte er Tuchaua werden.

„Nachher erfuhr ich, daß er seine Verwandten aufgefordert und versammelt hätte, alle vom Stamme der Mutúms; doch sprachen sie spanisch. Aus dem Berichte des Sergeanten Rapoza geht hervor, daß jetzt 18 Männer, 15 Weiber und 26 Kinder vorhanden sind. Sechs Häuser waren im Bau begriffen.

„Die Indianer dieser neuen Aldeia sind arbeitsam und haben große Mandiocapflanzungen. Doch haben sie noch nicht die Gewohnheit eines Vagabundenlebens abgelegt, was erst zu erwarten ist, wenn ein jeder sein Haus fertig gemacht hat. Baptista, welcher den Sergeanten begleitete, erklärte mir, daß er der Ankunft von noch mehreren Verwandten entgegensähe, die er herbeigerufen hätte.

„Aldeia de S.-Jozé.

„Diese einst von Sisuci-Indianern bewohnte Aldeia war ohne Einwohner und aufgegeben, als ich im December 1857 zum Içana ging. Aus des Sergeanten Beschreibung geht hervor, daß sie sich heute noch in demselben Zustande befindet. Die Indianer leben am Flusse Arary und wollen nicht fort von dort. Man sagt mir, daß die Zahl der dort zerstreuten und bewohnten Malocas nicht gering ist.

„Aldeia de S.-Lourenço.

„Die Aldeia de S.-Lourenço, an der Cachoeira do Jandú,

war verödet, als ich im December 1857 dort durchkam. Ich holte die zerstreuten Indianer zusammen, aus dem Stamme der Jandús, unter dem Tuchaua Ebibão, welcher gut portugiesisch sprach. Ich zählte fünf alte und zwei angefangene Häuser, 6 Männer, 8 Weiber und 8 Kinder; die andern waren weiter entfernt im Walde. Heute existiren dort ein gutes Haus, vier im Bau begriffen, vier im schlechtesten Zustande, 10 Männer, 12 Weiber und 9 Kinder. Der Tuchaua, der Ebibão, der mit dem Sergeanten kam, erklärte mir, daß eine große Menge Indianer seines Stammes im Walde und längs der Flüsse Guarana und Pamary lebten in zahlreichen Malocas, daß sie aber keine Häuser in der Aldeia machen und sich keinem aldeiisirten Leben unterwerfen wollten. Die leichte Verbindung, welche zwischen den Quellen des Rio-Guarana nach Venezuela stattfindet, ist Ursache, daß diese Indianer von jener Republik versorgt werden und dorthin ihre Producte bringen.

„Bis zu dieser Aldeia ging der Sergeant, der wegen der Cachoeiras nicht weiter vordringen konnte.

„Aldeia de S.-Francisco.

„Im December 1857 war die Aldeia de S.-Francisco der Indianer Quatis verödet. Ich holte die Leute wieder zusammen und zählte 11 kleine Häuser, aber in gutem Zustande, von denen eins für die Behörden bestimmt war. Kaum 9 Männer, 6 Weiber und 5 Kinder kamen zusammen; doch meldete mir der Tuchaua, daß viele Leute zerstreut umher sich befänden.

„Die Indianer, die letzthin von dieser Aldeia zum Arbeiten gekommen sind, melden mir, daß heute dort 14 Häuser existiren, 26 Männer, 32 Weiber und 24 Kinder, — daß indeß noch viele Leute existiren, welche nicht zur Aldeia kommen wollen, besonders die, welche am See Gavião wohnen,

wo eine Menge von Malocas vereint und bewohnt sich befindet, deren Einwohner in zwei Tagen zu Lande nach Maröa (Venezuela) gehen und nach dort alle Droguen bringen, die sie gewinnen.

„Aldeia de Sta.-Rita.

„Als ich im December 1857 zu den Quellen des Içana hinaufging, traf ich ein hochliegendes Terrain, eben und mit schöner Aussicht. Hier war ein kleiner, verlassener Rancho. Ich fand den Ort sehr passend zu einem Dorfe und gab bei meiner Rückkehr dem Sohne des Tuchaua von S.-Roque den Auftrag, dort eine Aldeia anzulegen. Im November darauf sandte mir der Tuchaua Leute zum Arbeiten, und ich erfuhr, daß 6 Häuser existirten, 23 Männer, 27 Weiber und 19 Kinder. Die Indianer sind vom Stamme der Ipeca, und die Aldeia führt den Namen der Schutzheiligen Sta.-Rita.

„Aldeia de S.-Roque.

„Im December 1857 war sie verlassen und öde. Ich brachte die Leute aus dem Stamme der Suassu zusammen unter ihrem Tuchaua, dem Indianer Manoel da Gama. Es waren daselbst 8 Häuser; ich vereinigte 10 Männer, 6 Frauen und 8 Kinder; die übrigen hielten sich sehr weit zerstreut im Walde auf. Als der Tuchaua mich jüngst besuchte, benachrichtigte er mich, daß 12 Häuser vorhanden wären, 30 Männer, 37 Frauen und 24 Kinder, und daß noch eine größere Zahl existire, die noch nicht zur Aldeia gekommen wäre. Dieser Tuchaua hat bedeutendes Ansehen bei den Seinen.

„Aldeia de S.-Pedro.

„Diese Aldeia, vom Stamme der Ipecas, ist am Igarapé do Tauraté und auf hochgelegenem Platze. Im Decem-

der 1857 hatte sie keine Bewohner. Als ich Leute zusammenrief, erschienen kaum 5 Männer, 6 Weiber und 4 Kinder. Es fanden sich fünf gute Häuser und eins fast fertig gebaut. Kein Indianer dort spricht die lingua geral. Als mir der Adjutant im letzten November Leute zum Arbeiten brachte, erfuhr ich, daß sich daselbst 7 Häuser, 24 Männer, 30 Weiber und 19 Kinder befänden; daß aber noch eine große Menge an den Igarapés und Seen umherzöge, ohne sich stellen zu wollen.

„Aldeia de S.-Joaquim.

„Ich ließ diese Aldeia anlegen von den Indianern aus dem Stamme der Tatus, welche sich in S.-João Baptista einstellten. Ich gab Befehl, daß die Aldeia oberhalb S.-João Baptista angelegt würde; doch fanden sie es besser, sie unterhalb S.-João zu gründen. Diese Nation von Indianern, verschieden von den andern durch ihre hohe Statur, sehr dunkle Farbe und vollkommene Nacktheit, redeten nur ein eigenthümliches Giria. Es war das erste mal, daß sie aus den Wäldern hervorkamen, in denen sie ohne festen Aufenthalt umherstreiften.

„Ich habe erfahren, daß in der Aldeia, die ich S.-Joaquim genannt habe, schon 5 Häuser sind, 20 Männer, 22 Weiber und 14 Kinder. Doch ist noch keiner von ihnen zur Arbeit gekommen.

„Aldeia de S.-João Baptista.

„Im December 1857 bestand die Aldeia von S.-João Baptista, an der Cachoeira do Apui, der dreiundvierzigsten und letzten des Rio-Içana, gelegen, aus 5 großen Häusern. Hier brachte ich 18 Männer, 17 Weiber und 13 Kinder zusammen aus der Nation der Tapihira. Von den letzten Indianern, die von dorther zum Dienst kamen, erfuhr ich,

daß gegenwärtig 7 Häuser dort bestehen, 24 Männer, 27 Weiber und 30 Kinder. Doch gehen noch viele Leute von jenem Stamme zerstreut in den Wäldern umher, besonders am Rio-Carurú. Diese Indianer stehen in leichter Verbindung mit S.-Fernando. Keiner spricht die lingua geral.

„Aldeia de S.-Firmino.

„Ich ließ im December 1857 eine Ortschaft anlegen an einer Stelle, genannt Uinambi Poço, eine Tagereise vor dem Ende des Rio-Içana, von den Indianern aus dem Stamme der Acaris, welche mir dort vorkamen.

„Ich kenne den Zustand dieser Ortschaft nicht; ich gab ihr den Namen S.-Firmino. —

„Wenn wir den jetzigen Zustand vom Verfall der Aldeias und Ortschaften mit dem blühenden vergleichen zur Zeit des Gouverneurs Manoel de Gama, so ersieht man, daß ein erschreckender Unterschied stattfindet.

„Der Indianer bedarf nothwendig jemandes, der ihn zur Arbeit antreibt, der ihn ermuthigt, ihn den Gewinn kennen lehrt, den solche Arbeit ihm abwerfen kann.

„Nach meiner Ansicht wird man einen außerordentlichen Zuwachs der Aldeias und Povoaçãoes erlangen können, wenn die Regierung Niederlagen machen läßt von Gegenständen, welche den Indianern am nothwendigsten sind und selbst ihre Eitelkeit anregen. Dagegen müssen die Indianer zu diesen Niederlagen ihre Producte, Droguen und Kunstfertigkeiten bringen, damit sie dort gekauft werden und den Indianern als Bezahlung dafür jene Gegenstände verschaffen, deren sie benöthigt sind. Auf diese Weise wird der Indianer nicht betrogen werden, wird die Frucht seiner Arbeit sehen, wird mit seinem Nächsten wetteifern; und der beste Arbeiter wird die besten Gegenstände dafür eintauschen.

„Auf diese Weise wird der Indianer kennen lernen, daß

er mittels seiner Arbeit eine Reihe von Sachen gewinnen kann, auf die er mit Gleichgültigkeit sieht, weil er sich überredet hält, daß er nie in ihren Besitz kommen kann. Die Zeit, auf welche der Eingeborene mit Gleichgültigkeit blickt, wird besser benutzt werden, und anstatt daß er tagaus tagein in vollkommenem Müßiggange hinbringt, wird er sie anwenden mit nützlichen Dingen."

Der Bericht ist aus der Grenzfestung Cucuhy, 31. December 1858 datirt.

Solch ein Bericht ist, wenn er auch im Staube des Centralbureau von Rio umkommt, in hohem Grade merkwürdig. Er zeigt die ungeheuere Mühe und Geduld, die man haben muß, um einzelne, wenige Indianer zu aldeiisiren, zu einer kleinen Ortschaft zu vereinigen. Aber er zeigt auch, daß man sich wirklich solche Mühe gibt und die Indianer aufsucht mit Aufopferung aller andern Interessen. Der Kapitän Firmino hat in feuchten Wäldern, an stäubenden Wasserfällen, im nassen Canot und bei der elendesten Kost seine Gesundheit in hohem Grade zugesetzt; und sein graugelbes Gesicht, seine erdfahle Farbe zeigen große Erschütterungen aller Lebensfunctionen an, von denen er sich, der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben, erst langsam erholen kann. Unterdeß hat man für die fernere leichtere Arbeit in Cucuhy einen andern Offizier geschickt und überlegt sehr lange in Rio, wie man einen pflichtgetreuen Hauptmann passend belohnen könne.

Woher kommt es nun aber, daß der Indianer, der Waldmensch, so schwer heranzuziehen ist zur Cultur, zum gemeinsamen Leben in einer Ortschaft und zu einer gewinnbringenden Arbeit?

Der Indianer ist ein geborener Jäger, ein geborener Fischer. Um seiner Doppelnatur genügen zu können, ge-

braucht er vor allen Dingen viel Platz. Ein großes Waldrevier muß sein sein und bleiben, ein ganzer Igarapé ihm gehören. Die Romantik des einsamen Forstlebens, des Fischerlebens, ist Grundton im Sein des Indianers. Unbewußt hängt er an ihr, der Romantik seines Lebens, mit allen Fasern seines Daseins, und die Losreißung davon ist eine gefährliche, lebensgefährliche Operation.

Es hat aber auch der Igarapé im Urwalde einen wunderbaren Reiz, den ich in Manáos in seinem vollen Zauber kennen lernte.

Man hatte mir viel von einem schönen Wasserfall erzählt, der eine gute halbe Meile von Manáos mitten im Walde liegt und dessen Rauschen man, wenn die Wasser nicht zu hoch gestiegen sind, in der Stadt sehr genau vernehmen kann. Oft hatte man mich zu demselben führen wollen, aber immer kam Abhaltung derer, die mich begleiten wollten. So machte ich mich denn eines Morgens, es war am 6. Juli, allein auf den Weg, welcher aus der Stadt in nördlicher Richtung beim Kirchhof vorbeiführt.

Kleines Gebüsch, Verbenen, Melastomen, Ilex, die hübsche weiße Scrophularinee Angelicona, womit die braunen Mädchen so prächtig ihr glänzend schwarzes Haar zu schmücken wissen, und ein Labyrinth anderer Vegetation bildet den Weg zum Walde. Den Eingang bezeichnen wundervolle Vochysiaceen. Seltsame Geschöpfe! Kaum weiß man, wohin sie zu stellen sind im System. Und nun erst gar die Bäume, welche hinter dem Kirchhofe von Manáos den Eingang in den dortigen Wald bezeichnen! Der Habitus der dichtbelaubten Bäume ist der der Myrten. Die Blätter sind länglich oval, paarweise einander gegenübergestellt, ohne Stiel, oben an der Spitze leicht herzförmig eingedrückt, in welchem Einschnitt der Mittelnerv meistens ein wenig hervortritt als kleine Spitze; dazu sind sie von 1—2 Zoll Länge, von der-

dem Gewebe, wie Buchsbaumblätter; der Mittelnerv tritt auf der Unterseite stark hervor; seine Querstreifen laufen dicht aneinander gedrängt zum Rande, welcher ganz leicht nach unten umgeschlagen ist. Die Farbe ist glänzend grün.

An den Blüten ist alles unregelmäßig. Sie entspringen mit kurzen Stielen einzeln aus den Blattaxillen. Der Stiel geht in einen höchst unregelmäßigen Kelch über, der aus zwei wesentlichen Abtheilungen besteht. Die eine Abtheilung, welche die eigentlich blütentragende ist, besteht aus vier kleinen, dachziegelförmig sich deckenden Schuppen. Die zwei mittlern sind größer, die beiden äußern kleiner. In diese Abtheilung eingefalzt und ihr gegenüberstehend ist die zweite eingefügt, ein langes, lanzettförmiges, leicht gefärbtes Blatt, welches nach unten in einen gekrümmten Sporn übergeht.

Die Blumenkrone ist ein einziges, großes, zartes, oval zugespitztes, in der Mitte gewölbtes Blatt, weiß mit schön gelber röthlicher Sprenkelung in der Mitte, überhängend über den Mittelzähnen der vierzähnigen Kelchabtheilung.

Mit diesem Blatte leicht an der Basis verwachsen ist der einzige Staubfaden, den die Blume hat. Das Filament, derb und rund, ist ebenso lang wie die Anthere und leicht gebogen. Die Anthere sitzt mit dem untern Ende auf dem Filament fest, ist etwas hinten übergebogen und an der einen Seite des dem Pistill zugewandten Randes mit einem feinen Filz versehen. Die Anthere ist zweifächerig.

Wenn das Blumenblatt und das Stamen mehr der ersten Kelchabtheilung angehört, so scheint das Pistill mehr vom großen Kelchzahn der zweiten Abtheilung eingenommen zu sein. Das kleine Ovarium ist dreifächerig, der Griffel so lang wie das Stamen, rund, leicht gebogen, das Stigma leicht geschwollen, gegen den rauhen Antherenrand hingeneigt; der Griffel stehen bleibend auf der reifenden Frucht.

Die Frucht ist eine länglich runde Kapsel, in drei Val-

veln aufspringend; jede Valvel hat eine doppelte Wand, die innere der Länge nach wieder mit einer doppelten Scheidewand versehen, welche sich leicht trennen läßt, sodaß in jeder klaffenden Valvel zwei kleine, nebeneinander liegende, kahnartige Halbzellen liegen.

In der langen, spitzen Knospe umfaßt der große Kelchzahn das Blumenblatt. Das Blumenblatt ist um das Pistill und Stamen herumgewickelt. Die Anthere umfaßt mit ihrem rauhen, filzigen Rand den Griffel.

Die Blume duftet aufs lieblichste nach Veilchen. Und in der That, wenn wir die eigenthümliche, unregelmäßige, einen Sporn tragende Kelchbildung, die sonderbare Corolla, die mich augenblicklich an die rio-grandenser Violaceen erinnerte, und die Kapselbildung ansehen, können wir nicht leugnen, daß eine Annäherung dieser Vochysie an die Violaceen unverkennbar ist, wie seltsam es auch unsern kleinen Veilchensucherinnen erscheinen mag, wenn man ihnen mit einem male von Veilchenbäumen erzählen will, die 40—50 Fuß hoch werden und einen hohen, dunkeln Wald bilden am fernen Rio-Negro.

Ich habe der Blume nähere Erwähnung gethan, weil Vochysien nicht häufig von Botanikern untersucht werden können im frischen Zustande. Wir waren aber auf dem Wege zum Wald bei Manáos. Und so gehen wir weiter.

Vor allen Dingen war es still und kühl im Walde. Kein Thier raffelte im Dickicht, kein Vogelruf erschallte. Nur einzelne Regentropfen, die vom Gewitter der vergangenen Nacht hoch oben in den Wipfeln noch hängen geblieben waren, troffen herab zur Erde. Kein Mensch kam mir entgegen auf einsamem Pfade.

Reichlicher, aber nicht hoher Palmenwuchs drängte sich aufwärts zwischen den Laubbäumen. Besonders zeigten Astrocaryen ihre furchtbaren Stachelharnische; man kann ihnen

wirklich nicht nahe kommen. Ueberall wuchsen ganz junge Palmen aus dem Boden auf. Man kann sie von allen Altersperioden finden und bei ihnen, sowie bei jungen Blättern größerer Palmen, sich davon überzeugen, daß das Blatt einer jeden Palme nur eine einzige Grundform kennt, die einer zusammenhängenden Blattfläche, welche erst bei zunehmendem Wachsthum einreißt und je nach der Anordnung der seitlichen Nerven sich mit dem nöthigen Parenchym um dieselben zu gesonderten Foliolen gruppirt. Die Zwischenformen zwischen solchen ganzen Blattflächen, wie wir sie am kolossalsten beim Bussu, der Manicaria gesehen haben, und den vollkommen gefiederten, z. B. der schlanken Jussarapalme, finden sich überall im Walde, je nach den Altersperioden einzelner Blätter.

Ich war eine kleine Stunde gewandert; aber noch immer wollte die Cachoeira nicht rauschen. Dagegen vernahm ich Axtschläge und kam plötzlich zu einer großen, schönen Klärung mitten im Walde, welche sich zu einem Flusse dunkeln Wassers herabsenkte. Mitten auf dem Lande ward ein großes Haus errichtet.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen traf ich hier den Platzcommandanten von Manáos, Herrn Amorim Bezerra, der mich von Rio her kannte und mich sogleich, als er von meiner Ankunft in Manáos gehört hatte, in der allerfreundlichsten Weise aufsuchte. Er ließ sich in jener tiefen Waldeinsamkeit, wo er eine halbe Quadratlegua besitzt, eine hübsche Eremitage bauen und hatte erst vor acht Monaten angefangen, den Wald auszuhauen und zu brennen. Und schon lag eine weite Strecke urbaren Landes mitten im Walde da; schon wuchs dort in stattlicher Größe Aipi, Mandioca, Kaffee, Zucker; schon rankten Kürbispflanzen dort umher; alles gedieh in seltener Fülle und wundervoller Frische.

Aber es lag auf dem Ganzen das Bild der Vernichtung,

besonders für den, der durch den stillen Wald wandelt und sich freut an der tiefen Einsamkeit. Auf dem weiten Hügel lagen Kohlen und einzelne halbverbrannte Stämme. Man hatte auf Befehl des Besitzers die schönen Tucumanpalmen stehen lassen beim Umhauen des Waldes, hatte sie aber doch nicht vom Feuer retten können. Ihre Dornen waren verbrannt, ihre Stämme angeröstet, ihre edeln Blätter versengt. Einige rangen sichtlich mit dem Tode; andere standen aufrecht als Leichen da. Düster und schweigend blickte der Hochwald mit seinen mächtigen Bäumen hinein in das Bild der greulichen Cultur und des vernichtenden Anbaues.

Der Fluß im Grunde, der die Roça vom Walde trennt, war übergetreten, und ein Theil des Waldes stand im Wasser. Ich fragte meinen alten Freund nach der Cachoeira. Wir standen unmittelbar davor. Aber so hoch waren die Wasser gestiegen, so weit hatte der Rio-Negro seine dunkle Flut in den Rio-da-Cachoeira — so heißt jener Igarapé — hinaufgedrängt, daß von einem Wasserfall keine Spur zu sehen war. Zwölf bis 14 Fuß hoch fällt sonst der Fluß in einem Sturz über schöne Felsmassen dahin, aber 6—8 Fuß unter dem Wasser lag jetzt der Punkt, und keine Welle regte sich auch nur im leisesten Wirbel, wo sonst die Flut tobte und den Wald mit Brausen füllte.

In einem eleganten Canot fuhr ich mit dem alten Platzcommandanten durch den Wald dahin. Wir schwebten in den Laubkronen kühner Bäume, welche sonst hoch über dem Flusse erhaben sind. Im schwarzen Wasser spiegelte sich der Wald in voller Schönheit und den schärfsten Umrissen. In unendlicher Lieblichkeit schaute die Inajapalme in die Flut und erblickte ihre grünen Locken in der Tiefe. Wohl kann man diese Metapher anwenden, wenn man die edle Maximiliana regia am stillen Igarapé erblickt. Schlank und ohne Stacheln, nur mit ihrer Jungfräulichkeit bewehrt, erhebt sie

sich 40—50 Fuß hoch über die Gebüsche; luftig und leicht ragen die Blätter empor auf dem edeln Stamme. Aber die Foliolen sind unendlich zart und biegsam, wie große Grasblätter. In lieblicher Unordnung hängen sie, vom leisesten Hauch bewegt, an den Blattstielen und rauschen geheimnißvoll uralte Waldlieder in ewig junger, jugendlicher Weise. Diesen Klängen lauscht der Europäer nur zu gern. Am rauschenden Falle des Igarapé, mitten im Walde, fern von der ermüdenden Stadt baut er seine Einsiedelei. Was wunder, wenn der Naturmensch, das Kind des Forstes, der Sohn des Igarapé und der Inajapalme seine Heimat nicht aufgeben will für eine graue, farblose Aldea und die Arbeit einer traurigen Grenzfestung?

Man sieht es auch diesen echten Waldbewohnern, wenn sie angekleidet nach Manáos kommen, auf den ersten Blick an, daß sie nicht heimisch sind in einer Stadt und deren beengenden Formen. Es traf sich einigemal, daß während meines Aufenthalts in Manáos große Canots vom Rio-Branco herunterkamen, um von dorther Producte, namentlich Schlachtvieh zu bringen. Früher war am Rio-Branco schon eine Cultur und mehrere gute Ansiedelungspunkte. Aber es ist ihnen gegangen wie jenen Ansiedelungen am obern Rio-Negro und am Rio-da-Içana. Nur Gebüsch findet sich um die eingestürzten Häuser. So beschrieb sie mir schon am Jequitinhonha der Oberstlieutenant Pederneiras; so redeten mir von ihnen die Leute in Manáos. Nur eine gute Viehzucht ist dort als Folge der Anstrengungen zur Cultur und zum Fortschritt zurückgeblieben. Die Indianer sind zum völligen Waldleben zurückgekehrt und halten sich statt in den Mandiocpflanzungen auf dem Igarapé auf.

Vor dem Hause des Majors Tapajoz traf ich einmal zwei solche Indianerinnen vom Rio-Branco. Wir riefen sie in das Haus hinein. Die dunkeln, ernsten und verlegenen

Mädchen machten einen seltsamen Gegensatz zu den freundlichen Töchtern des Majors. Nur eine dieser beiden Indianerinnen konnte einige Worte portugiesisch sprechen; die andere war ganz stumm. Man sah es beiden an, daß sie lieber ohne Kleider gingen, als mit diesen blauen, fest anliegenden Dingern, die man um sie gezogen hatte. Von dem Kopfe der einen schnitt ich eine Portion Haare ab und gab ihr Geld dafür. Das erste kümmerte sie so wenig wie das zweite. Wir wollten von ihr wissen, wie alt ihre Begleiterin wäre; sie wußte es nicht und konnte auch nicht fragen, denn beide hatten keinen Begriff von Zahlen. Doch war die größere von beiden, obgleich sie anfangs sichtlich befangen war, von der Freundlichkeit der Familie des Majors angezogen und heiter geworden. Sie sah sich alles genau an und lächelte, gerade als ob sie nur träumte. So gingen sie beide wieder.

Ein bedeutendes Hinderniß in der Cultivirung der Indianer ist nun unbedingt die Sprachschwierigkeit.

Ein Volk, was nichts zu sagen hat, macht sich auch keine Sprache. So kam es denn, daß eigentlich bei keinem Stamm eine Sprache in voller Gliederung sich vorfand. Jeder sprach sein Giria, seinen Jargon, und verständigte sich mit seinem Nachbar, so gut es gehen wollte. Unter sich hatten die einzelnen Stämme keine weitgreifende Sprache; auch fanden keine sprachlichen Verhandlungen zwischen ihnen statt. Bei Conflicten, wie man sie in Europa auf diplomatischem Wege ausgleicht, griffen sie zu Pfeil und Bogen, und die vergiftete Quarispitze ersterer war da ebenso beredt wie unsere Spitzkugeln oder unsere Congreßacten und Gesandtenfedern.

Als aber weiße Stämme kamen zur Zeit der Conquista, immer weiter vordrangen, und Pedro Teixeira schon im Jahre 1648 den Rio-Napo hinaufging und in Quito em-

pfangen wurde „mit Ehrenbezeigungen, angemessen einem Ereignisse, welches auf dem größten Flusse der Welt dem Unternehmen eines Gama auf dem Ocean gleichkam", und nun jesuitische Bekehrer sich einfanden, unter ihnen auch deutsche Namen, wie Anselmus Eckart, Anton Meistemburg, Samuel Fritz, Rochus Hunderfund, welche die Ortschaften Coary, Teffé und S.-Paulo am Solimõens anlegten, die Indianer zu Zwecken des Ordens von Loyola gewinnen wollten und sogar mit Kanonen operirten, wie ihre Brüder am Uruguay, da ward auch ein allgemeines Sprachverständniß ein dringendes Bedürfniß, und es entstand eine allgemeine Sprache, eine lingua geral, gewiß in ihren Hauptformen, Klängen und Abbiegungen dieselbe, die längst am Uruguay, Parana und Paraguay als Guarani gesprochen und schon im Jahre 1639 grammatikalisch und lexikographisch in mehrfacher Weise abgefaßt und gedruckt werden war.

Ich war erstaunt, in Manáes für die bekanntesten Gegenstände des Lebens dieselben Ausdrücke zu finden wie in S.-Borja. Am Rio-Negro hörte ich dieselben Laute wie am Uruguay, obgleich beide Punkte in gerader Linie 500 deutsche Meilen voneinander entfernt sein mögen. Ita, oca, cunha, Stein, Haus, Frau, parana Fluß, der neben einem andern hinläuft, pira Fisch, pirapó ein „Fischaufgang", ein Bach, — dann einzelne Thiernamen: Capivari Wasserschwein, Tatú Armadill, Coati, Paca, jene bekannten Halbhufer, — dazu eine Menge Vögel: Urubu, Inhamu, kurz eine Unzahl Wörter finden sich wieder im Guarani und in der lingua geral am Amazonenstrom.

Doch ist die lingua geral auch nur ein Uebergangszustand oder vielmehr die Sprache eines solchen. Schon tief in die Wälder dringen europäische Sprachen ein. Am Rio-Negro wird portugiesisch geredet selbst bei entfernten Anwohnern, und wo die letzten Klänge des Portugiesischen aufhören,

und an den äußersten Zuflüssen des Içana jegliche Möglichkeit zu einem Verständniß mit den Barbaren abgeschnitten zu sein scheint, kommen uns venezuelische Indianerstämme entgegen, welche spanisch reden. Im Nordwesten vom Rio-Branco, an dem das Portugiesische langsam vordringt, kommt ein corrumpirtes Englisch zum Vorschein aus den Büschen, weiterhin Spuren von Holländisch. Ich bin überzeugt, daß das Wort Tuchaua aus jenen Zeiten stammt, wo holländischer Einfluß weitgriff, und vom niederdeutschen Toschauer, Aufseher, herzuleiten ist, wie denn alle Stämme gern den Ausdruck einer Würde aus der fremden Sprache hernahmen. Die Botocuden am Mucuri verstanden keine Silbe portugiesisch, aber mit Stolz nannten sich Potão, Macgirum und Juquirana doch Capitão, gerade wie im Portugiesischen eine Menge Würdennamen mit arabischem Laut bezeichnet werden und sogar der höchste Ehrentitel „König" in den allerkatholischsten Landen noch immer, im privaten wie besonders officiellen Leben, mit arabischem Vorschlag angekündigt wird: „El-Rey", der König.

So zieht der belebende Hauch der Gesittung, die Sprache, von Strom zu Strom und trägt mit sich die reife Frucht der Cultur und vor allem des Evangeliums, der Kirche, wie mangelhaft hier auch noch manches aussehen mag. In Manáos ist ganz gewiß kein Indianer, der, wenn er nur einige Wochen sich dort aufgehalten hat, nicht wenigstens etwas portugiesisch spricht und getauft ist. Und wenn die vom Rio-Branco herabkommenden Indianer, sauromatische Scythen des fernen Westens, und besonders die Frauen auch kein Wort portugiesisch verstehen, so nennen sie doch mit Freude ihre Taufnamen Ursula, Maria u. s. w.

Und diese ersten Einleitungen zur Gesittung bringen auch schon eine freie, selbständige Arbeit mit sich. Es ist wahr, daß früher am Rio-Negro viel mehr gearbeitet und producirt

ward als jetzt, und daß gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zur Zeit des Gouverneurs Manoel da Gama Lobo d'Almada dort die höchste Blüte bereits entwickelt war und als eine glückliche Zeit noch heute bezeichnet wird.

„Der Ackerbau umfaßte Indigo, Baumwolle, Reis, Cacao, Kaffee und Taback. Der Export des erstern betrug im Jahre 1797 über 1400 Arroben. Sechs Baumwollenfabriken in Barra (Manáos), Barcellos, Carvoeiro, Moura, Curiana und Loretto webten Baumwollenzeuge, von denen der Staatsschatz das, was vom Consum der Kapitanie übrig blieb, nach den Districten vom Pará ausführte. Eine Seilerei in Thomar schlug Reise aus Piassaba. In Barra versah eine Fabrik mit Wachs vom Solimöens die Kirchen der Kapitanie, und eine Ziegelei lieferte hinreichende Dachziegel und Backsteine für die Ortschaften. Auf drei Gütern am Rio-Branco ward Vieh gezogen, womit die Hauptstadt der Provinz versehen ward. Ein Arsenal war in voller Thätigkeit u. s. w."

Das alles ist richtig und wahr, und doch war es damals nicht gut, daß es eben so war. Es war die Macht der Tyrannei, die Satelliten des „El-Rey" von Portugal, die die Peitsche der Gewaltherrschaft schwangen und die Indianer im Sklavenjoche hielten. Nach Wegräumung dieser Peitsche, dieses Sklavenjochs mußte allerdings ein Stillstand, ein Rückschritt eintreten; und von diesem kann sich Manáos erst langsam erholen und in freiwilliger Arbeit freier Menschen erstarken.

Um von solchem Erwachen und Erstarken eine kleine Ansicht hier einzuschalten, will ich folgende Liste geben von Gütern, die im Jahre 1858 allein durch die Dampfboote der Companhia de navigação e commercio do Amazonas von Manáos nach Pará hinuntergeschafft sind. Ich verdanke die Liste der Güte des Herrn João Jozé de Freitas Guimarães,

Gerenten der genannten Compagnie in Manaos, bei dem ich wohnte. Es waren folgende Gegenstände nach

Namen,	Quantität,		annähernd. Werth		u. Gesammtbetrag.	
Pirarucu	14794	Arroben	à 5	Milreïs	73970	Milreïs
Seringa	1928	"	" 16	"	29948	"
Cacao	1780	"	" 5	"	8900	"
Piassaba						
in Stricken	894	Polegadas	" 2	"	1788	"
unverarbeitet	672	Arroben	" 2	"	1344	"
Chilehüte	57505	Stück	" 5	"	287525	"
Taback	230	Arroben	" 2	"	4600	"
Castanhas	271	Alqueiras	" 2	"	542	"
Purury	213	Arroben	" 20	"	4260	"
Cumarú	2	"	" 10	"	20	"
Sumauma	5	"	" 20	"	100	"
Guaraná	6	"	" 30	"	180	"
Kaffee	37	"	" 5	"	185	"
Tucumgarn	6	"	" 10	"	60	"
Ochsenhäute	98	Stück	" 4	"	392	"
Manteiga de tartaruga	47	Töpfe	" 9	"	423	"
Estópa	37	Arroben	" 2	"	74	"
Tucumhängematten	1269	Stück	" 6	"	7614	"
Salsaparilha	1565	Arroben	" 25	"	39125	"
					461050	Milreïs.

Eine Menge anderer Waaren, im Betrage von etwa 300000 Milreïs, gehen in großen Canots den Strom hinunter.

Einige Worte der Verständigung sind nöthig zu den einzelnen Artikeln.

Pirarucu ist meinen Lesern schon bekannt, ein großer, mächtiger Flußfisch, bis 8 Fuß lang und 150 Pfd. schwer,

der mit Harpunen und Pfeilen erlegt und ganz wie der Stockfisch behandelt und getrocknet wird. Dieser Stockfisch ist ein unendlicher Segen für das Volk. Ueberall drängt es sich nach ihm und wird an ihm zu einer wirklichen Ichthyophagennation. Der Consum des „rothen Fisches" ist außerordentlich. Denn er wird auch frisch gegessen an Ort und Stelle, wo man ihn fängt. Und dieser Consum ist gewiß nicht geringer als der Export.

Von der Seringa, dem elastischen Gummi, haben wir schon geredet. Seringa heißt eigentlich Spritze. Da das beste Gummi über Formen, Flaschen u. s. w. gemacht wird und elastische Hohlkugeln bildet, welche, mit einer Spitze versehen, vortreffliche Spritzen aller Art abgeben, so ist dem Product der Name seiner Form gegeben worden. Ein Gummisucher heißt Seringueiro, eigentlich ein Spritzenmann, ein Spritzer.

Die Chilehüte kommen alle über Tabatinga aus Moyabamba. Der Stoff zu ihnen wird von den Blättern der Fächerpalme Bombanassa genommen (wahrscheinlich einer Art Thrinax), deren Blätter zart und fast grasartig sind. Eine kleine Bombanassapalme sah ich im öffentlichen Garten von Pará. Diese Chilehüte werden oft von seltener Feinheit gemacht, und es kommen in den Läden von Rio-de-Janeiro Hüte vor, die 60, ja 120—200 Milreïs kosten, und noch mehr.

Die Castanhas sind die schon bei Gelegenheit meines Ausflugs nach Cametá erwähnten dreieckigen Nüsse in der sehr harten Kapsel der Bertholletia excelsa. Es wird auch ein vorzügliches Oel aus ihnen geschlagen, z. B. in der Stadt Pará von dem schweizer Viceconsul, — sein Name ist mir entgangen —, welcher eine kleine Dampfmaschine zu dem Zwecke hat kommen lassen und ein ausgezeichnetes Oel gewinnt.

Wichtig ist der Riesenbaum nicht nur wegen seiner Nüsse

und seines Nutzholzes, sondern seltsamerweise auch wegen seiner Rinde. Sie bildet getrocknet die sogenannte Estópa, ein vegetabilisches Werch, welches zum Kalfatern der Schiffe dient und ungemein dauerhaft sein soll, sodaß man es dem Werch vorzieht.

Nun Purury. Das Wort ist mit einiger Umwandelung in die Kunstsprache unserer Apotheken übergegangen und heißt dort Pichurimbohnen. Das Volk sagt meistentheils Pureri (ausgesprochen Püschĕri) ohne weitere Bezeichnung. Diese sogenannten Bohnen sind die Früchte einer schönen Laurinee Nectandra, die mit vielen andern Laurineen in den Wäldern wächst. Doch wird sie jetzt weniger gesucht, weil, wie es scheint, weniger Nachfrage nach ihr und ihren Bohnen ist. Oft bringen die Indianer die aromatischen Bohnen auf lange Tucumfäden gezogen aus dem Walde zum Umtausch.

Ferner Cumarú, die Tonkabohne, Frucht der Leguminose Dipterix odorata, eines hohen luftigen Waldbaums mit durchsichtiger Belaubung, deren Wohlgeruch allgemein bekannt ist. Die Schote fällt geschlossen vom Baume ab. Eine jede enthält nur eine einzige Bohne und ist ungemein dick und hart. Wenn man an denjenigen Stellen im Walde, wo die Bohnensucher ihre gefundenen Schoten öffneten und liegen ließen, solch einen Schalenhaufen findet, so glaubt man wirklich einen Haufen von modificirten, sehr dickschaligen Anodonten gefunden zu haben.

Die Sumauma findet sich als eine feine, seidenartige Wolle um die Samen in den schön rothen Kapseln der Sumaumeiras und Mungubas, jener riesigen Bombaceen, die wir am ganzen Amazonenstrom wachsen sehen. Die leichte Wolle wird zum Ausstopfen von Kissen gebraucht. Doch ist sie nicht elastisch genug, und dabei ungemein heiß. Ich habe nie gern meinen Kopf auf ein Kissen von Paina oder Sumauma gelegt; denn beide Bombarwollen sind ziemlich analog

und nur wenig verschieden. Die Indianer stopfen ihre bunten Vögel, die sie sich zum Schmuck aufheben, damit aus. So besitze ich selbst einige Ampelisarten conservirt, Cotingas und Pompaduras.

Vom Güäränä redete ich schon in Santarem am Tapajoz. Vom Tucum und seinen Hängematten handelten wir ebenfalls, sowie von der Manteiga der Schildkröten.

Es bleibt nur noch die Sassaparille (Smilax) übrig. Von Smilax wimmelt es in Brasilien, zumal an lichtern Stellen des Waldes, um die Roças und offenen Felder, wo sie mit ihren Haken die Rolle unserer Brombeeren spielt. Wo man nur geht und steht am Walde, von Rio-Grande do Sul an bis nördlich vom Amazonenstrom, findet man gewiß irgendeine Smilarart. Diese Arten überklettern alle Gebüsche und Bäume oft in weiter Ausdehnung und bilden derbe, feste Ranken. Die Blätter, in weiten Distanzen abwechselnd sich gegenüberstehend, oft von einem Rankenausläufer begleitet, wo dann ein Dorn unten am Stamme sitzt von bedeutender Festigkeit, sind herzförmig, oben oft hübsch abgerundet und eigenthümlich genervt, wie die Blätter des Melastomentribus, mit kleinen, fast umbellenartig zusammengruppirten Blüten, in deren constituirenden Theilen sich am Kelch, der Corolla, Staubfäden, Stigma, Griffel und Ovarium die Dreizahl, an den Staubfäden mit Zwei multiplicirt, herausstellt, wodurch sie mich oft an die heimischen Paris und Butomus erinnerten.

Eine Menge Arten von Smilax kommen in den Handel. In Rio zeigte sich die Japecanga an Wirksamkeit den andern Arten überlegen. Die zierliche Art sie einzupacken ist bekannt. Man umwickelt ein zusammengelegtes Päckchen mit den langen, von den Bäumen herabhängenden Stolonen der baumliebenden Arums, deren Natur man sich in Europa gar

nicht definiren kann, denn sie werden 60—70 Fuß lang bei der Dicke weniger Linien.

Uebrigens sind die angrenzenden Peruaner bessere Sassaparillesammler als die Leute von Manáos und dem obern Amazonenstrom, soweit er zu Brasilien gehört.

Die Liste, die ich eben gegeben habe, ist bemerkenswerth und sollte von den guten Leuten in Manáos recht zu Herzen genommen werden. Fast zwei Drittheile des Dampfbooterports von Manáos sind peruanische Industrie; die Chilehüte und ein großer Theil des Sassaparillwerths fallen auf die Anwohner von Moyabamba. Das Meiste vom Uebrigbleibenden ist reines Naturproduct und braucht nur eingesammelt zu werden. Alles, was dagegen angepflanzt werden muß, hat abgenommen, Taback, Baumwolle, Indigo u. s. w. Die Leute sind arm mitten im Reichthum und verdienen die Armuth; ohne alles Mitleid verdienen sie arm zu sein, weil sie nicht arbeiten wollen, nicht die geringste Anstrengung machen.

Ganz in den letzten Zeiten hat man als Curiosa einige ätherisch resinöse Oele aus einzelnen Bäumen gezogen. Ich habe eine Flasche voll „Oleo de sassafras" gesehen. Es muß aus einer jener herrlichen Amyrisarten bereitet sein, die in großen Mengen in den Waldungen vorkommen; sein Geruch war vom Sassafras noch ziemlich verschieden und glich eher einem Gemisch von Terpentin mit Copaivabalsam und Cubebenöl. Es soll alle Arten von Wunden merkwürdig schnell zum Heilen bringen, sogar frische Schnitt- und Quetschwunden, bei welchen wir in Rio sehr viel den Copaivabalsam anwendeten, und zwar mit dem glänzendsten Erfolge.

Fast ganze Waldungen bilden die wundervollen, kühnen Amyrideen am Rio-Negro und dessen einzelnen Igarapés. Mit schöner, dichter Belaubung ragen diese „Cedros", wen-

eifernd an Höhe, Mächtigkeit und dennoch auch Schlankheit mit den Lecythisstämmen überall empor und liefern vor allem ein wundervolles Holz zum Verarbeiten als Cedro branco und vermelho, welches fest, dauerhaft und doch leicht zu behandeln ist. Es hat auch die gute Eigenschaft, daß es im Wasser oben schwimmt, wodurch der Transport der mächtigen Toros oder Blöcke, wie sie im Walde zugehauen werden, zu den Sägemühlen sehr erleichtert wird. Kaum steht ihnen das Holz Coerana an Güte nach. Alle drei Holzarten stammen von verschiedenen Icicaarten ab.

Zur Zeit hoher Wasser am Amazonenstrom werden diese Cedern des Laubwaldes von der Flut losgerissen und bilden in Menge jenes Treibholz, was ich auf dem mächtig geschwollenen Flusse so oft uns entgegenschwimmen sah. Man fängt es vielfach auf und verschneidet es zu Bretern; ich glaube, daß ein sorgfältiges Auffischen solcher zweigloser Bäume zur Zeit hoher Wasser eine Sägemühle das ganze Jahr beschäftigen kann.

Auch hat das Treibholz noch einen höchst eigenthümlichen Nutzen für die Schiffahrt mit kleinen Canots und Igarites, wie man die leichten Fahrzeuge mittlerer Größe nennt. Wenn das mit dem Strom hinuntertreibende Canot in Gefahr ist, von starkem Gegenwinde zurückgehalten zu werden, so bindet es der braune Schiffer an einen tüchtigen, ganz im Wasser dahinflutenden Amyrideenstamm, welcher Schiffer und Kahn mit Leichtigkeit gegen den Wind anschleppt. Drohen aber die vom Winde aufgewühlten und umherspritzenden Wellen den Kahn zu füllen oder umzuwerfen, nun so gibt es auch da ein leichtes Mittel. Der Kahn wird in die Mitte einer schwimmenden Insel von Cannarana gebracht. Das auf dem Wasser innig aufliegende Gras bricht alle Wellengewalt und wogt nur ganz wenig, und der Indianer segelt, gezogen vom mächtigen Waldbaume, geschützt vom schwimmenden Ufergras,

und wohlgelagert unter dem Palmendache seines Canots mitten auf dem ungeheuern, grauen Strome unerschrocken gegen Wind und Wellen an.

Die besten Canots werden gerade aus diesen Amyrideen, aus Cedern ausgehöhlt. Ich habe solche Canots von 30—40 Fuß gesehen, die einen Baumstamm von 4 Fuß Dicke und darüber voraussetzten. In Manáos machte man, wie ich schon angab, nur den Boden und einen Theil der Seiten aus einem einzigen Stamme. Der Rand wird dann aus anderm Holze weiter herum angezimmert, obgleich ich Canots gesehen habe, die aus einem einzigen Stamme ohne solchen angesetzten Rand gemacht waren.

Aber genug über die braune Welt in Manáos und ihr Leben auf Walde und auf dem Igarapé.

Werfen wir noch einen Blick auf die weiße Welt, auf die 900 Weißen, die nach einer oben angegebenen Uebersicht vor sieben Jahren in Manáos sein sollten, wenn wir wirklich alle die für Weiße ansehen wollen, die sich dazu rechnen!

Die Leute von Stellung, die Angestellten, sind meistens von außen gekommen; ja man trifft Leute aus allen, selbst den südlichsten Provinzen unter ihnen. Diese haben dann eine vollkommen ausreichende Erziehung.

Doch ist auch ein ziemlich bedeutender Stock von Weißen in Manáos, der dort schon seit vielen Jahren existirt und redlich dafür sorgt, daß durch gehörigen Kindernachwuchs die weiße Farbe nicht an Zahl abnehme. Doch kommt unter diesen Familien, namentlich auf dem Gesicht mancher Frauen ein leichtes Etwas vor, was mich glauben macht, daß die Großmutter doch wol eine Indianerin war. Es verwischt sich indeß dieser leichte Indianismus unter den Weißen und im Umgange mit Weißen ungemein schnell, und wir können in Manáos von einer wirklichen weißen Gesellschaft

reden, welche bei durchschimmerndem Indianismus ganz angenehm ist.

Sie leidet aber doch noch an mancher Lebensschwäche. Den defecten Zustand von Kirche und Schulen habe ich schon angedeutet. Ich könnte manche scharfe Bemerkung darüber machen, will aber die katholische Kirche nicht bloßstellen. Vom fernen Uruguay bis zum Rio-Negro bedarf sie einer vollständigen Reformation; denn es kommen greuliche Sachen unter ihren Dienern vor.

Die Hauptkirche, deren Bau fast ganz still zu liegen scheint, wird mittels Lotterien aufgerichtet, wobei die Leute nicht das geringste Unrecht sehen. Eine Lotterie ist ein Geldmanöver wie jedes andere. Man zwingt ja niemand, Geld und Hoffnung auf ein Los zu setzen. Ich bin aber überzeugt, daß die Kirche in zehn Jahren nicht fertig wird trotz der Spielwuth der Leute in Manáos.

Wer im Juli 1859 über die total ruinirte Brücke zu gehen wagte, welche unten von dem Bairo da Matriz nach Remedios über den stillen Igarapé führte, und den leicht ansteigenden Hügel zur Kirche hinaufwandelte, der konnte, ehe er zur Kirche kam, links am Wege ein seltsames Gebäude heranwachsen sehen, auffallend wegen seines Umfangs, auffallend wegen seines Materials und noch auffallender wegen seiner Bestimmung.

Auf hohen Pfählen, die einen bedeutenden Raum einnahmen, hatte man ein dickes Dach aus trockenen Palmenblättern errichtet, ganz nach Art jener großen Ranchos in den Südprovinzen, unter denen man nachts die Cargas, die Packen der Maulesel zusammenhäuft für eine zu erlegende Taxe. Doch stand zu diesem Zwecke jenes Dach viel zu hoch. Auch zeigte das Zimmerwerk am Eingange, daß man eine Vorderfronte von Geschmack und Ansehen beabsichtigte. Allmählich wurden nun auch die Wände mit grauen Palmen-

blättern ausgeflochten, ohne daß sich eigentliche Fenster daran blicken ließen. Und als ich nun mich erkundigte, welchen finstern Mächten das ungeheuere Stachelschwein, — denn damit hatte der Bau am meisten Aehnlichkeit — gewidmet werden sollte, sagte man mir, das sollte das Theater werden. Ich dachte unwillkürlich an das deutsche Liebhabertheater in Porto Alegre. Das war ein Ideal gegen das graue in Manáos. Und doch war letzteres unendlich naturgemäßer.

Wenn das graue Theater in Manáos nun auch als eine schwache Seite von der guten Gesellschaft angesehen werden kann, so erhebt sich diese Gesellschaft doch auch schon zu den vollsten Kraftäußerungen einer großstädtischen Societät.

Der Polizeichef der Provinz, Dr. Caetano Estellita Cavalcante Pessóa, war gerade in der Zeit, als ich mich in Manáos befand, zum Juiz de direito von Teffé oder Ega ernannt worden und sollte am 14. Juli von einem Orte und aus einer Stellung scheiden, worin er sich allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte. Eine Reihe seiner Freunde trat zusammen und beschloß, ihm einen Abschiedsball zu geben.

Zu diesem Balle wurde denn Manáos, soweit es ballfähig war, durch gedruckte Einladungen mit goldenen Buchstaben invitirt. Das Fest war auf den 9. Juli im Palacio do Governo angesetzt.

Eine Einladung in Golddruck zu einem Balle im Regierungspalast von Manáos! Das ist auch schon ein Zeichen der Zeit. Wer sich übrigens darüber erstaunen sollte, daß man in Manáos am Rio-Negro schon druckt, dem mache ich die Bemerkung, daß dort auch eine Zeitung, die „Estrella do Amazonas", zweimal in der Woche erscheint, in groß Quart und auf besserm Papier gedruckt als die meisten deutschen Zeitungen, obwol dieser „Stern am Amazonenstrom"

seine Lichtstrahlen nicht eben weit hinsenden mag und kein Stern erster Größe ist.

Der Regierungspalast war hell erleuchtet und sah allerdings für ein Gebäude am Rio-Negro sehr stattlich aus. Doch hatte man, als man ihn erbaute, noch an keine Bälle gedacht; und so waren denn auch die Tanzgelegenheiten etwas eng und beschränkt. Dazu kam noch ein Umstand, der eben auch charakteristisch ist. Die guten Manáosleute, von deren zahlreichen Kindern ich oben schon geredet habe, finden selten Gelegenheit, sich ein Vergnügen zu machen. Wenn sich aber einmal dazu eine Gelegenheit findet, so wollen sie das Vergnügen mit Frau und Kind genießen. So geschah es denn, daß die eingeladenen Leute mit der ganzen Familie kamen. Es wimmelte im Saale und den Nebenzimmern von artigen kleinen Mädchen und unartigen, vorlauten Knaben. Die Mütter tanzten mit den Töchtern um die Wette, die Väter mit den Söhnen.

Alles war eine Zufriedenheit, eine Glückseligkeit. Die Toiletten der Damen waren größtentheils hübsch, manche sogar geschmackvoll, keine einzige lächerlich. Am meisten aber gefiel mir das ganze, bescheidene Benehmen der Leute. Von irgendeinem Standesunterschied und Festhalten an Rang und Stellung war keine Rede. Diesen Krebsschaden deutscher Provinzialhauptstädte kennt man überhaupt in Brasilien gar nicht. Gerade die Frau des administrirenden Präsidenten, eine anziehende, interessante Erscheinung in frischer Jugendblüte, war das Bild der vollsten Bescheidenheit und unbefangensten Fröhlichkeit, von der man mir besonders das sagte, daß sie nicht nur das Haus voll von liebem Kindergewimmel hätte, sondern auch vor allen andern Frauen des Ortes den Armen und Nothleidenden mit Trost und Hülfe beistände.

Die Musik war allerdings etwas lahm; doch salvirte sie sich ziemlich gut aus der Schwierigkeit. Alles Sonstige, was

zu einem Balle gehört, war nett und sauber. Und wenn sich jemand darüber ärgerte, daß die dienstthuende Jungfer im Toilettenzimmer der Damen in hohem Grade schwanger war, so war das allerdings für einen Ball nicht ganz schicklich, aber für Manáos vollkommen charakteristisch. Kinder bekommen sie ja alle in Manáos, und das ist der allergrößte Segen für eine Provinz, deren Ausdehnung das Gesammtareal von einem halben Dutzend europäischer Königreiche übertrifft.

Nun ging mein Aufenthalt in Manáos zu Ende. Aber kurz vor seinem definitiven Ende führte er mich noch einmal hinaus auf den hübschen Igarapé da Cachoeira, von dem ich mich so ungern trennte wie ein echter Indianer von seinem Waldparana.

Der Platzcommandant hatte mich durchaus noch einmal auf seinem eben erst angelegten Landsitze, auf dem ich ihn, ohne es selbst zu wissen, überrumpelt hatte, sehen wollen. Dazu hatten wir den 12. Juli festgesetzt.

Ein hübsches Familiencanot brachte uns zusammt dem ganzen Hausstande des alten Schnurrbarts, welchem noch ein zweites Küchencanot folgte, vom Rio-Negro selbst in den kleinen, stillen Fluß hinein, aus dessen übergetretenen Fluten der Wald in seiner vollsten Schönheit herausragte. In großen Blütentrauben hingen weiße Melastomen und wunderhübsche Malpighiaceen über dem Wasserspiegel; kleinere Amyrideenblüten fanden sich in bedeutender Menge; eine prachtvolle, ganz rothe Cattleya mit Doppelblüte ließ sich, wie ein prachtvoller Tagfalter, auf ihrem luftigen Standpunkte erhaschen.

Wir kamen nach kurzer Fahrt zum Landsitz, wo angehalten ward. Nach einer kleinen Pause setzte ich mit dem Platzcommandanten die Fahrt auf dem kleinen Flusse mitten im Waldesdickicht fort. Wir fuhren über jene Stelle hinweg,

die zur Zeit flacher Wasser einen Wasserfall von 12—15 Fuß Höhe bildet, jetzt aber gar nicht zu erkennen war. In vielen Krümmungen gingen wir den kleinen Fluß aufwärts. Bald zeigte er kräftigere Gegenströmung. Wir erkannten im Grunde einen Felsenabhang, welcher bei niedrigem Wasser ebenfalls einen hübschen Wasserfall bildet, jetzt aber nur eine kleine Bewegung im Wasser hervorrief. Endlich machte eine wirkliche Cachoeira unserer Fahrt ein Ende, bis zu welcher noch nie ein Canot hatte hinaufdringen können, weil man noch nie einen ähnlichen hohen Wasserstand des Amazonenstroms und seiner Confluenten erlebt hatte.

Schon vorher hatten wir auf dem Igarapé manche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Vor allen waren es umgestürzte Baumstämme, auf denen unser für die kleine Flußexpedition allerdings zu großes Canot sitzen blieb.

Bei solchen Gelegenheiten sah es denn wirklich komisch aus, mit welcher Seelenruhe einer unserer Tapuis mit einer Axt auf den im Wasser liegenden Baumstamm aus dem Canot hinausstieg und ihn durchhieb. Sowie der Stamm anfing zu knacken und nachzugeben, stieg der ruhige Indianer mit demselben Phlegma, womit er vom Canot auf den Stamm getreten war, wieder vom Stamme in das Fahrzeug. Oft begriff ich nicht, wie er auf solchen vom Wasser schlüpfrigen, zum Theil rindenlosen Stämmen entlang ging, ohne auch nur die Miene von irgendwelcher Vorsicht anzunehmen. Aber diese Leute, die nie Schuhe anziehen, haben eine Taktfestigkeit in den Fußsohlen und Zehen, daß man sie wirklich zu den Quadrumanen rechnen möchte. Sie stehen unerschütterlich sicher auf dem glatten Stamme und operiren auf ihm, wie ein Turner mit den Händen am Reck sich bewegt. Dazu macht die merkwürdige Fertigkeit im Schwimmen sie noch sicherer auf dem kitzeligen Standort. Ich glaube gewiß, daß, wenn ein Tapui bei solcher Gelegenheit herabgleitet vom

Baumstamm und ins Wasser fällt, sein Kamerad sich nur darüber erschrecken würde, daß ein Tapui ausgleiten könne, nicht daß er ins Wasser fiel. Oder er erschrickt sich gar nicht und sieht und bemerkt das Unglück seines Gefährten gar nicht. Und das ist das Allerwahrscheinlichste.

Je mehr wir nun auf dem kleinen, eingeengten Flusse aufwärts drangen, desto schöner ward auch die Vegetation. Es waren nicht sowol dicke als vielmehr hohe, schnurgerade Stämme, die in seltener Symmetrie und dennoch zwangloser Gemeinschaft nebeneinander aufwuchsen und meine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Unter den Palmen waren der Menge nach die stacheligen Astrocaryen vorwiegend. Ueberall drohte die geharnischte Tucumanpalme den Kommenden entgegen. Oft sah das obere Ende des Stammes und die Außenseite der Blattscheiden ganz schwarz aus vor Stacheln. Einzelne kleine Euterpenbäume verschwanden fast gänzlich neben den wilden Nachbarinnen.

Häufig sahen wir auch die Caranapalme, eine kleine Fächerpalme, aus der Gruppe der Mauritien (Mauritia aculeata). Alle Stämme waren niedrig; aber die gerade aufstrebenden Blattstiele waren nicht leicht unter 6 Fuß lang und trugen die äußerst regelmäßigen Fächer mit Leichtigkeit. Die Palme Carana liefert ein sehr beliebtes Blattmaterial zum Hausdecken, und ein gutes Caranadach dauert an acht Jahre.

Höchst seltsam sahen einige ganz kleine Palmengebilde aus, die man auf den ersten Blick kaum für Palmenformationen halten möchte. Die Blätter sind weder genau gefiedert noch genau gefächert. Vielmehr haben sie zu beiden Seiten des Blattstiels eigenthümliche, lappige Blattsegmente von unregelmäßiger, rhomboidischer Form, ganz wie Floßfedern von Fischen. Fast möchten sie an die Blätterform der Tari-

nee Phyllocladus erinnern oder eine Art Caryota des Westens vorstellen. Alle Segmente sahen wie abgebissen aus. Doch waren sie es keineswegs; vielmehr war diese formatio praemorsa die eigentliche natürliche Beschaffenheit der Blattlappen. Das Endsegment erregte mir, als ich mit dem Handrücken daran vorbeistrelfte, ein deutliches Brennen. Nur an der letzten Cachoeira, die unsere Fahrt hemmte, standen die kleinen Exemplare, die mir die eben angegebenen Eigenschaften zeigten. Ich sah sie nie vorher noch nachher wieder.

Auch die Patauapalme lernte ich kennen, Oenocarpus Pataua, — so wurde mir das Wort vorbuchstabirt von meinem alten Platzcommandanten —, die nächste Verwandte jener schönen zweizeiligen Palme, die ich im Walde von Cametá am Tocantins bewunderte, Palmen mit unbewehrten, geringelten Stämmen und gefiederten Blättern, den hübschen Euterpen ganz nahe stehend nicht nur im Walde, sondern auch im botanischen System und selbst in ökonomischer Verwendung.

Man liest nämlich die in großen, mächtigen Trauben wachsenden und den größten, dunkeln Oliven nicht unähnlichen Früchte zusammen und behandelt sie ganz wie die Früchte der Euterpe, wenn man Assai aus ihnen machen will. Zwischen der schwarzgrünen Hülle und dem länglichen, braunen, mit hübsch gelben Längsfasern umsponnenen Kern liegt eine dünne Fleischschicht, welche, wenn die Frucht gekocht ist, einen ganz angenehmen, öligen Geschmack hat.

Das aus diesen Patauafrüchten gewonnene Assai ist von dem der Euterpenfrüchte an Farbe und Geschmack verschieden. Es gleicht ganz vollkommen unserer Chocolade und würde, wenn man es wie Chocolade parfümiren wollte, mit derselben verwechselt werden können. Ich trank das einfach mit Zucker versüßte Pataua-Assai mit großem Behagen, als wir zurückkehrten, und finde allerdings, daß beide Getränke, das von

der Euterpe und von der Oenocarpus gewonnene, zwei höchst angenehme Gebräue bilden am Rio-Negro, wo ich das Assai besser bereitet trank als in Pará selbst, obwol man es in Manáos weniger schätzt als in jener Hafenstadt.

Der Saft der Patauafrüchte ist ungemein ölreich. Man sieht die kleinen Oeltropfen in Menge auf der graurothen Chocolade schwimmen, besonders am Rande der Tasse oder des Glases, wenn man sie aristokratisch aus einem Glase trinkt. Mit Leichtigkeit läßt sich aus diesen Oliven des Westens eine Menge Oel gewinnen.

Am schönsten aber war immer die liebliche, grüngelockte Juajapalme am Ufer des baumumdüsterten Cachoeiraflusses. Es liegt ein seltsam träumerischer Ausdruck in den fast grasartig an den Blattstielen herabhängenden und vom leisesten Windhauch bewegten Foliolen, ein Ausdruck, den ich einen mädchenhaft verschämten nennen möchte. Ich blickte immer mit Freude hinauf zu den leichtbewegten, säuselnden Foliolen und vernahm gern die leisen Loreleilieder der anmuthigen Waldcreatur. Auch Bussublätter sahen wir, jedoch viel kleiner als jene, die am untern Amazonenflusse wuchsen. Sie waren vielfach eingerissen, also vollkommen ausgewachsen. Vielleicht sind sie von der Palme am untern Flusse ganz verschieden und constituiren eine neue Species. Mir machten sie einen ganz verschiedenen Eindruck.

Auch unter den eigentlichen Laubbäumen sahen wir viele hoch aufgeschossene Stammformen. Namentlich einige Nutzholzbäume zeigte mir mein alter Platzcommandant, die Itauba (eine Broussonetia) und andere, von denen man außer dem indianischen Namen leider nichts zu sehen bekommt als den glatten Stamm.

Auch einen hohen, schönen Waldbaum zeigte man mir, von dessen Frucht man ein ganz besonderes Aufsehen macht in Manáos. Diese Frucht heißt Sorva, also der Baum Sorveira

(Collophora utilis). Der Baum ist hoch, schlank, mit schön grünen Blättern und in allen seinen Theilen stark milchend. Alle Laubkronen waren mit unreifen, kugelrunden Früchten dicht übersäet. Auf das lebhafteste erinnerte mich der Baum an die schönen Platonien vom Tocantins, deren Früchte Pacuri auch solchen glänzenden Ruf haben. Factisch steht er aber, um an eine schon früher beschriebene Frucht zu erinnern, der Mangaba (Hancornia) am nächsten, mit welcher der Sorvabaum zur Familie der Apocyneen gehört.

Um die im September reifende Frucht zu bekommen, treibt man eine wirklich an das Grausige grenzende Barbarei! Man haut den ganzen Baum um, wenn das auch polizeilich verboten ist. Wenn der Baum an einem Nachbar hängen bleibt, haut man diesen mit um. So kommen von abgehauenen Bäumen ganze Körbe, ganze Canotladungen von Früchten nach Manáos; denn der Sorvabaum ist sehr häufig im Walde.

Seltsam trieb auch der Pflanzenparasitismus sein Wesen am Flusse. Dünn, schlank, gerade und astlos wie Palmenschäfte, aber mit rauher Rinde stiegen aus Bäumen von 60 Fuß Stammhöhe ebenso lange Stolonen von 1—3 Zoll im Durchmesser zur Erde hinab, um dort festen Fuß zu fassen. Suchte man dann oben in den luftigen Kronen, so entdeckte man bald als den Ausgangspunkt dieser Stolonen eine parasitirende Clusiacee, kenntlich an den dicken, blankgrünen, lederartigen Blättern. Ich hieb von einem Parasitenschaft ein Stück heraus. Es war außerordentlich schwer und blutete merkwürdig stark einen weißen Saft besonders aus dem Bast zwischen Rinde und Holz. Letzteres hatte eine spongiöse, aber dennoch zähe Beschaffenheit. An solchem vegetabilischen Strick können sich getrost zehn Menschen anhängen, er reißt ganz gewiß nicht in seiner Mitte durch.

Ein Philodendronfaden, auch an 50 Fuß lang, hing mitten

über dem Flusse, etwa 8 Fuß über dessen Oberfläche endigend. Ein Vogel hatte sich den Strang zu Nutze gemacht und sein Beutelnest unter ungeheuerer Mühe daran aufgehängt. Gerade am untersten Ende hing die luftige Wohnung. Zwar gelang es mir, des Dinges, welches unbewohnt war, habhaft zu werden mit einem Ende des Imbé, wie der Cipó jener Aroidee heißt, aber doch litt das Nest ziemlich bedeutende Havarie.

So parasitirt ein Vogel auf oder unten an den Fäden der parasitirenden Aroideen. Am obern Ende aber gibt es andere Parasiten. Es gelang mir, mit dem Imbéfaden ein ganzes Philodendron hoch oben von seinem luftigen Sitze herabzureißen. Indem ich das seltsame Gewirr von grünen Blättern und Luftwurzeln untersuchte, fühlte ich in der Hand, womit ich es hielt, einen höchst intensiven Schmerz, und nun ward ich an Hand und Vorderarm aufs heftigste gebissen. Eine kräftige, schwarze Ameise hatte sich in der Schmarotzerpflanze ihren Schmarotzeraufenthalt ausgesucht und glaubte in mir einen Concurrenten zu entdecken. So wüthend und fest bissen sich die Thiere mir in die Haut, daß ihnen, als ich sie fortnahm, der Kopf abriß und an der Haut sitzen blieb.

Während so oben ein kriechendes Insekt auf der dem ursprünglichen Baum ganz fremden Pflanze lebt und am untersten Ende ein lustiger Vogel sein Nest aufhängt, bleibt der lange Strang selbst auch nicht frei von einer dritten Parasitenart. Eine Art Gallwespe wählt sich den aromatisch scharfen und selbst wol etwas giftigen Stolonen des Philodendron aus und legt mittels eines Stichs ihre Eier unter die zarte Oberhaut des Parasiten. Der lange Stolo schwillt nun in einzelnen Knoten an und gewinnt mit seinen, die ganze Substanz ausdehnenden Galläpfeln das Ansehen einer Rosenkranzschnur. Wenn das Insekt reif ist, durchbohrt es die Schichten und läßt eine kleine, offene Höhle zurück, ohne daß der Lebenslauf des Cipós dadurch im allergeringsten unterbrochen würde.

So strebt im Urwald alles nach oben, nach Luft und Licht. Und wenn der mächtige Amazonenstrom in alljährlicher Wiederkehr anschwillt und in überfluthendem Ansteigen den Wald unter Wasser setzt, die Fluten der kleinen, ihm zuströmenden Igarapés bis über ihre Wasserfälle hinweg zurückdrängt und alles in Gefahr ist zu ertrinken, so hat auch die Natur dafür gesorgt, daß gar vieles dem gewaltigen Kataklysma entgehe. Hoch oben in den Zweigen, anhaftend an mächtigen Waldesstämmen, aufgehängt am liniendünnen Cipó, wohlgebettet unter der Epidermis dünner Lianen, dauert das Leben der Dendrobier, Pflanzen und Thiere, wohlbewahrt fort.

Der Mensch des Urwaldes aber parasitirt unterdeß im ausgehöhlten Baumstamm einer Amyridee oder der 6—7 Fuß dicken Itauba. An jeder Palme, welche reifende Früchte bietet, ist sein Ankerplatz. Im Canot, wo die ganze Familie um ihn hockt, geht ihm sein kleines Feuer nicht aus, sodaß abends der Schein sich im Wasser widerspiegelt und die ganze Menschengruppe, zwischen Palmen und Bombaceen parasitirend, im ausgehöhlten Baumstamm auf dem Wasser, in der Luft, in den Bäumen zu leben scheint.

Dem Ansiedler dagegen, welcher ungeschickt genug in solcher Amphibienwelt eines festen Bodens bedarf, um seine künstlichere Existenz durchzuführen, ertrinkt sein Pferd, ertrinken seine Rinder, nachdem sie lange im ansteigenden Wasser ängstlich umhergewatet und umhergeschwommen sind. Da kommt ihm denn auch der glückliche Gedanke zum Parasitenleben. Zwischen einzelnen Bäumen oder auf gefällten Stämmen errichtet er seinem Vieh eine kleine, trockene Hürde und füttert es mit der üppigen Cannarana, welche am Ufer wächst oder in großen Inseln vorbeitreibt, bis die großen Wasser sich langsam verlaufen und das feste Land wieder zum Vorschein kommt.

Mit englischem Bier, vinho do duque (einem edeln Portwein) und Champagner war unser unter einem Palmendache

improvisirter und mit reichlichen, solchem Getränkeluxus vollkommen adäquaten Speisen besetzter Tisch schon unser harrend, als wir mit unserm Canot wieder zum Landsitz des alten Platzcommandanten zurückkamen.

Aber beim frohen Mahl sank die Sonne schneller als wol sonst. Unsere kleine und große Welt schiffte sich wieder ein. Geschickt ruderten uns unsere braunen Tapuis mit ihren kleinen Tellerrudern zwischen den Bäumen des überschwemmten Waldes hindurch; und wir kamen, gerade als die Sonne hinter fernem Forst unterging, wieder aus dem beschatteten Labyrinth auf die stille Fläche des Rio-Negro hinaus, von wo uns nur noch wenige Minuten bis zum Landungsplatz fehlten.

Einige kühn aufstrebende Popunhapalmen, jene herrlichen Pirijáostämme rauschten dort mit ihrer edeln Laubform ein melancholisches Abendlied über den „schwarzen Fluß" hinaus. Mir aber erschien der eben vollendete Streifzug auf dem Igarapé da Cachoeira mitten durch die Waldungen wie ein liebliches Palmenmärchen, was sich nicht genau wiedererzählen läßt.

Fünftes Kapitel.

Der Solimöens. — Fahrt bis Tabatinga an der Grenze von Peru. — Coary. — Teffé. — Fonteboa. — Tonantins. — Das Fort von S.-Antonio am Rio-Iça. — S.-Paulo oder Olivença. — Ankunft in Tabatinga.

Warum machen sich die Leute doch nur das Scheiden so schwer? Beim Polizeichef hatten sich am Nachmittag des 14. Juli alle Notabilitäten der Stadt Manáos zusammengefunden, um seinem Aufenthalt daselbst die letzte Oelung zu geben. So viel Leute kamen zur Trauerceremonie, daß man nicht genug Stühle im Hause hatte, sondern ein Dutzend aus den Nachbarhäusern zusammenholen mußte.

Jetzt brach der Trauermarsch los. Vorauf gingen die acht Kinder des Hauses, begleitet von einer Schar kleiner Freunde und Freundinnen. Dann kamen verschiedene Damen im vollsten Putz und endlich alle Großwürdenträger der Hauptstadt Manáos. Im ganzen mochten doch wol hundert Personen den Zug bilden.

Ich schloß mich, als Verehrer des Polizeichefs und als Mitreisender, dem Zuge an; und so marschirten wir zum Hafen hinunter. Hier umarmten sie sich fürchterlich, und der

erste Abschied war genommen. Die Hälfte der Begleitenden blieb am Ufer.

Die andern schifften sich in verschiedene Boote und Canots ein und fuhren zum Tabatinga, unserm Dampfboot, welches ganz in der Nähe des Ufers ankerte, hinüber. Hier begann denn der ernstere Abschied. Die Frauen küßten sich und weinten; die Männer umarmten sich, und die Kinder, die all diese Rührungsscenen mit ansahen, fingen auch an bitterlich zu schluchzen. Zuletzt weinten sämmtliche Anwesende!

Ich weiß nicht, wie lange diese greuliche Scenerie gedauert haben würde, wenn nicht im Südwesten ein Gewitter heftig zu grollen angefangen hätte. Jetzt trennte man sich ernstlich; die eine Hälfte kehrte zum Ufer zurück, die andere Hälfte blieb. Der Tabatinga, ein kleines, aber angenehmes und vorläufig hinreichendes Dampfboot von 150 Tonnen, hob seinen Anker; wir gingen in den Strom hinein, übersahen noch einmal das romantisch schön gelegene Manáos und bogen um die nächste Waldecke. Es war ungefähr 6½ Uhr.

Ringsher hingen dicke Gewitterwolken am Himmel, und überall zuckten Blitze; doch kam es zu keiner ernsthaften Entladung. Wir liefen in östlicher und nachher selbst nordöstlicher Richtung den fast stromlosen Rio-Negro hinunter. In matter Beleuchtung des aufgehenden und von Wolken umdüsterten Mondes erschien das dunkle Wasser vollkommen schwarz. Zuletzt kamen wir an eine Insel, wo die Wasserstraße sich nach Osten und Westen zu trennen schien. Ein leichtes Rucken und Schütteln unsers Dampfboots verkündete uns, daß wir in einem rascher strömenden Element wären und den Rio-Negro verlassen hätten.

Wir wären im Solimõens; denn so ist der Name, den man dem Amazonenstrom vom Rio-Negro an aufwärts bis zur Grenze von Peru, bis zum Javary, gegeben hat. Als

man den mächtigen Zufluß des Amazonenstroms, den Rio-Negro kennen lernte, war man in Zweifel, ob er oder der andere Fluß den Hauptstrom bildete. Und um keinen von beiden zu kränken, nahm man einen dritten Namen und ließ den Amazonenstrom aus dem Rio-Negro und Solimões entstehen.

Wir konnten indeß erst am nächsten Morgen mit dem Solimões nähere Bekanntschaft machen. Ein leichter Regen trieb uns in die große Kajüte und nach eingenommenem Thee in unsere respectiven Betten.

In voller Pracht trat uns am 15. Juli der Solimões entgegen. Eben war die Sonne im Aufgehen und machte den vollen Mond bei seinem Untergehen erbleichen. Eine Menge von Alcedonen zankte sich miteinander oder mit unserm Dampfschiffe, welches ihnen den Morgen störte. Zwei von ihnen suchten einen Gavião (Falken) zu attakiren, der auf hohem Aste eines Eriodendron sich sonnte, wurden aber mit scharfem Protest abgewiesen. Einige Jacuhühner, die sich ebenfalls ihre Morgentoilette machten, flüchteten schnell davon, als wir ihnen nahe kamen; und ein kleiner Affe rannte, als er uns eine Zeit lang beobachtet hatte, mit schrecklichem Zwitschern waldeinwärts.

Nur die Pflanzenwelt hielt ruhig neben uns aus und folgte uns den Strom aufwärts. Nach wie vor bildeten Sumaumeiras und andere Sterculiaceen oder Bombaceen, Calophyllen, Cecropien und unter den Palmen die scharfstachelige Tucumanpalme, die liebliche Inaja und die kühne Popunha oder Pirijáo, sowie Amyrideen, Lorbern und Myrten den Wald. Musaceen wucherten im Grunde, Aroiden und Guttiferen oben in den Bäumen. Hinter dem Gebüsche der Cannarana aber, hinter der Anhinga und über feingefiederten Mimoseen hinaus ragte ein anderer Tropenwaldrepräsentant heraus, eine dichte und sich wiederholende Schar

von Bambusen mit üppiger Grasbelaubung und wundervoll überhängenden, nickenden Spitzen, — ein voller Beweis, daß die Ufer des Stroms festern Boden, festere Gestaltung hätten, wie denn die Taquara zwar feuchten, aber dennoch festen Boden liebt und selbst Höhen aufsucht.

Wirklich war das Gestade rechts von uns, auf dem linken Ufer des Solimões, mannichfach erhöht; und eine ganze Reihe von kleinen Landsitzen, vor denen die unvermeidliche Schar von Tapuis indifferent zu uns herabschaute, hatte sich in den Wald hineingedrängt. Die lange Kette dieser Landsitze heißt Manacapurú. Man hat davon geredet, sie zu einer Ortschaft, einer freguezia, zu vereinigen; doch scheint man die wenigen damit verbundenen Kosten zu scheuen und läßt die Leute ohne Kirche und die Kindermenge ohne allen Unterricht aufwachsen. Und mit der Colonie bei Obidos, an der gar nichts liegt, vergeudet man ganz bedeutendes Geld. Solche Widersprüche finden sich recht oft in Brasilien.

Meine Mitpassagiere, brasilianische und peruanische Kaufleute, gaben unterdeß ein höchst originelles Gespräch zum besten. Besonders meinte der eine, die Leute sollten Gott danken, daß sie noch keinen frade in Manacapurú hätten, denn die Pfaffen, meinte er, wären doch die — und nun kam eine böse Benennung, — die es im Lande gäbe. Dabei kamen auch sämmtliche freiras (Nonnen) schlecht weg. Einer der Reisenden schlug ernsthaft vor, man sollte sie am Amazonenstrom, etwa nach Art der alten Parthenien, vertheilen, um die Provinz schneller zu bevölkern. Solche Duraccorde hört man oft in Brasilien anschlagen.

Doch sprachen diese Herren auch bessere Sachen als diese Sakrilegien. Vor allem interessirte mich manche Bemerkung über den Handel mit Peru.

Sollte man es denken, daß trotz der Amazonenschiffahrt

es dennoch am Solimöens einen Handel von Lima über Truxillo nach Moyabamba gibt, welcher 60—80 Procent Gewinn abwirft? So drückend lastet der Zoll in Pará auf einzelnen Handelsgegenständen, z. B. Baumwollen- und Seidenmanufacturen, daß man sie von Truxillo über die Cordilleren von Thieren und selbst Menschen nach Moyabámba tragen läßt, um sie bis nach Manáos hinunter mit Vortheil zu verkaufen. Solche Handelsbedrückungen sind ungeheuere Mißstände und können doch beim gegenwärtigen Finanzetat in Brasilien nie geändert werden, geben aber Anlaß zu allen nur möglichen Defraudationen und hinterher zu allgemeiner Unzufriedenheit, welche sich besonders gegen ein ungeheueres Heer von faulen und überflüssigen Beamten richtet. So wenigstens meinten meine mercantilischen Begleiter.

Unterdessen trieb auch die kleine Polizeifamilie, acht Mann hoch, ihr lustiges Wesen. Es waren so muntere, liebe Kinder, daß man wirklich keine wohlerzogenere finden konnte, und man ließ sich schon gern von ihnen im Arbeiten, Beschauen und Nachdenken darüber unterbrechen. Die kleinen Mädchen wußten sich sogar mit kleinen Handarbeiten so emsig zu beschäftigen, daß man sie auf ganze Stunden gar nicht bemerkte.

Der Nachmittag führte uns in ein prachtvolles Insellabyrinth, in dessen vielfach gewundenen Biegungen die einzelnen Wasserabtheilungen wie Irrwege in einem englischen Park aussahen. Hier trafen wir besonders häufig eine große wilde Entenart, mit hellgelbgrauem Hals, rostfarbenem Bauch und schwarzen Flügeln. Ich hatte das Thier schon früher oft mit Hühnern und Gänsen zusammen gesehen, und in der That sollen diese Enten ungemein leicht zahm werden und sich ganz gut in freiwilliger Gefangenschaft fortpflanzen, wobei sie sich durch ihr großes Kaliber ganz besonders empfehlen.

Fast um die Wette mit ihnen, nur in luftigerm Revier und viel glänzenderer Farbenpracht zogen Araras paarweise oder in kleinen Rudeln über dem Walde umher. Dazu erschien der spiegelglatte Strom selbst golden und blau gestreift. Hinter seinen fernen westlichen Waldungen ging die Sonne glühend unter. Vier Delphine tauchten neben unserm Dampfboote periodisch auf und begleiteten uns hinein in den wundervollen Abend, dem eine ganz im Tieck'schen Sinne „mondbeglänzte Zaubernacht" folgte.

Mitten in der Nacht ward an einem einsamen Landsitze Holz eingenommen. Als kaum einiges Morgenroth zu erkennen war, schrien uns wieder die Araras und mannichfache Papagaien wach. Affen zwitscherten und pfiffen im nahen Dickicht; von Stamm zu Stamm flatterten einzelne Penelopearten. Unter dem voll entwickelten Tage ward auch dies Thierleben stiller und verschwand fast gänzlich in der Hitze des Mittags, wie das meistens am Urwalde so zu sein pflegt.

Gegen 9 Uhr passirten wir die Mündung des Purús, eines Flusses, der ungefähr unter 10° südl. Br. in Matto-Grasso entspringt und in nordöstlichem Laufe dem Solimõens zueilt. Der Fluß ist von keiner solchen Ausdehnung wie viele andere Nebenflüsse des Amazonenstroms, soll aber weit hinauf schiffbar sein und mit dem Madeira mannichfach zusammenhängen. Daß er zu einer leichten Handelsstraße nach Cusco dienen könne, darüber habe ich nichts erfahren. Seine Mündung, einsam und ohne imposantes Aeußere, zeigt keinen bedeutenden Fluß an. Sein Wasser ist etwas dunkler und reiner als das des Solimõens. Vorläufig ist noch kein Handelsleben auf ihm zu irgendeiner Ausdehnung gelangt.

Je weiter wir nun durch das Insellabyrinth des Solimõens aufwärts kamen, desto mehr war das Wasser schon im Sinken begriffen, desto fester stellte sich das Land heraus.

Mit ihm trat auch mehr und mehr ein reges Thierleben hervor. Immer häufiger wurden die Scharen kleiner, bebender Affen, die mit unbegreiflicher Gewandtheit längs der Zweige liefen, manche mit einem Jungen beladen. Immermehr krächzten große Araras und Araraunas in den Aesten hoher Bäume oder zogen durch die reine Luft. Oder einzelne Reiher, die kleinen, ganz weißen und eine hellgraue Art, schwammen durch den Aether über den Wald dahin. Ihnen folgten, flüchtend vor dem brausenden Dampfschiffe, ganz schwarze Ibisarten mit rother Kopfzeichnung und rothem Schnabel. Wenigstens erschienen mir so die Flüchtlinge. An Habichten und Urubus war ein Ueberfluß; und in ganzen Scharen jagten sich Alcedonen und Periquitos längs der Büsche am Rande des Stroms umher, während schon ängstlicher und scheuer kleine Trupps von Crotophagen durch das Dickicht schlüpften. Auch einzelne Japeiras — Icterusarten — erblickten wir; weithin glänzte das schöne schwarz und gelbe Federkleid der zänkischen Vögel. Kleine Züge von wilden Enten hörten kaum mehr auf, sogar Delphine folgten uns in unablässigem Auftauchen.

Auch zeigten sich wieder Menschen am Flachufer. Eine Familie war eben zurückgekehrt zum überschwemmten Wohnort und räumte einzelne angeschwemmte Sachen fort. Am Abend des 16. Juli kamen wir dicht an einigen kleinen Sitios vorbei, wo die Tapuis mit Fackeln standen und uns jubelnd grüßten. Die braunen Gesichter, beleuchtet vom rothen Fackelschein sahen gar zu gut aus am dunkeln Walde, in den der eben aufgehende Mond seine ersten Strahlen hineinzuwerfen sich bemühte.

Ebenso bot auch der Wald viel mehr Vegetationsformen. Zwischen den schon so oft genannten Bäumen kam auch die schöne Uauassupalme zum Vorschein, mit glattem, schlankem Stamm und grasartigem Blattparenchym, fast wie die Inaja-

palme. In viel größerer Menge und stärkern Individuen, als ich ihn bisher gesehen hatte, trat der Pão Mulatto aus dem Walde hervor, ein rother, oft rindenloser Stamm und anscheinend ein Blutsverwandter der Araçamyrte. Ueberhaupt erschienen alle Stämme, je weiter wir hinaufgingen auf dem Solimões, höher und mächtiger zu werden.

Am Nachmittag des 17. Juli liefen wir durch eine enge Einfahrt, aus welcher ein dunkles Wasser herausfloß und mit dem Solimões, ohne sich mit ihm zu vermengen, abwärts eilte, in einen stillen, weiten Landsee ein, welchen der Fluß Coary kurz vor seiner Mündung bildet.

Der Coary ist ein dem Purus sehr ähnlicher Fluß, welcher ebenfalls vom Solimões sich in südwestlicher Richtung bis etwa 10° südl. Br. erstreckt. Doch kennt man noch nichts Genaueres über seinen Lauf. Ein Mann, der zu uns an Bord kam, war 15 Tage den Strom aufwärts gegangen, ohne sein Ende zu erreichen. Ein ununterbrochener Wald deckte seine Ufer.

Gleich am östlichen Rande des Binnensees trafen wir einige Häuser, vor denen ein gemischtes Sonntagspublikum faulenzte. Am Ufer lag Holz für unser Dampfboot aufgestapelt; und sowie unser Schiff ankam, fingen die Leute am Strande langsam an, unser Brennmaterial einzuschiffen und noch langsamer an Bord zu bringen, sodaß aus unserer Holzeinschiffungsscene recht eine Faulenzerei wurde und viel Zeit wegnahm.

Diese Faulenzerei theilte sich der ganzen Natur mit. Wie ein Spiegel lag der See von Coary vor uns da. Immer tiefer sank die Sonne gegen den Westrand des Wasserbeckens; die ganze Gegend schwamm in Farbenschmelz und Waldesdunst. Eine Menge Delphine spielten auf der Oberfläche des Wassers; die silbergrauen Rücken ragten heraus aus dem Wasser und machten kleine, glitzernde Strudel. Am

Ufer hielten Urubus in kleinen Abtheilungen Nachmittagsruhe auf den Bäumen. Aber nach Sonnenuntergang ging alles in wirklichen Schlaf über. Still flammte über dem See am fernen Horizonte das Zodiakallicht hochauf am Himmel und wetteiferte mit dem milden Glanze der Milchstraße unter dem schönen Sternbilde des Skorpions. Hell und deutlich stand am Nordhimmel der Polarstern, in langsamem Gange umkreist von den Septentrionen.

Aber sie alle zogen sich glanzlos zurück in den Himmelsraum, als der Mond aufging und mit seinen hellen Strahlen tausend Thierstimmen zum seltsamsten Concert aufweckte, sodaß wir selbst fast die ganze Nacht wach gehalten wurden.

Immer schöner wurde der Wald. Vielleicht war der Morgen des 18. Juli der schönste, den ich auf dem Solimões erlebte. Die ganze Thierwelt, Affen, Capivaris, Araras, Alcedonen, Schwalben, Enten und Reiher, waren im vollsten Gange. Ein mächtiges Krokodil schwamm langsam dem Ufer zu, auf dessen hohen, weit sich hinstreckenden rothen Thonabhängen der Wald wundervolle Formen und Blüten entwickelte.

Ungeheuere Bertholletien, behangen mit unzähligen, den Kanonenkugeln ähnlichen Früchten, welche zur Zeit der Kastanienlese beim Herunterfallen schon oft Menschen erschlugen, — neben ihnen hohe Cäsalpinien und luftige Mimoseen, durch deren feingefiedertes, dunkelgrünes Laub der blaue Himmel in schöner Färbung hindurchschimmerte, — dazu Palmen aller Arten, auch die seltsame Iriartea ventricosa oder Pachiuba barriguda, eine mitten im Stamme dick geschwollene Palme, deren sich die Indianer zum Canot bedienen; und unter wild starrenden, krausköpfigen Javaripalmen andere immer klein bleibende Iriarteen (Iriartea setigera) und zu beiden noch eine schöne einfache Pachiuba (Iriartea exorrhiza), deren Blätter in ihren einzelnen Segmenten gewisse Lappen-

formen bilden, fast wie die Caryotapalmen, — das alles bildete wundervolle, lebensfrische Palmeta!

Dazu ein ununterbrochenes Blühen von Leguminosen, Bignonien und ein wirkliches Blütenmeer vom Tachi, einem schlanken, eleganten Baume mit länglichen Blättern, welcher in dichten Trauben schlanke Blütenähren trägt, in weißer, rother und brauner Farbe; — meilenweit kann man die dichten Blütengebüsche erkennen am fernen Ufer —, so sah der Solimöens am 18. Juli aus, prächtig, voll Leben, voll Formen, voll Farben, voll enharmonischer Musik, sei es die des Vogelrufs, oder des rauschenden Stroms, oder des vom Winde bewegten Waldes.

Um Mitternacht und unter etwas bedecktem Himmel ließen wir den Teffésluß, einen Nebenfluß des Solimöens, der, soweit man ihn kennt, mit dem Coary und Purus gleiche Elemente hat, aufwärts und gingen zu Anker.

Auf einem schönen, stillen Binnensee befanden wir uns, als wir am 19. morgens das Land erkennen konnten. Auf einer Art von Halbinsel, welche vom Teffé und einem hübschen Igarapé gebildet wird, lag das Städtchen Ega oder, wie es jetzt genannt wird, Teffé vor uns, ein recht kümmerliches kleines Nest, in dem allerdings einige Steinhäuser zu erkennen sind, dennoch aber die grauen Lehmhäuser mit Strohdach die Hauptrolle spielen.

Ich ging an das Land, um mir den vom Jesuiten Samuel Fritz gegründeten Ort näher anzusehen, und fand aus, daß die alte Stadt Ega wirklich recht unbedeutend wäre. Die Kirche war im Zusammenfallen, ein überkalktes Lehmgebäude, hinter welchem man eine Art von Kapelle mit Ziegeldach angebaut hatte. Durch verschiedene Löcher und Spalten konnte man in den Tempel, den man eher für eine Maloeca von Muras als für ein Gotteshaus hätte halten mögen, hineinblicken. Inwendig war dieselbe Wüstenei, die-

selbe Unordnung. Die Häuser lagen in einzelnen Gruppen und Straßenenden auf grünem Grasplatze. In den umzäunten Höfen wuchsen Orangen, Spondien und einzelne Kokospalmen, deren Existenz mir auffiel, weil ich sie nie so weit vom Meere erblickt hatte. Gleich hinter der kleinen Stadt, dem stillen, grauen Dorf, der Malocca zahmer Indianer, denn kaum mehr als diesen Namen verdient Ega oder Teffé, ist ein leicht schräg aufsteigender Pasto, ein Rasenplatz, auf welchem einige gute Rinder weideten. Von einem sonstigen Leben und Bewegen in der Stadt war absolut nichts zu sehen. Noch kein Ort hatte mich so wie Teffé in meinen Erwartungen getäuscht.

Gleich hinter dem Weideplatze schließt der Wald wieder die Klärung. Melastomen, Cäsalpinien, Lantanen und Rubiaceen blühten dort; unter erstern traf ich eine schöne weiße, mit dicken Petalen und Antheren ohne Appendix und doch entschieden eine wundervolle Melastome. Sonst lag der Wald im blütenlosen Ruhen, ganz wie die Stadt Teffé und alles, was zu ihr gehörte.

Ich besuchte im tristen Orte — wie ein Tomi liegt es dort zwischen den sauromatischen Scythen des Westens — einige Personen, an die ich Briefe hatte, brachte einige indianische Sachen zusammen, um sie bei meiner Rückkehr mitzunehmen, und bestellte mir noch einiges an Waffen und Utensilien dazu, was dort zu kaufen war.

Schon wollte ich wieder zum traurigen Nest hinausgehen, als ich noch einen wehmüthigen Anblick hatte. Meine liebe Reisebegleitung, der Polizeichef von Manáos, kam mit seiner ganzen Familie daher, um von seinem neuen Wohnort und seinem neuen Hause Besitz zu nehmen.

Im feuchten Erdgeschoß war nur ein Zimmer mit Fliesen belegt; alle andern Lokale hatten nur den bloßen, feuchtkalten Erdboden. Ich erschrak förmlich über den Aufenthaltsort.

Und solche Versetzungen einer anständigen Familie gehen von Rio aus, während man dort sich ein Opernhaus für 2 — 3 Millionen Thlr. erbaut. Ich schied von den wackern Leuten mit ihren lieben Kindern, nicht ohne tiefe Bitterkeit gegen ein so abgeschmacktes, planloses Verfahren des Justizministeriums in Rio-de-Janeiro, welches weder den Polizeichef, noch Manáos, noch Teffé kennt. Welch ein wundervoller Ort wäre Teffé für jenen nackten Flötenbläser auf dem Oyapock gewesen!

Wir gingen wieder. Nur sechs Passagiere waren von den 18 Menschen zurückgeblieben. Ein kleiner Seitenarm des Solimões, dessen schmuziges Wasser seltsam abstach gegen das dunkle Wasser des Teffé und scharf abgeschnitten davon neben demselben dahineilte, führte uns nach einer Stunde in den großen Strom zurück, und wir eilten weiter dicht unter dem Walde hin.

Je weiter wir nun in unserer Fahrt den Solimões hinauffuhren, je mehr wir an den Ufern das bedeutende Zurücktreten des Wassers erkannten, desto reger ward jegliches Thierleben. Wir kamen schon an einzelnen Prayas vorüber, Sandbänken, welche schon vom Wasser unbedeckt gelassen wurden.

An solchen Prayas wimmelte es denn von lebendigen Creaturen. Verschiedene Reiher, Enten, Löffelgänse, Strandläufer und eine Süßwassermöve, — denn so muß ich jenen Vogel nennen, der ganz im Habitus, Lebensweise und Schrei den Möven ähnlich ist, nur mit viel stärkerm, konisch spitzem Schnabel, — trieben sich durcheinander umher. Auf den dürren Aesten der im Sande halb vergrabenen Treibholzbäume saßen Urubus und Habichte, letztere in drei bis vier Arten. Eine schöne rostfarbige Fasanenart mit hübscher Federkrone flatterte von Busch zu Busch, Penelopenarten flogen durch die Zweige der Sumaumeiras, Affen huschten in unglaub-

licher Gelenkigkeit davon unter heftigem Zwitschern und Fratzenschneiden, Schildkröten sonnten sich auf umgestürzten Baumstämmen oder trieben schlafend auf der Oberfläche des Wassers. Mächtige Alligatoren vom allerscheußlichsten Aussehen schwammen bis in unsere nächste Nähe, kaum von schwarzen, halbverfaulten Baumstämmen zu unterscheiden. Mit ruhiger Dreistigkeit bewegten sie sich, ohne vom Dampfboot die geringste Notiz zu nehmen, langsam hin und her, oft mit den starken Kiefern des gähnenden Rachens zuschnappend wie die Hunde. Bald ragt mehr der Kopf, bald mehr der gewölbte Rücken heraus aus dem Wasser; bald Kopf und Schwanz zu gleicher Zeit. Gewiß waren sie an 12 Fuß lang.

Von allen Thieren ist keins so gefürchtet in seinem Element, dem Wasser, wie der Alligator. Vor der Unze hat niemand Furcht. An eine Gefahr von der Giboia, der Riesenschlange, denkt niemand. Man hält sie sogar in Pará in den Häusern, um Ratten zu fangen. Aber ein Jacaré ist immer ein furchtbares Thier, und nur zu viele Beispiele eristiren, daß solch Monstrum Menschen umbrachte, in Stücke zerriß und verschlang.

Mehr und mehr konnten wir wahrnehmen, wie bedeutend der Strom bereits sank. Je mehr aber das Wasser zurücktrat, desto mehr riß es auch den Wald nach sich. Solange es hoch bis in das Dickicht hineinstand, solange es noch einen Gegendruck ausübte gegen die steilen Wände seines eigentlichen Bettes, solange wurden auch noch die Bäume und Gebüsche am Rande gehalten. Sowie aber die Flut niedriger ward, unter den Rand des einfassenden Ufers trat und mittels der Strömung gewissermaßen einsägend und unterminirend den Erdboden fortriß, stürzten auch die Waldbäume in ganzen Reihen hinunter in den Fluß, während noch ebenso viele Stämme zum Sturze bereit standen. Oft

nickten sie schon schräg vornüber. Einmal sah ich eine Gruppe von fünf wundervollen Javaripalmen in malerischer, aber lebensgefährlicher Schwebe über dem Wasser hängen, um jeden Augenblick hineinzusinken.

Um 3 Uhr nachmittags (20. Juli) kamen wir an der kaum im Walde und zwischen der Inselwelt erkennbaren Mündung des Juruaflusses vorbei, eines Flusses, der mit dem Teffé ganz gleiche Elemente zu haben scheint und noch einer genauern Untersuchung bedarf, wie alle seine Flußnachbarn.

Um 10 Uhr abends liefen wir unter einiger Mühe in einen Seitenarm des Solimöens ein, der so eng war, daß er wie ein Corridor im Gebüsche lag. Dennoch fand unser kleiner Dampfer seinen Weg, und wir gingen zu Anker, um Brennmaterial einzunehmen.

Der unbedeutende Ort, an dessen Ufer wir uns befanden, hieß Fonte Boa. Anfangs konnten wir nichts von ihm erkennen. Als aber der Mond hinter dem düstern Hochwalde aufging, beschien er eine sehr kleine, bescheidene Povoaçāo (Völkerschaft), welche uns gütigerweise mit einer ungeheuern Menge von Mosquiten — Carapanã — beglückte, sodaß wir Gott dankten, als wir nach Mitternacht wieder fortgingen und wenigstens einen Theil unserer Hospitanten los wurden, obwol der bleibende Rest noch scheußlich genug war.

Doch sind diese Carapanã gar nichts gegen eine andere Plage am Solimöens. Wenn man in einer Ortschaft des genannten Flusses etwas im Grase umhergeht und eben an Bord zurückgekehrt ist, so fühlt man gar bald um die Füße und Knöchel ein leises Jucken und bald ein marterndes Brennen, welches ein höchst heftiges Kratzen nöthig macht. Sieht man nach, so entdeckt man mit Mühe oder läßt sich zeigen eine Menge ganz feiner, rother Pünktchen, die zum Theil in dichten Gruppen nebeneinander sich befinden, zum

Theil über die ganze Haut zerstreut sind. Das sind keine Stiche, sondern ebenso viel kleine Milben, kaum etwas größer als die wirklichen Sarcoptesmilben, die sich überall in die Epidermis einnisteln und sich über den ganzen Körper bis zu den Achseln hinauf verbreiten. Aus jedem Stich wird eine kleine Pustel, und man kann es kaum ohne Kratzen ertragen. Zuletzt glaubt man gar die Masern zu haben.

Ich hatte mir in Teffé eine große Menge dieser Mucuim, wie die rothen Milben heißen, aufgesackt, und sie machten sich heftig bemerkbar. Besonders schlimm ging es mir am 21. Juli; ich war auf dem ganzen Körper mit kleinen Masern bedeckt, fieberte und hätte mich gern zu Bett gelegt, wenn dort nicht die ganze geflügelte Schar von Borachudos, Fincudos, Maroim und die schlimmsten von allen, die Carapanás, schon auf mich gelauert hätten.

Das sind kleine mikroskopische Inconvenienzen, die eine Amazonenstromfahrt recht pikant machen können, zumal an sogenannten schönen Tagen, wo kein Wind weht und kein Regenschauer das fliegende Ungeziefer niederschlägt.

Am 22. Juli hatten wir solch einen reinigenden Regensturm von einer Viertelstunde; und wir hätten auf eine ruhige Nacht rechnen können, wenn wir nicht gegen Sonnenuntergang einen neuen Anhaltepunkt erreicht hätten, nachdem wir in der Nacht vorher um 12 Uhr die Mündung des Juttay passirt waren.

Der Juttay ist ein größerer Nebenfluß des Solimöens, als die drei oben genannten Flüsse Jurua, Teffé und Coary, wenn er auch, soweit man ihn kennt, mit ihnen ziemlich gleiche Elemente hat. Unbedingt soll er aber tiefer südwestlich entspringen und selbst von einigen Cordillerenausläufern Zuflüsse bekommen, wie denn schon im Jahre 1560 Pedro de Orsua von Peru aus den Fluß hinunterfuhr, von ihm in den Jurua überging und so den Solimöens erreichte. Auf

der Rückkehr ward er von seinen Offizieren ermordet. Allerdings mag der Juttay eine schöne Zukunft bieten, die indeß für die nächsten Decennien ebenso imaginär ist wie die jener drei andern Nebenströme zusammengenommen, denn an allen fehlt rege Arbeit.

Wir kamen gegen Sonnenuntergang zu einer hübschen Bucht, in welche ein stiller Waldfluß sich kaum sichtlich ergoß. Eine Fahrt von einigen Minuten auf diesem kleinen Flusse dunkeln Wassers, welcher sich in verschiedenen Nebenarmen tiefer unter den überhängenden Wald hineinerstreckte in das Dickicht, führte uns zu einer Lichtung, in deren Mitte auf einer sandigen Erhebung des Bodens ein allerliebstes Fischerdorf, Tonantins genannt nach dem Flusse, woran es liegt, vor uns sich ausdehnte. Eine kleine, einfache Kirche und einige Hütten, alles grau in hellgrau oder weiß, bildeten die ganze Herrlichkeit; aber die liebliche Stille des dunkeln Flusses, des dämmernden Waldes, des aufleuchtenden Abendroths über dem schwarzen Forst und dazwischen die einfache, braune Tapuiwelt mit ihrer Freude über das Kommen des Dampfboots, das alles machte den Flecken Tonantins zu einem tiefromantischen Waldasyl.

Wer aber gesonnen sein sollte, sich irgendeiner romantischen Idee hinzugeben am stillen Tonantins, der hüte sich vor den Carapanás. Sie zerstören alle bessern Regungen und Empfindungen; und man kann vor Abwehr der ungeheuer zahlreichen Thiere wirklich nichts anfangen. Wenn man dazu noch mit Mucuimpusteln übersäet ist, wie ich es am Abend des 22. Juli war, so kann man schon etwas die Geduld verlieren und sich herauswünschen aus den nächsten Uferdistricten.

Der Tonantins streckt sich tief nördlich und nordwestlich in den Wald hinein, wo er mit einem Arme des Rio-Japurá zusammenhängt, eines Nebenflusses auf dem linken Ufer des

Solimõens, über dessen vielfache Gliederung und Verbindung mit dem Solimõens und dem Rio-Negro wir weiter unten einiges sagen werden.

Leider ließ uns unser Kapitän in Tonantins das Ungeziefer sehr gründlich kennen lernen. Wir blieben die ganze Nacht im Flusse liegen und dankten Gott, als wir am nächsten Morgen um 6 Uhr aus dem Schlupfwinkel im Walde herauslaufen konnten.

Um 10 Uhr am folgenden Morgen erblickten wir auf einiger Erhebung über dem Flusse und rings vom Walde umgeben die Fortaleza do S.-Antonio, das Grenzfort des Rio-Iça gegen die Grenze von Nova-Grenada, dessen Commandanten wir in Tonantins aufgenommen hatten und nun vor dem Fort absetzten.

Das Fort hat nicht im geringsten ein furchtbares Ansehen, vielmehr sieht es mit der vollsten Unschuld und Naivetät eines indianischen Etablissements auf den Fluß hinab. Keine Spur von tückischen Kanonen und anderm verrätherischen Kriegsapparat! Einige braune Weiber und Kinder blickten vergnügt zu uns hernieder und feierten das große Moment, das Dampfschiff vorbeiziehen zu sehen, in stiller Freude. Auf einem kurzen Flaggenstock hing die brasilianische Flagge von keinem Winde bewegt; ein anderer Stock mit einer kleinen weißen Fahne bezeichnete die Kirche, ein sehr kleines Lehmgebäude. Das ist wirklich alles, was von der Festung von S.-Antonio an der Mündung des Rio-Iça zu sagen ist.

Wenige Minuten oberhalb des Fort kommt nun der Fluß selbst aus dem Walde heraus in sehr stillem Laufe. Ueber seine Bedeutung wollen wir uns weiter unten verbreiten. An seiner untern Mündung — weiter aufwärts befindet sich noch eine andere Mündung — lagen schon die Prayas (Sandbänke) bloß, und eine Schar Indianer, Männer

und Weiber, hatte bereits angefangen, ihre Feitoria, ihre Hütten und Gestelle zum Salzen und Trocknen der Pirarucu, zu bauen, wie wir denn von dort an aufwärts öfter solche Feitorias fanden und andere Vorbereitungen zur Fischjagd trafen.

Das Fischen und Einsalzen der Pirarucu gibt dem ganzen Strom einen eigenen Anstrich, ja es ist sein Charakterzug, und wohl kann man sagen, daß es ohne Pirarucufang gar keinen Amazonenstrom gäbe, gar kein Solimöens denkbar wäre.

Gleich oberhalb der Feitoria vom Rio-Iça sahen wir ein Canot mit zwei Indianern, welche eine Pirarucu gefangen hatten. Wir hielten still und riefen die Leute an. Sie kamen und verkauften uns für 700 Reïs (etwa 15 Sgr.) eine Süßwasserschildkröte und den Fisch, wozu sie noch einen Schnaps bekamen.

Die Pirarucu war 7 Fuß lang und ward auf 4 Arroben (128 Pfd.) geschätzt, ein mächtiges Ungethüm. Die Form des Fisches ist einigermaßen die länglich walzenartige Form unserer Hechte, doch ist die Schnauze viel kleiner. Sonst erinnert mich das Thier an unsere Schleie und an die Trairaassu des Rio-de-S.-Francisco. Es hat zwei Kehlflossen und zwei Afterflossen, aber keine Rückenflosse, dazu eine kleine, fette Schwanzflosse, an welche sich eine niedrige Flosse oben und unten anlegt. Die Schuppen sind sehr groß und rhombisch und haben auf den freistehenden Rändern einen rothen Streif, sodaß der gelbgraue Fisch mit einem rothen Netz überzogen zu sein scheint, besonders am Schwanze, woher er auch seinen Namen Pirarucu, Rothfisch, erhalten hat. Dieses rothe Netz gibt ihm ein sehr hübsches Aussehen.

Der Fisch ist nun vom Juli bis Ende December der Gegenstand allgemeiner Jagd. Truppenweise verlassen die

Indianer und andere Anwohner des Stroms ihre Waldhäuschen und ziehen zur Praya hinab, um dort eine Feitoria aufzuschlagen. Der Fischapparat besteht aus einer Harpune oder aus Pfeil und Bogen.

Die Pfeile zum Fangen der Pirarucu sind ganz besonderer Art und werden von den Indianern hochgeschätzt, sodaß sie sie schwerlich an Europäer vertauschen. Und dieser ganze Werth der Waffe besteht in einer Spitze von Eisen, welche von keiner andern Substanz ersetzt werden kann.

Der Peil ist möglichst groß; man nimmt die besten Spitzen des Pfeilgrases dazu. Das dickere Ende ist mit einem Holzaufsatz versehen, wie das bei fast allen Pfeilen der Fall ist. Aber in diesen festen Aufsatz ist wieder ein Holzaufsatz, und zwar ein beweglicher mit derber eiserner Spitze und zwei Widerhaken eingesetzt, sodaß er sich leicht davon ablöst. Diese bewegliche Spitze ist durch eine lange Tucumschnur mit dem Pfeilstocke verbunden. Sorgfältig ist die Schnur um letztern herumgewickelt. Mit kräftiger Faust wird dieser Pfeil vom Bogen herab der Pira in den Leib geschossen. Die heftige Bewegung des angeschossenen Thieres macht den Aufsatz aus seiner Einfugung herausgehen; die Schnur läuft ab, und wohin der Fisch auch geht, folgt ihm der schwimmende Pfeilstock. Bald ermattet das Thier und wird nun mit der Harpune oder sonst einer Waffe, einem Messer u. s. w. vollends erlegt. Mit demselben Pfeile jagt man auch die Schildkröten.

So bringt man den Fang zur Praya an die Feitoria. Dort wird der Fisch auf den Bauch gelegt, und man haut mit einem Beile oder einem großen Hackemesser die Rückenschuppen fort, sodaß man mit einem scharfen Küchenmesser zwischen Fell und Fleisch eindringen und letzteres aus ersterm ausschälen kann. Dann schneidet man, worin die Leute eine eigene Geschicklichkeit haben, die beiden Fleischhälften des

Rumpfes von den dicken Gräten der Bauchhöhle los und reibt sie mit Salz ein. Endlich werden sie über Latten aufgehängt und schnell in einem bis drei Tagen unter der brennenden Sonne getrocknet. Ein Fisch gibt etwa den dritten Theil trockenen Fleisches von seinem frischen Gewicht, sodaß eine Pira von 120 Pfd. etwa 40 Pfd. Stockfisch gibt. Der jährliche Fang am ganzen Amazonenstrom wird auf zwei Millionen Fische von sachkundigen Leuten angeschlagen, wie sehr ich auch an so ungeheuerer Menge zweifle. Hunderttausend Arroben Stockfisch werden bereitet, das andere wird frisch gegessen und bildet ein äußerst schmackhaftes Gericht, besonders wenn das Fleisch einen oder zwei Tage mit Salz überstreut gelegen hat. So hatten auch wir am Bord, wie reichlich wir auch mit ausgesuchtem Essen versehen waren, immer noch eine schmackhafte Speise mehr.

Am Nachmittag hatten wir noch einen köstlichen indianischen Anblick. Wir kamen an der Malocca von Amaturá, einer Niederlassung der Ticunas-Indianer, vorüber. Schon vorher trafen wir einige halb im Walde versteckte Häuschen, wie denn die Ticunas den Wald ganz besonders lieben. Neugierig gafften die Bewohner zu uns herüber und versteckten sich, wenn sie sahen, daß wir sie bemerkten. An einer Stelle standen im Gebüsch verborgen zwei Frauen auf einem umgefallenen Baumstamme. Ein junges Mädchen war in einen Baum geklettert, um dort versteckt wie ein Arara uns belauschen zu können. Wir bemerkten sie und lachten. Da sprang sie mit Entsetzen herab und versteckte sich im Cacaogebüsch. Die zierlichste Tigerkatze hätte das Experiment nicht besser ausführen können.

Oben vor der Malocca selbst stand nun die ganze „Indiada“ in Reihe und Glied aufgepflanzt, Männer, Weiber und Kinder. Sie winkten und grüßten und lachten lustig und aufgeräumt. Als ich aber mit meinem Fernrohr zu

ihnen hinaufsah, da schlugen alle Frauen ihre Röcke zwischen die Schenkel fest zusammen und beide Hände noch darüber; ja die meisten hockten plötzlich zur Erde nieder wie eine Linie von Voltigeurs im Felde. Und als ich nun unter allgemeinem Gelächter meiner Mitreisenden fragte, was das alles bedeuten sollte, da erzählten sie mir, daß man den guten Ticunas-Weibern weisgemacht hätte, man könnte mit einem Fernrohr den Mädchen und Frauen durch die Kleider sehen. So suchten sie sich denn möglichst unsichtbar zu machen, als ich durch mein Fernrohr blickte.

Die Scene war wirklich ungemein belustigend und wurde von beiden Seiten, vom Lande und vom Schiffe, herzlich belacht. Diese einfachen, wirklich arglosen Leute! Sie glauben wirklich alles, was man ihnen aufbindet, das Unglaublichste am meisten.

Ein schöner frischer Sonntagsmorgen des 24. Juli brachte uns nach S.-Paulo oder Olivença, wo wir fast unmittelbar am Ufer anlegen konnten.

Der Ort liegt nicht über 80 Fuß hoch über dem Flusse und ist über alle Beschreibung erbärmlich. Nicht ein einziges Haus ist ordentlich. Alles ist grauer Lehm, graues Strohdach, alles Stückwerk und Flickwerk. Am häßlichsten ist die Kirche. Nicht einmal eine Thür hat das Lehmquartier. Man hat für die Wochentage einige Latten vor die Thüröffnung genagelt, damit das Vieh die Kirche nicht für einen offenen Stall ansieht und sich darin einquartiert.

Nur eine oder zwei Häuserreihen bilden den Ort. Unter dem Vordach dieser Reihe führt ein Fußsteig entlang, das ist die ganze Straße. An den Häusern befinden sich auf je zwei kleinen Stöckchen ganz kleine Thonschüsseln mit Fett und einem Docht, — das ist die Straßenbeleuchtung. Wirklich, man kann nichts Urzuständlicheres sehen als dieses Stadtsystem und die Beleuchtung von S.-Paulo.

Ich kaufte einige Waffen von den einfachen Bewohnern, von denen die meisten nur sehr schlecht portugiesisch sprachen, und ergötzte mich an dem Innern ihrer Häuser, in denen es ebenso einfach aussieht wie in den Leuten selbst. Bogen, Pfeile, Angelgeräth, Ruder, Calebassen, Netze u. s. w. und besonders Geräth, um Hängematten zu flechten, das ist ziemlich alles, was man in den Häuschen finden kann.

Wirklich wie die Kinder sind diese Menschen oft! Von einem Ticuna kaufte ich einen Bogen und einen schönen Pfeil zur Jagd der Pirarucu. Als ich damit fortging, sagte er mir traurig: „Aber Sie schießen ja keine Pirarucu, und ich kann nun nicht auf die Jagd gehen!" Da ließ ich ihm denn seinen Pfeil und erhielt zwei weniger gute dafür und gab ihm noch eine kleine Gratification. Da war er denn glückselig über alle maßen; denn nun konnte er auf die Pirarucujagd gehen und hatte doch Geld verdient. Was aber ein Fremder mit einem ganzen indianischen Jagdapparat anfangen könnte und wie er ihn selbst zum Flusse hinabtragen möchte, das begriff der Ticuna nicht.

Ich ging also mit meinen Acquisitionen an Bogen, Pfeilen und Blasrohr den Berg hinunter an das Ufer. Hübsche Rubiaceen blühten am Grasabhange, unvermeidliche Melastomen und auf mächtigem Baume die schöne, rothgelbe Mulungu, eine Erythrinee (Leguminosen). Am Bord aber traf ich ein Leguminosenmonstrum, die Schote einer rankenden Acaciacee, Inga Cipó genannt, oder im Peruanischen Kidschuab Goaba, 40 Zoll lang, längsgefurcht, mit 15 Bohnen, jede 2 Zoll lang und von einer süßen, wollig breiigen Masse umgeben, die ein beliebtes Essen liefert. Die Bohnen wachsen schon so weit in der Schote aus, daß sie eine kleine Pflanze bilden, in der man die geflügelten Ingablätter erkennen kann.

Um 3 Uhr nachmittags gingen wir wieder fort von

S.-Paulo, nachdem wir noch einen Passagier, den Senhor Batalha, an Bord genommen hatten.

Dieser alte Herr hatte den größten Handelsbetrieb am Solimöens und nach Peru hinauf. Seit 19 Jahren trieb er unter außerordentlichen Mühen und Entbehrungen sein Geschäft, immer selbst mit seinem Canot reisend; und doch konnte man sein Vermögen nicht über 40 Contos (30000 Thlr.) schätzen. Ueber den Handel in Peru hinauf wollen wir weiter unten reden, wenn wir von den dortigen Flüssen handeln und Tabatinga betrachten.

Keinen schönern Nachmittag als jenen Sonntagsnachmittag hatte ich bis dahin auf dem Strom erlebt. Inseln, Wald und Wasser lagen duftig und blühend unter dem reinsten Himmel da! Hübsche Ticunasgruppen ruderten in ihren leichten Canots dicht unter den Ufern dahin; immermehr Leben entwickelte sich auf den Prayas. Immer mannichfaltiger wurden besonders die Vogelformen. Zu Enten und Gänsen, zu Penelopiden und den hübschen Fasanarten, Ciganos genannt, kamen noch Mycterien von großem Umfange hinzu, ganz wie die storchartigen Mycterien in Rio-Grande, aber mit grauem Hals und Kopf und größern Dimensionen. Ueberall flogen diese befiederten Bewohner der Prayas auf, während die trägen Alligatoren, jene scheußlichen Ichthyosauren unserer Zeit, an deren scharfe Zähne sich die Umwälzungen unserer Erde aus präadamitischer Zeit nicht heranwagten, ganz langsam im stillen Wasser am Ufer umherschwammen, oft kaum zu unterscheiden von grauschwarzen Baumstämmen oder vom Schlamme des eben bloßgelegten Ufers. Elf solcher Ungethüme zählte ich einmal auf einem Raum weniger Klaftern zusammengelagert.

Der nächste Morgen war nebelig und feucht, beinahe möchte ich ihn feuchtkalt nennen; denn wir hatten nur

24° S. Immer größere Prayas kamen zum Vorschein; immer lebhafter wurde der trockene Strand; immer häufiger wandelten die langbeinigen Tuijuijos, jene Mycterien, auf demselben umher. In langen Ausdehnungen lag der Solimöens vor uns, so ausgedehnt, daß er uns noch am 25. Juli das Phänomen eines Wasserhorizonts darbot, immer noch ein Meer süßen Wassers im fernen Westen! Wir sahen zwei kleine verlassene Flöße an einer Praya gestrandet liegen, Flöße, die eine ganz eigene Bedeutung haben.

Am Huallaga, jenem peruanischen Nebenfluß des Solimöens, befindet sich ein gewaltiges Salzsteinlager, welches für die ganze Gegend, namentlich für die Einsalzung der Pirarucu von großer Wichtigkeit ist. Man bringt das Salz auf breiten Flößen, auf denen man wieder eine mehrere Fuß über dem Floß erhabene Unterlage gemacht hat, den Fluß hinunter bis zu brasilianischem Boden, wo man das Salz abladet und dann das Floß seinem Wellenschicksal überläßt. Ueber den Huallaga selbst werden wir weiter unten noch einiges sagen.

Um 4 Uhr nachmittags passirten wir ein auf dem südlichen, rechten Ufer des Solimöens liegendes Vorwerk Capacete, wo etwa zehn Häuschen nebeneinander liegen mochten, eine sehr urzuständliche Anlage, welche noch eine schaffende und fördernde Hand verlangt.

Gleich nach 7 Uhr, als schon die volle Nacht eingetreten war, sahen wir südlich von uns die Mündung eines Flusses aus dem dunkeln Ufer hervorschimmern, die Mündung des Grenzflusses Javary, und bald darauf auf der entgegengesetzten Seite auf einer hoch liegenden Lichtung Fackeln und Laternen glänzen. Unser Dampfer hielt näher an das Ufer heran; der Dampf brauste heraus, und der Anker rollte in

die Tiefe hinunter. Ich war am fernsten Westpunkt meiner Reise, an ihrem Endpunkt angekommen; wir ankerten unter Tabatinga, nachdem ich von Pará bis dorthin ziemlich genau 500 deutsche Meilen Flußschiffahrt gemacht hatte.

Und da nahm es mich selbst wunder, daß bei dem gewaltigen Fortströmen des riesigen Flusses meine Barometermessung ein so geringes Resultat seines Gefälles gab. Ich hatte in Bahia und Pernambuco und nachher noch wieder in Pará mein Aneroidbarometer genau beobachtet.

Es ist ja bekannt, daß, während Barometerstände im Norden mit einer erstaunlichen Leichtigkeit auf- und abfliegen, am Aequator und besonders in nächster Nähe der Küste eine höchst auffallende Regelmäßigkeit stattfindet, die jeden Beobachter in Erstaunen setzt.

In Bahia und Pernambuco stand mein Barometer morgens um 10 Uhr 15 Minuten auf 75,9 — am Nachmittag 4 Uhr 15 Minuten auf 75,5 der französischen Meterscala. In Bahia war dieser Stand ein ganz klein wenig niedriger, denn ich wohnte dort etwa 40 Fuß höher als in Pernambuco. In Pará, auf dem unmittelbaren Wasserniveau in unserer Kajüte gab mein Barometer um 10 Uhr 15 Minuten 75,96. In derselben Kajüte ergab es auf dem Amazonenstrom unter der Höhe von Tabatinga um dieselbe Stunde und Minute 75,56, ein Ergebniß, woraus sich nach meiner Rechnung ein Gefälle des Stroms von Tabatinga bis Pará von kaum 300 Fuß herausstellen würde. Meine Berechnung mag falsch sein, meine Beobachtung ist es nicht. Bei dieser Beobachtung in Tabatinga war mir noch das auffallend, daß, während an der Meeresküste mein Barometer zwischen 10 Uhr 15 Minuten und 4 Uhr 15 Minuten mit wunderbarer Regelmäßigkeit durch volle vier Striche meines Instruments

hin- und herging, es das in Tabatinga nur durch drei Striche that, aber ebenfalls mit voller, unerschütterlicher Gleichmäßigkeit, sodaß man an beiden Stellen nach dem Barometerstand einigermaßen die Zeit hätte bestimmen können.

Sechstes Kapitel.

Tabatinga und die peruanische Grenze. — Handel daselbst. — Rückkehr über S.-Paulo und Teffé nach Manáos.

Kaum waren wir zu Anker gegangen, als verschiedene Canots vom Ufer zu uns herankamen. Bald hatten sich etwa 16 Menschen in unserer Kajüte eingefunden, Brasilianer, Peruaner, Franzosen; ein Ungar fand sich ein, ein Deutscher oder eigentlich ein Rigaer, in Gumbinnen erzogen, ein Nordamerikaner und verschiedene andere. So hatte die neue Menschengruppe mit Bärten von allen Farben, vom Fuchsroth bis zum tiefen Schwarz, einen allerdings interessanten, aber keineswegs angenehmen Anstrich an sich; sie erinnerte mich an mehr als eine Grenzgruppe am Uruguay. Als wir nun an unserm gemeinsamen, hellerleuchteten Theetisch saßen, hatte ich reichlich Gelegenheit, physiognomische Studien zu machen, und unaufhörlich warf ich mir die Frage auf: „Was kann doch nur all diese Menschen an diese fernen Grenzen zusammengeführt haben?"

Falsches Geld, verbotene Sassaparilleausfuhr, das Verunglücken von zwei Canots, politische Verklatschungen bildeten

das Theegespräch; eine oder andere Mordgeschichte kam auch vor, bis nach 10 Uhr das ganze Corps sich verzog und an das Ufer zurückkehrte.

Lange kämpfte am folgenden Morgen die Sonne mit den Nebeln, welche Land und Fluß bedeckten, ehe das Panorama im fernsten Westen meiner ganzen Reise zu erkennen war und meine gespannte Aufmerksamkeit befriedigte.

Einen andern Anstrich hatte vor allem der Solimões, der vom Javary aufwärts, also in Peru, Maranhão genannt wird, angenommen. Zwar bekundete er noch immer den mächtigen Süßwasserstrom, indem er in stillen, grauen Wirbeln und in bedeutender Tiefe dahinschoß; aber seine Breite war höchst bedeutend zusammengeschmolzen; wir schätzten ihn nicht über 300 Klafter breit bei 30 Klafter Tiefe.

Am Ufer selbst lagen etwa 10—12 große Canots oder Igarités. Eine seltsam aussehende Menschenmenge, etwa 30—40 Köpfe, stand am Ufer und ging ab und zu, einzelne Waarenballen bringend und forttragend.

Etwa 30 Fuß hoch über dem Strande lag nun Tabatinga selbst, ein leibhaftiges Maimatschim of the far west. Vor einem Soldatenquartier von unbedeutender Größe, welches indeß reichlich groß genug ist für die 36 Mann Besatzung, stand ein Flaggenstock, links von ihm eine Kanone, im Jahre 1714 in Genua gegossen, rechts vom Stock eine leere Laffette, zwischen beiden eine ungemein gutmüthig aussehende Schildwache in der Uniform der Unschuld, in weißen Beinkleidern und weißer Jacke. Dicht daneben lag noch ein Karavanserai, welches wir gleich genauer ansehen werden. Dann kam ein großer, grüner Platz, auf dem 10—12 Ochsen weideten; eine höchst kleine Lehmkirche stand an demselben, ein einfaches Commandantenhaus, ein größeres, noch im Bau begriffenes, — dazu noch einige, den Platz an verschiedenen Stellen einfassende, um Hülfe schreiende Lehmwohnungen und

ein neues, nettes, noch nicht fertiges Haus im Hintergrunde des Platzes; — dazu noch hier und dort ein einzeln liegendes Lehmhaus mit Strohdach, — und um das Ganze der grüne Wald als uneinnehmbarer Festungswall, — das war das Bild, was mir die „Grenzfestung Tabatinga" bot, als ich am Morgen des 26. Juli vom Flusse hinaufstieg und beim Herrn Mendonça, einem meiner Mitpassagiere, der mich eingeladen hatte, bei ihm zu wohnen, mein Quartier nahm.

Herr Mendonça aus Setubal, jung und mit regelmäßiger Erziehung nach Brasilien gekommen, hatte ein ansehnliches Handelsgeschäft an dieser letzten Grenze angefangen, in welchem alle sonstige Lebensbequemlichkeit und Annehmlichkeit aufhörte. Das Waarenmagazin bildete eine ziemlich große Scheune; ringsumher lagen Ballen von Waaren; in der Mitte stand ein großer Tisch, an dem die Comptoirgeschäfte abgemacht wurden, die Bücher geführt, gefrühstückt, Mittagsessen gehalten und Thee genommen ward. Einige Hängematten hingen zwischen den Ballen für den Hausherrn, seinen Associé, einen Commis und die Gäste umher. Zwei Bänke, ein Stuhl und mehrere kleine Kisten bildeten Punkte zum Sitzen, wenn es auch nicht immer ganz leicht war, auf dem ungleichen Lehmboden einen festen Punkt zu finden zur Anbringung der Bank und des Stuhls.

Dazu war im Magazin ein wunderliches Gehen und Kommen, ein zwar nur kleines, aber ebenso originelles Bild, als Kiachta in Sibirien oder eine chinesische Factorei darbietet, wenn eine besondere Handelsbewegung dort stattfindet.

Um diese sehr seltsame Handelsbewegung in Tabatinga etwas zu erklären, muß ich hier einiges über die dort vorherrschenden geographischen und commerziellen Bedingungen reden.

Wie sehr auch der Amazonenstrom nach seiner Hauptmasse und Ausdehnung ein brasilianischer Strom genannt werden kann, so nehmen doch fast sämmtliche spanische Provinzen oder vielmehr Republiken im Norden und Westen von Brasilien an seiner Bildung theil und schicken dem Strom Flüsse zu, auf denen mehr oder minder Handel und Schifffahrt getrieben wird.

Schon bei Gelegenheit des Rio-Negro haben wir gesehen, wie von seinen Nebenflüssen, dem Rio-Içana und Xié aus ein leichter Zusammenhang mit der Republik von Venezuela stattfand, ohne daß eine Schiffahrt von einiger Bedeutung einzuleiten wäre, da der Rio-Negro selbst nur bis S.-Izabel, wo er eine stürmische Cachoeira bildet, schiffbar ist, während sein vorzüglichster Nebenfluß, der Rio-Branco, ruhigeres Fahrwasser bietet bis zu den Grenzen der Guianas.

Zwischen dem Rio-Negro und dem Solimõens bildet der Rio-Japura ein seltsam gegliedertes Wassersystem. Er entspringt östlich von den Cordillerenzügen des Hochlandes von Popayan, an deren nordwestlichem Abhang der Magdalenenstrom entsteht und in ziemlich nördlicher Richtung dem Karaibischen Meere zufließt, während der Japura gegen Ostsüdost seine Richtung nimmt und sich, wenn er eine Zeit lang in fast rein östlicher Richtung auf brasilianischem Gebiete fortgeflossen ist, seltsamerweise in viele Arme theilt und mit ihnen auf kürzerm oder längerm Wege den Solimõens aufsucht, ja selbst auf weitern Umwegen den Rio-Negro erreicht, — Wasserverbindungen, die mich immer an das eigenthümliche Zusammenhängen des Rio-Negro mit dem Orinoco mittels des Cassiquiare erinnern, wenn auch am Cassiquiare manches abweichend sein mag.

Kurz vor seinem Eintritt in das brasilianische Gebiet ist der Japura durch eine Cachoeira für eine Schiffahrt gegen die Cordilleren hin verschlossen. Die Arme aber, die der Fluß

polypenartig durch das zwischen dem Rio-Negro und dem Solimõens liegende Waldland hindurcherstreckt, sind an ihren Einfassungen so ungesund, daß sie von allen Nebenflüssen des Amazonenstroms am wenigsten besucht oder vielmehr am meisten vermieden werden.

Viel günstigere Bedingungen bietet der Rio-Iça. Als Rio-Putumayo entspringt er am Fuße jener Schneecordilleren, hinter welchen der Vulkan von Pasto herausragt, und fließt parallel mit dem Japura dem Solimõens zu, welchen wir ihn bei S.-Antonio haben erreichen sehen. Von diesem Vereinigungspunkt an soll der Fluß bis zu den Cordilleren hinauf schiffbar sein, sodaß man vom Putumayo aus in viertägiger Landreise die Stadt S.-Juan de Pasto erreichen kann.

Vom Quetendama herab aus der mächtigen Serra von Choco, wo in einem berühmten Sturze von 1200 Fuß Tiefe sich Bergwasser in die Ebene hineinbegeben, entspringt der Rio-Napo. Er fließt parallel mit den beiden genannten Flüssen dem Amazonenstrom zu, den er erreicht, bevor dieser das brasilianische Territorium berührt. Auch der Rio-Napo bietet einer zukünftigen Schiffahrt schöne Strecken dar, indem er bis zum Ort S.-Roza befahrbar ist, während ein nördlicher Arm des Flusses wegen seines Goldreichthums schon mannichfach die Aufmerksamkeit von einzelnen Abenteuerern und Gesellschaften auf sich gezogen hat.

Wir müssen nach diesem flüchtigen Ueberblick einiger Cordillerenflüsse zum Amazonenstrom, zum Solimõens zurückkehren, der, wie ich schon sagte, vom Javary aufwärts Maranhão genannt wird.

Wenn auch die augenblickliche Dampfschiffahrt an der brasilianisch-peruanischen Grenze endet, so ist der Maranhão weit davon entfernt, nicht weiter hinauf schiffbar zu sein. Vielmehr ist er schon bis über die Mündung des mächtigen

Ucayali hinaus, wo der Ort Nauta einen bemerkenswerthen Handelspunkt auf dem linken Ufer des Maranhão bildet, von der brasilianischen Dampfschiffahrtslinie contractmäßig befahren worden, von wo denn zwei kleine peruanische Dampfer einen weitern Dienst auf dem Ucayali thun sollten, sodaß die alte Incastadt Cusco dem Atlantischen Ocean näher gerückt worden wäre, als sie dem Stillen Meere ist. Wirklich kamen auch zwei Dampfer in einzelnen Stücken von den Vereinigten Staaten; wirklich gingen sie nach einem wenig interessanten Etikettenstreit zwischen Brasilien und Peru den Fluß hinauf bis Nauta. Aber dort ließ man sie, ohne daß sie auch nur eine einzige Fahrt gemacht hätten, liegen und verkommen, und die brasilianische Dampfschiffahrtslinie ist seitdem bis auf Tabatinga eingeschränkt worden, wo jener eigenthümliche Handelsaustausch zwischen Brasilien und Peru, den ich oben andeutete, stattfindet.

Gehen wir aber den Maranhão über Nauta und den Ucayali hin noch weiter aufwärts, — denn noch immer ist der Strom schiffbar, — so treffen wir mit Uebergehung einiger weniger bedeutender Zuflüsse wieder zwei wichtige Cordillerenwasser, die, von ganz entgegengesetzten Seiten kommend, ziemlich an gleicher Stelle den Maranhão erreichen, den von Süden kommenden Huallaga und den von den Wurzeln des Chimborasso und Sangay entspringenden Rio-Pastaça.

Beide bilden den ersten bedeutenden Zufluß des aus den Cordilleren heraustretenden Maranhão. Doch ist der Maranhão selbst noch über diese beiden großen Nebenflüsse hinauf schiffbar bis zur Enge vom Pongo, unterhalb S.-Borja, wo der Strom im wilden Wassertoben zwischen schroffen Abhängen wie aus einem Felsenthor hervorbricht und so der Schiffahrt ein Ende macht. Zwar ist der Fluß oberhalb der Cachoeira noch bis Jaen de Bracamoros zu

befahren, doch kommt diese Strecke hier nicht weiter in Betracht.

So haben wir denn einen Strom vor uns, der durch etwa 28 Längengrade hindurch ohne Schwierigkeit schiffbar ist, Längengrade, die wir ziemlich durchweg auf 15 geographische Meilen veranschlagen können; denn trotz aller Windungen, die der Monarch unter den Flüssen macht, bleibt er dennoch ganz constant zwischen dem Aequator und dem 5.° südl. Br. Wir können die Länge dieser schönen fahrbaren Wasserstraße immer auf 7—800 geographische Meilen veranschlagen. Meines Wissens findet sich nichts Aehnliches in der Geographie der Länder und Flußgebiete.

Auf eine weitere geographische Verfolgung des Amazonenstroms über Jaen de Bracamoros hinaus durch sein Cordillerenthal bis zum See Lauricocha kann ich mich hier nicht weiter einlassen. Auch ist manches von diesem Theile des Flusses wenig untersucht.

Wie mannichfach nun auch die Wasserstraßen sind, welche vom Solimöens und Maranhão aus zu den Cordilleren hinführen, wie bedeutend auch der Ucayali und der Maranhão selbst unter ihnen erscheinen und letzterer besonders den Vorzug vor den andern haben möchte, so ist dennoch eine Straße ganz besonders bemerkenswerth; ja sie gibt eigentlich der ganzen Schiffahrt über Tabatinga hinaus ihre Bedeutung.

Die bedeutende peruanische Provinz Mainas, oder nach neuerm Ausdruck Provincia do litoral de S.-Loretto genannt, hat einen sehr beschwerlichen Weg über die Cordilleren zum Stillen Ocean. Die Hauptstadt Moyabamba hat deswegen schon seit einiger Zeit Verbindungen mit dem Osten in das Gebiet des Amazonenstroms hinein angeknüpft und bezieht Waaren von Pará, wie der Ort denn mannichfache Naturproducte und Industriesachen nach dort hinabschickt.

Zum Mittelpunkt des dadurch entstehenden Austausches zwischen einer bedeutenden peruanischen Provinz und der brasilianischen Provinz Pará schien Nauta, dem Einfall des Ucayali in den Solimões fast gerade gegenüber, sich gestalten zu wollen. Die brasilianischen Dampfschiffe gingen bis dort, aber Peru kam ihnen, wie das contractmäßig stipulirt war, mit seinen Dampfbooten nicht entgegen, und so beschränkte sich die Fahrt der erstern nur auf Tabatinga und gab die Weiterreise in Peru hinein ganz auf, wie ich das schon vorhin angeführt habe.

Aber der eingeleitete und bestehende Handel konnte nicht aufgegeben werden. Und da die brasilianische Linie, welche alle zwei Monate ein Dampfboot von Manáos nach Tabatinga hinaufschickt, mit großer Regelmäßigkeit verfährt, so bildet das Ankommen des Packetschiffs eine eigenthümliche Krisis im Leben der Handelsleute von Peru und von Tabatinga.

In den letzten Tagen vor Ankunft des Dampfboots kommt ein Igarité nach dem andern den Solimões hinunter; sie bringen Chilehüte und Sassaparille. Auf dem todten Ufer am Fort beginnt eine eigenthümliche Lebendigkeit. Zehn, zwölf und noch mehr Fahrzeuge liegen längs des Strandes. Die Bemannungen derselben, peruanische Indianer von riesigen Kräften, schlagen am Ufer ihre Zelte nachts auf, während die Händler selbst in einem „offenen Hause der Nation" unter ihren Mosquiteiros ihr Lager machen und dort in wunderlichen Gruppen einquartiert sind ganz nach Art der orientalischen Karavanserais.

Wenn nun das Dampfboot kommt, so gehen die Peruaner sogleich an Bord, um zu sehen, wer kommt und was er mitbringt. Am folgenden Tage geht dann der Handel selbst los mit voller Lebhaftigkeit; denn das Dampfboot bleibt nur drei Tage, in welchen alle Geschäfte abgemacht werden müssen.

Da wird nun fast gleichzeitig gelöscht und geladen; der englische Baumwollenballen weicht dem Packen Chilehüte, und die Sassaparillerolle verdrängt das Weinfaß. Man redet, wenn auch nicht über 20 handelnde Personen zusammenkommen mögen, spanisch, portugiesisch, englisch, französisch und selbst deutsch; man feilscht und dingt auf die tollste Weise, und zuletzt wird man noch am peruanischen Metallgeld uneinig; denn es ist so verfälscht, so ganz falsch zum Theil, daß man in Tabatinga sehr auf seiner Hut sein muß beim Empfangen von Metallgeld aus Peru, welches überhaupt keinen guten Ruf am Amazonenstrom zu besitzen scheint.

Unterdessen schleppen die peruanischen Indianer, Menschen von athletischen Proportionen, Packen und Kisten vom Flusse hinauf und Ballen und Rollen von Sassaparille und Tucummaqueiras wieder hinab. Sie sprechen Kidschuah und Inka durcheinander, dazu noch manchmal ein eigenes Giria, sodaß, wer nur europäische Sprachen spricht, bei ihnen völlig zu kurz kommt. Ein Curaca, oder Oberst über fünfhundert, leitet sie und kommt dafür auf, daß sie sich ordentlich betragen. Und das thun sie auch; sie sind stille, vergnügte Leute und mit wenigem zufrieden, bekleidet mit einem Beinkleid und einer hemdartigen, weiten Jacke, gewöhnlich von braunem Stoff, also ganz chinesisch.

Außer diesem Treiben kamen nun auch noch Besuche zu mir in das Magazin des Herrn Mendonça. Ein guter, freundlicher Vicar kam; der Commandant João Evangelista Neres da Fonseca und verschiedene Spanier; dazu noch ein amerikanischer Bibelcolporteur und Handelsmann, der vor einiger Zeit einen Indianer todt geschlagen und in Tabatinga zum Aergerniß verschiedener Leute Bibeln abgesetzt hatte. Und so noch eine Reihe von verschiedenen Leuten von deutlichem oder undeutlichem Charakter, alles bunt durcheinander, eine echte, classische Grenzgruppe.

Mit Sonnenuntergang war die Geschäftszeit vorbei, und der Handelstisch ward mit dem Mittagsessen besetzt. Schildkrötengerichte spielten dabei die Hauptrolle. Frisches Fleisch ist in vielen Monaten oft in Tabatinga nicht vorhanden. Die auf dem Platze weidenden Ochsen und Kühe gehören der Kirche, und man schlachtet nur bei ganz besondern Gelegenheiten. Doch ißt sich das Schildkrötenfleisch in seinen verschiedenen Formen und Zubereitungen ganz gut, und man schlägt sich schon damit durch. Dazu tranken wir einen sehr schlechten Wein aus Cette und einen ausgezeichneten Süßwein aus Setubal, der den ganzen peruanischen Handel anzog.

Am Abend nahmen wir Thee beim gastfreien Commandanten. Der ganze peruanisch-brasilianische Handel war daselbst. Der Commandant hatte eine Frau mit sieben Kindern, und es wurde eine lebhafte Conversation geführt im freundlichen Familienhause.

Am folgenden Morgen nach meiner Ankunft machte ich meine Gegenbesuche; denn die Etikette der Welt hört auch hier noch nicht auf. Im Karavanserai war ich, dem originellsten öffentlichen Hotel, was ich in meinem Leben gesehen habe, — beim Geistlichen, wo ich einiges mir aufzunotiren versuchte, aber so von Mücken verfolgt ward, daß ich zuletzt wie ein Verzweifelter davonlief, — beim Commandanten und zuletzt noch bei einem Herrn, der mir tags vorher — seine Visitenkarte geschickt hatte, — alles an der peruanischen Grenze in Tabatinga.

Um allem Handel und aller Höflichkeit zu entgehen, flüchtete ich mich gern ein Endchen in den Wald hinein und versuchte einen Spaziergang.

Freilich kann man um Tabatinga herum eigentlich keinen Spaziergang machen, denn der Wald zieht sich dicht um die Lichtung des Ortes herum. Doch soll ein Landweg von

Tabatinga nach dem nahen peruanischen Loretto führen. Ein anderer Fußsteig führt zu einem kleinen, silberklaren Wasser hinab, welches den Ort mit schönem Trinkwasser versorgt. Ich fand dort ein liebliches Asyl, recht an den Grenzen der Menschheit, welches ich nur mit einem großen Magoary (grauen Reiher) theilte. Dort im Walde fielen mir am meisten die großen Solaneenbäume auf. Ich hielt die dicken, mit kräftigen Stacheln besetzten Stämme erst für Bombararten; denn sie waren 16—18 Zoll im Durchmesser. Als ich aber zu ihnen hinaufsah, entdeckte ich die schöne, blaue Solanenblüte und das halbwollige, tiefgezähnte Blatt. Auch einige Melastomenstämme fand ich über das mir sonst bekannte Maß hinausgewuchert, besonders jene auch bei Teffé wachsende wunderhübsche, weißblumige Melastomee mit dicken, succulenten Blüten, die Staubfäden nicht gehörnt — eine seltsame Ausnahme — und mit ziemlich großen, gelben, angenehm schmeckenden Früchten, welche mich an Blakea triplinervis erinnerten. Stattlich wuchs hier auch mit Alpinien um die Wette das elegante Pfeilgras; doch sollte ich das am folgenden Tage in seiner vollen Entwickelung und in nächster Nähe sehen.

Wir hatten am folgenden Tage eine kleine Canotfahrt eine halbe Meile den Fluß hinauf verabredet, welche wir auch ausführten, um das letzte brasilianische Gehöft zu besuchen.

Dicht unter dem Walde fuhren wir hin, an welchem eine halbverwachsene Lichtung eine ehemalige Aldeia der Ticunas bezeichnet. Doch ist alles wieder verödet. Die Indianer zogen sich zurück vor der rauhen Arbeit ihrer portugiesischen Zwingherren; und nur einige wundervolle Popunhapalmen bezeichnen die Stelle, wo eine beginnende Cultur aufdämmerte im fernsten Westen.

Weiter hinauf und gerade an der Grenze liegt denn

S.-Antonio, eine kleine, ganz nette Anlage von einem alten Portugiesen, dem ein fleißiger portugiesischer Schwiegersohn zur Seite steht. Nutzholz, Sassaparillegewinn und einige Viehzucht ernährt die Besitzer. Auch hier steht in schönen, hohen Exemplaren die edle Pirijáopalme oder Popunha, sorgsam gepflegt, wie die Kokospalmen am Meeresstrande, wegen ihrer mehligen, nährenden Früchte und wie jene angesehen als ein Baum des Friedens, des Segens und der Gastlichkeit.

Das Merkwürdigste auf der kleinen Pflanzung von S.-Antonio aber war mir der alte Besitzer, Joaquim Gomez das Neves. Als er hörte, daß ich in Rio bekannt wäre, fragte er mich sehr angelegentlich, ob der Dr. Riedel noch lebte, und erzählte mir nun, daß er als Führer bei der bekannten von Langsdorf'schen Expedition gewesen und besonders dem Dr. Riedel bei dessen Untersuchung des Madeira gedient hätte. Auch meines verstorbenen lieben Freundes Moritz Rugendas erinnerte er sich mit großer Theilnahme, sodaß ich gern einige Minuten länger beim Alten blieb, als wir anfangs vorhatten.

Seltsam genug aber erschien es mir, daß mir der letzte Mensch im fernsten Westen von Brasilien so mannichfaltige Reminiscenzen an liebe Freunde erwecken sollte, die nach gemeinschaftlicher Reise vom Schicksale wieder so weit auseinander gesprengt worden waren.

Beim Herabsteigen von der Klärung der Besitzung bekam ich noch einen Begriff von dem ungeheuern Anschwellen des Stroms zur Zeit seiner vollen Flut. Ziemlich oben am Abhange, reichlich 20 Fuß über dem Spiegel des Wassers, lag ein Floß, auf welchem Indianer vor wenigen Wochen dem alten Neves und seinem Schwiegersohn Sassaparille gebracht hatten. Man hatte es dort angebunden und dann als werthlos liegen lassen. Trotz der Höhe aber, an der es lag,

sagte mir der Portugiese, würde der Fluß noch fast ebenso viel fallen. Es sind das wahrhaft ungeheuere Wechsel in den Wasserständen. Nie aber war auch der Strom so hoch geschwollen gewesen als im Jahre 1859, wo ich ihn besuchte.

Nur bei so mächtigem Nachlassen eines Wasserdruckes begreift man, daß von einzelnen Waldbarancos weite Strecken von 40—60 Fuß Dicke und ebenso viel Höhe mit dem Walde auf ihnen in den Strom hinabstürzen und gar oft die gerade unter ihnen Dahinfahrenden in den Abgrund reissen und dort verschwinden machen, ohne daß eine Spur davon wieder zum Vorschein kommt.

Fast ebenso tückisch sind einzelne Sandbänke am Flusse zur Zeit der sogenannten Prayas. Sicher und wohlgemuth sind manchmal die Leute auf ihnen mit dem Trocknen der Pirarucu oder mit Gewinnung der Manteiga de tartaruga beschäftigt, bis der plötzliche Ruf: Embarca! Embarca! alle mit ihren Geräthschaften zum Canot hintreibt. Die Sandbank fängt nämlich an zu wanken und langsam zu versinken; sie scheint im Flusse zu schmelzen und ist bald ganz verschwunden in einer Tiefe von vielen Klaftern.

Beim Hinabfahren von S.-Antonio nach Tabatinga sah ich nun an einem Waldvorsprunge das schon oft erwähnte Pfeilgras besonders hoch wachsen. Ich ließ ein Exemplar abhauen und fand die Länge des nackten Halmes bis zum zweizeiligen Blattfächer 28 Fuß hoch und die ganze Stammbildung den Bambusen vollkommen ähnlich, — vielleicht von allen Gräsern dasjenige, welches die Verwandtschaft mit den Palmen auch im Habitus am meisten herausstellt.

Der kleine Wasserstrich, den wir durchfuhren, ist deswegen bemerkenswerth, weil er einen Theil der Grenzlinie zwischen Peru und Brasilien bildet.

Vom 11.° südl. Br. an bildet der Javary die Grenze zwischen beiden Staaten. Von seiner Mündung geht dann

die Grenzlinie gerade nördlich. Da nun Tabatinga oberhalb der Javarymündung liegt, so haben einige gemeint, daß die Grenzbestimmung unsicher und für Tabatinga fraglich sei. Das ist sie keineswegs. Wer mitten im Strom zwischen dem Javary und Tabatinga vor Anker liegt, sieht abends den Nordstern gerade mitten über dem Flusse aufwärts stehen. Oberhalb S.-Antonio macht der Strom eine Wendung westlich, wo die Grenze in den Wald einschneidet. Dann macht der Solimöens ein ziemlich bedeutendes Ende in gerader Richtung gegen Norden aufwärts, wo Loretto liegt. Dieses ist ganz rein peruanisches Eigenthum. Tabatinga aber ist unbedingt brasilianisch.

Die von Süden nach Norden streichende Grenzlinie schneidet den Rio-Japura gerade in der Mündung des Rio-Apapuri in den Japura und geht durch den Aequator hindurch bis auf die Breite der Grenzfestung S.-Carlos am Rio-Negro, wo jene Grenzlinie sich östlich wendet.

Die Peruaner behaupten, daß die Grenzlinie unmittelbar an und hinter Tabatinga vom Flusse in den Wald hineingehe. Das ist aber falsch. Unbedingt gehört S.-Antonio, jenes letzte Gehöft, mit seinem ganzen Gebiete noch zu Brasilien. Wer sich, wie schon gesagt, darüber belehren will, der bleibe in einem Canot an sternenhellem Abend mitten im Strome liegen und schaue nach dem Nordstern, dem unwandelbaren, und die Grenzlinie ergibt sich dort ganz von selbst.

Sonst wäre von Tabatinga kaum etwas weiteres zu sagen. Die wenigen dort in einem oder zwei gemeinschaftlichen Ranchos zusammenwohnenden Ticunas, deren wunderlichen Haushalt ich besuchte, bieten ganz dieselben Anschauungen wie alle andern Tapuis. Es sind stille, indifferente Leute, ganz wie ihre Nahrung — Fische und Schildkröten — das

mit sich bringt. Der Geistliche, der sie überwacht, gab ihnen das beste Zeugniß. Doch sind diese Curumis (Menschen) ebenso faul wie alle andern am Amazonenstrom, und etwas Bedeutendes wird nie aus ihnen.

Eines höchst originellen Hausraths muß ich bei ihnen noch erwähnen, dessen Nutzen unverkennbar ist. In Tabatinga wimmelt es von Ratten, welche sich dort an der Grenze, als einem kleinen Stapelplatz, zusammenfinden, um von Pirarucu u. s. w. zu leben. Die Ticunas aber haben keine Schränke, um ihre kleinen Proviante zu wahren vor den Banditen, welche mir viel heller vorkommen als die gewöhnlichen Ratten. Wenn sie ihre kleinen Vorräthe auch an Tucumfäden aufhängen, so klettern die Ratten dennoch an den Wänden und Dächern umher und steigen am Faden zum Proviant wieder hinab. Da greifen denn die Ticunas zum allereinfachsten Mittel. Sie durchbohren ein Schildkrötenschild gerade in der Mitte, sodaß es horizontal an einem durchgezogenen Stricke hängt. Unter diesen Schutzdeckel hängen sie den geringen Eßvorrath auf. Die Ratten können nun zwar am Dache hinauf und an dem Strick weiter bis zur Schildkrötenwölbung hinabklettern; von dort aber rutschen sie, sowie sie sich dem Rande nähern, herab und fallen zu Boden, ohne an den Proviant kommen zu können. Das Verfahren ist ungemein probat.

Noch ein anderer Einwohner von Tabatinga war mir höchst bemerkenswerth, wenn ich auch nur vier Individuen davon sah.

Das ist eine schwarze, metallglänzende Psophia mit weißer Kreuzgegend. Die Psophia, die ich im Oberland von Sta.-Catharina, bei der Estancia dos Indios antraf, war fast weiß mit silbergrauen Flügeln und ebensolchem Metallschimmer. Die Species in Tabatinga aber war dunkel schwarz und der nach innen auf dem Kreuz aufliegende Theil der

Flügel schneeweiß, sodaß ein weißer Schild mit scharfer Abgrenzung auf dem Kreuz zu liegen scheint, wodurch dieser seltsame Waldvogel vollkommen gekennzeichnet ist. Die Federn sind ungemein locker und wenig zusammenhängend, ja der Bart der Federn ist ziemlich haarartig, sodaß das Thier beinahe einem kleinen Kasuar gleicht.

Am seltsamsten ist sein Geschrei. Er schreit vier bis fünfmal ziemlich gellend auf, doch nicht mit einer Exspiration, sondern mit einer Inspiration, wobei sich der ganze Vogel dick aufbläht. Dann läßt er den Schnabel offen, und die eingeathmete Luft streicht mit einem lauten, langgedehnten Knurren wieder heraus unter so vollkommen tympanischem Geräusch, daß sie aus den Eingeweiden zu kommen scheint. Und wirklich ist dem beinahe so. Selbst die Einwohner von Tabatinga sagten mir, daß die Thiere eine lange, gewundene Luftröhre hätten, die längs des Bauches bis tief nach hinten ginge, eine Beobachtung, die vollkommen richtig ist. Der Vogel heißt Jaquimi bei den Eingeborenen.

Am 28. rüstete sich nun alles zur Abreise. Der „Tabatinga" ward beladen, sodaß er kaum aus dem Flusse herausschaute. Auch die Peruaner, die mit ihren Canots den Fluß von Peru heruntergekommen waren, luden Waaren ein, um wieder nach Peru hinaufzugehen. Unter diesen den Fluß noch weiter hinaufgehenden befanden sich auch einige meiner Reisegefährten, ein Franzose, ein Brasilianer und besonders ein Spanier, Herr Murietta aus Biscaya, ein höchst bescheidener, wohlerzogener Mann, wie man solche nicht überall trifft.

Seit einiger Zeit ansässig in Moyabamba, gab er mir mannichfaltige Belehrung über das dortige Leben und die Handelsverhältnisse.

Letztere bieten ungemeine Schwierigkeiten. Da kein Dampfboot mehr nach Nauta geht, so beginnt schon in Ta-

batinga eine mühsame Canotschiffahrt unter Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren aller Art. Nach vielen Wochen erreicht man den Huallaga, welchen man bis Yurimaguas hinauffährt. Hier mündet der Paranapura in den Huallaga. Diesen geht man dann hinauf, bis er sich in zwei Arme theilt, den nördlichern, Yanayacu, und den südlichern, Cachiyacu. Letztern verfolgt man bis zum Ort Balsaporto.

Von dort beginnt nun die größte Schwierigkeit. Maulthiere hat man nicht. Sie würden auch auf einzelnen Gebirgsstrecken gar nicht fortkommen. Nur Menschen können noch jene Pfade wandern. Die Indianer der Gegend dienen für eine bestimmte Taxe als Lastträger. Sie tragen 78—80 Pfd. über die Gebirge. Zu einem Waarentransport gebraucht ein Kaufmann oft 3—400 Indianer.

Hier ist der berüchtigte Paß von Pumayacu. Das „Löwenwasser" — Pumayacu — tobt in einem brausenden Wasserfalle hinab in schwindelnde Tiefe und läßt auf nassem Felsgrat nur 16—18 Zoll Breite zum Durchgehen. Mit bloßen Füßen betritt man den Weg; und wenn sich Neulinge unter den Wandernden befinden, so bekommen sie in jede Hand einen Strick und werden so von Indianern geleitet. Doch sollen viele schon dort umgekehrt sein. Man erzählte mir von einem Reisenden, der zwar die Schrecken, die die wilde Natur einflößt, überwand, aber hinterher davon verrückt ward. Selbst muthige Reisende sind dort wieder umgekehrt.

Nach einer Wanderung von fünf Tagen erreicht man Moyabamba. Wer von dort weiter westlich will, geht über Chachapoyos, passirt den Maranhão bei Balzas und geht über Caramarca in den Hochcordilleren nach Truxillo hinab. Von Chachapoyos an findet man schon Maulthiere und leichtere Reise.

Das war mein Reiseplan noch in Pernambuco. Doch

verboten mir die drohenden politischen Unwetter aus Europa und freundliche Familiennachrichten eine längere Trennung von Europa. Zudem ist Peru, seitdem man dort die Sklaven freigelassen hat, ein Banditenland geworden, wo man vor Räubern keineswegs sicher ist, zumal in Gebirgsgegenden, in denen edles Metall vorkommt. Man kann dort ziemlich bei jedem Reisenden Metallwerth voraussetzen, und wenn er nicht in größerer Begleitung reist, so kann er seine Reise theuer genug bezahlen. In der Nähe von Lima soll es nicht besser sein.

Um 6 Uhr abends sollten wir mit unserm Tabatinga wieder aufbrechen. So schaffte ich denn meine Sachen, eine hübsche zoologische Sammlung von 300 Exemplaren, Waffen u. s. w., an Bord und mich selbst dazu.

Letzteres aber war gar nicht so leicht. Freilich ist Tabatinga nur klein; aber der ganze Ort und dazu noch die Peruaner, begleiten die Davonreisenden bis auf das Schiff. Der Commandant, der Geistliche, die Kaufleute, alles ging mit. Beim Scheiden trat man sich auf die Füße, erwürgte sich in Umarmungen und drückte sich wund. Nachdem dadurch die Abfahrt um eine volle Stunde aufgehalten war, flog nach der allerletzten Abschiedsvorstellung und dem definitiven Davonrudern der Begleitenden und Rückkehr ans Ufer, der Dampfer den Strom abwärts. Am folgenden Morgen wollten die Peruaner ebenfalls aufbrechen, um gegen die Mitte des October, also in 10—11 Wochen, Moyabamba zu erreichen. Und für volle acht Wochen bildet die Grenzfestung Tabatinga einen todtenstillen Kirchhof, den einsamsten Verbannungsort.

Mit Dampf und Strom liefen wir 14 Knoten und erreichten schon am nächsten Morgen S.-Paulo, und in der folgenden Nacht Tonantins, ohne in den kleinen Fluß einzulaufen, sodaß wir während der Nacht weniger vom Ungeziefer litten.

Eine besonders hübsche Scene bot uns am folgenden Nachmittag (30. Juli) der Juttay. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde unser Commandant eine kleine Meile den Fluß hinauflief. Kaum irgendwo konnte man dichtern Wald und prächtigere Javaripalmengruppen sehen. Manche Palmenwedel ragten hoch über dem dichten Waldgebüsche hervor, so luftig und leicht, wie man keine andere Pflanzenform finden kann. Auch wundervolle Euterpen kamen vor, in der Belaubung den Inajapalmen ganz ähnlich, ein zierlich flatterndes Grasparenchym auf langsam sich wiegendem Säulenschaft.

Wir hielten vor einem neuen Gehöft. Aber kein Mensch kam zum Vorschein. Wahrscheinlich waren die indianischen Bewohner aus Schrecken vor dem Dampfboot, was sonst nie in diese Gegend kommt, in den Wald hineingelaufen. Etwas weiter unterwärts und auf der entgegengesetzten Seite gingen einige kleine Nebenflüsse in das dichte Gebüsch hinein. Unser Steuermann ging mit einem Passagier aus Tonantins, um dessen willen die ganze Procedur im Juttay vorgenommen zu sein schien, einen dieser kleinen Flüsse hinauf, während ein Canot aus einem andern Waldwege, einem Igarapé, kam, um einige Fracht zur Mitnahme zu bringen, welche jedoch nicht angenommen werden konnte. Wunderlich genug erschien es mir, daß selbst in jenen einsamen Revieren Menschen wohnten.

Unterdeß kam über der tiefen, stillen Wald- und Flußeinsamkeit ein dunkel schwarzes Gewitter langsam einhergezogen. Schon goß es in Strömen, als unser Boot zurückkam. Kaum hatte man Zeit, das kleine Fahrzeug aufzuhissen, als ein gewaltiges Donnerwetter losbrach. Langsam zogen die Wolkenmassen über uns hinweg; wir liefen den Juttay hinunter und bald befanden wir uns wieder in einer heitern Nacht mitten auf dem Solimöens und in hastiger Stromfahrt.

Mitten in der Nacht erreichten wir Fonte Boa und verließen es vor Tagesanbruch. Der 31. Juli war besonders schön. Schon zu oft habe ich von dem kleinen Treiben der braunen Menschenwelt auf den Prayas, von der Thierwelt in der Luft und im Wasser und dem stillen Pflanzenleben am Waldesrande geredet, als daß ich noch einmal erzählen dürfte, wie alles im schönsten Verein am klaren Sonntagsnachmittag sich darstellte. Wir liefen in einen langen, schmalen Parana ein, der wie eine Wasserallee im Walde sich ausdehnte. Rechts von uns bildete das Ufer hohe Barancos von buntfarbigem Thon, oft 70—80 Fuß hoch. Fernhin schimmerten die schrägen, fast lothrechten Abhänge, über denen der Wald weit hinaushing. An manchen Stellen waren mächtige Thonmassen mit großen Waldparcellen halb hinuntergerutscht und hingen schräg mit schräger Richtung der Baumstämme über dem brausenden Flusse. Ganze Massen anderer Bäume lagen im Wasser, oben noch aufgehängt an kräftiger Wurzel, während die noch grünen Kronen, um deren Häupter eben noch Gewitterstürme getobt hatten, von den Wellen entblättert wurden.

Dieser wundervolle Parana führte uns denn in jenen schmalen Kanal, der in den Teffé mündet, wie ich desselben bei der Abfahrt von Teffé oder Ega schon erwähnt habe.

Eben ging die erste Mondessichel hinter der schönen Lagune des Flusses Teffé unter, als wir vor Ega ankerten. Sogleich schickte die freundliche Familie des Juiz de direito Grüße an Bord, aber auch die traurige Nachricht, daß das jüngste Kind bald nach unserm Fortgehen von Ega den Fluß aufwärts gestorben wäre und daß mehrfache Erkrankungen die Familie heimgesucht hätten.

Ich ging sogleich mit unserm Commandanten an das Land und traf die Familie in sehr betrübter Lage. In dem miserabeln Hause, aus dem man in Deutschland höchstens

einen leiblichen Viehstall hätte machen können, war der Familienvater selbst, nicht eben erfreut über den ungeschickten Mißgriff der Regierung, kränkelnd geworden und hatte Blutspucken bekommen. Die Frau weinte bitterlich. Die Kinder lagen in ihren Hängematten und Betten und jubelten laut auf, als sie meine Stimme hörten; denn wir waren in Manáos und auf der Reise sehr gute Freunde geworden.

Im erbärmlichen Orte selbst war eine endemische Krankheit ausgebrochen. Die Leute bekamen Brechdurchfall, eine Art von Cholera ohne Heftigkeit. Doch starben immer einige Menschen an dem Uebel. Am 30. Juli waren drei Personen gestorben von 900 Einwohnern. Die Wasser waren höher denn je gestiegen. Bei ihrem Zurücktreten brechen immer Fieber aus, — desto heftiger, je höher die Flut gestiegen war, ein Uebelstand, der am ganzen Flusse schmerzhaft empfunden wird.

Dazu fehlte es an allen Arzneien, an allen ordentlichen Nahrungsmitteln, an aller ordentlichen Wohnung, — an allem. Dennoch wäre ich gern in Teffé geblieben, um zu helfen, hätte man irgend im geringsten meine Hülfe gewünscht. Der Municipalrichter aber war ein homöopathischer Flibustier, und ich hätte mich mit jeder ärztlichen Hülfsleistung nur lächerlich gemacht. So drang ich mich denn den Leuten nicht auf. Unser Freund, der Juiz de direito, aber beschloß, um weder seine Frau, noch seine Kinder, noch endlich sich selbst einer ministeriellen Ungeschicklichkeit zum Opfer zu bringen, wieder mit uns nach Manáos hinabzugehen.

Mehr als gern gewährte unser Commandant dem wackern Familienvater einige Morgenstunden des folgenden Tags, um sich mit Kindern und Effecten einschiffen zu können. Mir war der kleine Aufenthalt ebenfalls sehr lieb, denn ich hatte noch einige Waffen und Industriesachen von Indianern zu-

sammenzubringen und hatte zu gleicher Zeit eine Einladung zu einer Kindtaufe bekommen im Hause eines Oberstlieutenants, an den ich von Manáos einen Brief mitgebracht hatte.

Herr Jozé Monteiro Chrysostomo, offenbar von indianischem Ursprunge, war der reichste Mann im Orte und wohnte im einzigen Stockwerke, welches sich daselbst findet. Er hatte ein Vermögen von 40000 Thlrn. und mit einer freundlichen, wohlgenährten Frau bereits neun Kinder, von denen das jüngste eben getauft werden sollte. Doch hatten die Leute schon zwei verheirathete Töchter, von denen die älteste, 20 Jahre alt, eine hübsche, höchst angenehme, halbindianische Erscheinung bildete. Die junge Frau hatte mit 12 Jahren geheirathet, hatte mit 13 Jahren ihr erstes Kind bekommen und war Mutter von sieben Kindern, von denen jedoch drei gestorben waren. Das hübsche, gebräunte, jugendliche Gesicht der Frau ließ mich wirklich an der Geschichte zweifeln; doch mußte ich sie, nachdem mir alle Anwesenden dieselbe als wahr versichert hatten, schon glauben, zumal angesichts der Kinder, die dem im Zimmer umherlaufenden Onkel weit über den Kopf gewachsen waren und ihm einmal eine tüchtige Maulschelle gaben.

Als ich nun lachend zur jungen Frau sagte: „Und Sie schämen sich gar nicht, mit 12 Jahren geheirathet zu haben?" da schämte sie sich so anmuthig, daß ihr gewiß jedermann, auch der strengste Puritaner, diese jugendliche Evasünde vergeben haben würde.

Die jungen Frauen, die bei der Kindtaufe zugegen waren, hatten, trotz einer leichten Schüchternheit und Befangenheit, dennoch hinreichende Erziehung, um sich im gesuchten Festanzuge vollkommen taktgemäß zu benehmen. Freilich bildeten die schönen braunen Schultern und zierlichen haselnußfarbigen Arme, sowie die dunkeln, feingeschnittenen Gesichter einen

seltsamen Gegensatz zu den hellen, französischen Stoffen der Kleider. Und als man nun auf das Wohl des eben getauften Kindes trank und ich die Champagnergläser mit dem perlenden Wein an den reizenden indianischen Lippen sah, konnte ich mich einigen Lächelns nicht erwehren. Wie weit liegt nicht auch die Champagne vom Gebiet der Ticunas entfernt!

Gegen Mittag sammelte sich wieder alles an Bord zusammen. Auch die Familie des Herrn Dr. Estellita Cavalcante kam; man richtete sich so gut ein, wie es ging; wir waren 20 Passagiere. Ich kam noch am besten davon, denn ich behielt meine kleine Cabine allein für mich als ein besonders Empfohlener.

Die ganze braune Familie des Oberstlieutenants kam noch an Bord, um sich von der abreisenden Familie zu verabschieden. Es waren gewiß im ganzen 16 Personen; denn ein großer Dienstetat muß immer mitgehen. Sie bildeten eine schöne, saubere, braune Menschengruppe, die in ihrer stillen, bescheidenen Weise höchst anziehend war und ebenso geräuschlos Abschied nahm, als sie gekommen war. Was würde Europa zu diesen Indianerinnen gesagt haben?

Dann gingen auch wir in brausender Fahrt weiter im „schwarzen Wasser", welches in scharfer Grenzlinie neben dem grauen Wasser des Solimões dahinlief, bis ersteres von letzterm ganz verschlungen ward. In der Nacht des 1. August erreichten wir Coary und liefen von dort vor Tagesanbruch aus. Immer mächtiger wurde der Solimões, immermehr einer zusammenhängenden Kette von Landseen ähnlich.

Am Morgen des 3. August lief der Tabatinga noch in grauem Wasser. Plötzlich befand er sich auf schwarzem Element. Wir waren im Rio-Negro und warfen gleich nach 8 Uhr Anker vor dem freundlichen Manáos, wo ich, in

hohem Grade zufrieden gestellt von meinem Ausflug bis zur peruanischen Grenze, ans Land ging und mein altes Wohnquartier im Agenturhause der Amazonen-Compagnie wieder in Besitz nahm.

Bei meinem Scheiden von unserm Dampfboot gab mir der freundliche Commandant Nuno Alves Pereira de Mello Cardoso, ein brasilianischer Seeoffizier, der mir auf der ganzen Reise alle nur möglichen Zuvorkommenheiten bewiesen hatte, noch ein Verzeichniß der Distanzen zwischen den einzelnen Punkten am Solimöens, nebst deren Längen und Breiten folgender Art:

von Manáos	bis Coary	ungefähr	108	Leguas	od.	324	engl.	Meilen
„ Coary	„ Teffé	„	46	„	„	138	„	„
„ Teffé	„ Fonte Boa	„	58	„	„	174	„	„
„ Fente Boa	„ Tonantins	„	63	„	„	189	„	„
„ Tonantins	„ S.-Paulo	„	40	„	„	120	„	„
„ S.-Paulo	„ Tabatinga	„	50	„	„	150	„	„
			365	Leguas		1095	engl.	Meilen
						= 274	geograph.	Meilen.

Was die Längen und Breiten betrifft, so liegt:

Manáos	3° 3′	südl.	Br.,	317° 31′	Ferro.
Coary	4° 22′	„	„	313° 59′	„
Teffé	3° 39′	„	„	312° 21′	„
Fonte Boa	2° 30′	„	„	310° 40′	„
Tonautins	2° 41′	„	„	309° 4′	„
S.-Paulo	3° 44′	„	„	308° 6′	„
Tabatinga	4° 32′	„	„	307° 6′	„

Siebentes Kapitel.

Rückkehr von Manáos nach Pará und Pernambuco. — Irrfahrt zum Rio-da-Madeira. — Serpa. — Noch einmal Pará. — Colonie daselbst. — Die Zwischenhäfen. — Ankunft in Pernambuco.

Da das nächste Dampfboot erst in fünf bis sechs Tagen zu erwarten war von Pará und erst am 11. oder 12. August wieder von Manáos nach Pará abging, so glaubte ich diese Zwischenzeit benutzen zu können zu einem längst projectirten Ausflug vom Rio-Negro nach der Aldeia von Pantaleão, wo am kleinen Rio-das-Uautas, oberhalb der Mündung des Rio-da-Madeira der zahlreiche, große Stamm der Muras eine Hauptniederlassung bildet.

Der freundliche Vicepräsident, Herr Miranda, kam mir in meinem Vorhaben auf das zuvorkommendste zu Hülfe. Der Director der öffentlichen Bauten, Herr Braulio Pinto, stellte mir ein Canot zu meiner Disposition mit der dazu gehörigen Mannschaft; Proviant auf einige Tage ward angeschafft, und ich konnte meine Abreise von Manáos nach Pantaleão, um von dort dann nach Serpa zu gehen und mit dem von Manáos kommenden Dampfboot nach Pará weiter zu fahren, auf den 5. August morgens 6 Uhr festsetzen.

Zur rechten Zeit war ich am Ufer; aber meine braune Gesellschaft war noch nicht angekommen. Ich wartete eine halbe Stunde, eine, zwei Stunden; aber meine Montaria, mein „Fuhrwerk", kam nicht. Endlich machte ich ausfindig, daß Boot und Mannschaft sich davongemacht hatten. Und nun erfuhr ich, daß die Flußmacht der Präsidentschaft nur in einem einzigen Canot bestände und das mir von Herrn Braulio gestellte Canot eben nur gemiethet wäre. Als ich diesen Herrn nun ein wenig zur Rede stellte über den Vorfall, — denn am Ende mußte er doch wissen, was er mir auf Befehl des Präsidenten an Boot und Mannschaft stellte, — zuckte er die Achseln und sagte, da könne er nichts dafür.

Der unermüdliche Major Tapajoz, der mir schon so manchen freundlichen Dienst geleistet hatte, half mir auch hier aus der Noth. Er hatte ein Canot unter Wasser liegen, was hinreichend erschien zur Expedition nach Pantaleão. Er ließ es ungesäumt flott machen, mit einem kleinen Palmendache versehen, und schon wollte ich mit drei Indianern des Herrn Braulio, von denen einer des Wegs sehr kundig sein sollte, abstoßen, als das Canot sich bedeutend leck zeigte. Auch hielt es nur eben einen Fuß Bord über Wasser, sodaß ich bei schlechtem Wetter allerdings mit dem kleinen Fahrzeug mitten im Amazonenstrom Gefahr gelaufen wäre.

Und das hatte Herr Guimarães, mein freundlicher Hauswirth in Manáos, schon eingesehen. Als ich unwillig vom Ufer nach Hause zurückkehrte, hatte er vorsorglich schon einen Brief an den Herrn Miranda geschrieben, um für mich „das Canot der Regierung" zu requiriren. Das ward mir denn auch zugesagt und war nach einer Stunde reisefertig. Die Bemannung von drei Indianern war freilich sehr schwach, doch ging es den Strom abwärts, und mir schienen zwei Ruderer und ein Steuermann vollkommen genügend, wenn sie nur den Weg nach Pantaleão kannten.

So kam ich denn endlich gegen 11 Uhr fort. Langsam fuhr mein grün angestrichenes „Herrenschiff" unter der lieblichen Höhe von Nossa Senhora dos Remedios hindurch und quer an der Mündung des Igarapé von Manáos vorbei, als ich dort noch gerade vor dem Hause der Educandos eine Freude hatte. Die kleinen Musiker hatten mir, als ich sie besuchte, einen Marsch, von ihrem Lehrer componirt, besonders hübsch vorgespielt. Ihr Lehrer hatte mir diesen Manáosmarsch für alle Stimmen ausgeschrieben und mich eingeladen, noch einmal die kleinen Kerle am Vorabend meiner Abreise zu hören, wo sie mir zum Abschied ihren Marsch geblasen hatten. Ich hatte als Dank der kleinen Künstlerbande eine Gratification gemacht, worüber sie sich gefreut hatten.

Als ich nun am Igarapé ihres Hauses vorbeifuhr, bliesen sie, sowie mein grünes Canot um die Waldecke bog, mir noch einmal ihren Marsch vor; die Ruderer hielten ein bis der Marsch aus war und der Rio-Negro uns langsam vorbeigetrieben hatte. So schied ich mit Musik vom friedlichen Manáos am Rio-Negro. Es hat mir sein bleibendes Bild in der Seele zurückgelassen.

Langsam kam ich bis zu der Mündung des dunkeln, spiegelglatten Flusses, der sich in östlicher Richtung, selbst Ost zu Nord, in den Amazonenstrom ergießt. Hier ist auf dem nördlichen Ufer eine wunderhübsche, stille Bucht mit schönen Waldhügeln, in welcher Gegend die Amazonen-Compagnie es versucht hat, mit portugiesischen Einwanderern eine Colonie anzulegen.

Einzelne Uferhäuser, und selbst ein größeres Gebäude nebst einigen Lichtungen am Walde machen die Stelle vollkommen kenntlich. Doch haben sich sämmtliche Einwanderer bis auf einige wenige fortgezogen von der Stelle. Der kleine Gewinn genügte ihnen nicht an einem Strome, der in seinen ungemessenen Uferräumen große Schätze zu enthalten schien.

Der Landessprache kundig suchten sie die einzelnen am Amazonenflusse gelegenen Ortschaften auf, um in ihnen es mit dem Kleinhandel zu versuchen.

Eine lange Insel liegt gerade in der Mündung des Rio-Negro, sodaß ein schmaler Wasserstreif des Amazonenstroms zwischen dieser Insel und dem Rio-Negro dahinbraust und man wol sagen kann, jene Insel läge schon im Amazonenstrom selbst und nicht mehr im Rio-Negro.

Dieser Umstand ruft ein recht interessantes Doppelphänomen, zumal bei Windstille hervor. Spiegelglatt und scheinbar stromlos liegt der Rio-Negro da. An seinem Außenrand aber rennt in unruhigen Wirbeln und krausen Wellen der Amazonenstrom vorbei. Ich kann das seltsame Phänomen nicht treffender bezeichnen, als wenn ich an die Zeit erinnere, wo auf nordischen Strömen das Eis schmilzt. Auf dem thauenden Eise steht zwar schon Wasser; aber es ist spiegelglatt. Am Rande jedoch nagt und frißt und braust das vom Joch schon völlig freie Element. Das gibt auch ein eigenes Klingen und Bewegen. Fast unter dem Aequator kam mir diese Erscheinung des abziehenden Winters in den Sinn. Die Aehnlichkeit war auch zu frappant.

Dann fließt das „schwarze Wasser" des einen Flusses ungemischt neben dem aschgrauen des andern nach Osten weiter, bis nach einigen Meilen parallelen Laufs letzteres den schwarzen Strom ganz verschwinden macht.

Mit beiden Wassern trieb denn auch mein Canot, kaum gerudert von meiner braunen Besatzung den mächtigen Strom hinunter, oft gerüttelt und vielfach aufspringend in den Wirbeln und Strudeln des überall bewegten Wassers. Wir suchten fast immer die Mitte des Flusses zu behaupten, wo der Strom am stärksten eilt. Gegen Sonnenuntergang jedoch legten wir am Walde an. Meine Tapuis machten ein Feuer, um ihre Pirarucu zu braten, während ich mein

kaltes, sehr frugales Mahl hielt und mich dann am Walde ergötzte.

Gerade stand auf dem feuchten, kaum einen Fuß aus dem Wasser hervorragenden Uferrand ein mächtiger Waldbaum, rings umstrickt von Schlingpflanzen aller Art. Am auffallendsten an ihm aber waren seine gigantischen Wurzelbreter. Schon 16 Fuß über dem Boden gingen sie vom Stamme schräg herab, eine Menge von Falten, Buchten und Winkeln bildend, sodaß eigentlich gar kein Stamm mehr da war, sondern der Baum aus einer Menge am Innenrande verwachsener dicker Breter bestand, Sapupemas genannt, aus denen die Indianer sehr geschickt ihre tellerrunden Ruder zu schneiden wissen.

Nach unten gehen solche bretartige Strebepfeiler dann in eine Menge von Wurzeln über. Bei jenem Waldbaume jedoch hatte die überschwemmende Flut das Erdreich unter den weit hinlaufenden und hundertfach ineinander verschlungenen Wurzeln fast ganz weggespült. Auf tausend Füßen schien der mächtige Stamm zu stehen. Wie auf einem eisernen Rost konnte ich trockenen Fußes auf dem Netzwerk der Wurzeln rund um den Stamm herumwandern und mir alle seine Schlupfwinkel besehen. Wenn ich an einem oder dem andern Strange der um den Stamm herumhängenden Lianen zog, so rauschte es 70—80 Fuß hoch über mir in der vom Walde versteckten Baumkrone. Wer so am Rande des Riesenstroms hoch oben im dichten Walde das Rauschen hört, denkt gar leicht an das Anziehen der Betglocke oben im Thurme, wenn es Sonnenuntergang ist und Ave-Maria läutet, the hour of prayer!

Aber meine drei Braunen waren fertig und wir fuhren weiter. Der sinkende Abend, die tiefe Einsamkeit zwischen den Wäldern des weiten Stroms und der nicht angenehme Umstand, daß meine drei Leute vielfach sich ihre lingua geral

zuflüsterten und offenbar etwas vorhatten, was ich nicht verstehen sollte, stimmte mich ernst. Wer der Natur in ihrer von keiner Cultur gezügelten Ungemessenheit und den von keinem Gefühl für Recht und Unrecht lebhaft durchdrungenen Naturmenschen nie gegenübertrat, begreift vielleicht nicht, wie jemand sich ganz allein, ohne alle Spur von Waffen, mit drei Indianern, die in jedem Waldwinkel zu Hause sind und nicht einmal portugiesisch reden können, in ein Boot setzt, um eine mehrere Tagereisen vom nächsten Culturpunkte abgelegene Indianeraldeia aufzusuchen.

Ich legte mich, vielleicht etwas befangen, auf den Boden meines Boots und sagte dem Steuerer, er möchte mich wecken, wenn etwas vorfiele. Ich schlief ein. Nach einigen Stunden erwachte ich wieder. Meine Mannschaft schnarchte ein ruhiges Trio; unser Boot trieb mitten im Strome. So schlief ich denn weiter ohne irgendwelche Sorge.

Ein leiser Donner weckte uns alle zur selben Zeit. Hell leuchtend stand das schöne Sternbild des Orion über dem Rande einer dunkeln Gewitterwolke. Langsam stiegen beide höher. Als eben der Morgen dämmerte, drohte das Gewitter einen vollen Ausbruch; und einem solchen war mein Schifflein keineswegs gewachsen. Wir ruderten dem Walde zu und blieben dort an einem Treibholzstamme liegen, bis das Wetter vorüber und wir ziemlich naß geworden waren. Die unangenehme Fahrt im Morgengrauen konnte fortgesetzt werden.

Desto herrlicher kam der Tag. Ein kühlender Nordost brach etwas die Glut der Sonne; beide trockneten uns bald wieder aus, und ich konnte mit Behagen zu den fern liegenden Waldufern hinüberblicken, an deren Rändern das Thierleben immer mehr und mehr seine bewegten Formen zeigte.

Je mehr nun wilde Enten dahinflogen, je mehr Araras die Luft durchzogen, je zahlreichere Affenscharen aus dem

Walde herausbrüllten, desto wilder wurden auch meine drei Indianer. Sie vergaßen Ruder und Steuer, und unter einem vielfach wiederholten: „Oh, oh, oh!" begleiteten sie mit funkelnden Augen und offenen Nüstern jedes davoneilende Wild. Besonders aber geriethen sie in eine Art von Verzweiflung, wenn in nächster Nähe unsers Boots eine große Pirarucu hoch aus dem Wasser heraussprang oder der Kopf einer Schildkröte sichtbar ward, oder einzelne Lamantine, jene sonderbaren Cetaceen, ihre Schnauze schnüffelnd zeigten. Nur über solche Gegenstände hatten sie sich etwas zu sagen; immer hörte ich in ihren Gesprächen die Wörter pira, tracaja, tambaqui u. s. w., bis sie sich denn gegenseitig trösteten, oder ich ihnen manchmal einen Schluck Branntwein gab, den ich, drei Flaschen voll, nur für sie mitgenommen hatte. Nur einer von ihnen sprach etwas gebrochen portugiesisch. Wenn ich aber fragte: „Wollt ihr Branntwein trinken?" so konnten sie alle drei sehr deutlich sagen: „He bom!" Schlimm genug, daß Branntwein das einzige Mittel ist, womit man diese Menschen zu einiger Arbeit anhalten kann, und daß sie selbst es „gut" nennen.

Am Nachmittag erkannte der Indianer, den mir Herr Braulio als einen des Wegs kundigen Menschen mitgegeben hatte, in der Ferne die Mündung des Rio-das-Llautas oder Otas, und wirklich liefen wir bald in einen herrlichen, fast ganz stromlosen, etwa 1000 Klafter breiten Fluß mit klarem, schwarzgrünem Wasser ein, welcher sich offenbar noch in einem Zustande von Aufstauung befand; denn noch immer war der Amazonenstrom hoch genug, um das Ablaufen der Wasser aus seinen Zuflüssen zu verhindern. Diese Aufstauung — Represa — schien mir am Rio-das-Otas, welcher einige Meilen oberhalb des mächtigen Madeira in den Amazonenstrom fällt, doch auffallend groß. Der kleine Fluß, der wenigstens als solcher auf den Landkarten steht und mir als

ein solcher bezeichnet worden war, erschien mir ein unabsehbarer Landsee und für einen unbedeutenden Nebenfluß ungeheuer groß und breit.

Nach einer kleinen Rast und Haltung unsers Mittagsmahles ruderten die Indianer, froh mit mir, dem ersten Endpunkt unserer Canotfahrt so nahe zu sein, den herrlichen, breiten Strom hinauf. Einige Canots zogen in der Ferne bei uns vorüber, ohne daß wir sie anredeten. Das Tachi blühte in prachtvoller Menge längs des dunkeln, spiegelglatten Wassers; allüberall regte sich das Thierleben im Walde, unter dem wir hindurchfuhren. Ein wunderbarer Abendschatten senkte sich herab auf den schwarzen Fluß und die Geheimnisse seiner dichtbewachsenen Ufer, wie sehr auch der Abendhimmel von der Mondessichel erleuchtet schien.

Um 9 Uhr machten wir Feierabend und banden unser Canot an einen Baum fest. Aber in demselben Nu waren wir auch von Carapaná so übersäet, daß es im eigentlichsten Worte nicht auszuhalten war. Solche Mückenscene ist wirklich arg. Die Thiere stechen durch Beinkleider und Jacken hindurch, des Gesichts und der Hände gar nicht zu gedenken.

Eine halbe Stunde versuchten wir vergebens einzuschlafen. Die Neckerei ward zu einer wirklichen Plage, einer förmlichen Qual. Die Indianer sahen nur einen Ausweg, nämlich mit vereinter Kraft noch drei Stunden zu rudern und Pantaleão gleich nach Mitternacht zu erreichen, wo wir doch wenigstens ein Obdach beim Director Lopez Braga finden konnten.

Mit großer Schnelligkeit flog nun unser Canot den Strom hinauf. Je ungeduldiger meine Leute wurden, je näher wir dem Ziele kamen, desto heftiger ruderten sie. Von Mitternacht an lauschten wir nach allen Seiten hin; aber es wollte nichts erscheinen, was an eine Aldeia erinnert hätte.

Selbst der Wald schlief ein. Eine vollkommene Todtenstille umgab uns, nur vom Schnaufen meiner Ruderer unterbrochen.

Immer weiter flogen wir; immer wüthender ruderten die Indianer; aber noch immer kein Haus, noch immer kein Hundegebell, kein Hahnenruf. So ging es die ganze Nacht hindurch, ohne Rast, ohne Ruh; Gott mochte wissen, wo dieses Pantaleão geblieben war. Ein Waldzauber schien es verschlungen zu haben.

Da kam denn endlich ein leises Tagesgrauen in unsere Nachtfahrt hinein, und zu unserer Freude sahen wir in der Ferne ein Canot mit zwei Indianern und einer Indianerin, die im Halbgrauen des Morgens Schildkröten schießen wollten. Wir erreichten sie, und meine Indianer fragten schon aus der Ferne in lingua geral nach Pantaleão. Der eine fischende Indianer gab eine Antwort, die meinen drei Leuten einen lauten Ausruf eines Misfallens entlockte.

Selbst neugierig fragte ich jetzt den einen der Fischer, der der Herr des Canots zu sein schien, auf portugiesisch:

„Wie weit ist es noch von hier bis zur Aldeia Pantaleão?"

„Zwei Tagereisen, Herr", erwiderte der Gefragte in klarem Portugiesisch.

Ich glaubte, der Gefragte wollte einen Scherz machen, und fragte nochmals; aber ich erhielt dieselbe kalte Antwort; unbedingt trieb der Mann keinen Scherz.

Jetzt kam mir wie ein Blitz ein Gedanke. Schnell fragte ich meinen Fischer weiter:

„Wie heißt der Fluß, auf dem wir uns befinden?"

„Der Rio-da-Madeira, mein Herr", sagte der Gefragte in demselben indifferenten Ton, — „in fünf Tagen können Sie Borba erreichen!"

Sehr angenehm! Jetzt war mir die ganze Geschichte

klar. Mein Pilot erzählte nun dem Indianer, der etwas portugiesisch redete, in der lingua geral, damit dieser mir es wiedersagen sollte, daß er einmal vor vier Jahren nach dem Rio-das-Uautas und Pantaleão gewesen wäre und in Manáos gehofft hätte, den Weg wieder aufzufinden zu können. Da nun der Strom im Fallen sehr stark lief, so waren wir in der ersten Nacht, in der wir alle schliefen, viel weiter getrieben, als die Indianer vermuthet hatten, sodaß mein Wegweiser die Mündung des Rio-da-Madeira für die vom Uautas genommen hatte. Er setzte sehr naiv hinzu, daß er sich freilich schon gestern im stillen genug darüber gewundert hätte, daß der Rio-das-Uautas unterdeß so breit geworden wäre.

Im stillen wünschte ich vor allen Dingen den Herrn Braulio und seinen Wegweiser wer weiß wohin; denn nun war an Pantaleão, wenn ich nicht das Dampfboot in Serpa verfehlen wollte, nicht mehr zu denken. Zudem konnte ich mich ja auf nichts mehr verlassen. Es hätte bei der Vornirtheit meiner Indianer sein können, daß sie nicht einmal Serpa auffänden.

Da fragte ich denn den Fischer, wann ich die Mündung des Madeira erreichen könnte. „In acht Stunden", hieß es. Von dort konnte es, wie ich aus meiner Reise von Serpa nach Manáos wußte, kaum vier Stunden bis nach Serpa hinüber sein. Zudem half der Strom mit. Und so ließ ich denn ohne weiteres umwenden. Denn hätte ich einige Minuten damit zubringen wollen, meinen Piloten einen Esel, einen Ochsen oder Tapihira — eigentlich Ante oder Tapir — zu schelten, so würde ihn das nicht im geringsten afficirt haben, indem viele Indianerstämme sich nach Thieren nennen, Araras, Coatis, Tatus und selbst Tapihiras, gerade wie in Deutschland sich ja auch einzelne Familien nach Thieren nennen, Fuchs, Bär, Hase und sogar Schneegans, der vielen

Wölfe gar nicht zu gedenken, die selbst berühmte Individuen geliefert haben.

Mit viel weniger Hast, als wir am Nachmittage vorher und in der Nacht den Fluß hinaufgeeilt waren, strichen wir den Rio-da-Madeira wieder hinunter, obwol den Indianern die Geschichte im höchsten Grade gleichgültig war. Ja es kam mir vor, als ob mein Wegweiser gleich beim Einlenken in den Madeira seinen Irrthum erkannt hätte, ohne ihn, aus Furcht vor mir, eingestehen zu wollen.

So erreichten wir am Nachmittag die Mündung des schönen Flusses, wenigstens die Stelle, von wo aus, wenn man den Strom hinabblickt, seine Wasser den Horizont bilden und man vom Flusse aus scheinbar in das offene Meer hinaussegelt. Ein frischer Nordostwind ward uns hier höchst lästig. Er trieb kurze, nicht unbedeutende Wellen gegen uns an, und mein Canot wühlte wol zwei Stunden hindurch mit dem Schnabel in Schaum und Spritzwasser. Indeß ward der Wind bald wieder ruhiger; doch überzeugte ich mich vollkommen, daß ich mit jenem kleinen Canot, welches mir Herr Tapajoz in Manáos freundlich genug stellte, gewiß nicht durchgekommen wäre.

An der Mündung des Madeira und recht mitten in derselben wiederholte sich ganz das oben beim Rio-Negro erwähnte Phänomen des heftigen Kampfes zwischen zwei Wassermassen von ungleicher Bewegung und ungleicher Färbung. Fast möchte der Kampf am Madeira noch lauter und heftiger sein. Weithin hört man das Branden der Fluten und Wirbel, und könnte ohne Kenntniß dieses Phänomen an einen nahen Wasserfall denken.

Herrlich that sich nun der Amazonenstrom vor mir auf, wirklich ein dahinströmendes Süßwassermeer. Schneller zog mit seinem Laufe auch meine Montaria dahin; und als die untergehende Sonne auf das ferne Ufer im Nordosten ihre

scharfen, letzten Strahlen warf, konnten wir Serpa erkennen. Doch war es schon vollkommen Abend geworden, als ich die etwa eine Viertelstunde oberhalb Serpa am Amazonenstrom gelegene sogenannte „Colonie" erreichte, wo ich das Dampfboot auf seiner Rückreise von Manáos nach Pará abwarten wollte. Herzlich froh war ich, als ich aus meinem Canot an das Land stieg.

In der Colonie war schon alles still geworden. Der Director der Anstalt war nach Serpa gegangen. Ich schickte einen Schwarzen dorthin, und nach einer halben Stunde schon war ich auf das zuvorkommendste von Herrn Moritz Becher empfangen und einquartiert und schlief köstlich nach meiner Irrfahrt auf dem Madeira.

Am folgenden Morgen (8. Juli) läutete mich um 6 Uhr eine Glocke wach. Das Leben in der Colonie begann, und mit seinem Beginn konnte ich einen Ueberblick über das Unternehmen gewinnen, was hier in neuester Zeit begonnen ist.

Als der mächtige Pulsschlag der Amazonenarterie, die Dampfschiffahrt, auf dem Strome begann, stellte sich bald die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit heraus, neben dieser ersten, weit ausgreifenden Anregung zum Fortschritt auch industrielle Thätigkeit hervorzurufen und selbst für einigen Ackerbau zu sorgen.

Wer mir auf meinem Wasserwege gefolgt ist längs des Amazonenstroms, wird auch mit mir vor allem von einer Erbärmlichkeit sich überzeugt halten, von der Erbärmlichkeit aller Bauten, von den Kirchen abwärts bis zu den letzten Indianerhütten. Hier war und ist alles erbärmlich und recht eigentlich traurig, so traurig, wie man nicht leicht irgendwo in der Welt Winkel finden möchte, denen man den pomphaften Namen von Marktflecken und Städten gibt.

Vor allem Backsteine und Dachziegel zu schaffen, Breter und Balken zuzuschneiden, mußte als erster Beginn, als erste

Pflicht zu betrachten sein. Nirgends konnte eine Anlage zur Beschaffung dieses nothwendigen Materials besser gelegen sein als bei Serpa, dem alten Itacoatiara.*)

Der Ort und seine nächste Umgegend liegen hoch genug, um vor allen, selbst undenkbaren Flußanschwellungen vollkommen sicher zu sein. Dem Städtchen schräg gegenüber öffnet sich der gewaltige Rio-da-Madeira, jener Strom von gewaltigen Dimensionen, dessen Holzreichthum vorläufig als unerschöpflich anzusehen ist. Dazu ist Serpa, als Anlegepunkt des Dampfboots, das natürliche Handelsdepot für den weiten Fluß, für Borba und Erato und bis über die letzten Cachoeiras hinaus, so weit nur Handel und Wandel dringen können.

In einer Fahrt von 12 Stunden erreicht das Dampfboot von Serpa aus die Hauptstadt Manáos am Rio-Negro. Hier treffen wieder zwei mächtige Strömungen zusammen, der Solimões und der Rio-Negro, sodaß man wirklich sagen kann, von Serpa aus beginnen die gewaltigen Verzweigungen des Amazonenstroms.

So ward kaum eine Viertelstunde oberhalb Serpa, gerade da, wo ein kleiner Nebenfluß des Amazonenstroms in einen hübschen Landsee hineinführt, eine kleine Industriecolonie angelegt.

Ein großer Platz ward vom Walde befreit, zu einem vollkommen trockenen, festen und gesunden Erdplatz, Terreiro, umgeschaffen, und nun in breiten Zwischenräumen und genau nach der Schnur gemessen, in fünf viereckigen, guten, weiß

*) Itacoatiara genannt von einem bunten (coati) Stein (ita), der dort im Strom liegt und bei niedrigem Wasserstande bloßgelegt wird. Es sind Figuren auf ihm eingezeichnet und später Zahlen hinzugefügt. Coatiar heißt sich bunt anmalen wie ein Coati; tatuar sich anmalen wie ein Tatu oder Armadill, tatuiren, corrumpirt tätowiren.

angestrichenen Gebäuden für 20 kleine Haushaltungen Wohnungen eingerichtet. Auch entstanden mehrere lang ausgedehnte Gebäude zu administrativen Zwecken, zur Aufstellung einer großen Dampfsägemaschine und einer locomotiven Dampfmaschine zum Zuschneiden und Pressen von Dachziegeln, Backsteinen und andern Thonarbeiten für Constructionen aller Art.

Ordnung und wohlthuende Nettigkeit zeigt sich überall im Aeußern dieser hübschen Anlage, deren hoher Dampfschornstein seltsam überraschend vor dem Urwald herausragt und wie ein Finger es dorthin schreibt: Hier Fortschritt, hier Europa!

Und da haben denn auch vier Welttheile ihr Contingent zur Belebung der kleinen Welt bei Serpa gestellt. Englische und nordamerikanische Ingenieure, einige deutsche Magazinaufseher, 26 chinesische Arbeiter, eine Reihe von Negern und mehrere Indianer und Indianerinnen treiben, jeder in seiner Sphäre, dort ihr geschäftiges Dasein hin und her, eine Population, welche, wenn je eine Ortschaft den Namen verdiente, recht eigentlich eine kleine Welt genannt werden muß.

Zum Chef des Ganzen hat der richtige Takt des Barons von Maua, dieses wirklich großartigen und doch so bescheidenen Mannes, welchem in der Gegenwart Brasilien unverkennbar seine besten Impulse und Lebenspulse verdankt, einen wackern, wohlerzogenen Deutschen eingesetzt.

Herr Moritz Becher, ein deutscher Ingenieur und Offizier, der als solcher den schleswig-holsteinischen Krieg mitmachte und mit dem Zusammenbrechen der dortigen Verhältnisse Europa verließ und sich dem Militärzuge nach Brasilien anschloß, ward, als die angeworbenen Truppen sich zum größten Theil auflösten, nach dem Amazonenstrom geschickt, um die Direction der industriellen Colonie bei Serpa zu übernehmen. Von einer guten, selbst ausgezeichneten Familie abstammend,

— sein Onkel ist der aus der letzten deutschen Ritter- und Minnesängerzeit so bekannte Binzer, — zeigt er auf den ersten Blick den Mann von abgerundeter Erziehung und gehaltener Sittlichkeit, wie sie zur Leitung einer neuen aus den verschiedensten Elementen zusammenfließenden Anlage so unumgänglich nothwendig sind.

Ich besuchte mit ihm das neue Etablissement. Eben wurden große Toros, Cederblöcke, eingespannt. Dann fing die Maschine an zu sausen, und die Sägen fraßen sich hinein in die hellbraunen Stämme, die sich in schöne, breite, vollkommen gleichmäßige Breter verwandelten.

Der ganze Abhang bis zum Fluß hinunter lag voll von Baumblöcken, die zum Zersägen zu Bretern fertig waren. Wunderbarerweise hat man, was in Europa unglaublich erscheinen möchte, noch nie, um solche Baumblöcke zu erhalten, einen frischen Baum gefällt. Aus den natürlichen Holzlagern, die der fortwährend an seinen Ufern wühlende und auch wieder aufbauende Strom überall längs seines Strandes bis in seine fernsten Nebenflüsse hinauf gebildet hat, sucht man sich das beste Nutzholz aus. Oft scheinen die Stämme, die manch Jahrhundert schon so gestrandet daliegen, äußerlich verwest zu sein. Aber ein Kennerauge entdeckt gar leicht den gesunden Kern. Kaum braucht die äußere Schicht in vier Seiten abgesägt zu werden, so zeigt sich das treffliche, gelbbraune Kernholz. So kann noch manch Jahrhundert hingehen, ehe das schon astlose und der Wurzeln beraubte Holzlager in der Nähe von Serpa, am Madeira, am Solimoens abnehmen möchte; denn alljährlich ersetzt sich bei neuem Anschwellen des Stroms der Abgang des Holzvorraths.

Besonders werden Amyrideen, unter dem Namen der gelben und rothen Ceder zerschnitten, dazu die Stämme von Masserandubá, Macacauba, Itauba, Holzarten von größerer

Dichtigkeit als die Ceder, die wol den Leguminosen, Sapotaceen oder selbst Amyrideen angehören. Seien sie aber von welcher Familie sie wollen, in kurzer Zeit steigen diese aromatisch riechenden Holzarten (mit Ausnahme einer Laurinee, die ganz wie Menschenkoth furchtbar stinkt) in glänzenden Bretern zur Verschiffung nach demselben Fluß wieder hinab, aus dem sie in schmuzig schwarzgrauen, scheinbar halbfaulen Blöcken, mit einer Rinde von Schlamm und Morast umgeben, herausgestiegen waren.

Unmittelbar neben dieser Sägemühle werden nun Backsteine und Dachziegel von der allervorzüglichsten Qualität gebacken. Die Steine klingen bei ihrer schönen Härte wie Glocken und sind dennoch im Verhältniß zu andern Productionen derart ungemein billig.

Diese beiden Fabrikate, Bausteine und Breter bilden schon jetzt einen Abgangsartikel von der allerbesten Art. Und wenn einmal die Zeit kommt, wo sich die Regierung und das Volk davon überzeugt haben werden, daß die Gotteshäuser am Amazonenstrom keine grauen, mit Stroh bedeckten Schweineställe sein dürfen, daß man nicht das Recht hat, Regierungsangestellte in Löchern wohnen und umkommen zu lassen, wie ich das z. B. in Teffé selbst gesehen habe, wenn man sich erst schämen wird, selbst in diesen lehmfarbigen Sudelbaracken zu wohnen und das Convolut von solchen Sudelbaracken Städte zu nennen, dann erst wird man die hohe Bedeutung der Colonie bei Serpa anerkennen, und sie selbst den bedeutenden Gewinn abwerfen, den man von ihr erwarten darf, während sie jetzt noch manche Unkosten und viele Mühe macht.

Solange man aber von oben herab dazu nicht mithilft, solange man in Rio forthockt und dort dem ersten Tenor und einer arroganten Primadonna ein Opernhaus für 2—3000 Contos baut, Sängerinnen und Tänzerinnen enorme

Summen zahlt und dafür am Amazonenstrom das Haus des Herrn wie ein Hundehaus aussehen läßt, solange man sich in der Hauptstadt in den vornehmthuenden Sphären in einer ungründlichen Halbgelehrsamkeit bewegt und von der bedeutenden Illustraçao redet, während am Amazonenstrom alles verdirbt und schon längst verdorben wäre, wenn der Baron von Mana nicht dort Handel und Wandel in Bewegung setzte: solange das so fortgeht, ist alles umsonst, alles vergeblich am Amazonenstrom, selbst die hübsche, so glücklich angelegte kleine Industriecolonie bei Serpa.

Gerade als wir die Coloniegebäude durchwanderten, kam das Dampfboot Solimöens mit seinem Commandanten Catramby den Fluß herauf auf seiner Fahrt von Pará nach Manáos, und legte vor Serpa unmittelbar an das Ufer an.

Das Dampfboot Solimöens ist ungefähr 200 Fuß lang und im Muster eines amerikanischen Flußdampfers gebaut. Die ungeheuern Räder werden von Hochdruckmaschinen, die leider manche Gefahr bieten, in Bewegung gesetzt. Die Maschinen befinden sich auf dem Verdeck. Oben darüber hinweg ist eine mächtige Etage von Holz aufgebaut. Ein breiter Salon von 60 Fuß Länge bildet den zwar luftigen, aber dennoch sehr heißen Wohn- und Speiseraum. Ringsum sind dann kleine Kajüten, geräumig genug für je zwei Passagiere. Hinter dem Saale ist noch am Ende dieser Etage ein hübsches Damenzimmer. Um die ganze Etage läuft eine breite, oben bedeckte Galerie, eine Veranda, herum und bietet einen angenehmen Aufenthalt und langen Spaziergang trotz Regen und Sonnenschein, beide gleich lästig bei Reisen auf dem Amazonenstrom.

Wir besahen uns das Schiff, welches mit seinen beiden nebeneinander stehenden Schornsteinen und seinen ungeheuern Räderkasten wie ein Unthier aus der Urzeit, wie ein schwimmendes Kapnotherium mit großen Hörnern aussah und als-

bald anfing, aus seinen Eingeweiden eine Menge von Säcken, Ballen, Kisten und Kasten auszuspeien. Rings war meine neue antidiluvianische Thierspecies von Igarités und Canots umgeben; möglichst schnell wurde alles unter anscheinendem Wirrwarr ausgeladen; der ganze Breterkasten erbebte zusammen unter dem Dröhnen des Packenwälzens, bis sich die Springflut der Handelsgeschäftigkeit langsam verlief und der Solimões seine Fahrt bis Manáos fortsetzte, von wo wir ihn am 12. August morgens in aller Frühe zurückerwarten durften.

Nun besah ich mir Serpa ein wenig. Unverkennbar trägt der kleine Ort, eine Villa, die Spuren eines mehr und mehr erwachenden Lebens an sich. Eine Reihe hübscher, geweißter, mit neuen Dachpfannen gedeckter Häuser enthält wohlgeordnete Magazine und offene Handelsläden, sodaß man wirklich nicht begreift, wie so viele „Kaufleute" nebeneinander bestehen können, ohne daß man eigentlich Kunden sieht. Diese Kaufmannschaft besteht großentheils aus Portugiesen und hellen Brasilianern, von denen die meisten mit einer Indianerin zusammenleben, sodaß es auch hier von gemischten Kindern wimmelt.

Was nicht von einem „Negocio" in einem weißen, mit rothen Dachziegeln bedeckten Hause lebt, bildet nun auch in Serpa eine kleine, ruhige und von des Lebens Drangsalen und Freuden wenig angefochtene Tapuiwelt, welche in grauen, mit Palmstroh bedeckten Häusern wohnt und lediglich von Pirarucu und Tartaruga sich ernährt. Viele junge Tapuimädchen und Frauen scheinen von der an Zahl offenbar überwiegenden Männerwelt selbst bis zur Colonie von Serpa hinaus zu leben, Verhältnisse, die bei solchen kaum beginnenden Culturzuständen schwer zu vermeiden sind.

Auf einem großen, mit hohem Gras bewachsenen Platze steht eine für Serpa ausreichende, weiß angekalkte und mit

Dachziegeln belegte Kirche, welche doch wenigstens anständig aussieht und von den Leuten von Teffé und S.-Paulo im Bau nachgeahmt werden sollte. Auch eine Camara municipal mit einer Cadea (Gefängniß) zeigte man mir, ein Haus zweiter Klasse. Auch einen Geistlichen lernte ich kennen, konnte aber trotz der Villa von Serpa und der nahen Colonie keinen Arzt entdecken. Homöopathen sind alle Einwohner und kennen allerlei Mittel und Wege, um sich zu curiren. Aber in rechter Noth sind hier doch Hunderte von Menschen aus Mangel an einem tüchtigen Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer, wie selten letzterer auch nöthig ist.

Auch mit dem Rechtsverhältniß scheint man in Serpa noch nicht recht im Klaren zu sein. Politische Streitigkeiten und Gevatterschaften kommen ebenfalls vor. Man haßt sich, verfolgt sich, und versöhnt sich nie; und das schöne Wort Viribus unitis kann Serpa keineswegs unter sein Stadtwappen, wenn es ein solches hätte, setzen.

Doch erschienen die einzelnen Kaufleute, soweit ich sie kennen lernte und mit ihnen mich unterhielt, mir gegenüber freundliche, ordentliche Leute zu sein, womit ich aber keineswegs ein definitives Urtheil über sie gefällt haben möchte.

Von Serpa führt ein Fußpfad etwa eine Viertelstunde lang durch das aufgehauene, aber mit Unkraut bereits wieder vollkommen bedeckte Feld zur Colonie, wodurch letztere ungemein leicht mit Serpa zusammenhängt und dem Orte unverkennbare Vortheile gewährt. Man hat dieses Feld mit Baumwolle zu bepflanzen gesucht; doch hat das nicht gehen wollen. Am Amazonenstrom will nun einmal bis dahin kein Landbau gedeihen, keine Viehweiden ausgedehnter Art entstehen. Mangel an frischem Fleisch, an Schlachtvieh ist in Serpa in hohem Grade drückend, und die Spuren der Chlorosis, die ich ganz besonders dem Mangel an succulentem Fleisch größerer, warmblütiger Thiere zuschreibe, malen sich

auf zahlreichen Gesichtern im Orte und selbst in der Colonie ab.

Da bleibt noch unendlich viel zu thun und zu sorgen übrig. Und ehe solch Thun, solch Sorgen seitens der öffentlichen Verwaltung nicht ein ernstes, anhaltendes, treues ist, darf man ja nicht daran denken, irgendwelche Vergrößerung der Einwohnerzahl um Serpa hervorrufen zu wollen.

Wer kann denn am Ende unter solchen Verhältnissen zufrieden sein? Als ich am zweiten Abend meines Aufenthalts auf der Colonie zu Fuß von Serpa nach Hause zurückging, fing ich mit den Chinesen, die dort miteinander ihre Zopfideen austauschten und von denen zwei schon recht gut portugiesisch redeten, ein kleines Gespräch an.

Selbst diese Chinesen, die doch zum Leben und Gedeihen am Amazonenstrom geboren und prädestinirt zu sein schienen und unbedingt in der Colonie eine vollkommen gute Behandlung genießen, fühlten sich von tiefem Heimweh nach ihrem Macao bewegt. Was soll da erst der Europäer am fernen, alle nur möglichen Entbehrungen und Entsagungen verlangenden Strom sagen? Drängen sich doch selbst die letzten Urzustände bis dicht an die so trefflich angelegte Colonie hinan! Abends, wenn ich allein saß und mir einige Notizen schrieb, hörte ich im nächsten Walde das scheußliche Geheul der Brüllaffen. Zahlreiche, auf den Fußboden meines Zimmers hingelegte Unzenfelle bezeugten die allernächste Nähe dieser schlimmen Feinde. Vor meiner Hängematte lag als Fußdecke das bunte Fell einer Tigerkatze und das der hellgelbgrauen Sussurana oder der hellen, ungefleckten Unze. Ueber mir schwirrten und quiekten die Fledermäuse, welche am Amazonenstrom allerdings auch Menschen anstechen und ihnen Blut aussaugen. Das macht sich in der Ferne ganz romantisch, ganz hübsch; aber wer mit Frau und Kind für immer in solche romantische Scenerie hineinziehen soll, den

mag das beim Anblick von Frau und Kind zur Verzweiflung bringen, und ich rathe jedem ehrlichen Manne das Experiment ernsthaft ab.

Serpa war mein letztes Standquartier am Amazonenstrom. Mein Aufenthalt am „Strom der tausend Inseln" sollte mit dem Prachtvollsten schließen, was die Natur mir vorführen konnte.

Wir hatten eine kleine Spazierfahrt verabredet, um einen kleinen Landsee mitten im Walde hinter Serpa, dessen stille Reize man mir allgemein pries, zu besuchen. In einer kleinen, leichten Montaria ruderten wir einige Minuten den Amazonenstrom aufwärts und bogen dann in einen Igarapé ein, auf welchem bald der grünende Wald uns umgab.

Es war ein sonnenklarer Nachmittag. Der kühlende Wald mäßigte die Tagesglut; über den grünen, durchsichtigen Baumkronen lag rein und wolkenlos der blaue Tropenhimmel. Einzelne Waldvögel zwitscherten ihre regellosen Lieder; kleine Papagaien zankten sich in den Aesten, längs welcher einzelne Affenscharen mit unglaublicher Leichtigkeit dahinschlüpften, während hoch oben auf den äußersten Zweigen mancher Falke sich sonnte und sein scharfes Auge über den Forst hinstreifen ließ. Pontederien blühten auf dem dunkeln Wasser; Cassien und Leguminosen anderer Art bildeten blaue und gelbe Tinten; eine niedliche weiße Asclepia hing in langen Ranken bis zum Fluß hinunter, auf welchem unsere kleine Montaria immer nur mit einiger Mühe sich zwischen den vom Ufer hineingestürzten Baumpartien hindurchwand.

Aber schon öffnete sich der Wald; schon blickten wir aus dem breiter werdenden Igarapé in den Landsee hinaus, als wir von dem Anblick einer prachtvollen Wasserpflanze angezogen und gefesselt wurden.

Zu beiden Seiten unsers Canots trieb in 10—12 Exemplaren die Victoria regia ihre gewaltigen Blätter und herrlichen Blumen.

Ueber 3 Fuß im Durchmesser hielten erstere. Hellgrün, glatt und kreisrund mit stark nach oben aufgeschlagenem Rand lag das dicke Parenchym auf dem Wasser da, von keiner einzigen Ader durchzogen, wohl aber höchst eigenthümlich über einem dicken, kräftigen Adernetz ausgespannt wie auf einem Rost. Sowie der lange, dicke Blattstiel an das Centrum des Blattes herantritt, theilt er sich in acht bis zehn dicke Adern, welche so völlig außerhalb des Blattes liegen, daß sie mit demselben durch ein Zwischenparenchym zusammenhängen, bis sie, gegen den Rand hin dünner werdend, unmittelbar am Blatt anliegen, untereinander durch kräftige Queradern, welche ziemlich regelmäßige viereckige Räume einschließen, innig verbunden und zusammenhängend.

Während nun das Blatt oben ganz glatt ist im ausgewachsenen Zustande und kaum einige kleine Stigmen von halbdurchsichtiger Natur zeigt, ist die untere Seite, alle Adern und der ganze Blattstiel mit Stacheln übersäet, sodaß man es nur mit großer Vorsicht angreifen kann. Ein mit der Unterfläche nach oben gekehrtes Blatt gewährt einen sehr eigenthümlichen Anblick; noch mehr aber eine Blattknospe, wenn sie eben die Oberfläche des Wassers erreicht. Sie ist einige Fäuste groß und, da das Blatt im Jugendzustande vom Rande nach innen aufgerollt ist, dicht mit Stacheln übersäet gerade wie ein aufgerollter Igel.

Weithin prangte eine hochrothblaue Blüte zwischen den riesigen Blättern. Als ich sie erreichte und ihren Bau betrachten wollte, fand ich ihre ganze innere Tiefe von einer mit den Melolonthen nahe verwandten Käferart bewohnt und vollkommen zerfressen. Zwölf bis vierzehn Thiere trieben ihr vernichtendes Handwerk zusammen. Als unser indianischer

Jacoman sie erblickte, nahm er sie hastig zu sich, denn diese Käfer haben, wie er mir sagte, ungemein beruhigende Kräfte, namentlich gegen Kopfschmerzen. Er kannte den Parasitismus dieser Käferart in der Blüte der Victoria regia so sehr, daß er Herrn Becher um die Käfer bat, noch ehe er sie gesehen haben konnte.

Die Pflanze heißt bei den portugiesisch redenden Anwohnern des Amazonenstroms Forna, da die flachen Blätter mit aufgeschlagenem Rande ganz die Form jener Dörrpfannen oder Oefen — fornas — haben, in denen man das Maniocmehl zu dörren pflegt.

Zuletzt fand ich noch eine vollkommen entwickelte, dem Aufblühen ganz nahe Knospe von der Form einer Artischocke. Nicht ohne einige Mühe — denn auch Blumenstiel und Blumendeckblätter sind stark mit Stacheln besetzt — gelang es mir, ihrer habhaft zu werden, um sie im Hause ruhig zu betrachten. Ich legte sie unter die Bank unsers Boots, und wir fuhren in den oben angeführten Landsee hinein.

Wenn nicht Inajapalmen, Javari und Murumuru ihre schönen Häupter über dem Laubwalde hinausgestreckt hätten, man würde den langen, schmalen Landsee für eine holsteinische Waldlagune gehalten haben. Tiefe Einsamkeit und Nachmittagsruhe lag auf dem Forste ringsher, gerade als ob nie Menschen diesen echten Waldsee aufgesucht hätten. Doch fanden wir gleich an seinem Anfange nördlich die deutlichsten Spuren einer ehemaligen Anpflanzung und kamen von dort gar bald zu einem Rancho einer indianischen Familie, in welcher ein portugiesischer Schwiegersohn mit dem alten Familienchef und noch einigen andern Arbeitern vom Holzfällen für die Amazonen-Compagnie, vom Fischfang und höchst beschränktem Landbau lebte. Auch hatte der alte Indianer eine kleine Schmiedewerkstelle und machte eiserne Haken zum An-

geln und Spitzen für Harpunen zum Fangen von Pirarucu und Schildkröten.

Die Leute nahmen uns freundlich auf und gewährten uns arglos einen Einblick in ihr Wald- und Fischerleben nach indianischer Weise, denn hier war der hinzukommende Europäer, jener Schwiegersohn, zum wirklichen Tapui geworden.

Unter einer Veranda saßen verschiedene indianische Weiber mit einer Menge von bronzefarbenen Kindern aus allen Altersperioden und in der unbefangensten Nacktheit. Sie machten kleine Handarbeiten, Hängematten u. s. w., während die Männer das dolce far niente, wozu die Männer am ganzen Amazonenstrom berechtigt sind, trieben. Bogen und Pfeile zum Fischfang, Harpunen mit beweglicher Spitze, Angeln, Ruder u. s. w. bildeten den vorzüglichsten Hausrath, in welchem alles sonstige ganz rudimentär war. Eine der Frauen bereitete uns das Nationalgetränk der Muras, Cäcäcá genannt, was wir nicht ausschlagen durften. Und da ich auf meiner brasilianischen Reise mich vollkommen daran gewöhnt hatte, alles zu verschlingen, was wilde und zahme Menschen verschlingen, so trank ich auch mit der größten Unbefangenheit diese Kakophonie, ein rechtes τρια καππα κακιστα, und fand es ganz gut. Es wird aus dem Satzmehl der macerirten Maniocmehlwurzel bereitet, und zwar mit dem Saft der Wurzel selbst, welcher eigentlich sehr giftig ist. In der Landessprache heißt dieser Saft Tucupi. Durch eine eigene Art des Kochens verliert er aber seine giftige Eigenschaft und gibt dem schleimigen Gebräu einen säuerlich scharfen Geschmack, welcher mittels der Pimentakapsel zu einem starken Brennen gesteigert wird. Nahrhaft ist das Getränk unbedingt. Doch scheint mir eine unvorsichtige Bereitung desselben immer etwas riskant zu sein. Herr Becher bekam in der Nacht darauf starkes Leibschneiden, ob infolge jenes

Maniocwurzelsaftes, kann ich nicht sagen; gegen Morgen indeß war er wieder wohl. Ich empfand nicht das Geringste nach dem Genuß.

Gegen Sonnenuntergang fuhren wir wieder aus der schönen Waldlagune heraus. Aus dem kleinen Igarapé gelangten wir in den mächtigen Fluß hinaus. Aber der seltsame Duft der Victorien am Eingange zum stillen Landsee schien uns zu folgen. Ich sah nach meiner Knospe, und seltsamerweise hatte diese ein wirklich mächtiges Blütenleben begonnen. Ich hielt eine bereits halb offene Wasserlilie, eine Nymphäa von fast 1 Fuß im Durchmesser in der Hand. Kaum hatte ich, im Hause angekommen, Zeit, sie in ein Wasserglas zu setzen, so entwickelte sie ihre volle Pracht, in merkwürdig schneller Weise.

Auf dem dicken, runden Blumenstiel und dem kräftigen Fruchtknoten — beide mit starken Stacheln dicht besetzt — hatten sich die vier äußerlich ebenfalls stacheligen Deckblätter völlig auseinander geschlagen. Mit ihnen abwechselnd ruhten halb auf ihnen vier schneeweiße Blumenblätter, welche dann einen andern Blumenblätterkranz von acht Blättern, diese einen dritten, ebensolchen, einen vierten und einen fünften, alle schneeweiß und immer alternirend, einschlossen. Diese wundervollen, schneeweißen, den Magnolienblättern ähnlichen Petalen bildeten den offenen Theil der Blume. Nun folgte eine neue Reihe von acht weißen, mit rothen Flecken und Streifen gesprenkelten Blumenblättern, und ein folgender Petalenkranz von acht zarten Purpurblättchen, welche beide letzte Reihen über die Stamina nach innen sich hinlegten und so das Epithalamium der Blüte bedeckten.

Somit zählte ich an der aufquellenden Blüte vier Deckblätter und 36 schneeweiße Mittelblätter, acht weiß und roth gesprenkelte innere und acht purpurrothe innerste Blätter, im ganzen 56 Blätter.

Dann folgten die zahlreichen, dicken, konisch abgeflachten, weißen, an den Spitzen blaupurpurrothen Stamina. Die 30 äußern waren unfruchtbar und dicker als die antherentragenden innern. Ihnen folgten in regelmäßiger Kreisstellung 171 fruchtbare Staubfäden, jeder nach innen und oben mit zwei Antheren versehen, der ganzen Länge nach angewachsen oder vielmehr eingewachsen in das fleischige Filament und überragt von dessen blaurother Spitze. Es folgen noch, als innerste Einfassung der Filamentenkränze, 34 kürzere, dicke, fleischige, filamentartige Fortsätze, und nun blickt man in die innerste Höhle der Blume hinein. Ringsum ist diese Höhle von einem aus 34 fleischigen Trabekulen gebildeten Gesimse, den Trägern der eben beschriebenen 34 filamentartigen Fortsätze, eingefaßt.

Auf der napfförmigen, 2 Zoll im Durchmesser haltenden, kreisrunden Oberfläche des Fruchtknotens, in deren Mitte eine pyramidenförmige Säule über einen halben Zoll herausragt, liegen, ausstrahlend von dieser Columella, 34 Stigmen als ganz leichte Erhebungen mit feiner Spalte. Sie führen in 34 Loculamente, von denen jedes mehrere längliche, an den Scheidewänden anhängende Eichen enthält.

Wunderhübsch ist nun noch der Luftapparat der Blume. Durch den ganzen Blumenstiel laufen vier ins Kreuz gestellte Luftröhren. Mit diesen abwechselnd laufen wieder je zwei Tracheen dicht nebeneinander hin, von viel kleinerm Lumen als die vier ersten. Zwischen diesen dünnern Luftröhrenpaaren liegen, mit ihnen einen Kreis bildend, wieder vier Paare noch dünnerer Luftröhren. Alle steigen nebeneinander in den Fruchtknoten hinein und bilden dort in der schwammigen Substanz eine Menge kleiner Luftzellen. Wenn aber beim Reifen der Kapsel die Samen anschwellen, die Kapselloculamente sich ausdehnen und jene Marksubstanz zusammengedrückt wird, so entweicht die Luft, welche die

Blume auf dem Wasser trug, und die Kapsel sinkt in die Tiefe zurück.

Schon um Mitternacht begann die liebliche, kaum zur vollen Pracht aufblühende, duftige Victoriablüte zu welken. Am folgenden Morgen waren die weißen Blätter ziemlich welk und hatten einen leisen rothen Anflug bekommen, sodaß die ganze Blume aus einer weißen Wasserrose eine rothe geworden war.

So gewährt die Blüte der Victoria regia, wenn man die Pflanze unerwartet am stillen See trifft, dem Reisenden und Untersucher wegen der Pracht der Erscheinung, der Sinnigkeit der Anordnung und der Reinheit der Farben nebst dem duftigen Wohlgeruch einen Naturgenuß, eine Herzensfreude, die wahrlich selten ist und die derjenige, welcher die reizende Nymphäenkönigin der Tropenwelt in europäischen Treibhäusern nach der Heimat und den trauten Freundinnen am See des fernen Landes schmachten sieht, nimmermehr nachempfinden, ja nicht einmal ahnen kann.

Und so gewährt sie auch dem, der den poetischen Klängen in der Natur gern lauscht, — und diese schallen überallhin durch den herrlichen Kosmos, — einen lieblichen, elegischen Wohllaut. Das strenge Dornengewand der jungfräulichen Knospe, ihr plötzliches Aufblühen beim Sonnenuntergang, das reine Weiß der duftenden Blume, der hellrothe, bis zum tiefen Purpur gesteigerte Farbenschmelz der innersten, das Epithalamium verschämt verhüllenden Blättchen und das schnelle Welken der holden Mädchenblüte, welche sich im Frühroth mit ganz leichtem Erröthen überdeckt findet, und verwelkt wahrscheinlich bald wieder zu Grunde sinkt, um die Frucht zur letzten Entwickelung zu bringen, — sie sind, diese Momente im kurzen Leben der Victoria regia, Blumenlaute, welche vielleicht manches Herz bewegen und in langhallenden Mollaccorden auftönen machen.

Uaupé apona, Vogelpfanne, heißt in der Sprache des Waldes die Victoria regia, und man hätte ihr diesen Namen lassen sollen. Denn wenn der Windeshauch des Tages die breite Blattschale überflutet mit einzelnen kleinen Wellen, so finden die Waldvögel, auf dem aufgeschlagenen Rande ihrer Apona sitzend, den vortrefflichsten Platz zum Trinken. Im poetischern Norden würde man nachts die Elfen sich auf dem Blatte der Uaupé apona baden lassen.

Ich war eben mit der Anschauung der schönen, hinwelkenden Knospe beschäftigt, als man mir einen Chinesen brachte, dem eben die Dampfmaschine einen Finger zerquetscht hatte. Ich mußte dem armen Zopfträger die Hälfte des Fingers abschneiden. Und doch war er zufriedener damit, als wenn ich ihm seinen Zopf hätte abschneiden wollen. Schlimm genug ist es aber, daß nirgends in der Nähe ein Arzt ist, und in und um Serpa Hunderte von Menschen allen nur denkbaren Gesundheits- und Krankheitseventualitäten ausgesetzt sind. In den wenigen Tagen meines Aufenthalts in Serpa hatte ich hinreichend Gelegenheit, ärztlichen Rath zu ertheilen, wobei es seltsam genug war, daß ich einen Maschinisten mit kleinen Fußwunden traf, den ich vor 14 Jahren schon einmal, als er elend und lebensgefährlich krank in Rio war, im dortigen Hospital behandelt hatte. Er erkannte mich auf den ersten Blick wieder.

Ich schickte mich an, diesen seltsamen Vorposten der Cultur, Serpa und seine Colonie, letztere ein kleines Wallenstein'sches Lager mit einer Besatzung aus vier Welttheilen, zu verlassen. Bis zum letzten Augenblick gewährte er mir volles Interesse. Als ich zum letzten male von Serpa den Feldweg nach Hause ging, fand ich noch einige Seifenbäume (Sapindus), deren runde Früchte einen höchst eigenthümlichen, schleimig fetten Saft enthalten und ein Surrogat für die

Seife liefern. Doch scheint mir das Surrogat ziemlich dürftig zu sein.

Viel bemerkenswerther war nun noch ein mächtiger Sumaumabaum, den man eben wegen seiner Größe verschont und ganz allein im Felde hatte stehen lassen.

Freilich war er ein Riese. Aber eben, daß man ihn für einen ganz besondern Riesen hielt und deswegen stehen ließ bei seinen keineswegs unerhörten Dimensionen, beweist, daß wol manchmal Reisende die Dimensionen von Bäumen auf den bloßen Anblick hin überschätzten oder im Ausdruck des Maßes nicht genau waren.

Wenn ich den Umfang angeben will, den des Baumes Strebepfeiler über der Erde einnehmen, so ist dieser Umfang 76 Fuß. Doch ist beim Messen dieser mächtigen Sapupemas, wie diese Bretbildungen heißen, kaum die Rede von einem wirklichen Stamm. In der That kann man nur von einem Convolut von Fächern, Winkeln und Einbuchtungen reden, die im schrägen Ansteigen um ihren gemeinsamen Mittelpunkt erst auf etwa 24 Fuß Höhe über der Erde zu einem vollkommen runden, festen Stamm verschmolzen sind. Dort war der Stamm aber gewiß nicht über 5 Fuß dick. Seine Höhe bis zur Krone mag immer 40—50 Fuß betragen. Seine einzelnen Aeste haben die Dicke von mäßigen Baumstämmen, und den Namen eines Waldriesen kann man dem Baume gewiß nicht versagen. Daß er aber mächtiger erscheint, als er wirklich ist, kommt von der gewaltigen Entwickelung seiner Wurzelbreter her. Im langsamen Ansteigen bilden sie eine mächtige Holzpyramide, die unten in ihren fernsten Endpunkten einen Durchmesser von 22—24 Fuß haben mag. Doch kann man solche Holzpyramide mit reinem Gewissen keineswegs für den Durchmesser eines Stammes ausgeben; sie ist nur eine mantelartige Draperie, eine Gewandung des Waldfürsten.

Indessen trägt gerade diese seltsame Holzgewandung des im Zusammentreffen der Falten steckenden Stammes am meisten dazu bei, dem Baume einen ganz eigenthümlichen, wirklich spukhaften Ausdruck zu verleihen. Gerade vollkommen blattlos, zwei untere Aeste von mächtigem Kaliber horizontal weithin ausstreckend, bildete er eine imposante, aber grausige Metamorphose, ein alter grauer König Harald, um den man ringsher die Genossen gefällt und verbrannt hatte. Im ersten matten Glanze des eben aufgehenden Vollmondes sah der starre Stamm, in dessen obersten Zweigen noch das letzte Abendroth glühte, wirklich gespenstisch aus. Dazu fingen im Walde hinter ihm die Affen ihren melancholischen, heulenden Nachtgesang an, und mit starken, schnell wiederholten Schlägen klatschten die Delphine mit ihren flachen Schwänzen laut auf dem Wasser, um sich zu locken. Diese Cetaceen werden, so geht der Volksglaube am Amazonenstrom, in Mondnächten zu Menschen, welche am Lande umhergehen, um andere Menschen, und besonders Frauen zu bethören und mit sich in das Wasserreich zu ziehen, worin die Bethörten ebenfalls zu Delphinen werden. Der Volksglaube geht so weit, daß man mir in Serpa erzählte, es wäre einmal ein einfältiger brauner Polizeisoldat einem Durchreisenden, der sich lustigerweise für solchen peripathetischen Delphin ausgegeben hatte, mit großem Amtseifer, aber auch mit vieler Vorsicht von fern einen ganzen Tag gefolgt, um ihn auf frischer That zu ertappen. Die Delphine im Amazonenstrom scheinen mir übrigens eine eigene Species zu sein.

Steckt aber nicht in einer Vollmondsnacht am Amazonenstrom, in dieser Delphinensage, in der Holzerstarrung eines Waldfürsten und in dem lieblichen Blumenleben der Uaupé apona ein ganzer tropischer Sommernachtstraum und der schönste Text zu einer Wagner'schen Zukunftsoper mit Chören von den grünlockigen Inajapalmen und agitirten Recitativen

der am stillen Igarapé umherflatternden Arirambas? Das tiefromantische Wort des Vater Tieck:

> Mondbeglänzte Zaubernacht,
> Die den Sinn gefangen hält,
> Wunderbare Märchenwelt,
> Steig auf in der alten Pracht —

kann immer noch einmal am Amazonenstrom lebendig werden. An Stoff dazu fehlt es dort ganz bestimmt nicht.

Die „mondbeglänzte Zaubernacht" vom 11. auf den 12. August wollte beinahe zu Ende gehen, als mit lautem Spectakel der „Solimöens" unter der Colonie vorbeidampfte und vor Serpa zu Anker ging, — ein Caliban in einer Mirandawelt.

Da hieß es denn aufbrechen und abreisen. Nach wenigen Minuten kamen schon diverse Passagiere vom Schiffe zur Colonie, um das Etablissement zu sehen, besonders aber auch, um Strohhüte zu verkaufen, die sie von Peru mitgebracht hatten.

Letzteres geschah nicht ohne einigen Humor, den ich auf unserer ganzen Reise sich, so oft wir einen Anlegepunkt erreicht hatten, wiederholen sah. Junge peruanische Commis voyageurs, Strohhutjünglinge, von denen sich auf dem Solimöens fünf bis sechs Individuen befanden, warfen sich, sobald nur eine Montaria unter Bord kam, in dieselbe mit einem Packen zusammengelegter Sombreiros. Damit durchliefen sie, hausirende Juden des Westens, die ganze Ortschaft und suchten ihre Waare unter humoristischen Lobpreisungen anzubringen, was ihnen auch ziemlich gut gelang, aber immer einen sonderbaren Eindruck macht, wenn man an die Würde des alten spanisch-amerikanischen Handels denkt.

Um 11 Uhr gingen wir von Serpa fort. Bequem waren die Lokalitäten des Schiffs; aber sie waren mehr für einen kalten Norden als für eine Amazonenstromfahrt berech-

net; wir litten sehr von der Hitze. Indeß hatte ich den Vortheil, daß ich eine Kajüte für mich allein bekam und auch auf der ganzen Fahrt behielt, wie viel Passagiere nach und nach sich auch zusammenfinden mochten.

Schon am Nachmittag oder vielmehr im Mondscheinabend erreichten wir Villa-Bella da Imperatriz, aus welcher trotz der „mondbeglänzten Zaubernacht" ebenso wenig zu machen war wie unter der brennenden Mittagssonne des Johannistags, als ich das erste mal dort an das Land stieg.

Am folgenden Morgen schon, am 13. August, sahen wir Obidos vor uns liegen, den schon besprochenen Ort, der mir, nachdem ich die Verödung am Solimöens erlebt hatte, doppelt civilisirt und angenehm auf seinem luftigen Hochufer erschien und von mir gern noch einmal betreten ward.

Nach wenigen Stunden schon riß die gewaltige Strömung unsern Dampfer mit sich fort, und bald lag der kleine Ort fern hinter uns.

Bei schneller Fahrt von 14 Knoten trat von Moment zu Moment mehr und mehr die Mächtigkeit des Stroms hervor. Weniger dicht am Waldesrand als beim Hinauffahren brauste der Dampfer auf dem grauen Element dahin; alles Waldleben, alle Thiererscheinungen traten ferner, je mehr die Allmächtigkeit des Stroms sich hervorthat und nach mannichfachen Richtungen hin Wasserhorizonte zeigte. So zogen wir bis gegen Abend dahin. Dann bogen wir aus dem breiten Strom in einen schon früher erwähnten Parana ein, der sich in den breiten Tapajoz öffnet.

Eben sank die Sonne unter, als wir vor Santarem Anker warfen. Der schöne Nebenfluß des Amazonenstroms, welcher einem unübersehbaren Landsee glich, glühte im Abendroth; der ganze Westhimmel, die ganze Wasserfläche bildeten ein zusammenhängendes Feuermeer, welches von einzelnen blauen Farbenstreifen durchzogen war und unter dem Hervor-

tauchen zahlreicher Delphine in zitternden Kreisen aufbebte. Friedlich und still lag die Stadt am Rande der Flut. Wir machten einen Spaziergang durch dieselbe und kamen längs des Strandes, an welchem beim Zurücksinken der Wasser sich eine Praya von trockenem Sande gebildet hatte, zum offenen Amazonenstrom, an dessen fernstem Waldrande eben der Vollmond in seltener Klarheit auftauchte. Fast glaubte ich mich auf dem Sandufer des Meeres zu befinden.

Auf dem reinen Sande wimmelte es von Wäscherinnen, Fischern und einzelnen Badegruppen, während Kinder im tiefbraunen Nationalcostüm der vollsten Nacktheit sich im Sande selbst umherwühlten und mit allem andern ein seltsam anmuthiges Bild des Naturlebens im fernen Westen darstellten. Aber der Abend sank tiefer herab. Der alte Commendador Pinto, den wir besuchten, brachte uns in seiner hübschen Montaria an Bord, wo sich neue Mitreisende eingefunden hatten, und so gleiteten wir denn nach flüchtigem Besuche von Santarem am späten Abend aus dem Tapajoz hinaus und verfolgten in der wundervollsten Mondnacht die mächtige Stromgasse gen Osten, die wie ein offenes Meer dalag.

Eine traurige Menschengruppe sah ich am folgenden Morgen, abgesondert von den andern Passagieren, vorn auf dem Verdeck des Schiffes sitzen, — eine Frau, drei Männer und einen Knaben. Alle litten an mehr oder minder heftigen Zeichen der Morphea, jener sogenannten Griechischen Elephantiasis, die in Brasilien so weit verbreitet ist und schon zur Auffindung von manchem gepriesenen, aber immer wirkungslosen Mittel Anlaß gegeben hat.

Ich habe schon bei meinem ersten Besuche von Santarem jenes Costa und seines Mittels Paracary Erwähnung gethan, mit welchem aller Noth der Morphetischen ein Ende gemacht werden sollte. Die Präsidentschaft von Pará schickte

drei bekannte Aerzte zur Untersuchung der Vorgänge nach Santarem und Paracary; und nach genauem Examen stellte es sich heraus, wie es auch im „Monarchista Santaremano" am 11. August gedruckt ward, daß die ganze Geschichte eine Schwindelei gewesen wäre, und Costa selbst, der die Regierung um bedeutende Subsidien gebeten hatte, jetzt dringend darum anhielt, man möchte ihn nur von den Kranken wieder befreien, was man denn auch auf alle Weise zu thun suchte, indem man den so grausam getäuschten Unglücklichen freie Passage auf den Dampfbooten der Amazonen-Compagnie gewährte, wohin sie nur immer verlangten.

So zerstreuten sich denn jene Unglücklichen von Paracary und Santarem aus längs des ganzen Amazonenstroms, sodaß die Anwohner des Flusses unangenehm von ihnen afficirt wurden. Fast überall sträubte man sich gegen ihren Aufenthalt; als auch einer dieser Unglücklichen in Villa-Bella oder Prainha blieb, verfolgte man ihn so und trachtete ihm sogar so entschieden nach dem Leben, daß er sich im nahen Walde ein kleines Hüttchen baute und nur bei einzelnen Gelegenheiten sich heimlich in den Ort hineinschlich, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse sich einzukaufen, gerade als ob er im alten Palästina lebte.

Unsern Kranken an Bord ging es natürlich ganz anders. Man hatte ihnen ein hübsches, luftiges Quartier eingeräumt und zeigte ihnen alle Aufmerksamkeit, leistete ihnen alle Dienste; ich habe nicht ein einziges mal bemerkt, daß irgendjemand am Bord ihnen auch nur sichtlich und unfreundlich ausgewichen wäre, wenn auch jeder sich peinlich bewegt fühlte bei ihrem Anblick.

Prainha erreichten wir schon am folgenden Morgen, um es bald und schnell wieder zu verlassen. Von dort an schien der Strom nicht im geringsten weiter gefallen zu sein von seiner Höhe; und in der That läßt sich auch bis dorthin,

ja bis Santarem hinauf, wie einige Leute behaupten, in einer periodischen Verlangsamung der Strömung, in einem gewissen Aufstauen des Wassers, eine Art von Flut nachweisen.

Auch zeigt sich am Walde von Prainha schon in der Vegetation ein gewichtiger Repräsentant des letzten Amazonenstromabschnitts. Zu herrlichen Säulengängen zusammengedrängt und an einzelnen Stellen schon einen ganzen Wald bildend, tritt wieder die Meritipalme auf, die stolze Königin des Waldgebiets besonders am Tocantins und Gran-Pará. Ich hatte kurz vorher Gelegenheit gehabt, eine heranwachsende Mauritia in nächster Nähe zu sehen. Ueber 12 Fuß lang war der dicke, saftige und doch so feste Blattstiel, bevor er sich zum Ausstrahlen zu einem Fächer bequemt. Ein Mann müßte schon mit ganzer Kraft anpacken, um ein einziges solches Blatt aufzuheben und wegzutragen. Und von diesen Blättern sind 12—20 auf einzelnen Stämmen, während unter ihnen im Kreise 6—10 Fruchttrauben hängen, jede bis 200 große, braune Früchte tragend. Aber hochauf ragt dennoch der edle Baum, das vollendete Bild von Ruhe, Majestät und zugleich lieblicher Anmuth, und trägt ungebeugt die gewaltige Last der Krone.

Es sind diese Mauritien mit der Popunhopalme oder Pirijáo, mit den verschiedenen Astrocaryen, Javari, Tucuman und Murumuru, mit Inaja und den unendlich schlanken Euterpen doch wol die edelsten Erscheinungen im Walde und am Strome der tausend Inseln.

Am Strom der tausend Inseln! Unwillkürlich drängt sich dieser Ausdruck immer wieder dem Reisenden auf, wenn er den Amazonenstrom hinunterfliegt. Ein Stromarm verschlingt sich mit dem andern, einer trennt sich vom andern, einer nach dem andern umfaßt eine Inselgruppe und öffnet einen Süßwasserhorizont nach dem andern, in welchen der

von Peru kommende Schiffer immer das Meer zu sehen glaubt, ohne Salzwasser zu finden, und immer von neuem an das alte Wort der Neugier denkt: Mare, an non? Ist das denn nicht das offene Meer?

So trieben wir den ganzen Tag stromabwärts und kamen an jenen schönen Höhenzügen vorbei, welche von Monte-Alegre anfangend sich in der kleinen Serra da velha pobre an die luftigen Tabuleiros von Paru und Almeirim anlehnen. Dann durchschifften wir das Süßwassermeer vor der Mündung des Xingu, wo alles im Strahlenglanze der scheidenden Sonne aufglühte. Hellauf schien der Wald zu lodern; hellauf wallte die flüssige Glut des Stroms. Es dunkelte schon, als wir vor Gurupa hielten. Dort bekamen wir noch über ein halbes Dutzend Passagiere, einen padre reverendissimo mit seiner Concubine und Sohn, Schwägerin und Schwiegermutter, welche in aller Naivetät du vice mit uns die Fahrt fortsetzten. Solche kleine penchants der brasilianischen Geistlichkeit zur Fleischlichkeit dürfen gar nicht mehr auffallen, wie wir wol einmal später Gelegenheit haben werden, diese Herren auf ihren Wegen aufzufinden, die in ihrer Liederlichkeit oft wirklich humoristisch sind.

Gerade um 12 Uhr nachts kamen wir zu jener Stelle, wo mitten in einem langen, schmalen Kanal die Insel Itacoara, jener seltsam gestaltete Waldblock, als Wegweiser den Punkt bezeichnet, von wo aus der Amazonenstrom seinen schmalen Verbindungsarm und mannichfaltige kleine Kanäle dem Gran-Pará zuschickt. Wir verließen den riesigen Amazonenstrom und fuhren auf stillem, dunkelm Wasserpfad mitten im Walde dem Gran-Pará zu.

Die stille Nachtfahrt zwischen dunkeln Waldasylen, in welche der Mond vergebens sein helles Licht zu werfen versuchte, ward für einige Zeit unterbrochen. Wir trafen eine mit Gütern beladene Dschonke, welche untergesunken war und

eben nur mit vereinten, rüstigen Kräften vieler gerettet werden konnte. Solche Kräfte aber enthielt nur das Dampfboot; und der Kapitän Catramby glaubte sich der Hülfe und dem Beistande nicht entziehen zu dürfen. Die Arbeit gelang auch, und wir dampften weiter, ohne mehr als einige Stunden verloren zu haben.

Kaum konnte der breite Solimoëns durch die Aturia, die schon früher erwähnte Waldenge hindurchkommen. Es schien im Mondschein, als ob er jeden Augenblick links oder rechts den Wald streifen und in dessen Zweigen hängen bleiben müßte. Doch schlüpften wir unangetastet hindurch und fuhren nun einige Morgenstunden in einer fast stagnirenden Kanalwelt. Man hätte wirklich an eine in Wald verwandelte Stadt denken können, ein vegetabilisches Venedig, der Wald durchschnitten von tausend stillen, dunkelgrünen Lagunen, auf denen in bunter Reihe Pontederienpartien umherschwammen, ganz nach Art venetianischer Gondeln.

In Breves war — denn es war der 15. August und Mariä Himmelfahrt — Kirchenfest und eine freundliche Morgenscene, in welcher neben vielen Weißen auch indianisches Volk sein Wesen trieb. In diesem Orte werden am zahlreichsten jene bunt angemalten Thongefäße, die für den Amazonenstrom recht charakteristisch sind, verkauft. Ich erstand eine ganze Menge Schalen und originelle Blumengefäße, während der Dampfer, zum letzten male für unsere Tour, Holz einnahm; und um 10 Uhr ging unsere Reisegesellschaft, nachdem noch einige Passagiere und einiges Vieh eingenommen waren, weiter.

In großartigen Dimensionen öffnete sich dann, nachdem wir die uns nahe stehende Palmenwelt längs der vielfach verschlungenen Kanäle südlich und südöstlich von der Insel Marajó verlassen hatten, der Gran-Pará vor uns. Immer häufiger, immer breiter wurden die Süßwasserhorizonte auch

hier wieder, immermehr wurde ich an den offenen Ocean erinnert. Frisch und kräftig wehte ein kühlender Ostwind über den Strom, über die Bahia do Marajó daher. Eine Menge weißer Segel, dort auf kleinern Canots, hier auf größern Igarités, und drüben auf leichtem Schooner mit scharfgeschnittenem Vorbug, glänzten weithin längs der bewegten Fläche, einem kleinen Meer voll von regsamem Handelsleben.

Da nun der Gran-Pará ziemlich lebhaft an Ebbe und Flut theilnimmt, so durften wir uns nicht wundern, daß, als nachmittags ein Stagniren der mächtigen Wasserfläche, deren Strömung uns bisher günstig gewesen war, eintrat und als gegen Sonnenuntergang selbst dieses Stagniren aufhörte und das ganze Süßwassermeer rückläufig ward, wir unsere Fahrt nur langsam fortsetzen konnten und nur kleine Distanzen zurücklegten.

Die Hochfluten im August und September sind an der brasilianischen Küste bedeutend, sodaß das daherrollende Meer seine Bewegungen bis weit in die Ströme aufwärts fortsetzt. Das empfanden auch wir. Sei es, daß die Bucht von Marajó von den fernen Wellen des rollenden Oceans, von dem wir uns immer noch in gerader Linie über 30 geographische Meilen entfernt befanden, angeregt und in Bewegung gesetzt ward, sei es, daß eine vom frischen Ostwind allein hervorgerufene Eigenbewegung die Fläche aufwühlte: aus der anfangs gekräuselten Bucht ward ein aufgeregter Landsee, aus diesem bald ein leichtwogendes Meer. Unser Solimõens, ein nahezu 200 Fuß langes Fahrzeug, fing an, rhythmisch auf- und abzusteigen wie ein kleines Boot, während recht unrhythmisch und disharmonisch Kinder und Weiber zu stöhnen und zu schreien anfingen und es bis zum Erbrechen, zur vollen Seekrankheit brachten.

Erst nach Mitternacht kam einige Ruhe in die bewegten

Wasser und mit ihr einiger Schlaf über die Jammernden und Leidenden.

Als aber die „rosenfingerige Erigeneia" uns weckte, lag der Solimöens längst vor Anker vor Belem do Pará. Ein allgemeiner Aufstand bewegte sich in allen Ecken und Enden des Schiffs, und der Menschenknäuel, Weiße und Farbige, Kranke und Gesunde, und allerlei Geschlecht und Thiere nach ihren Gattungen, wickelte sich ab nach dem Ufer hinüber.

Bald waren denn auch meine Kisten und Kasten ans Land gebracht; und noch hatte ich das Haus des Herrn Tappenbeck nicht betreten, als mir dessen unermüdlich freundlicher Handelsgesellschafter, Herr Brambeer, schon entgegenkam, um mich, gerade wie sein bald darauf vom Landhause zur Stadt kommender Freund, Herr Tappenbeck, mit neuer Güte und mit der alten Freundschaft zu überschütten und zu fesseln.

Als ein Fremder betrat ich, als ich von Pernambuco kam, ihr Haus, und sie nahmen mich wie einen ihnen längst Bekannten vollständig in Beschlag. Als ich von Cametá zurückkehrte, waren sie mir liebe Freunde geworden; als ich vom Amazonenstrom wiederkam, waren sie mir dieselben freundlichen, aufopfernden Genossen. Und wie viel Freundlichkeit ich auch auf meiner ganzen Reise von guten, freundlichen Menschen genossen habe, so darf ich es dennoch nicht verschweigen, daß die beiden genannten Herren Tappenbeck und Brambeer in Belem do Pará, unter allen sich den ersten Platz erworben haben.

Zur Freundlichkeit dieser Herren bei meiner Rückkunft gesellte sich denn auch die Freude, gar viele und liebe Nachrichten von Europa vorzufinden, obgleich ein furchtbares Ereigniß vorlag. Da nun einmal Fürsten und Völker nicht hören wollen, obwol zu keinen Zeiten die Vorsehung nachge-

lassen hat zu mahnen und zu strafen Völker und Fürsten, so hatte auch neuerdings der Herr ein furchtbares Gericht halten müssen am Mincio und um Solferino und hatte sie alle geschlagen, sodaß Tausende von Kaiserlichen und Königlichen die Gefilde bedeckten. Keine Siegesfanfaren hatten die grande victoire der entsetzten Welt mitgetheilt; sondern tief gebeugt und beschämt waren die Treiber der Völker — denn Gott hatte sie geschlagen — nach Hause gegangen und auf den todten Leibern der Gefallenen war bereits die Friedenspalme, vor allen Palmen doch wol die edelste und lieblichste, aufgewachsen.

Und die möge fortwuchern in unsaglicher Fülle, mehr noch wie die Millionen von Mauritien am Gran-Pará und Amazonenstrom.

Ich brachte noch einmal in Erwartung des Dampfboots, mit dem ich von Pará nach Pernambuco zurückkehren wollte, eine behagliche Woche im erstgenannten Orte zu und gedachte mit Freude an die Erlebnisse der letzten Monate, wenn mir auch bei der Schnelligkeit meiner Reise und der ungünstigen Jahreszeit, d. h. dem hohen Wasserstande des Stroms, manche wesentliche Erscheinung an jenem Weltflusse entgangen war.

Besonders waren mir zwei Thierformen entgangen. Nur ein einziges mal konnte ich, und auch da nur auf Augenblicke, einen jungen Lamantin (Manatus americanus), der in einem Fischteiche gefangen lebte, zu sehen bekommen, wie oft ich auch sonst diese eigenthümlichen Sirenen des Amazonenstroms in ihrem weiten Revier entdeckte, wenn sie die Schnauze schnüffelnd und athmend aus dem Wasser heraussteckten. Selbst in Manáos, wo das Fleisch dieser Fischsäugethiere (peixe boi, Ochsfisch genannt) als ein geläufiges Nahrungsmittel auf den Markt kommt, ward zur Zeit meines Aufenthalts daselbst kein Lamantin gefangen. Der hohe

Wasserstand hinderte den Fang der Thiere. Das Thier, was ich in einem Teiche sah, war schwarzgrau mit einzeln stehenden weißen Flecken.

Auch der Poraque oder elektrische Aal Gymnotus war nicht zu finden, obwol er den Leuten sehr wohl bekannt ist als Bewohner stiller Buchten und Landseen. Humboldt's unsterbliche Beschreibung des Kampfes zwischen Pferden und Gymnoten sagt alles über die seltsamen Thiere.

Und endlich wollte es sich auch nicht fügen, daß ich das schnelle Heranströmen einer Springflut, die Pororoca, bei Pará zu sehen bekam, obwol das Phänomen gewaltig genug ist und kleinen Schiffen sehr gefährlich wird. Ich war zu keiner Springflutzeit in Pará.

Zu einem hübschen Ausfluge am Sonntag den 21. August gab mir die Colonie von Nossa Senhora do O' Gelegenheit, ganz in der Nähe von Pará.

Seitdem das Anlegen von Colonien in Brasilien Tagesfrage geworden ist und überall Colonisationsunternehmungen, gute und schlechte, auftauchen, hat man sich auch in der Provinz Pará an solche Unternehmungen gemacht und versucht, unter mannichfaltigen Bedingungen Leute herbeizuziehen, von woher sie immer zu bekommen sein mochten.

Es versuchte denn auch ein Herr Jozé do O' de Almeida, ehemals in der Marine angestellt, jenseit des Guajará, jenes Armes vom Gran-Pará, an welchem die Stadt Pará liegt, auf der Ilha das Onças eine Colonie zu gründen und sie unter den Schutz unserer Lieben Frauen von O' zu stellen, eine Heiligkeitspotenzirung der so vielfach gemisbrauchten Mutter Gottes, deren Grund und Ursachen ich nicht weiter kenne.

Ich segelte bei frischem Winde in einer guten halben Stunde zur Insel hinüber und ward von dem Unternehmer mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Die Aussicht von

der Colonie ist wunderhübsch. Jenseit des Guajará, der gewiß 3000 Klafter breit ist, liegt die Stadt Pará in ihrer ganzen Länge und Breite und hat ein vornehmes Ansehen.

Was aber die Colonie selbst betrifft, so gewährt sie einen desto kümmerlichern Anblick. Um nun den thätigen Unternehmer, der mit seiner Colonie recht eigentlich pro aris et focis kämpft, denn er hat sein Geld hineingesteckt, nicht zu kränken, will ich die Colonie von Nossa Senhora do O' nach dem Bericht durchgehen, den Jozé do O' de Almeida selbst in der „Gazeta official" von Pará am 20. Juli 1859 kurz nach dem Besuche des Präsidenten Frias de Vasconcellos publicirt hat.

Nach einigen einleitenden Worten des Unternehmers, den wir selbstredend einführen wollen, kommt eine

Topographie des Terrains. Die Lage der Colonie ist malerisch und angenehm, getrennt von der Hauptstadt durch den schönen Fluß Guajará, der hier am Ufer eine kleine Bucht bildet. Als solche ist sie anerkannt von denen, welche sie leidenschaftslos betrachten.

Die Ueberfahrt läßt sich zu jeder Stunde Tages und der Nacht und bei Fluten und Ebben bewerkstelligen.

Diese Leichtigkeit der Schiffahrt befähigt die Colonisten, ihre Producte zu jeder Tageszeit nach dem großen Markt der Hauptstadt zu bringen, ohne viel Zeit für die Arbeit zu verlieren, und gibt ihnen zugleich Gelegenheit, sich mit dem Nothwendigen für ihr Familienleben zu versehen; und sie leben zufrieden und glücklich (contentes e satisfeitos?).

Wahr ist es, daß das Land niedrig ist und den äquinoctialen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Dieser Umstand indeß, weit entfernt, dem Ackerbau Abbruch zu thun, der auf jenem Boden getrieben wird, begünstigt ihn und macht ihn noch ergiebiger. Solche Irrigationen, die die Natur auf jenen Ländereien bewirkt, sind mit industrieller Kunst herge-

stellt in denjenigen Ländern, welche im Ackerbau an der Spitze stehen.

Die Beispiele, die man in Europa in großen Ackerbauanstalten sieht, bestätigen diese Wahrheit. Und verdankt man die reichlichen Ernten, welche man am Rande des Nil hält, nicht den Ueberschwemmungen, welche in gewissen Jahreszeiten dort stattfinden?

Die Erfahrung, welche die auf der Colonie wohnenden Leute machen, bestätigt gleichfalls diese Behauptung. Die fruchtbare Vegetation, welche die Kraft und Fülle dieses Bodens kennzeichnet, ist der kräftigste Beleg von dem, was ich eben gesagt habe. Er ist von kleinen Igarapés durchschnitten, welche als Flußstraßen dienen, und zugleich stagnirende Wasser, welche sich vielleicht irgendwo finden möchten, ableiten. Auf ihnen passiren die Colonisten in ihren Montarias oder kleinen Canoas, wenn sie aus ihren Häusern mit Landesproducten nach der Hauptstadt gehen.

Das Niveau des Landes ist nicht unter dem, auf welchem der Regierungspalast steht, nach ganz genauen, kunstgemäßen Untersuchungen.

Das ist das Feld, auf welchem die Feinde der Colonie die Waffen der Verleumdung schwingen, indem sie das Land für unfähig zu irgendeinem Anbau erklären. Die Ausführung von Cultur und Ackerbau, welche man auf ihm sieht, beweist das Gegentheil.

Ich habe eingesehen, daß der Boden an einigen Stellen sich nicht zu gewissen Aupflanzungen eignet vom Februar bis April jedes Jahres. In den andern neun Monaten blüht alles und trägt Frucht, sowie nur der Samen dem Boden anvertraut ist und Sorge und Eifer stattfinden.

S t r a ß e n u n d W e g e. Ich hatte, so berichtet Herr von O' weiter, einige Straßen angelegt, um die Verbindung im Innern der Colonie zu erleichtern; aber der Mangel

an Armen, um sie immer rein zu erhalten, hat Gebüsch darüber hinwachsen lassen, welches sie versperrt und unpassirbar gemacht hat.

Diese Schwierigkeit hat mich genöthigt, nur Picaden oder enge Wege durch den Wald zu machen, welche die Verbindungen nach verschiedenen Punkten der Colonie erleichtern.

In den von Igarapés durchschnittenen Gegenden sind diese die Verbindungswege, wie ich schon gesagt habe.

Ackerbau im allgemeinen. Der Ackerbau, welcher in der Colonie stattfindet, entspricht nicht der Zahl der Colonisten, welche in ihr wohnen.

Trotz reichlicher Ernten, welche die in kleinem Maßstab den Boden bebauenden Colonisten halten, ergeben diese Colonisten sich mehr der Industrie, natürliche Producte zu gewinnen. Auf Rathschläge und verständige Anmahnungen, die ich ihnen mache, antworten sie, daß sie als freie Leute thun, was ihnen gut dünkt. Ueberschlägen, welche ich ihnen vorlege, um die Vortheile des Ackerbaues zu zeigen, geben sie nicht hinreichend Gehör.

Wenn Ueberredung nicht die Menschen, welche keine Lust haben zur Arbeit mit Hacke und Pflug, überzeugt, so wird Strenge das noch weniger thun. Schon ist es vorgekommen, daß sich einige Personen von der Colonie zurückgezogen haben, die ich zur Arbeit zwang, um nicht in ihre Indolenz und Herumtreiberei einzustimmen. Was kann ein Director mit Leuten solchen Schlags anfangen? Von der Zeit und Ueberredung zur Arbeit etwas hoffen?

Trotz dieses Uebelstandes wird Ackerbau im großen und kleinen getrieben. Zuckerrohr, Cacao, Reis, Baumwolle, Urucu, Mais sind Pflanzen, welche besonders auf diesem Boden angebaut werden. Wenn auch der Boden besonders sich zur Cultur des Zuckerrohrs eignet, so schickt er sich doch auch zur Pflanzung aller Gemüse- und Industriepflan-

zen, wenn die Colonisten sich einmal dieser Arbeit hingeben wollen.

Werkstätten. Von den Werkstätten, welche ich — Herr von O' — in der Colonie aufgestellt habe, habe ich kaum die Sägemühle beibehalten. Diese kann ich wirklich nicht unterdrücken wegen des Nutzens, den sie der Colonie gewährt. Sie arbeitet in den Flutzeiten, wenn die Zuckermühle aus Mangel an Material nicht arbeiten kann, d. h. wenn die Colonisten kein Zuckerrohr gebracht haben. Außerdem ist sie eine Wohlthat für die Tagelöhner wegen des Tagelohns, was dieselben mit dieser Werkstatt verdienen.

Außerdem habe ich unterdrückt mit Nachtheil beim Verkaufe von Geräthschaften und Maschinen die Werkstätten von Schmied, Tischler, Drechsler und die Fabrik von Eingemachtem und Liqueurs, weil die Einnahme nicht die Ausgaben deckte; alles ging auf in Tagelohn und Handhabung von Werkstätten und Fabriken.

Außer diesem gewichtigen Grunde hatte ich der Anempfehlung zu gehorchen, welche mir unser angebeteter Monarch machte, ich sollte mich nur mit Ackerbau beschäftigen und alle sonstige Manufactur weglassen, weil er einsah, daß die Verwickelung verschiedener Industriezweige die Entwickelung des Landbaues hinderte.

Solcher gewichtigen Anempfehlung bin ich pflichtschuldigst nachgekommen.

Unterricht und Krankenpflege. Ich habe in der Colonie eine Leseschule gegründet, in welcher der Lehrer von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends unterrichtete. Sie war offen für die Colonisten beider Geschlechter und jeglichen Alters, sowie für die in der Nachbarschaft der Colonie wohnenden Leute, die sich ihrer bedienen wollten. Von 150 Colonisten besuchten kaum 31 die Schule, und diese auch nur auf meine Nöthigung, die erste Pflicht zu erfüllen,

welche alle zu erfüllen haben. Die Schulbesucher, welche sonst nicht lesen konnten, schreiben und lesen heute leidlich.

Als ich nun sah, daß die Colonisten nur zwangsweise die Schule besuchten, ward ich verdrießlich und schloß sie wieder, um eine meinen Wünschen nicht entsprechende Ausgabe zu vermeiden.

In einer eigenen Druckerei ließ ich unter dem Namen „Der Colonist von Nossa Senhora do O'" ein eigenes Journal drucken und herausgeben, mit der Absicht, ackerbauliche und industrielle Verfahren, wie solche in civilisirten Ländern angewandt werden, zu verbreiten und die Colonisation in dieser Provinz zu beleben und anzuregen. Ich mußte aber dieses Unternehmen aufgeben, weil die Einnahme der Unterzeichnungen nicht für die Ausgaben hinreichte und die wenigen disponibeln Hülfsmittel dieses Deficit nicht ertragen konnten.

Der Vortheil, der aus der Veröffentlichung dieses Journals entsprang, war die Entstehung eines Verzeichnisses von Landbauverfahren und industriellen Processen von der größten Nützlichkeit für die Provinz. Die Sammlung, die aus ihnen besteht, ist allen denen zu Gebote, die diese Processe kennen lernen wollen.

Da aber die Typographie durch das Aufgeben des Journals unnütz geworden ist, gehe ich damit um, sie zu verkaufen.

Zwei Krankenzimmer waren vorhanden für die Pflege von Colonisten beider Geschlechter in Krankheitsfällen. Ich mußte sie schließen, weil ich nicht die daraus erwachsenden Ausgaben bestreiten konnte. Solange sie offen waren, habe ich an den Kranken, die in ihnen behandelt wurden, die Mildthätigkeit ausgeübt, die der gute Christ ausüben soll.

Baulichkeiten. Ueber diesen Punkt habe ich nur das zu früher Gesagtem hinzuzufügen, daß, da das Vorhandene

an Baulichkeiten zum Betrieb der Niederlassung hinreichend ist, ich keine Bauten weiter gemacht habe. Das Vorhandene ist einfach, ohne Aufwand, aber fest und sicher.

Gesundheit. Die der Lokalität anklebende Krankheit ist Wechselfieber; andere erscheinen und verschwinden nach den Jahreszeiten, wie in allen Lokalitäten. Die an die örtliche atmosphärische Constitution gewöhnten Colonisten zeigen sich robust und widerstehen der endemischen Krankheit. Im gegenwärtigen Augenblick ist kein einziger Colonist krank.

Diese Besonderheit des Krankseins ist der Kriegspunkt gewesen, gegen welchen die Gegner der Colonie zu Felde gezogen sind, indem sie den Platz für unbewohnbar erklären. Sie erinnern sich nicht, daß diese Eigenthümlichkeit, welche überschwemmte Ländereien begleitet, verschwinden wird mit dem Anbau und der Cultur des Bodens, und daß man Ländereien mit ungesunder Beschaffenheit sich hat umwandeln sehen in gesunde und bewohnbare durch Mittel, welche der menschliche Geist in solchen Fällen anwandte.

Schon heute leben die Bewohner dieser Colonie in besserer Gesundheit nach Anbau, Cultur und Wasserableitung, die man eingeführt hat.

Die Erfahrung wird auch ferner diejenigen, welche zur Colonie gehören möchten, von diesem Vorurtheil, worin sie leben, frei machen.

Gottesdienst. Die Kapelle von Nossa Senhora do O' ist nicht fertig, weil ich für andere Nothwendigkeiten aufkommen mußte, die ebenso wichtig sind wie die Danksagung gegen das höchste Wesen. Ich beabsichtige ernsthaft die Beendigung dieses Gebäudes und werde das thun, sobald die Geldmittel es erlauben.

Die Religion, welche die Mehrzahl der Colonisten bekennt, ist die katholisch-apostolisch-römische. Doch zwinge ich niemand, der eine andere Religion hat, der unserigen zu

folgen. Ich lasse sie den Befehlen ihres Gewissens nachkommen und ihrer Erziehung, solange sie keine Tempel erbauen. Toleranz in Religionssachen ist eine Nothwendigkeit in Colonien, vorausgesetzt, daß in ihnen verschiedene Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse sich finden.

Und nun kommt im Bericht des Herrn von O' de Almeida unter der Ueberschrift „Colonisação" das Bekenntniß, daß das Colonisiren schwer ist; sein eigener „genio emprehendedor", wie er solch Speculationsgelüst nennt, womit die göttliche Vorsicht ihn begabt hat, hat ihn nach ernsten Lectionen von solcher Schwierigkeit überzeugt.

Die Provinzialkasse lieh ihm acht Contos de Reïs (etwa 6000 Thlr.), um die ersten Anfänge zu machen mit ausländischen und fremden Colonisten; aber „die angewandte Summe ging verloren mit der Flucht einiger, mit dem Tode anderer". Vivem contentes e satisfeitos, sagte aber Herr von O' erstlich. Darauf wollte er die ebengenannte Summe geschenkt haben; aber das verweigerte man ihm, und nun ging er nach Rio, um beim Kaiser und dem Ministerium Hülfe zu finden. Man machte einen Contract mit ihm, doch hinderte der schlechte Ruf, den das Klima von Pará genießt, die Anwerbung von fremden Colonisten, obgleich mit Agenten, Menschenjägern und Anwerbern viel Geld verloren ging. Auch werden die ausländischen Consuln beschuldigt, daß sie zur Verhinderung von solchen Anwerbungen beigetragen haben und daß die überlebenden Verwandten der Gestorbenen die Zustände, in denen sie sich befänden und welche sie durchgemacht hätten, übertrieben. Vivem contentes e satisfeitos, sagte aber Herr von O' erstlich. Inmitten dieses Wirrwarrs von Inconsequenzen sagt er denn ganz richtig: „Der Süden von Brasilien kann noch günstig für Colonisation sein, weil dort Klima, Ackerbau und Nahrungsmittel denen der Colo-

nisten ähnlich sind. Im Norden jedoch wird die Colonisation, wenn sie nicht unausführbar ist, sehr langsam und schwierig sein."

So sieht sich denn der Mann ohne Muth und ohne Kraft und verlangt dennoch, daß man ihm „verlassene Waisenkinder und arme Leute beider Geschlechter zuschicke zum Colonisiren"! In Rio hatte er 30 Contos (24000 Thlr.) von der Regierung bekommen und nun verlangt er, daß man die daran geknüpften Bedingungen aufhebe und ihm das Geld schenke oder in kleinern Abtragungen abbezahlen lasse.

Wenn ich nun endlich mein Urtheil ablegen soll, so ist die Colonie Unserer Lieben Frauen von O' ziemlich bestimmt mit das Kümmerlichste, was ich gesehen habe auf dem Felde des Colonisirens. Taktlose Wahl des Ortes, taktlose Verfassung im Innern und die allerleichtsinnigste Weise, Menschen herbeizuziehen und zu halten, charakterisiren sie vollständig. Im Grunde ist auch der ganze Sinn von der Colonie wol nur der: der Gründer erkannte in dem Boden auf der Ilha das Onças einen vortrefflichen Zuckerrohrboden. Aber zur Anlage einer Zuckerplantage alten Stils mit Negersklaven hatte er kein Geld. Da ward die Mutter Gottes angerufen und ihr der Schwindel unter dem Namen einer Colonie zugeschoben, an welchem Schwindel der Unternehmer doch noch zu Grunde geht.

Glücklicherweise sind trotz aller Projecte des Herrn von O' nur 127 Menschen in der Colonie, und unter ihnen nur 37 Leute, die im Felde arbeiten. Hoffentlich wird kein Mensch mehr nach diesem kleinen Cayenne hingerathen.

Ich schlug dem Manne vor, die ganze Geschichte an die Regierung abzutreten. Das möchte er auch gern; aber die Regierung gibt wol Geld zu Colonisationsspeculationen, mag aber nicht gern selbst arbeiten in diesem Felde.

Wenn man nun diese Misère mit eigenen Augen ansieht und untersucht im fernen Pará und dann liest, welche Lobrede der alte Marquis von Olinde unterdeß der Colonie von Nossa Senhora do O' in den gesetzgebenden Kammern hält, da kann man sich eines bittern Unwillens nicht erwehren und nur wünschen, daß der gute, alte Marquis endlich unschädlich gemacht werde.

Das Hübscheste drüben auf der Unzeninsel, der Stadt Pará gegenüber, sind die polymorphen Rhizophoren mit ihren langen Keimauswüchsen, — sind lustige, blühende Bignonienranken, prachtvolle Sterculiaceenblüten, eine Schar zarter Pontederien und Sagittarien mit großen, dreiblätterigen Blumen, die wie Schmetterlinge im Winde hin und her sich wiegen.

Um dieser schönen Creaturen willen muß man nach Nossa Senhora do O' hinüberfahren. Das andere ist alles nur Humbug.

Am folgenden Tage nach meiner Excursion zur berühmten Colonie Nossa Senhora do O' kam das Dampfboot Parana, dasselbe, womit ich schon einmal von Rio nach Bahia gefahren war, den Fluß heraufgerauscht. Gleich nach seiner Ankunft erfuhr ich, daß der alte, gemüthliche Santa-Barbara, der mehrfach auch von mir erprobte Seemann, für diese Reise sein Führer wäre.

Es ward alles zur Abreise fertig gemacht. Meine Kisten und Kasten mit manchen hübschen Sammlungen wurden zugenagelt und zugeschlossen, und da gerade der hamburger Schooner Alexander vom Hause des Herrn Tappenbeck beladen ward und nach wenigen Tagen nach dem Kanal, eventualiter Hamburg segeln sollte, so hatten auch bei dieser Gelegenheit meine oft genannten Freunde die große Güte, die Einschiffung meiner Sachen besorgen zu wollen.

Am 24. August begleiteten sie mich an Bord des Dampf-

boots, und ich nahm Abschied von jungen, wackern Männern, die ihr nordisches, treues Herz in seinem vollen Werthe, seiner ganzen Geltung unter dem Aequator zu bewahren gewußt hatten.

Um 12 Uhr mittags zog der Parana seine Wasserstraße stromabwärts, und gar bald lag das stattliche Belem do Pará weit hinter uns.

Der riesige Fluß, den wir hinabrauschten, öffnete sich in seiner vollen Mächtigkeit. Kaum erkannten wir die Insel Marajó im Nordwesten; immer gewaltiger ward der Wasserhorizont, immer oceanischer das Ansehen des Stroms. Eine Menge kleinerer und größerer Segel versuchten keck und kühn die graue, wogende Fläche in vielbewegtem Seetanze, an dem auch unser Parana, nicht eben zum Vergnügen der mitfahrenden Passaglere, bald lebhaft theilnahm in langsamem Takte.

Ein heftig wehender Nordost und die mit Macht in den Strom hineinbrechende Flut, viel mehr aber noch ein Uebelstand in der Maschine des Dampfboots, den wir nicht erfahren konnten, verlangsamten so sehr unsere Fahrt, daß wir uns beim Hereinbrechen des Abends noch in der Mündung des Flusses befanden. Obwol wir einen ausgezeichneten Lootsen am Bord hatten, so waren wir, da das ferne Ufer des Festlandes bald nicht mehr erkannt werden konnte, genöthigt, mit dem Bleiloth unsern Weg zu tappen, was immer ein ängstliches Reisen ist in Gewässern, deren Grund nicht so meisterhaft genau untersucht ist wie die Nordsee.

Um 9 Uhr abends ward nördlich gesteuert. Um 1 Uhr ward das Sondiren ganz aufgegeben und der Cours nach Maranhão eingeschlagen. Dennoch erblickten wir, als der 25. August heraufgraute aus dem Meere, noch den Leuchtthurm von Salinas hinter uns und wir mußten uns gestehen, daß wir in 18 Stunden Fahrt einen sehr geringen

Weg zurückgelegt hatten. Den ganzen Tag erkannten wir öde, fast ganz unwirthliche Sandufer im Südwesten, die See war leicht bewegt und unsere Gesellschaft fast durchweg schwer seekrank. Erst am 26. August gegen Abend erkannten wir den Itacolumi von Maranhão mit seinem Leuchtthurm, einen Hügel oder Berg, welcher für die vom Norden kommenden Schiffe zur Orientirung dient. Vorsichtig näherten wir uns der breiten, aber gefährlichen Einfahrt von S.-Luiz de Maranhão; die eben angezündeten Lichter von S.-Marcus und Ponta da Area zeigten uns zwar den Weg; aber unser Senkblei warnte uns dringend vor Untiefen, sodaß wir in ziemlicher Entfernung von der Stadt unsern schweren Anker hinabrasseln ließen zu großem Trost und vielfacher Beruhigung seekranker Gemüther auf unserm Schiffe.

In ihrer vollen Großartigkeit that sich am folgenden Morgen, gerade wie bei meinem ersten Besuche, die Bucht von Maranhão vor uns auf. Ein frischer Seewind strich über Land und Meer dahin. Eine dänische Brigg, eine französische Barke und eine Menge kleiner Fahrzeuge flogen, von dahinschießender Ebbe getragen und schräg gegen den Wind auffegelnd, an uns vorüber, um gleich hinter der Ponta da Area den Seetanz zu beginnen. Eine Sandbank nach der andern that sich auf; bei der Zeit der heftigen Neumondsfluten im August, denen eine außerordentlich niedrige Ebbe entspricht, schien wirklich die ganze Bucht sich in trockenes Land umwandeln zu wollen. Eine lange Sandbank dehnte sich dicht neben unserm Dampfer hin, sodaß unser Parana fast von ihr aufs Trockene gesetzt worden wäre. Das Wrack eines großen Dreimasters, von dem wir bei der vollen Flut nur den einen Mastkorb hatten herausragen sehen, lag so vollkommen auf dem Trockenen, daß einzelne Leute hinzukamen und trockenen Fußes um das Schiff herumspazierten.

Bald begann ein buntes Bootsgewimmel um unsern Dampfer. Große Kohlenboote kamen, um uns mit frischem Brennmaterial zu versehen; mit unglaublicher Gewandtheit warfen die Neger sich die Kohlenkörbe, in welchen die Kohlen herübergeschafft wurden, einander zu; Waaren wurden gelöscht, Farinhasäcke für Ceara eingeladen, Passagiere wurden geholt und gebracht; — das Getümmel nahm kein Ende, wobei es denn höchst lustig war, den Kampf anzusehen, den die Boote mit der ab- und zulaufenden Flut zu führen hatten.

Jetzt erfuhren wir auch, warum unsere Fahrt so langsam und etwas ängstlich gewesen war. Ein unaufhörliches Hämmern in unsern Dampfkesseln verkündete uns, daß einige Tuben derselben gerissen waren, daß man nur mit großer Vorsicht hatte heizen können, eine Vorsicht, die mich an ein anderes kleines Seeabenteuer auf dem kleinen Küstendampfboot Parana auf der Fahrt von Bahia nach Canavieiras an der Küste von Ilheos erinnerte, wo ich all mein Geld verloren hatte, unser Schiff schwer leck war und nun noch ein Tubus sprang und unser fast sinkendes Fahrzeug eine Zeit lang ohne Führung umherballotirte.

Um all der dröhnenden und klirrenden Kesselflickerei zu entgehen und um einige Besuche, ärztliche und sociale, zu machen, begab ich mich ans Land. Noch einmal durchstreifte ich das freundliche Maranhão. In seinem öffentlichen Garten blühten Plumieren und Plumbagineen; am Kasernenplatz glühten die Staubfädenwedel von purpurfarbigen Sterculiaceen herab. Von wo man nur immer auf die schöne Bucht hinabsehen konnte, sah man flatternde Segel; über ihnen kreischten Möven; Reiherscharen zogen dahin, eine ganze Horde von rothen Löffelreihern flog über dem Manglegebüsch umher, ein prachtvoller Anblick, wie es deren nur wenige gibt.

Nach einigen freundlichen Stunden in einem lieben Familienkreise suchte ich gegen Abend unsern Dampfer wieder auf, nicht ohne einige Mühe, denn die Flut lief mächtig herein aus dem Meere. Erst am folgenden Tage, Sonntag den 28. August, und zwar erst um 6 Uhr nachmittags, gingen wir wieder in See.

Nach zwei recht bewegten Tagen, in denen uns ein bald nördlich, bald südlich vom Osten abweichender Wind entgegenwehte und unsern Dampfer höchst unliebenswürdig schaukeln machte, sahen wir abends spät das Feuer von Ceara, ohne daß wir Anker werfen konnten. Die Nacht war höchst unangenehm; bei dem vielfachen Wenden des Schiffs nahm dasselbe alle möglichen Positionen und Bewegungen an, die erst dann etwas stabiler wurden, als wir uns am folgenden Morgen (31. August) dem etwas gedeckten Ufer nahen und neben einer englischen Barke vor Anker gehen konnten.

Daß Ceara mitten in einer afrikanischen Oase liegt, habe ich schon früher erzählt. Das Salzmeer auf der einen Seite, Sandberge auf der andern und Kokospalmen ringsher waren indeß noch nicht genug, um das libysche Bild zu vollenden. Seit einiger Zeit sind noch 14 Kameele mit ihren respectiven Beduinen angekommen, und man hofft vielen Fortschritt von den neuen Thieren und Menschen, die sich dort sehr gut zu befinden scheinen.

Von allen Seiten her kamen die Sturmvögel der Küste, leichte Jangadas, auf uns los und brachten in unablässigem Kommen und Gehen Säcke mit Kohlen, Kokosnüsse, Hühner und Ladung, unter letzterer sogar ein Pferd, dessen Ueberschiffung ungemein belustigend war. Den ganzen Tag dauerte dieses Hin- und Herfliegen der Jangaden, die oft nur aus fünf Stämmen bestanden; die ganze fernere Fahrt bis Pernambuco sahen wir sie. Scheinbar bald im Wogen-

drang und Meeresschaum tief begraben, bald ganz losgerissen von der Flut und darüber hinstreichend wie fliegende Fische schwärmten sie überall umher, oft so fern vom Lande, daß die tollkühnen Waräger auf ihnen schwerlich noch Land erblickt haben mögen! Und dennoch fällt nie irgendein Unglück vor mit diesen wunderlichen Argonauten!

Sowie in Maranhão, so kamen auch in Ceara verschiedene Passagiergruppen an Bord, und um 5 Uhr gingen wir in See. Aber ein frischer Wind und vielbewegte See empfingen uns, und die Nacht vom letzten August zum 1. September zur Zeit des Neumonds ließ uns sehr lebhaft empfinden, daß es auch gegen das Cap Roque hinwärts herbstliches Wetter geben könnte.

Doch begann der September mit milderer Miene. Unsere Fahrt in der allernächsten Nähe der Küste, wo die uns entgegenfließende Meeresströmung viel weniger stark war, ward von einzelnen ferner abliegenden Riffs, z. B. den Lavadeiras gedeckt, und nachdem wir die hervorspringenden Punkte Ponta do Mel, do Tubarão und dos 3 Irmaões gemacht hatten, kamen wir in vollkommen ruhiges Fahrwasser, in einen wirklichen Kanal, dessen Einfassung seewärts freilich nicht gesehen werden kann, denn sie liegt unter dem Wasser, wenige Fuß tief. Dicht vor einem kleinen Oertchen fuhren wir am Nachmittag vorüber, aus dem die Leute neugierig zu uns herüberschauten, und kamen am Abend spät bis vor Torres, einen kleinen Ort nordwestlich vom Cap Roque und nicht zu verwechseln mit dem unter Palmen versteckten und bereits erwähnten Oertchen Toiras, gleich südlich vom Cap Roque. Vor dem erstgenannten Torres mußten wir zu Anker gehen, einmal, weil wir nachts aus dem Felsenkanal längs der Küste nicht wohl hätten hinausfinden können, und dann auch, weil wir doch in der Nacht vor Rio-Grande do Norte,

20*

wo wir die Post und Passagiere aufzunehmen hatten, auf offener See nichts hätten anfangen können.

Dem ruhigen Ankerplatze vor Torres verdankten die Passagiere eine behagliche Nacht und die Dampfschiffahrts-Compagnie einige Tonnen ersparter Kohlen, wofür beide dem alten Santa-Barbara gewiß ihren Dank schuldig sind.

Beim frühen Morgen des 2. September liefen wir weiter, nicht ohne neuen Grund, unserm alten Nereus dankbar zu sein. Nördlich von unserm Wege lag auf einem kleinen, submarinen Riff, welches sich noch auf keiner Seekarte befindet, eine schöne, große Barke. Der Mittelmast war schon umgefallen; sonst schien das stattliche Schiff noch gut zusammenzuhängen. Es war ein österreichisches Wrack, von Antwerpen nach Pernambuco bestimmt. Als das Schiff vor einigen Wochen sich der Küste in der Nacht nahte, hatte es noch tiefes Fahrwasser gefunden; aber schon nach einer Viertelstunde ward es so fest auf die Felsen gesetzt, daß keinerlei Manöver es wieder flott machen wollte. Man hatte sich zum Schiffbruch entschließen müssen. Von dem nahen Rio-Grande do Norte ward Hülfe geschickt, und man barg die freilich havarirte Ladung. Menschenleben kamen nicht dabei um; die ganze Besatzung hatte das Schiff verlassen können und sich nach Rio-Grande do Norte begeben.

Gleich darauf fuhren wir an dem rothen Thonabhange, dem einzigen Kennzeichen des nur wenige Fuß hohen Cap Roque vorbei und hielten, wieder in offener See, vor dem Fort der Heiligen drei Könige von Rio-Grande do Norte. Das Umherschwanken daselbst bis gegen Nachmittag war recht lästig. Am meisten aber waren einige Passagiere zu bedauern, die sich in Rio-Grande in ein Boot eingeschifft hatten, um den Parana zu gewinnen. Sie wurden arg von den Wellen umhergeworfen. Unter ihnen befand sich auch der österreichische Kapitän jener gestrandeten Barke, Lusina aus Fiume

mit seiner Gemahlin, ein stattliches, wirklich hübsches Ehepaar von guter Erziehung. Beide hatten ihren Ausflug in die Welt theuer genug bezahlt; das Schiff war ihr Eigenthum und nur zum Theil versichert.

Eine ziemlich schlimme Nacht folgte dem bewegten Tage, weswegen sich denn einige seekranke Damen und schreiende Kinder angenehm erquickt fühlten, als am folgenden Morgen ein ruhiges Fahrwasser unser Dampfschiff aufnahm. Wir befanden uns an der Barre von Parahyba do Norte, wo wieder ein Schiff, ebenfalls eine Barke, unter chilesischer Flagge auf einem Riff festsaß, aber noch gerettet werden zu können schien, wiewol die Mannschaft eines kleinen brasilianischen Kriegsschooners, der unter dem Fort von Capedello ankerte, sich bis dahin vergebens bemüht hatte, das mit Kohlen beladene Schiff wieder flott zu machen. Wir fuhren den Fluß hinauf bis dicht zur Stadt, mußten aber nach einer Stunde schon den Ankerplatz bei ablaufender Flut räumen und bis zum Städtchen Capedello wieder hinunterlaufen, um nicht im Morast liegen zu bleiben. So kam es, daß ich die freilich unbedeutende Stadt von Parahyba do Norte nicht besuchen konnte und auch diesmal nur mit meinem Fernrohre betrachtete.

Capedello, ein Fischeridyll unter dichten Kokospalmen, gewährte uns einen hübschen Ankerplatz und wundervollen Anblick, einen echten indianischen Anblick, der unsere Passagierwelt ans Ufer lockte, ohne daß sie bedachten, daß alle indianischen Scenerien von einiger Entfernung aus betrachtet viel hübscher sind als in nächster Nähe angesehen. Herren und Damen suchten spazieren zu gehen; das ging aber nicht aus Mangel eines guten Wegs. Sie setzten sich unter einen großen Baum, mußten aber wegen der Ameisen sich Stühle kommen lassen. Ich konnte mit meinem Fernrohre vom Schiffe aus allerlei nervöses Zucken bei den Leuten erkennen und bin überzeugt,

daß sie von Ameisen und Mucuim ganz gehörig gebissen worden sind.

Mit ihrem Zurückkehren von Capedello kamen denn auch bedeutende Mengen von Passagieren von Parahyba, was wir etwa zwei Meilen fern liegen sehen konnten, den Fluß hinuntergesegelt, mercantilische Raubvögel verschiedener Nationen, die sich zu seltsamem Zwecke in Parahyba zusammengefunden hatten.

Das erste Handelshaus daselbst, ein Herr Vinagre (Essig), hatte einen sehr großen, wie es schien, etwas zweideutigen Bankrott von 600 Contos (500000 Thlr.) gemacht. Sowie man das in Pernambuco erfahren hatte, hatten die dabei betheiligten Häuser ihre Agenten hingeschickt, um zu retten, was zu retten wäre; und dadurch schien die Geschichte noch complicirter geworden zu sein. Der ganze Schwarm der Commis voyageurs wollte gerade mit dem Parana zurückkehren und überfiel uns wie ein Heuschreckenheer.

Diese Strichvögel sind nun in Südamerika ebenso lästig wie in Nordeuropa. Wir empfanden ihre Gegenwart auf dem Parana ziemlich unangenehm. In der Kajüte war großes Gedränge; alle Cabinen waren voll, alle Betten in Beschlag genommen. Der Jammerruf eines jungen brasilianischen Ehepaares, was etwas spät an Bord kam und sich ohne Bett befand, rührte mich; und ich trat ihnen meine sehr hübsche Cabine ab, ohne daß ich irgendein Bett dafür fand, was für mich kein Unglück war, denn ein Reisender braucht kein Bett; er schläft auf jeder horizontalen Fläche.

Ein etwas stürmisches Mittagsessen folgte dem stürmischen Andrange der Passagiere, und unsere Abfahrt zog sich so spät hin, daß wir, nachdem wir kaum zum Fort von Capedello herausgekommen waren, sogleich wieder Anker werfen mußten, indem unser Lootse erklärte, es wäre zu dunkel, um das Schiff an den rothen Tonnen vorbei in See zu bringen.

Eine allgemeine Verstimmung mit vielen guten und schlechten Witzen begann. Ihr folgte die originellste Nacht. Alles lag voll von Passagieren; Sofas, Rohrbänke, Tische und Stühle, alles war occupirt. Und dennoch waren noch nicht alle gelagert. Bis spät in die Nacht hinein schlichen einzelne Gestalten im Halbdunkel des langen Saales umher und tappten nach einem Platze, fanden aber alles besetzt. In meiner Jugend spielten wir viel ein Spiel: eine Hälfte der Mitspielenden muß sich auf die heimlich von der andern Partei den einzelnen zugewiesenen Stühle setzen; setzt man sich auf einen verkehrten Stuhl, so wird man fortgeprügelt.

So ungefähr ging es auf dem Dampfboot. Mit großer Aengstlichkeit und Vorsicht setzte sich der eine oder andere auf die Ecke einer schon besetzten Bank oder eines Tisches, um sich dann langsam weiter einzuschmuggeln, bekam aber in der Regel einen sehr demonstrativen Schlag mit der Hand oder eventualiter einen Fußtritt des vom Hospitanten aufgeweckten Schläfers und mußte wieder abziehen. So irrten wol ein Dutzend Leute, jeder einen Nachtsack unter dem Arme, lange zwischen den Schnarchenden oder Fluchenden umher, bis jeder Plan, unter Deck ein Obdach zu finden, aufgegeben ward. Ich glaube, jeder war froh, als es tagte und wir aufbrachen.

Wir gingen in See. Anfangs ging die Fahrt leidlich. Bald aber fing es stark an zu blasen und der Parana tüchtig an zu stampfen. Am Nachmittag kam noch ein höchst interessantes Regenwetter dazu, und es war wirklich kaum zum Aushalten mehr vor Regen und Wind auf dem Verdeck, vor Seekrankheit im großen Saale.

Endlich sahen wir Olinde durch den grauen Regen hindurchschimmern und bald erkannten wir hinter hoch aufschlagenden Brandungen Pernambuco. Der Hafenlootse kam, aber mit dem leidigen Trost, daß wir bis 6 Uhr uns draußen umhertreiben müßten, ehe er das Schiff über die Barre bringen könnte.

Während die seekranken Passagiere darüber in ein Jammern ausbrachen, setzten sich die Gesunden an den Mittagstisch, wo ich — denn ich saß zum letzten male bei meinem alten Commandanten — die Gesundheit vom Kapitän Santa-Barbara trank. Möge es dem alten Schout-by-Nacht gut gehen!

Zwei bis drei mächtige Rollwellen, in denen der Parana fast zum Umwerfen sich wälzte, verkündeten uns, daß wir in den Hafen einliefen. Mitten im Sturm, Regen und Abenddunkel löste sich das Menschenchaos, die meisten etwas elend und blaß, auseinander. Unwillkürlich dachte ich an jenes:

Schämt euch nicht, ihr Blassen;
Wog' ist starker Wiking!

Achtes Kapitel.

Letzter Aufenthalt in Pernambuco. — Rückkehr des Verfassers auf dem englischen Dampfboot Tyne über St.-Vincent und Lissabon nach England und über den Continent nach Lübeck.

Mit meiner Rückkehr nach Pernambuco am 4. September war meine brasilianische Reise beendet; und nicht ohne die allerlebhafteste Sehnsucht sah ich der Rückkunft des englischen Dampfpacketschiffs Tyne entgegen, welches, von Europa kommend, wenige Tage vor meiner Rückkehr nach Pernambuco daselbst wie immer angelaufen war und nun nach zehn Tagen, von Rio-de-Janeiro zurückkommend, auch mich dem heimischen Norden wieder zuführen sollte.

Unterdeß schwebten all die gewaltigen, all die lieblichen Bilder, die ich am Amazonenstrom vor Augen gesehen hatte, auf und ab vor dem innern Auge; ja der ganze Norden Brasiliens drängte sich noch einmal zusammen in einen gemeinsamen, großen Rahmen, um mir für mein ganzes Leben unvergeßlich zu bleiben.

Aber doch konnte ich, wenn ich beim Scheiden von dem gewaltigen Lande einen Blick auf diesen Nordtheil von Bra-

silien zurückwarf, nicht ohne einige Bitterkeit oder vielmehr Verzagtheit das Land ansehen.

Das bedeutendste Stück von Brasilien liegt in der Tropenzone; sein mächtigster Strom, der König unter den Strömen, fließt in seiner ganzen Länge von Tabatinga abwärts zwischen dem Aequator und vier Graden südlicher Breite dem Meere zu und bietet einem geregelten Anbau unendliche Schwierigkeit.

Solange portugiesische Zwingherrschaft zur Arbeit antrieb, solange man Indianer in einer modificirten Sklaverei hielt und sich in hinreichender Menge Neger von Afrika kommen lassen durfte, solange blühte der Ackerbau, die Viehzucht, und Brasiliens Norden entwickelte sich.

Seitdem aber die Indianer als ganz freie Menschen leben, seitdem der Sklavenhandel oder vielmehr die Sklaveneinfuhr von Afrika her verboten ist, — denn Sklavenhandel und Sklaventhum herrscht noch dem Gesetz nach durch ganz Brasilien, — seitdem hat auch die durch gezwungene Indianer und gekaufte Neger hervorgerufene frühere Production und Weiterentwickelung im Landbau mächtige Rückschritte gemacht, Rückschritte, die im ganzen brasilianischen Norden überall unverkennbar sind und mit Schrecken sich geltend machen im Handel und Wandel.

Da bleibt denn nur die rüstige europäische Kraft übrig. Brasilien soll von allen in der Tropenzone liegenden Ländern zum ersten male den Beweis führen, daß mit europäischer Arbeit, europäischen Kräften und mit der Arbeit und den Kräften europäischer Descendenten ein Tropenland angebaut werden könne, während im fernen Osten, in Indien und auf den Sundainseln einheimische Kräfte oder doch die nächsten Nachbarn dieser einheimischen Kräfte sich zur Arbeit regten und die Europäer kaum etwas anderes als die Leitung dieser Arbeit übernahmen.

In Brasilien ist das ganz anders; ich möchte fast sagen, in Nord-Brasilien findet das Gegentheil statt. Hier wollen die Eingeborenen, wie wir die aus früher eingewanderten Europäern, Negern und Indianern zusammengeronnenen und herausgewachsenen Menschenelemente nennen müssen, Europäer herbeiziehen, um die aussterbenden Sklavenkräfte zu ersetzen und Gewinn zu ziehen aus der Arbeit der Fremden. Wenigstens ist das die Meinung derer, die Ländereien in jenen Gegenden besitzen und schon angefangen haben, aus denselben mittels arbeitender Kräfte Nutzen zu ziehen.

Zur Erreichung dieser Zwecke scheinen mir aber, solange die jetzigen Verhältnisse in Brasilien fortdauern, unüberwindliche Hindernisse im Wege zu liegen. Der freie europäische Einwanderer, wenn es deren gibt für den Norden Brasiliens, erkennt gar leicht den Werth seiner Arbeit, mit der man ihn zum Nutzen eines Landbesitzers gebunden halten möchte. Nur auf eigenem, auf seinem Boden will der Ankömmling arbeiten und allein mit seiner Familie die Früchte der Arbeit genießen. Ein im alten Sklavensystem erzogener Landbesitzer aber hat von solchem Streben nach Selbständigkeit bei einem armen Europäer gar keinen Begriff und darf es gar nicht dulden, wenn er inmitten seiner ausgedehnten Ländereien nicht zu Grunde gehen will. Es treten sich hier zwei Elemente gegenüber, die sich nie miteinander versöhnen können, die sich nur im Vernichtungskampfe begegnen. Schlagende Beweise davon haben wir gesehen bei allen Privatunternehmungen, — am Mucuri, beim Unternehmen des Almeida do O' und selbst bei der Colonieanlage an der Mündung des Rio-Negro in den Amazonenstrom.

Dazu kommt noch ein anderer, sehr bedenklicher Umstand. Wenn in Süd-Brasilien ein im ganzen gesundes Klima die dortigen Landstriche den europäischen Einwanderern zugänglich macht und ihre Arbeit segnet, dürfen wir das

durchaus nicht in dieser unbedingten Weise vom Norden sagen. Hier ist eigentlich jeder Fluß, jedes ackerbaufähige Land ungesund und feindlich jeder freien Einwanderung von Europa her; hier kann nur mit der allergrößten Sorgfalt, mit der ängstlichsten Vorsicht irgendein Colonisationsversuch angestellt werden oder muß vielmehr, um offen und wahr mich auszusprechen, mit der allergrößten Sorgfalt, mit der ängstlichsten Vorsicht vermieden werden. Man gehe nur die Flüsse und Ströme, die ich nördlich von Rio besuchte, auf und ab; man sehe nur die wenigen Menschen, die sich dort angesiedelt haben, unbefangen an; man erkundige sich nur nach dem, was an Krankheitserscheinungen vorgeht, und man wird sich glücklich schätzen müssen, daß man selbst aus den pestbringenden Wassern lebend davonkommt.

Im weitesten Maße ist das vom Amazonenstrom zu sagen, diesem großen Repräsentanten der brasilianischen Tropenflüsse. Schon in der Stadt Pará, in der doch so vieles zur Aufrechthaltung der Gesundheit geschehen ist, beginnt das Krankheitselend. Von 350 Deutschen, die im Jahre 1836 dort eingeführt wurden, lebten nach einem Jahre nur noch 90 Menschen. Es war eine entsetzliche Sterblichkeit unter ihnen. Dem ungesunden Klima bot eine schändliche Behandlung und vielleicht auch ein wüstes Leben der Menschen selbst die mörderische Hand. Ich konnte von diesen Deutschen auf der ganzen Tour von 500 deutschen Meilen auf dem Riesenstrom nur noch zwei Individuen finden und sprechen. Sie erzählten mir viel Trauriges, viel Empörendes!

Der Stadt Pará gegenüber liegt jene krüppelhafte Colonie von Nossa Senhora do O'! Hier gehen drei Monate rein verloren wegen hoher Gewässer, und zwei andere Monate wegen Wechselfieber unter den Colonisten. Die Leute haben mir das in Gegenwart des Unternehmers Almeida selbst erzählt. Solche Thatsachen sehen höchst ernst aus.

Und wenn nun auch einmal eine Reihe von Colonie-punkten durch Einwanderung angelegt würde, und unter großer Mühe zu einigem Aufblühen gebracht und in einer hektischen Jugendperiode erhalten würde, was wäre die Folge? Eben das, was die Stadt Pará den Europäern allerdings furchtbar macht, das Gelbe Fieber. Von Pará bis Tabatinga bildet der Strom eine ununterbrochene Linie, die den vollsten Anschein von Anlage zum Gelben Fieber, wenn sich auf ihr Leute mit Anlage zu dieser Krankheit finden, hat und immer haben wird.

Und wenn man nun bedenkt, wie es mit der Gesundheits-aufsicht von seiten des Staats, der Regierung aussieht, da übersteigt die Nachlässigkeit, die Gewissenlosigkeit wirklich alle Begriffe. Wo habe ich denn, sowie ich der Stadt Pará den Rücken gewandt hatte, tüchtige Aerzte gefunden? Etwa in Santarem, Obidos, Manáos, Teffé oder Olivença? Und wenn sie für ihre eigenen Landeskinder nichts thun, was würde man für ausländische Niederlassungen thun? Wer die Indolenz einer Verwaltung kennen lernen will, der gehe längs des Amazonenstroms aufwärts!

Mein letzter zehntägiger Aufenthalt in Pernambuco war eigentlich nur ein Abschiednehmen von dem Orte und manchen lieben Menschen, die ich dort kennen lernte. Wenn solch flüchtiges Kennenlernen schon zu einem Ausspruche berechtigt, so sage ich freudig und gern, daß mir die kleine deutsche Menschengruppe, die ich in Pernambuco auffand, den allerbesten Eindruck gemacht hat. Es schien mir ihr Leben und Treiben ein frisches, Natur und Kunst gleich innig liebendes zu sein.

Nicht ohne Sorge hatte ich, je näher die Ankunft des englischen Packetboots von Rio heranrückte, von den Fenstern meines Hotels aus auf die offene See hinausgeblickt. Das herannahende Septemberäquinoctium machte seine wellen-

erregende und fluteuerzeugende Gewalt geltend. Mächtig donnerten die Wogen des Oceans gegen das Riff des Hafens an und schlugen selbst in weißen Schaummassen darüber hinweg. Je näher nun die Zeit des Vollmonds heranrückte, desto höher hob sich auch die Flut und erreichte gerade am 14. September, einen Tag nach dem Vollmonde, ihr Maximum, an demselben Tage, an welchem die Tyne von Rio zurückkehren sollte und wirklich auch zurückkehrte, um vor Pernambuco die Post und Passagiere aufzunehmen.

In bedeutendem Wogendrange der offenen See blieb der große Dampfer eine gute halbe deutsche Meile vom Hafen entfernt vor Anker liegen. Ihn zu erreichen mit offenem Boote war eine höchst fatale Aufgabe, die ich, wenn ich anders nach Europa wollte, lösen mußte. Schon am 4. September, als ich mit dem Dampfboot Parana von Pará nach Pernambuco gekommen war, hatte man mir die Schwierigkeit, im September sich auf dem in offenem Meere ankernden Dampfschiff einzuschiffen, vorgestellt und mir gerathen, mit dem genannten Parana nach Bahia zu gehen, um mit voller Sicherheit im dortigen Hafen das englische Packetboot zu erreichen. Damals hatte ich das für überflüssig gehalten. Als ich aber nun am 14. September die Situation übersehen konnte, bereute ich es, nicht bis nach Bahia gegangen zu sein.

In einem höchst zweckmäßigen Walfischfängerboote mit fünf Mann Besatzung versuchte ich denn gegen 5 Uhr nachmittags mein Heil. Der ganze Binnenhafen war bewegt; doch kümmerte mich das sehr wenig. Als ich dagegen beim Leuchtthurm, an dem die See bis zur Laterne hinaufspritzte, um die Tartarugaklippe herumbog und mich nun im nächsten Augenblicke im wildesten Wogenrollen befand, ward mir das Athmen doch ein wenig beengt, und die nächsten 1000 Klafter Seefahrt, auf der ich von den beweglichen Wasserbergen

in den mannichfaltigsten Modulationen auf- und abgeworfen wurde, bildeten einen höchst pikanten Anfang meiner Rückreise nach Europa.

Weiter in die See hinaus erschien mir das Meer nicht so schlimm; aber nun kam eine wirkliche Gefahr, das Anlegen an das Dampfschiff und sein Besteigen. Das riesige Schiff rollte wie ein Stückchen Korkholz hin und her, auf und nieder. Bald schlug der Rand des Radkastens, auf den ich hinaufsteigen sollte, in das Wasser hinein, um sich nach wenig Secunden wieder 12 Fuß hoch in der Luft zu befinden. Bald schrie man mir von oben zu, ich möchte lieber wieder umkehren und gar nicht anlegen; bald hieß es, ich möchte schnell machen, indem gerade ein ruhiges Moment wäre. Ein dickes Tau ward uns zugeworfen. Wenn ich mich daran festhalten wollte, rief mir ein Offizier zu: „Halten Sie sich nicht fest!" Wenn ich es wieder losließ, so flog mein Boot wieder davon. So fehlte es nicht an schreienden Rathgebern; aber eigentliche Hülfe konnte mir nicht geleistet werden.

Eine tüchtige Prallwelle, die, vom Dampfboot zurückschlagend, mein Boot halb mit Wasser füllte und mich total durchnäßte, entschied allen Zweifel. Ich packte, trotz der Interpellation von oben, das mir hingeworfene Tau fest an; es riß mich aus meinem Boote heraus, sodaß ich daran kletternd auf die Treppe am Radkasten gelangen konnte. Bald folgten mir meine Sachen nach, und ich war eingeschifft.

Am Bord vom Dampfboot erfuhr ich denn, warum man mein Kommen mit einer gewissen Aengstlichkeit betrachtet hatte. Unmittelbar vor mir war ein Boot mit Goldkisten zum Werthe von 25000 Pf. St. an das Dampfboot angelangt. Man hatte dasselbe unter den Radkasten gerathen lassen; dort war es in Stücke zerschlagen worden und mit seiner kostbaren Ladung untergesunken. Die Ruderer konnten gerettet werden.

Nach einer unruhigen Nacht sollte am folgenden Tage um 9 Uhr aufgebrochen werden. Der bedeutende Geldverlust aber und der Umstand, daß am 15. September die See etwas ruhiger war, wurden Ursache, daß man uns aufhielt und einen Taucherapparat von Pernambuco herausschickte. Alle Einleitungen zu dem Tauchversuch bewiesen indessen, daß die Kerle, die mit dem Apparat gekommen waren, ihre Sache nicht verstanden, sondern es lediglich auf Prellerei und Rumtrinken abgesehen hatten. Unterdeß kamen noch verschiedene Passagiere, selbst einige Frauen und Kinder an Bord. Man hatte einen Korbstuhl mit Stricken versehen, sodaß er an eine Schiffswinde aufgehängt werden konnte. Dieser Stuhl ward in die nach und nach ankommenden Boote hinabgelassen; das zu transportirende Individuum ward hineingesetzt und festgebunden. Im Nu ward dann die Last, als ob sie in einem Sack Kaffee bestände, aufgehißt und kam auch jedesmal glücklich an Bord, obgleich einige Frauen todtenblaß waren, als sie das Schiff erreichten, und ein Mann ohnmächtig auf eine Bank gelegt werden mußte, um sich dort zu erholen.

So kam alle Mannschaft glücklich an Bord. Und als nun die Taucherzurüstungen zu keinem Resultate führen wollten und das Dampfboot unmöglich länger aufgehalten werden konnte, ließ der Kapitän die Anker lichten.

Blutroth sank gerade die Sonne hinter dem stattlichen Pernambuco unter und sandte zuckende Lichter hoch hinauf an den Westhimmel, als unser mächtiger Dampfer, der eisernen Bande, die ihn diesmal an brasilianischem Grund gefesselt gehalten hatten, los und ledig, in einem weiten Bogen sich wandte und östlich davoneilte mit kraftvollem Räderschlage. Auf dem breiten, schönen Verdeck standen zahlreiche Passagiere, die noch lange hinüberschauten nach dem immer tiefer in den Ocean und die Abenddämmerung

hineinsinkenden Continent, — vielleicht keiner mit so ernsten Empfindungen wie ich selbst. Seit dem Januar des Jahres 1838 hatte ich dem Lande fast ununterbrochen angehört, meine beste Kraft, meine besten Lebensjahre in demselben angewandt und gewiß nicht ohne mannichfachen Nutzen aufgeopfert. Seitdem ich im August des Jahres 1857 wieder in Rio von der österreichischen Fregatte Novara ausgeschifft war und ich, selbst vertrauensvoll mit der mir vollständig trauenden brasilianischen Regierung meine Reiseansichten ausgetauscht hatte und meinen Reiseplan ausführte, glaubte ich, wie denn mancher sich in seinem Leben zu einer weiter ausgreifenden Thätigkeit berufen glaubt, ich könnte vielleicht für das weite brasilianische Kaiserreich ein Schützer und Förderer des Besten werden, was dem jugendlichen, aber unter mancher von den Vätern her ererbten Sünde leidenden Staate zu Theil werden könnte, des einwandernden deutschen Elements, eines freien, von innerer Gesittung gezügelten, von eigener moralischer Kraft gebändigten, nicht von veraltenden Sklavenzüchtern und Speculanten unterdrückten und tyrannisirten. Dafür schien die Regierung mit ganzer Kraft und schönen, ihr zu Gebote stehenden Mitteln auftreten zu wollen, bis es mir aus mehr als einem Ereigniß, mehr als einer Abwickelung verworrener Verhältnisse, mehr als einer ängstlichen Berücksichtigung von privaten Interessen angesehener und übermüthiger Ochlokraten, die meistens die schlimmsten Tyrannen sind, ziemlich klar ward, daß die Zeit der vollsten Freisinnigkeit, des offensten Entgegenkommens, der unbefangensten Aufnahme jenes fremden einwandernden Elements noch nicht gekommen wäre, daß selbst die freie, unverfälschte Bekennung des reinen Evangeliums nur im Wortlaut der Constitution des Landes geduldet wäre. Solange Brasilien nicht die Fessel einer sogenannten katholischen Landeskirche brach, blieb der ganze Staat

eben ein Kirchenland, eine Kapitanie von Rom, — und zur Förderung solcher römischer Curieninteressen irgendetwas zu thun, dafür hatte ich nie einen Beruf gespürt, ebenso wie ich gegen alle diejenigen, welche zur Förderung ihrer Privatinteressen alle Menschlichkeit mit Füßen treten, nur den größten Unwillen hegen konnte.

Und da konnte ich denn, als das abendliche Leuchtfeuer von Pernambuco und mit ihm die letzte Spur des mir in so vielen Beziehungen lieben und unvergeßlichen Landes in die Flut hineinsank, nicht ganz das Wort des glühenden Freiheitsdichters unterdrücken: „A land of slaves shall never be mine!"

Die Tyne zog unterdeß unverwüstlich ihre Straße durch das ruhig wogende Meer, dessen Bewegungen, nachdem wir die Küste ganz aus dem Gesicht verloren hatten, mäßig und friedlich wurden. Schon am folgenden Tage und jeden Tag mehr gewann ich die Ueberzeugung, daß ich es wirklich nicht besser hätte mit meiner Reise treffen können. Wenn das Dampfboot an Eleganz und selbst an Schnelligkeit auch manchem andern transatlantischen Fahrzeug nachstehen mochte, so war es doch immer ein tüchtiges, festes Boot von etwa 2300 Tonnen Größe und 315 englischen Fuß Länge, auf dem Verdeck mit hinreichenden Bequemlichkeiten für die 150 Passagiere, denn so groß mochte unsere Zahl wol sein. Ich selbst hatte meine kleine Cabine ganz für mich im obern Corridor, sodaß ich immer frische Luft hatte und von niemand belästigt ward. Die allgemeine Kajüte, der Speisesaal, war geräumig genug für alle. Dazu bot das lange Verdeck, längs dessen man ungehindert vom Steuer bis zum Vorbug gehen konnte, einen wundervollen Spaziergang, während bei Regenwetter der geräumige Zwischendecksplatz allen einen vortrefflichen Aufenthalt bot. Von peinigender Etikette, über die man wol am Bord solcher Packetboote hat klagen wollen,

war keine Spur. Es ward aber auf Sitte und anständiges Betragen gesehen, obgleich das die portugiesischen und brasilianischen Passagiere eben nicht abhielt, das so beliebte Ausspucken auf dem Verdeck der brasilianischen Dampfboote auch auf dem englischen Fahrzeuge zu betreiben.

Zu der angenehmen Haltung, die unmöglich etwas Beengendes für irgendeinen gesitteten Menschen haben konnte, kam nun eine vortreffliche Bedienung hinzu, — die vollständigste Reinlichkeit, die selbst, was das alltägliche Abwaschen des Verdecks betrifft, für früh aufstehende Passagiere etwas langweilig wird, — und ein reichlich besetzter, allen Nationalitäten gerechter Tisch. Morgens ward man mit der Tasse Kaffee geweckt; um 9 Uhr ward compact gefrühstückt; um 12 Uhr ein neuer Imbiß genommen, um 4 Uhr überreichlich zu Mittag gegessen und Kaffee genossen. Um 7 Uhr war Theestunde. Nach dem Thee war dann meistens Quartettmusik, welche nur das mit der berühmten Quartettmusik der Gebrüder Müller gemein hatte, daß vier Menschen zusammen spielten. Sonst war die Musik wirklich kaum auszuhalten. Die Musiker waren die Marqueure des Schiffs.

Unter den 150 Passagieren fanden sich die meisten europäischen Nationen vertreten, und jede Nationalität bildete, ohne sich von einer andern zu trennen, eine kleine zusammenhängende Gruppe. Da war es denn für mich in hohem Grade erfreulich und angenehm, daß auch Deutschland durch mehrere wackere Repräsentanten, die von Buenos-Ayres und Montevideo, von Rio-Grande und Rio-de-Janeiro aus einmal wieder dem heimischen Norden zueilten, auf das allerbeste vertreten war. Ja es wollte mich bedünken, als ob eben unsere deutsche Gesellschaft am Bord der Tyne die beste war. Als solche werde ich sie immer im Gedächtniß behalten.

Doch waren auch unter den andern anwesenden Nationalitäten, z. B. unter den Engländern, ausgezeichnete und hochachtungswerthe Erscheinungen. Ein bekannter englischer Fregattencommandant verrieth außer seiner regelrechten seemännischen Bildung auch andere schöne Kenntnisse, die er in einem längern Aufenthalt an den griechischen Küsten und Italiens Gestaden sich erworben hatte. Auch der von seinem Schiffbruch nördlich vom Cap Roque mir bereits bekannte und als mein Reisegefährte von Rio-Grande do Norte bis Pernambuco auf dem Dampfboot Parana befreundete österreichische Kapitän Lusina und seine Frau befanden sich mit uns an Bord, ein Ehepaar von stattlicher Erscheinung, guter Gesittung und bescheidener Anspruchslosigkeit, das von allen gewiß gern gesehen worden ist.

So war wirklich die ganze Gesellschaft, Männer und Frauen, wenn wir unter den erstern drei bis vier etwas ordinäre Erscheinungen ausnehmen, eine ganz ordentliche und zum Theil selbst ganz angenehme. Mannichfache Gespräche, gemeinsame Spaziergänge, Lectüre, Schachspiel u. s. w. vertrieben der kleinen Welt auf dem großen Dampfboot die Zeit, woran eine Reihe von umhertummelnden Kindern redlich mithalf. Und damit nichts am Bord der Tyne fehlte, was in einer kleinen Welt nothwendig nicht fehlen darf, wollte es uns bedünken, als ob Heine's berühmtes: „Ein Thor ist immer willig, wenn eine Thörin will", auch auf dem weiten Ocean sich bewahrheitete. Leicht, wie Elfentritt nur geht, wandelte zarte, aufkeimende Liebe auf dem Verdeck auf und ab, ein glückseliges Lächeln im Antlitz. Und wenn der Mond über der Meeresstille und glücklichen Fahrt dahinschwebte, hörte man hier und dort leises Flüstern und Kosen, was keineswegs von den Liebesspielen der Tritonen und Nereiden außerhalb des Schiffs herrührte. Seltsames Volk, solch Menschenvolk! Unten im Zwischendecksvorplatz kratzte die

Musik über den glühenden Feueressen des gehetzten Dampfboots, aus dessen offenen Pforten man unmittelbar die schäumenden oceanischen Wassermassen vorbeischießen sah; oben auf dem Verdeck brannten fast jeden Abend die beiden Schornsteine, sodaß die Flammen mit dunkelrother Glut oft 6 — 8 Fuß lang emporloderten und ein wirklich unheimliches Schauspiel darboten, welches man manchmal mit den Schiffsspritzen etwas bändigen mußte. Und dennoch spielten sie Hüon und Rezia auf dem Verdeck, dennoch Galop, Polka und Quadrillen im Zwischendeck, diese leichtsinnigen Menschencreaturen.

Wenn kein Feuer ausbricht auf dem Dampfboot, so ist eine Fahrt quer über den tropischen Ocean ziemlich erscheinungslos. Kaum kennt man ein Unwetter auf diesem Theile des Atlantischen Meeres, sodaß man den Verlauf der Reise zwischen Rio und Lissabon mit großer Bestimmtheit vorhersagen kann. Unsere Reise theilte sich, wenn jemand den Fortschritt eines transatlantischen Dampfboots auf der Seekarte verfolgen will, in folgende Abschnitte nach englischen Meilen, wie sie jeden Mittag vom Schiffscommando angeschlagen wurden zur allgemeinen Kenntnißnahme.

Am 16. September waren wir mittags 12 Uhr auf 5° 42′ südl. Br. und 33° 9′ westl. L. von Greenwich, bis wohin uns wechselnde Regenschauer und einzelne Böen verfolgt hatten. Die Insel Fernando de Noronha blieb uns 119 englische Meilen fern. Am 17. September 2° 12′ südl. Br. und 31° 32′ westl. L., bei schönem Wetter. Wir schnitten, immer im Cours von Nordnordost, den Aequator und waren am 18. September 1° 58′ nördl. Br. und 30° 13′ westl. L., eine Länge schmerzlichen Andenkens für mich, indem ich mich unserer 34 Grade westlicher Länge erinnerte, unter welchen unsere Novara auf der Reise von Madeira nach Rio ohne Noth den Aequator geschnitten und deswegen eine Fahrt

von 50 Tagen von jener Insel bis Rio gemacht hatte. Dem Kapitän Lusina aber war noch wehmüthiger zu Muthe. Er hatte auch nach Vorgang jener Fregatte im reinsten Patriotismus den Aequator so weit westlich geschnitten und verdankte es diesem Umstand, daß seine Barke Giuseppa nordöstlich von den berüchtigten Lavadeiras dicht am Cap Roque aufrannte und wrack ward.

Am 19. September weckte uns ein Nordwind, der bald in einen Nordostwind, den echten Nordpassat, überging und uns fortan entgegenwehte. Mittags waren wir 6° 3′ nördl. Br. und 28° 46′ westl. L., am 20. September auf 9° 45′ nördl. Br. und 26° 57′ westl. L.

Am 21. September durchschnitten wir jene Meeresgegend südwestlich von den Capverdischen Inseln, in welcher die vom Norden kommenden Schiffe diese Inselgruppe passiren, darauf gern etwas, um einige Länge zu gewinnen, im südöstlichen Cours segeln und dann mit dem später zu erwartenden Südostpassatwind eine südwestliche Richtung nehmen. Diese eigenthümliche Segellinie in den Passatwinden des Atlantischen Oceans bildet, wie mannichfach sie auch nach den verschiedenen Monaten modificirt werden mag, in allen ihren Modificationen dennoch einen höchst constanten Parallelismus. Daher erblickten wir denn auch am Morgen in sehr kurzer Zeit vier verschiedene Schiffe. Die Mittagsrechnung ergab 13° 38′ nördl. Br. und 26° 10′ westl. L.

Am 22. September war morgens unser Reisepublikum zahlreicher als wol sonst auf dem Verdeck versammelt. Wir sollten den Morgen die Insel St.-Vincent und mit ihr den gerade in der Mitte der Packetfahrt liegenden Stationspunkt erreichen, auf welchem frische Kohlen eingenommen werden sollten.

Ich kann hier keine Geographie der Capverdischen Inseln geben. Vor 22 Jahren, im December 1837, hatte ich schon

einmal diese öde, höchst interessante Inselgruppe, wenigstens die Inseln Sal und Boa-Vista besucht und kurz darauf ein flüchtiges Bild von diesen verödeten Eilanden im deutschen „Ausland" gegeben. Ich hatte, wenn ich nicht irre, auch damals des Höhenrauchs erwähnt, welcher fast ganz constant die Inselgruppe deckt und ihre grauschwarze Färbung noch viel düsterer macht, als sie bei heiterm Wetter und unter klarem Himmel sein würde.

Ein Höhenrauch deckte auch die Inseln, als wir am Morgen des 22. September dieselben aufsuchten. Nach unserer Rechnung und allen Beobachtungen mußten wir in ihrer nächsten Nähe sein; der dichte Höhenrauch, der unsern Gesichtskreis ungemein einengte, rieth uns Vorsicht an und ließ unsern Lauf einen Augenblick langsamer werden. Da erblickten wir denn hoch am Himmel einen scharfen, langhin sich streckenden Gebirgsrand, die westlichste Insel S.-Antão. Immermehr Massen tauchten heraus aus dem grauen Dunst, während ein scharfer Wind uns entgegenwehte. Bald erblickten wir auch östlich von uns schroffe, hohe Felsmassen; wir liefen durch einen Kanal und erreichten dann eine von allen Seiten geschützte Bucht auf der östlichen Seite der Insel St.-Vincent, wo wir vor Anker gingen.

Wie mannichfach belebend doch die Anwendung der Dampfkraft über den Erdkreis hin gewirkt hat! Wer dachte früher an die Bucht von St.-Vincent, die öde, freudelose und fast ganz leblose? Kaum ein afrikanischer Küstenfahrer, kaum ein Sklavenhandelsschiff oder ein portugiesisches Kriegsfahrzeug suchte die Bai zwischen den Felseninseln auf. Einen trefflichen Hafenplatz bot sie immer. Von der Insel selbst nach drei Seiten hin geschützt war auch die Einfahrt in diese Bucht gegen Nordwesten hin von der langen, mächtig schroffen Insel S.-Antão vollkommen gedeckt und vom Meere abgeschlossen. Aber sonst bot die Insel nichts Erquickliches.

Lebhaft erinnerte sie mich an die Wüsten von Sal und Boa-Vista.

Doch bot sie uns, als wir ankamen, ein freundlicheres Bild dar, als sie nach dem Ausspruche aller sonst darzubieten pflegte. Es hatte in den letzten Zeiten öfter geregnet. Wie schroff und gezackt nun auch die nach allen Richtungen hin zerrissenen und zerschlagenen vulkanischen Gesteinsmassen herausragen mochten um uns, so hatte dennoch überall da, wo nur irgendeine Möglichkeit zu einer Vegetation gegeben war, ein lichtes, zartes Grün die minder schroffen Abhänge überzogen, jenen Anblick gewährend, den gleich nach weggethautem Schnee das erste junge Korn darbietet. Ein wirklicher Frühling schien auf den öden Klippen erwacht zu sein, aber auch nur, um in regenloser Zeit von der glühenden Tropensonne wieder ausgedörrt zu werden.

Seitdem nun Dampfboote ihre weiter ausgedehnten Reisen um Afrika und selbst Südamerika herum verfolgen, hat man die vortreffliche Lage des Hafens von St.-Vincent zur Anlegung von Kohlenmagazinen vollkommen erkannt. Bald erhob sich eine Reihe neuer, hübscher Häuser und Magazine am todten Ufer, und die mannichfachste Schiffahrt belebte die sonst so stille Bucht. Ein Segelschiff nach dem andern brachte Steinkohlen in die Niederlagen auf der Insel; ein Dampfschiff nach dem andern holte sich von dort neuen Brennvorrath, der den vulkanischen, verbrannten Ausdruck der Insel noch mehr ausprägte; fast schien es, als müßten all diese Kohlen Fragmente der schwarzen Steinmassen selbst sein oder Reste früherer Waldungen auf der jetzt baumlosen Pelagosa.

Auch wir hatten denn mitten auf der Bucht zwischen todten Gesteinsschlacken den Anblick eines höchst eigenthümlichen Lebens, welchem wir freilich nur in einer gewissen Entfernung zusahen; denn unser Dampfer war, als von

Brasilien kommend, gleich beim ersten Gruß in Quarantäne gelegt worden und hißte eine gelbe Flagge auf, freilich zum großen Verdruß aller Passagiere, die gern, um dem lästigen Steinkohlenladen auszuweichen, einen Tag am Ufer zubringen wollten.

Ich gestehe ganz gern, daß ich selbst mit großem Interesse die Insel betreten haben würde. Und dennoch freute es mich, als einen eingefleischten Gelbfiebercontagionisten, daß noch eine Regierung, freilich nach einer sehr harten Lehre, sich von der großen, ernsten Gewißheit, das Gelbe Fieber wäre verschleppbar, vollkommen überzeugt hätte und gegen diese Einschleppung fortan Maßregeln träfe. Die Maßregeln der Behörden in St.-Vincent ließen uns vermuthen, daß wir in ganz gleicher Weise vor Lissabon behandelt werden würden.

Uns blieb also nichts weiter übrig, als vom Verdeck der Tyne aus um uns zu schauen. Das Dampfboot Avon, welches wir auf der Bucht hätten treffen sollen in seiner Fahrt von Southampton nach Rio-de-Janeiro, hatte schon am Abend vorher die Insel verlassen, indem die Tyne mit ihren vergeblichen Goldfischungsversuchen vor Pernambuco fast einen ganzen Tag verloren hatte.

Außer einer kleinen Flotte von Segelschiffen und zwei portugiesischen Kriegsschiffen lag nicht fern von uns eine amerikanische Corvette von kurzen, ungeschickten Dimensionen, woran ich auf der Stelle dieselbe Corvette erkannte, die mit unserer Novara vor Madeira geankert und mit ihr an demselben Morgen südlich abgesegelt war. Weiterhin prangte unter den Flaggen ihrer Nation und der „Dampfschiffahrts-Compagnie des Stillen Ocean" die Bogota, ein stattliches, großes Dampfboot, welchem man durch einen sehr kleinen, aber höchst zweckmäßigen Schleppdampfer einen Kohlenprahm nach dem andern zuschleppte. Kaum hatten wir uns danach umgesehen, als von Norden her durch den Kanal, der

St.-Vincent von S.-Antão trennt, ein englisches Kriegsdampfboot hereingebraust kam, Anker warf und mit Kanonendonner das portugiesische Fort begrüßte. Das Fort erwiderte den Gruß. — Als der Kanonendonner verhallt und der Pulverdampf verflogen war, kam ein großer, nordamerikanischer Kriegsdampfer, ungeschickt aber zweckmäßig gebaut, ebenfalls durch den Nordkanal herein und ging zu Anker. Da gab es wieder Kanonenbegrüßungen von verschiedenen Seiten, mannichfaches Hin- und Herfahren von kleinen Kriegsbooten unter hübschen Flaggen mit reinlich gekleideten Matrosen und vielfaches Herbeischleppen von großen Kohlenprahmen mit schwarzen Bemannungen, deren dunkles, plutonisches Colorit seltsam abstach gegen die hellen Farben jener Söhne des lichten Helios und der blauen Thalassa.

Auf unserm Dampfer ward nun alles verhängt und verschlossen, was vom Kohlenstaub beschmuzt werden konnte. Mit einer kleinen, höchst zierlichen Dampfmaschine auf unserm Verdeck, von deren Existenz ich erst dann etwas erfuhr, als sie mit ungeheuerer Schnelligkeit und dem entschiedensten Ausdruck von Impertinenz einer kleinen, aber wichtigen Persönlichkeit anfing die Kohlensäcke aufzuhissen, ward unser Kohlenvorrath eingenommen. Aber die Concurrenz, die uns die andern Dampfboote, namentlich die Bogota, als vor uns gekommen, und der englische Kriegsdampfer machten, diente nicht dazu, unsere Expedirung zu beschleunigen. Schon gegen Abend konnte letzterer durch die südliche Ausfahrt wieder in See gehen. Am folgenden Morgen war auch die Bogota verschwunden; dafür segelte ein amerikanischer Walfischfänger und ein kleineres portugiesisches Fahrzeug vom Norden daher. Frisch blies der Wind von Nordost; an den öden Felsengestaden von S.-Antão und dem wunderlichen Spitzberge mitten in der Einfahrt der Bucht von St.-Vincent schlugen schneeweiße Brandungen hoch auf, während ein gelinder Zug-

wind über unsern Ankerplatz dahinstrich. Da wurden denn auch wir von unserm Kohlendunst erlöst. Am Nachmittag war alles fertig, und unsere Tyne verließ die stille Bucht.

Eine etwas unruhige See empfing uns schon im Kanal zwischen den beiden Inseln, deren groteske, starre Formen einen seltsamen Gegensatz zum vielbewegten Element bildeten. Augenblicklich verlor sich die grüne Färbung des Meeres und wich der dunkeln, blauschwarzen, ein Beweis, daß der Meeresgrund sich sehr schroff hinabsenkt. So mag es allerdings möglich sein, daß die Bucht von St.-Vincent ein Krater ist, wie solche Bildung sich wol hier und dort findet, z. B. bei den Inseln Paul und Amsterdam, deren eigenthümlich abgerundete Bucht einen kleinen Salzwassersee bildet, wie er mit großer Genauigkeit schon in der Gesandtschaftsreise vom Lord Macartney nach China im Jahre 1792 aufgezeichnet und beschrieben ist. Man will sogar einmal jenen Wasserkrater im wilden Feuerausbruch erblickt haben. So Gott will, wird das der Bucht von St.-Vincent nicht begegnen, wenn auch auf der südlichen Insel der capverdischen Kette, auf Fogo, noch heute vulkanisches Feuer auflodert.

Noch aus der Ferne ergötzten den Schwarm der Passagiere auf unserer Tyne die schroffen Formen der Inseln S.-Antão und St.-Vincent, denen sich noch die fernen Umrisse von S.-Lucia hinzugesellten. Man kann keine wildern, mehr verödeten Eilande sehen als jene. Lebhaft erinnerten sie mich an den Krater von Madeira, an den Curral das freiras unter dem „rostfarbenen Pic", dem pico ruivo.

Wir hatten in St.-Vincent einige kranke Seeleute vorgefunden und mitgenommen, obwol einer von ihnen fast schon im Sterben lag. Er starb wenige Stunden nach unserer Abreise und ward am folgenden Morgen, während wir beim Frühstück saßen, in das Seemannsgrab versenkt. Nachher erst erfuhren wir den Vorfall; das hinderte aber nicht, daß

nicht abends Kratzmusik im Zwischendeck und zarte Seelenmusik auf dem Verdeck stattfand; denn süße Liebe denkt in Tönen. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! daran schien trotz des Leichenbegängnisses auch nicht ein einziger zu denken neben Feuersglut und Meereswogen.

Da war es denn schon am folgenden Morgen, einem Sonntage, ein allgemeines Entsetzen, als statt der Glocke zum Gottesdienst die Feuerglocke angezogen wurde und alles in vollständiger Eile und Ordnung an seinen Posten trat. Die Spritzenschläuche wurden angeschroben und die Pumpen fertig gemacht, Decken und Aerte herbeigeholt, — kurz der volle Apparat in Bewegung gesetzt, um das Gräßlichste, was auf offener See vorkommen kann, Feuerausbruch auf einem Packetschiffe mit vielen Passagieren, zu bekämpfen. Noch sah man nirgends Feuer auflodern; doch konnte auch niemand erfahren, wo und wie stark es brennte. Diese furchtbare Scene, inmitten welcher der Kapitän ruhig commandirte und die Offiziere, ohne irgendeine an sie gerichtete Frage zu beantworten, ihren Dienst thaten, dauerte wol zehn Minuten, — zehn Minuten voller Todesangst! Als aber, ehe noch irgendein Feuer zu bemerken war, durch den chinesischen Tamtam das gellende Zeichen zum Verlassen des Schiffs gegeben ward und die Matrosen zu den Booten sprangen, um sie in das Meer hinabzulassen, da wandelte sich die ernste Scene in eine heitere um; denn damit war das — Feuermanöver beendet, und die Mannschaften traten wieder ab. Der Feuerlärm war nur fingirt gewesen.

Gesetzlich soll auf jeder Reise eines transatlantischen Dampfpacketboots wenigstens einmal eine Löschübung angestellt werden. Wenn ich aber nicht irre, so soll das vorher den Passagieren heimlich mitgetheilt werden, um unnöthige Angst zu vermeiden. Wollte unser Commandant seine Passagiere für die Theilnahmlosigkeit am Bestattungstage des

Seemanns tags vorher züchtigen, oder ist es nicht nöthig, die Passagiere vorher von dem bevorstehenden Feuermanöver zu benachrichtigen? Kein Mensch von uns allen war benachrichtigt worden, kein Mensch erfuhr während der ganzen Uebung, ob er in der nächsten Stunde verbrennen und ertrinken würde oder nicht. Am allerwenigsten konnten wir an ein bloßes Feuermanöver denken an einem Sonntagsmorgen, wo alles sich zum Gottesdienst vorbereitete. Gottesdienst war nun zwar an jenem Sonntage nicht, aber ich bin dennoch überzeugt, daß alle 150 Passagiere an dem Sonntage, am 25. September, Gott mehr gedankt haben auf dem Verdeck, als wenn in dem Speisesaale Gottesdienst gehalten worden wäre.

Ich bin von jenem blinden Lärm, der eben doch ein entsetzlicher war, im höchsten Grade impressionirt worden. In demselben Jahre, als die furchtbare Katastrophe des Packetschiffs Amazonas im Kanal von England, wenige Meilen von der Küste vorgekommen war und so viele Menschen verbrannten und ertranken, ging auch das Packetschiff Severn von Rio nach Europa. Als es mit 200 Passagieren von Madeira fortgegangen war, wurden die Schlafenden um 1 Uhr in der folgenden Nacht vom entsetzlichen Feuerlärm geweckt zu einer Scene der Todesangst, wie sie kein Mensch wiedergeben kann. Meine ganze Familie, eine kranke Frau, Schwägerin und fünf Kinder waren an Bord. Da schrien alle zu Gott, und Gott half. Ein Mann mit n u r e i n e m Arm, aber einem Heldenarm, der Admiral Greenfell, und der nachherige Commandant Strutt waren es besonders, denen man unter Gottes Schutz die Rettung aus Todesangst und Todesgefahr verdankte. Daran dachte ich am 25. September 1859.

Nachdem wir am 24. September um Mittag uns auf 19° nördl. Br. und 23° 24′ westl. L. befunden hatten, ergab unsere Rechnung am Schreckenstage des 25. September

21° 42′ nördl. Br. und 21° 28′ westl. L. Die Luft ward etwas trübe, das Wetter weniger freundlich; und unser Scheiden aus der Tropenzone ward auf ziemlich bewegter See gefeiert. Am 26. September waren wir 24° 12′ nördl. Br. und 19° 26′ westl. L. Viel freundlicher war dagegen der 27. September auf 26° 35′ nördl. Br. und 17° 35′ westl. L. In der Nacht ward Teneriffa passirt. Doch blieb die ganze Inselgruppe der Canarien so weit westlich, daß sie vom Schiffe aus gar nicht bemerkt wurden, obwol ein ziemlich helles, schönes Wetter unsere Fahrt begünstigte. Am 28. September waren wir 29° 23′ nördl. Br. und 15° 16′ westl. L., am 29. September 32° 44′ nördl. Br. und 13° 14′ westl. L., sodaß wir auch die Desertas, Madeira und Porto Santo passirten, ohne sie in Sicht zu bekommen; alles blieb uns westlich liegen.

Einige Regenschauer und Böen störten unsere Fahrt nicht. Die Breite der Straße von Gibraltar und unser Heranrücken an Europa brachte uns zahlreiche Schiffe in Sicht, die uns oft ganz nahe kamen, zumal am 30. September, wo wir uns mittags auf 36° 16′ nördl. Br. und 10° 56′ westl. L. befanden und nachmittags einmal auf einen Blick 11 Schiffe sehen konnten. Kaum konnte man einen anmuthigern Nachmittag auf dem Meere erleben. Das wundervollste Herbstwetter lag auf dem leichtbewegten, tiefblauen Wasser, nur ein Luftzug blähte die Segel der umherschwärmenden Fahrzeuge. Ohne Gefahr hätte des Phöbus Schwiegertochter Halcyone auf schwimmendem Neste brüten können.

Da war denn auch auf unserm Verdeck fröhliches Regen, Reden und Ausschauen. Wir alle sehnten uns nach europäischen Küsten, die uns so nahe sein mußten. Mehr als einmal glaubten einige der Lusiaden unter uns in fernen, leichten Wolkenstreifen den Rand ihres geliebten Portugal zu erblicken.

Doch sollte die Sehnsucht der einen und die von diesen angeregte Neugier der andern, das Wunder der Städte, Lissabon, noch im September zu erschauen, nicht in Erfüllung gehen. Als dagegen der October herangekommen, es war 3 Uhr nach Mitternacht, ward das Feuer von Espichel gesehen und lag bald hinter uns. Mit dem größten Theil der Portugiesen stieg ich auf das Verdeck, um das große Moment, ihr Wiedersehen des geliebten Vaterlandes, mit ihnen würdig zu feiern.

Noch war es vollkommene Nacht. Wundervoll funkelten die Sterne; der Morgenstern strahlte magisches Feuer. Aber vom schönen Portugal war nur ein dunkler, ferner Streif zu sehen. So kamen wir zur Mündung des Tajo; eine starke Flut lief heraus, sodaß wir nur langsam vorwärts kamen und das um so weniger, da unsere Tyne nur mit halber Kraft arbeitete, um nicht vor Tagesanbruch die Barre des Flusses zu passiren und Schaden zu leiden. Eine höchst unangenehme Nachtkühle wirkte auf uns alle etwas deprimirend; selbst die feurigen Lusiaden fanden die nüchterne Position etwas albern und mußten sich hinterher noch über ihren patriotischen Eifer, der sich allerdings im Nachtthau etwas abkühlte, auslachen lassen. Wir befanden uns ganz in jener komischen Stimmung wie Seume's Reisebegleiter auf dem Aetna.

Me thinks, I hear the dogstar bark,
And March meets Venus in the dark,

letzteres nicht ohne Beziehung gesagt auch auf unsere Tyne.

Schwaches, helles Morgenroth und ein gleichzeitiger starker, schwarzer Kaffee brachten aber alles wieder in volle Stimmung und Begeisterung. Während zahlreiche kleinere und größere Fahrzeuge aus dem Flusse herauskamen, liefen wir in die Mündung ein und längs einer Scenerie, die nur an wenigen Punkten in der Welt ihresgleichen finden mag.

Alle Schönheit und Lieblichkeit war auf dem nördlichen Ufer des Flusses concentrirt. Ein stattliches Fort, S.-Julião, gebietet dort Achtung oder redet doch wenigstens von Zeiten einer anerkannten Macht. Darüber hebt sich das fruchtbare Land hoch hinaus, weit überragt vom kecken, wundervollen Adlershorst, dem Palast von Cintra, so luftig und kühn gelegen wie einst Hohenstaufen und das ritterliche Schloß von Hohenzollern. Und nun reiht sich in lieblicher Verkettung ein Landhaus, ein Oertchen an das andere an. Felder und Gärten hören nicht mehr auf, zwar alle schon in Gewandung des Spätherbstes gekleidet, aber dennoch gar freundlich anzuschauen. Noch ein Fort passirten wir, dann ein freieres Ufer, wo eine Menge Zelte für Badegäste aufgeschlagen war, und zahlreiche, trotz des Spätherbstes noch badende Damen in langen Badetalaren seltsamen Mummenschanz trieben und mich an die braunen Najaden des palmenreichen Tocantins erinnerten.

Wir passirten den „Thurm von Belem", ein seltsames, antik modernes Gebäude mit Festungsanlagen, wo wir unser Schicksal abwarteten. Das ward denn sehr bald dahin entschieden, daß die Tyne, als von Brasilien kommend, nicht mit dem Ufer communiciren dürfte. Wir blieben in Quarantäne liegen.

Ein schöner Herbsttag in Lissabon wäre nun allerdings etwas höchst Wünschenswerthes gewesen, und ich beneide jeden Menschen, der dort einige Tage zubringen darf. Aber ein Tag vor Lissabon hat auch seltsame Reize, die wir im vollsten Maße, vom herrlichsten Herbstwetter begünstigt, genießen konnten.

Wir ankerten vor Belem, einer Vorstadt, dem Westende von Lissabon. Hier lag gleich eine alte Klosterkirche am Wasser mit weitläufigen Baulichkeiten, ich denke S.-Jeronymo genannt. Etwas höher hinauf ragte ein aus einer zusam-

menhängenden Reihe von Häusern gebildeter Palast empor und ganz oben auf dem Gipfel des Berges noch ein unvollendeter Palast von schöner Bauart. Weiterhin lag die Stadt selbst, ein Gewirr von Häusern an und auf einigen bedeutenden Abhängen errichtet, von fern unordentlich und doch ungemein interessant anzuschauen. Am Fuße der Stadt wimmelte es von Schiffen, zwischen denen mehrere Kriegsschiffe zu erkennen waren. Der Stadt gegenüber erschien das schroffe, linke Ufer des Flusses weniger angebaut, zum Theil selbst verödet; und mir fiel es auf, daß ich keine Dampffähre zur Verbindung beider Ufer bemerkte. Ueberhaupt war in allem, was man sehen und bemerken konnte, eine große Nachlässigkeit, Liederlichkeit und Unordnung zu erkennen, die mich lebhaft an die Straße von Messina erinnerte. Und dennoch war dieses weite, mächtige Amphitheater so wundervoll.

Da wir nun nicht in die Stadt hineindurften, kam ein großer Theil der Stadt zu uns. Zahlreiche Boote umzogen unser Schiff. Eine Menge von Obsthändlern bot ihre Waaren feil und schickte uns, wenn den Leuten das gute Geld in ihr Boot geworfen worden war, sehr schlechte Waare. Dicht neben ihnen producirte ein Musikant seine Kunst; weiterhin hatten sich einige Bettler ein Boot gemiethet, um eine gründliche Bettelei längs der Tyne anzustellen.

Hierzu kamen noch zwei große Ballastboote, um unsere portugiesischen Passagiere in die Quarantäneanstalt zu bringen. Auf eins wurden die Sachen gepackt, auf das andere die Menschen selbst, Männer, Frauen, Kinder, alle durcheinander. Das Laden dauerte ungeheuer lange, aber noch viel länger das Abstoßen. Bald war den Kerlen im großen Boote der Wind nicht recht, bald nicht die Strömung. Am

meisten aber war es wol auf die Taschen der Reisenden abgesehen. Wenigstens sah und hörte ich, wie ein langes Feilschen und Disputiren unter den Menschen stattfand, was wirklich unerträglich war. In allen Quarantäneeinrichtungen muß Sinn und Verstand sein. In solchen Ballastbooten und ihren Gallegos aber ist kein Sinn und Verstand. Ich kann mir sehr wohl denken, daß man bei starkem Südwestwind mit diesen Schiffen das Quarantänehaus gar nicht erreichen kann. Zu solcher Anstalt gehört nothwendig ein ordentliches Dampfboot, wenn die Regierung nicht Gefahr laufen will, von sich sagen zu lassen, sie habe aus einer Quarantäneanstalt eine Folterbank für Reisende gemacht.

In Lissabon wurden wieder Kohlen eingenommen. Die dazu vom Ufer kommenden Leute arbeiteten ungemein fleißig. In wenigen Stunden war die Arbeit gethan. Doch mußten sämmtliche Arbeiter nach der Quarantäneanstalt hinübergehen.

Ein großes Fahrzeug mit frischen Nahrungsmitteln für uns ward ebenfalls mit vielem Danke acceptirt, besonders wegen seines schönen Obstes, an dem wir uns noch an demselben Tage regalirten.

Um 3 Uhr war wieder alles segelfertig. Mindestens die Hälfte der Passagiere war in Lissabon zurückgeblieben, und unser Verdeck sah ziemlich leer aus, als wir langsam den Fluß wieder hinunterfuhren. Beim Fort S.-Julião empfing uns eine bewegte See, welche uns einen, wenn auch nur sehr schwachen Beweis davon gab, daß die Barre vom Tajo in hohem Grade bewegt sein kann.

In der nächsten Nähe der Küste gingen wir nördlich und genossen noch einmal den Anblick des kühn liegenden Cintraschlosses. Mehrere Schiffe begegneten uns, auch zwei Dampfboote, von denen das eine das Packetschiff zwischen Vigo und Lissabon war. Das andere, ferner im Westen dahinsteuernde

schien gar nicht nach Lissabon, sondern nach der Straße von Gibraltar zu gehen.

Gerade um Sonnenuntergang erkannten wir noch weiter innen im Lande das mächtig große Kloster von Mafra, das portugiesische Escurial, nicht viel kleiner als das spanische. Wilder erschien die Küste und weniger fruchtbar die steinigen Erhebungen derselben; mit einbrechender Dämmerung verschwand uns das Land aus den Augen, und die Nacht fand uns mitten auf offenem Meere. Trotz des kalten, feuchten Abends blieb ich dennoch lange auf dem Verdeck. Ein schönes Nordlicht loderte auf am Himmel und machte mitten in der Einsamkeit des Oceans einen wunderbaren, geheimnißvollen Eindruck.

Am Sonntag, dem 2. October, befanden wir uns auf 41° 52′ nördl. Br. und 9° 48′ westl. Länge. Doch ward die Scenerie am Nachmittag etwas nordisch durch einen feuchten, dicken Nebel, durch den man nur wenige Klafter hindurchsehen konnte. Beim regen Schiffsverkehr in jener Gegend ward es nothwendig, alle fünf Minuten die Ventilspfeife schrillen zu lassen, um etwa heransegelnde Schiffe von unserer gefährlichen Nähe zu benachrichtigen. Merkwürdig stark war am Abend das Meeresleuchten. Wir konnten ganze Fischgruppen, die mit uns dahinjagten, vollkommen gut erkennen und die einzelnen hellbeleuchteten Individuen genau unterscheiden. Einzelne kamen in rascher Fahrt ganz bis zur Oberfläche und bildeten dann einen scharfen, feurigen Strich auf dem Wasser, eine ebenso geheimnißvolle Erscheinung im Meere wie das Nordlicht des vorhergehenden Abends am Nordhimmel.

Ein schöner Morgen weckte uns am 3. October nach einer merkwürdig ruhigen Nacht. Das so übelberufene Biscayische Meer glich fast einem unbegrenzten Landsee, auf dem kaum

einige Wellen langsam und leise auf- und absteigen. Die Mittagsrechnung ergab 45° 47′ nördl. Br. und 8° westl. L. In dieser schönen ruhigen Situation hatten wir ein seltsames Phänomen. Wir begegneten einem Dampfboot von der höchsten Eleganz und Zierlichkeit, auf dessen Hinterdeck einige Herren in feiner, anständiger Civiltracht standen und uns, da wir uns in nächster Nähe befanden, sehr freundlich grüßten, wozu auch die prächtige Schiffsflagge am Steuer auf- und abgezogen ward. Der Gruß ward von unserm Dampfboot ganz regelrecht erwidert. Aber das Seltsame bei der schönen, wirklich prächtigen Dampfjacht war, daß niemand, selbst nicht unser Commandant, ihre Nationalflagge kannte. Mir schien sie eine modificirte russische zu sein.

Ein trüber Regen schien uns am Morgen des 4. October unsere Fahrt etwas erschweren zu wollen. Doch ward es um Mittag helleres Wetter, als wir uns auf 49° 13′ nördl. Br. und 4° 36′ westl. L. befanden, also mitten im Eingang zum englischen Kanal. Nahe und fern erblickten wir zahlreiche Schiffe, und bald tauchte im Norden auch Land auf, auf welchem am Abend ein Leuchtfeuer brannte, das Feuer von Start-point. Ihm gesellte sich bald ein zweites hinzu, das Feuer von Portland. Aber eine dunkle und nebelige Nacht hinderte unser schnelleres Fortkommen. Wir mußten still liegen und durften selbst am andern Morgen in den ersten Stunden nur langsame Fahrt machen, bis der Tag völlig angebrochen war. Wir befanden uns zwischen der Insel Wight und dem Festlande und erkannten bald die kleine Stadt Cowes. Wundervoll, ja zauberisch schön war die Scenerie um uns, welcher der Herbstschleier keinen Abbruch that. Alles, was man sah an Parks, Gärten, Feldern, an Landhäusern und sonstigen Gebäuden, verrieth Ordnung, Fleiß und Sauberkeit. Fast kam es mir vor, als ob ich

noch nie so viel Thätigkeit zu Lande und zu Wasser gesehen hätte, so viel schöne Natur mit so viel nachhelfender, feinerer Kunst vereinigt gefunden.

So zogen wir an den lieblichen Ufern dahin, zwischen zahlreichen Schiffen hindurch, von der kleinen Segeljacht bis zur kühnen Fregatte aufwärts.

Da sahen wir Southampton vor uns liegen, und unsere Fahrt war zu Ende. Langsam und vorsichtig, wie ein Rennpferd nach durchlaufener Bahn in seinen reinlichen Stall zurückgeführt wird, ward die Tyne in den prachtvollen Dock hineingezogen, wo eine ganze Gesellschaft von riesigen Dampfpacketbooten in der friedlichsten Weise zusammenlag, die Oneida, Saronia und andere. Wer hätte vor 50 Jahren an solchen Dampfschiffscongreß gedacht, wofür hätte er ihn gehalten, wenn er die schwarzen Riesenleiber nebeneinander auf dem Wasser hätte liegen sehen?

Nach wenigen Stunden flog der Eisenbahnzug mit uns nach London, nach wenigen Stunden erreichten wir die gewaltige Stadt, eine Strecke über ihren Dächern hinfahrend.

Aber ebenso wenig, wie ich beim Scheiden von Triest etwas Weiteres über Venedig sagen durfte, darf ich es über London thun, in welchem ich nur zwei Tage bleiben durfte.

Der Amazonenstrom und der Menschenstrom durch die Straßen von London! Beides die mächtigsten Strömungen, beide in den entschiedensten Gegensätzen und doch beide so hoch begeisternd.

Wohl hatte der recht, welcher Paris die Stadt der Frauen, London die Stadt der Männer nennen wollte. Wenn je gewaltiges, wuchtiges Männerthum sich kund that in der Welt, wenn je eine edle, allen und allem gerechte Staatsweisheit gefunden wird, so ist London, England, das

kleine Eiland, die Wiege davon und zugleich die Arena, der Platz der Thaten, der Beweise davon.

Aber genug. Am 7. October ging unsere kleine deutsche Gesellschaft, die von Südamerika gekommen war, in London auseinander. Mit einem jungen Deutschen und, wie ich selbst, Lübecker eilte ich abends nach Dover. Eine graue, unfreundliche Regennacht brachte uns in ungemüthlicher Verfassung auf dem belgischen Postdampfschiff nach Ostende. In wenigen Stunden durchflogen wir Belgien und zogen freudig ein in deutsche Lande. Aachen und Köln, die beiden deutschen Städte — mögen sie um Gottes willen immer deutsch bleiben — begrüßten wir mit herzinniger Erhebung. Den Dom in Köln hatte ich schon früher gesehen. Neben ihm macht die neue Rheinbrücke einen höchst unschönen Eindruck, und Köln hat an alter Rheinpracht wesentlich durch das Werk verloren.

Am Nachmittag schon flogen wir weiter. Die ganze Nacht, bis 1 Uhr wenigstens, raste die Locomotive mit uns vorwärts, an mancher hellerleuchteten Fabrik vorbei, bei mancher glühenden Feueresse dahin.

Bald rauschte die Elbe vor uns vorbei im goldenen Morgenstrahle. Hamburg glänzte zu uns hinüber. Treue Bruderliebe empfing mich.

Noch wenige Stunden fehlten von dort bis zum traulichen Lübeck und meinen dortigen Lieben. Nach 8 Uhr am Abend des 9. October traf ich daselbst ein und pries des Herrn Gnade und Allmacht. —

Und so sollen alle die, die des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder im Meer, wenn er sprach und einen Sturmwind erregete, der die Wellen erhob, und sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund fuhren, daß ihre Seele vor Angst verzagte, daß sie taumelten und wußten keinen Rath mehr; und sie zum Herrn schrien in ihrer Noth, und

er sie aus ihren Aengsten führete und stillete das Ungewitter, daß die Wellen sich legten und sie froh wurden, daß es stille geworden war, und er sie zu Lande brachte nach ihrem Wunsch: die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut, und ihn bei der Gemeine preisen und bei den Alten rühmen.

Nachwort.

Längst ist meine Reise beendet, längst sind die auf derselben zusammengestellten Bemerkungen der Presse und von ihr dem Publikum größtentheils übergeben, und nichtsdestoweniger komme ich in einer Nachrede noch einmal auf meine mühsame Wanderung zu Land und Meer zurück.

Ich selbst darf schon solche Nachrede meinem Reisebericht hinzufügen, nachdem derselbe vom Publikum mit außerordentlicher Nachsicht und dem unverkennbarsten Wohlwollen aufgenommen ist, sodaß darin meine kühnsten Erwartungen übertroffen oder vielmehr meine schüchterne Besorgniß, es möchten auf dem bisher von mir nicht bebauten Felde eines Reisenden nicht mein guter Wille, sondern meine Leistungen beurtheilt werden, vollkommen beseitigt ist.

Nur in einer Beziehung hat sich Leidenschaftlichkeit gegen mich erhoben. Als ich anerkennend und wohlwollend über so manche beginnende und kräftig aufwachsende Colonisationspunkte im südlichen Brasilien geschrieben hatte, glaubten einige darin eine Tendenz, eine Art von Auswanderungspropaganda zu finden, und berührten meine Darstellungen

mit einigem leisen Verdacht, der indeß wieder zu verschwinden schien, als ich mit Bestimmtheit alle gebundenen Verhältnisse, Tagelöhnerei, Parceriewesen und Knechtsbedingungen deutscher und anderer Auswanderer verdammt und jegliches Privatunternehmen derart, sei es benannt, wie es nur immer wollte, als wirkliche, nach allen Seiten hin vergiftende Pestbeule im frischen, freien Aufblühen und Fruchtbringen deutscher Colonisationen auf brasilianischem Boden bezeichnet und verworfen hatte.

Durch solche offene Erklärung verfiel ich der Kritik einer andern urtheilenden und in der Presse sich bemerkbar machenden Menschenklasse, — der Klasse von Auswanderungsagenten, Colonistenanwerbern und Menschenspediteuren, welche fürchten mußten, daß einem Theil von ihnen Kopfprämien und Commissionsgelder, einem andern Theil von ihnen auch der Name und die äußere Ehre verloren gehen konnte, nachdem sie Gewissen und innere Ehre längst eingebüßt hatten, gerade wie es den ehemaligen Sklavenhändlern auch gegangen ist, die ihrem schwarzen Unternehmen allerlei Lichtseiten und beschönigende Namen zu geben wußten, Geld damit verdienten und selbst allerlei Orden und Titel bekamen, bis die Oeffentlichkeit sie als *Sklavenhändler* erkannte und brandmarkte, wie das mit unsern *Seelenverkäufern*, für die ich, um sie in das Lexikon der Gaunersprache einführen zu können, das nicht unebene Wort *Nepheschgänger* (vom hebräischen נֶפֶשׁ, Seele) vorschlagen möchte, sich heutigen Tags ereignet und, so Gott will, immermehr ereignen wird, trotz ihrer Diplome und Orden, womit sie sich zu bedecken verstanden haben mit Täuschung von Universitätsfacultäten und fürstlichen Häuptern!

Diese *Nepheschgänger* nun sind ganz besonders aufgeregt worden und gegen mich zu Felde gezogen, als ich das elendeste Colonisationsmachwerk, was ich bis dahin getroffen

hatte, die Menschenschlachtereien am Mucuri, am Südrande der Provinz Bahia bis tief in die Provinz von Minas-Geraes hinein untersucht und in der deutschen Presse als das gefährlichste bezeichnet hatte, wohin deutsche Auswanderer geschickt werden könnten.

Die rührige Thätigkeit des Unternehmers, die ungeheuere Ausdehnung des Plans, die Massenhaftigkeit der Hülfsmittel versprachen Raum für viele Tausende von Auswanderern, also schöne Kopfprämien und Commissionsgelder für Anwerber und Auswanderungsspediteure, wie denn ja das Unternehmen vor der Oeffentlichkeit in mancher hübschen Darstellung und durch zahlreiche anziehende Anekdoten von Urwäldern und Botocuden höchst plausibel gemacht war, ganz nach horazischer Regel — late qui splendeat unus et alter adsuitur pannus.

Die heftige Erschütterung des leichtsinnigen Unternehmens, welche durch meinen Besuch und mein Verfahren am Mucuri hervorgebracht war, zog mir eine arge Verketzerung zu. Die trübselige Abwickelung der Geschichte, wie ich sie erzählt habe (I, 322 fg.), war ein Triumph für den Unternehmer und seine Getreuen. Zu beiden Seiten des Oceans ward ich in der Presse arg heruntergerissen, nirgends mehr als in dem deutschen Blatt „Brasilia", welches in Petropolis bei Rio erscheint und zu welchem sich Th. B. Ottoni den Weg gebahnt hatte für eine bedeutende Summe, nachdem ihm in Rio selbst zwei rechtlich gesinnte Deutsche für die Veröffentlichung der Diatribe gegen mich ihre Typen und Druckapparate verweigert hatten. Zur deutschen Ausarbeitung hatte ein Mensch die Hand geboten, der bei geistigen Hülfsmitteln in verschiedenen Laufbahnen schon Schiffbruch gelitten und in zwei Welttheilen bereits seine Ehre verloren hatte, bis er sich denn dem Geschäft des Repheschgehens anschloß und sich dem Meistbietenden verkaufte zu allen möglichen Hülfsleistungen.

Während ich so beschimpft ward, sang die Mucuri-Unternehmung Jubellieder. Aber unsere Landsleute fuhren fort, am unseligen Flusse zu leiden und zu vergehen, während im „Correio Mercantil" von Rio-de-Janeiro rosenfarbige Correspondenzen von dem Gedeihen der Unternehmung aus Philadelphia in monatlicher Wiederkehr erschienen und die Lage der Elenden, die etwa in Rio ruchbar ward, in einer förmlich diabolischen Weise verhöhnten.

Vom Mucuri aus hatte ich, tief empört über den modernen Brutus, einen Brief geschrieben an einen Mann von bedeutender Stellung, mit dem Ausdruck: ich würde meinen Gegner bis zum Schlachtfeld von Philippi bringen.

Als ich die Iden des März vom Jahre 1859 auf offener See am Bord des Tietédampfers mit meinen Leidensgefährten hingebracht, und nun im Mai und Juni Senat, Ministerium und selbst der Kaiser, von schlechtem Rath beeinflußt, neue Subsidien jener Carnificina bewilligt hatten, durfte ich nimmermehr daran denken, daß schon die Iden des nächsten März jene Schlacht von Philippi bringen würden.

Bei dem lebhaften Interesse, welches die traurige Colonisationsepisode in Deutschland erregt hat, will ich meine Mucuri-Geschichte zu Ende erzählen, denn sie ist zu Ende. Bei den lebhaften Angriffen, die Ottoni mit seinen Repheschgängern gegen mich gerichtet hatte, darf ich die Abwickelung nicht verschweigen, denn sie ist für mich die glänzendste Satisfaction, die ich in solchem Umfange nie erwarten durfte. Bei dem Schatten endlich, den die Entschließungen des Senats und der Regierung vom Mai und Juni 1859 auf manche brasilianische Verhältnisse werfen mußten, ist es meine Pflicht, das ganz kürzlich in Rio-de-Janeiro Geschehene zu erzählen als ein Wort des letzten Verständnisses und einer endlichen Versöhnung nach bitterer, gerechter Fehde.

Um eine klare Ansicht zu geben, wie hartes Elend die in

den Mucuri-Colonien angesiedelten Auswanderer bis in die letzten Zeiten hinein verfolgte, muß ich wieder einige Briefe und Documente publiciren, die mir von dorther zugekommen sind seit der Veröffentlichung vom ersten Bande meiner Nordreise.

So erhielt ich folgenden Brief:

„Hochgeehrtester Herr Doctor!

„Bereits im Frühjahr habe ich durch Herrn Schlobach ein Schreiben an Ew. Wohlgeboren abgesendet, allein es hat den Anschein, als ob dasselbe nicht in Ihre Hände gekommen ist, obwol mir Schlobach versicherte, er wolle dasselbe gewiß besorgen (! — bekommen habe ich es nicht).

„Wir sind noch in demselben Zustande, als wir bei Ihrem Hiersein waren, d. h. in körperlicher Hinsicht; in politischer Hinsicht aber in einem viel hoffnungslosern. Es waren zwar einige Commissionen seitens der brasilianischen Regierung hier, aber sie haben die Colonisten nicht zugelassen. Bei der letztern, ein Herr Dr. Maschate (s. I, 334), habe ich den letztern auf seiner Rückreise nach Rio-de-Janeiro, nebst meiner Frau auf der Straße an meiner Fazende angehalten und ihn gebeten, uns aus der hiesigen Colonie zu befreien. Allein wir erhielten zur Antwort, er wäre nicht beauftragt, uns von hier fortzubringen, sondern nur den Zustand der hiesigen Colonie in der Art zu untersuchen, ob die noch zu verwendenden Gelder angewendet sein würden. Seitdem haben sich die Zustände hier sehr verschlimmert u. s. w."

Und nun folgen im Briefe bittere Klagen, wie sie schon bei meinem Besuche der Colonie vorkamen. Dann fährt der Briefsteller fort:

„Auf diesen Grund und Veranlassung traten 45 Familienhäupter zusammen, um eine Bittschrift an Se. Majestät den Kaiser durch zwei Deputirte zu überreichen; und dieselben

sollten am heutigen Tage abreisen. Allein als sie von dem Vicedirector Ernesto Ottoni die Anweisung zur Ueberfahrt erbaten, hat derselbe sie mit den Worten: sie sollten auf ihre Fazenden gehen und arbeiten, abgewiesen. Es ist und geht daraus wiederum klar hervor, daß wir einem grenzenlosen Elend und vollkommener Sklaverei entgegengehen, daß wir Gefangene und aller Mittel beraubt sind, aus unserm hoffnungslosen Zustande zu kommen. Da mein Schwager, der Seifensieder Thiele, gegen Einzahlung von 40 Milreïs (etwa 30 Thlr.) nach vielen Mühen die Erlaubniß erhalten hat, nach Rio-de-Janeiro zu gehen und sich bereits in Sta.-Clara zur Abreise befindet, so versuche ich durch diesen Weg, Sie von unserm Zustande zu benachrichtigen und Sie, obwol Sie schon viel gethan und gelitten haben um Ihrer Landsleute willen, dringend zu bitten, uns und meine Unglücksgefährten womöglich aus diesem Elende zu befreien. Möge Gott Ihnen hierzu Mittel und Kraft verleihen, — das sei unser tägliches Gebet; an Muth und Willen, dies wissen wir schon, gebricht es Ihnen nicht. Im vollen Vertrauen auf Sie grüßt Sie von Herzen

Neuphiladelphia, den 5. December 1859.

der Colonist im Mucuri Julius Gerlach nebst Frau und im Namen seiner Unglücksgefährten."

Aus einem andern Briefe theile ich Folgendes mit:

„Rio-de-Janeiro, den 6. Jänner 1860.

„Mein verehrtester Herr Doctor!

— — — „Wie Sie aus der Ueberschrift des Briefs ersehen, bin ich nicht mehr im gesegneten Mucuri; ich habe von der eisernen Nothwendigkeit gezwungen meine Familie verlassen müssen, um hier eine andere Carrière mir zu schaffen. Alle unsere, auch die bescheidensten Hoffnungen waren

sowol durch die Ungunst der Verhältnisse wie der Schicksale zertrümmert worden.

„Die Milhoernte (Maisernte), auf die sich all unsere Aussichten für die Zukunft basirten, war total infolge der anhaltenden Dürre gefehlt; eine dreimalige Bohnenpflanzung ebenfalls; wir ernteten nicht einen Teller voll u. s. w. Das Land schien so erschöpft zu sein, daß der Mais, den wir für dieses Jahr säeten, gar nicht zu werden versprach. Das ist die vielgerühmte Fruchtbarkeit hier, daß nach dreimaligem Pflanzen das Land erschöpft ist. Wir sahen einer traurigen hoffnungslosen Zukunft entgegen; dahin war aller Muth, alle Kraft und Lebensfreudigkeit; bei aller Arbeit, die wir machten, drückte der Gedanke danieder: es ist ja umsonst u. s. w.

„Sie fühlen, verehrtester Doctor, welche Welt von Schmerz, Verzweiflung, Reue für mich darin lag, meine arme Frau vor Hunger, sage vor Hunger, beinahe ohnmächtig werden zu sehen! Ich oder wir vermochten vor Kummer und Heimweh und Hoffnungslosigkeit kein anderes Gebet mehr zu stammeln als: Herr Gott, erlöse uns durch den Tod von diesem Leben!

„Es waren aber noch andere Sorgen, die uns gänzlich zu Boden drückten, — Schulden! Es liegt für mich etwas unaussprechlich Schreckliches in diesem Worte; es ist die drückendste Fessel, um den freien Aufflug des Menschengeistes zu hemmen. Ich mußte sie machen, und zwar bei Herrn Maia auf Monte-Christo (s. 1, 237), um Arbeiter anstellen zu können für den Hausbau und die Roça-Arbeiten, da wir allein nicht fertig wurden, und auch für Lebensmittel, die, besonders Speck, Kaffee und Zucker, sehr theuer waren. Ich muß sie zu 24 Procent verzinsen, und am 20. December 1859 war der erste Posten mit 200 Milreïs fällig. Ich hatte zu erwarten, von Haus und Land vertrieben zu werden

oder unsere Habseligkeiten einzubüßen. Je länger je mehr fühlte ich, daß ich der schweren Landarbeit nicht gewachsen war, daß ich es zu gar nichts bringe. Was blieb mir nun anderes übrig, als mein Glück in Rio zu versuchen? Ich frug Ottoni um die Erlaubniß in Geschäften nach dort zu gehen; meine Absicht zu bleiben sagte ich nicht, und bei ihm war ja keine Hülfe, kein Trost zu suchen. Arme Colonisten haben ja kein Recht zu klagen! Denken Sie sich, ich bin die 9½ Leguas (7 deutsche Meilen) nach Philadelphia, um den Paß zu holen, barfuß gegangen; ich hatte keine Schuhe mehr. Nicht wahr, man bringt es weit hier? Ich dachte mit bitterm Hohnlachen daran, was wol meine Freunde zu Hause, mein guter, alter Vater dazu gesagt hätten, wenn sie mich barfuß und einen Bündel auf dem Rücken tragend gesehen hätten!

„Ich kam den 22. December in Rio an u. s. w. (wo der Briefschreiber eine Lehrerstelle in der Nähe bekommen hat). Nun noch einige Worte über den Mucuri im allgemeinen. Als ich Ende September in Philadelphia war, herrschte unter allen Colonisten im allgemeinen ein Geist des Misbehagens, der Unzufriedenheit; selbst Leute wie Kern, Huber, Schlobach waren niedergedrückt von der Gleichgültigkeit, die Ottoni den Colonisten und ihren Angelegenheiten gegenüber zeigte; er war mehr als vier Wochen in Philadelphia gewesen, ohne daß er nur einen derselben besucht hätte. Die Colonisten am S.-Jacintho (s. I, 243, ganz unten) hatten einen Versuch gemacht, sich als Gemeinde zu constituiren und hatten einen Gemeinderath gewählt, der sich als solchen dem Theophilo präsentirte und den Antrag brachte, er möchte den Colonisten unter gegenseitiger Garantie — alle für einen, einer für alle — ein kleines Anlehen von 10 Contos machen, um daraus unter ihrer eigenen Administration einen Fonds für gegenseitige Hülfeleistung zu bilden. Ottoni lachte ihnen ins

Gesicht, wies sie mit diesem und andern Gesuchen ab und leugnete selbst Versprechungen, die er in Gegenwart von Zeugen gab, rein weg. Die Colonisten hatten dieses Jahr durchweg tüchtig und viel gearbeitet, und nun begann der Jammer: «Wer soll uns unsere Producte abnehmen? Der Director will sie gar nicht oder nur um Schandpreise, und auf diese Weise kommen wir zu nichts.» Als ich im December hierher reiste, kám eine Deputation der Colonisten vom S.-Jacintho, um im Namen von 47 Familienvätern dem Kaiser womöglich eine Klageschrift vorzulegen, die eine ganze Menge Punkte und Artikel enthielt. Sie wandten sich zuerst an den preußischen Consul, der dann mit ihnen zu Ottoni ging. Ich war gerade anwesend bei der Unterhandlung und mußte mit bitterm Schmerze hören, wie der Consul eben ganz auf Seite von Ottoni war. Letzterer machte allerdings einige Concessionen; ob er sie halten wird? Es ist schade, daß die Klageschrift nicht konnte gedruckt werden; es wäre ein köstlicher Beleg gewesen zu der Vertheidigung von Ottoni Ihnen gegenüber und eine Erläuterung zu den erbettelten Briefen und Ergebenheitsadressen, die seinerzeit veröffentlicht worden sind. Es war selbst in dieser Adresse gesagt, in der Klageschrift nämlich, es seien die Unterschriften vieler Colonisten ohne ihr Wissen und Willen auf die von Kern verfaßte Ergebenheitsadresse gesetzt worden, — Kirsten, Huber und andere seien bestochen worden, um günstig zu schreiben. Man sieht aber aus allem deutlich, welche faule Geschichte die Mucuri-Colonisation ist, oben und unten im Lande. Wäre ich frei mit meiner Familie aus den Fesseln, ich wollte auch ein Wörtchen schreiben. Leben Sie wohl u. s. w.

Böschenstein-Elmiger."

Gerade so, wie mir das Schicksal eine Abschrift des Lach-

mund'schen Berichts über die Zustände in Sta.-Clara (s. I, 324) zugeführt hat, besitze ich auch eine Abschrift der in den beiden eben copirten Briefen mehrfach erwähnten Bittstellung an den Kaiser.

Diese Bittschrift ist kein von irgendeinem bezahlten Schriftgelehrten abgefaßtes Document. Es ist ein Nothschrei von verlassenen, verrathenen Menschen der untern Stände, die damit einen Verzweiflungsversuch machen, sich aus ihrem Cayenne am Mucuri zu retten. Die Redaction des Blattes ist gänzlich unordentlich und als eine Bittschrift an einen Kaiser taktlos, die einzelnen Constructionen verdreht, die Orthographie zum Theil schauderhaft, sodaß das Blatt jedem, selbst dem Mitleidvollsten, immer noch ein Lächeln abgewinnt neben der tiefen Empörung, die es erregt.

Die Leute erklären, daß sie ihre letzte Habe zusammengebracht, um zwei Colonisten, August Hirle und Heinrich Fricke, nach Rio schicken zu können, welche beide „nicht durch Zureden oder Geschenke sich verleiten lassen zu wollen, damit sie ihre Gewissen nicht verletzen, sondern ihre Obliegenheiten aufs genaueste zu erfüllen, und auch für nichts zu scheuen, sondern nur die reine Wahrheit um ihr künftiges Wohl auszusprechen versprechen, so wahr ihnen Gott helfe zur Seligkeit".

„Wir sind Deutsche", so sagen die unterzeichnenden Familienhäupter, „und von deutschen Agenten verlockt und verleitet worden, uns nach der Mucurie-Colonie zu begeben; es wurde uns vorgespiegelt, daß diese erwähnte Colonie ein wirkliches Paradies sei. Nachdenklich ist dieses aber nicht der Fall; es ist dasselbe umgewandelt und zu betrachten als Hölle.

„Hier kamen wir in der Colonie an frisch, gesund und bei vollen Kräften mit unsern zahlreichen Familien. Leider aber sieht jetzt jeder Familienvater sowie seine Gattin, wenn

sie ihre Fazenden betreten, um an ihre Beschäftigung zu gehen, die Grabeshügel ihrer Dahingeschiedenen, und der Muth zur Arbeit geht dahin! Mancher Gatte hat seine Gattin verloren, manche Gattin ihren Gatten und hoffnungsvolle Kinder. Und bei diesem allen sollten wir frischen Muth fassen, um unsere Pflanzungen in gehörige Ordnung zu bringen.

„Dies sei von den Sterbefällen erwähnt! Die noch jetzt Lebenden leiden an Bleichsucht und Herzkrankheiten. Auch für diese ist keine ärztliche Hülfe vorhanden; vielleicht könnten sie transportirt werden und dadurch am Leben erhalten, und manches Leiden vermieden werden."

Somit bitten sie um einen gewissenhaften Arzt und Apotheker, beklagen sich über die vielen nicht gehaltenen Versprechungen der Compagnie, über das schlechte Klima, über die Nahrungsmittel, ausgewachsene Bohnen, wurmigen Speck, Mangel an Kleidung, ungeheuere Preise für Sachen, die zu kaufen sind, z. B. 1 Pfd. Speck 25 Sgr., 1 Pfd. Kaffee 12 Sgr., ebenso viel ein Pfund Seife u. s. w., bei völliger Werthlosigkeit der selbst gebauten Producte.

Ferner beschweren sie sich über den Mangel an einem Geistlichen und einem ordentlichen Lehrer. „Wir leben wie im Heidenthum; zwar ist ein deutsches Bethaus errichtet, jedoch fehlt es an einem Prediger u. s. w."

Dann folgt eine sehr entschiedene Zurückweisung „deutscher Bekanntmachungen und glänzender Berichte über die guten Zustände von einem gewissen Adolf Kersten", welcher Berichterstatter in den allerschärfsten Ausdrücken Lügen gestraft wird und auf Geldbedingungen hin seine Berichte nach Deutschland übermacht haben soll.

„Ferner ist ein Bericht von dem Apotheker Kern eingegangen an den Herrn Director der Compagnie nach Rio-de-Janeiro, daß wir uns sollten in gutem Wohlstand befinden.

Dieser Bericht soll von sämmtlichen Colonisten mit eigenhändiger Handschrift bezeichnet sein. Mit nichten! Es ist uns solches nicht bewußt; wir verlangen dagegen, daß uns dieser Bericht in förmlichem Formular vorgelegt wird, um daß ein jeder seinen selbst geschriebenen Namen in Augenschein nehmen kann."

Dieser Widerlegung folgen noch einige Lügenstrafungen von andern Bekanntmachungen nebst Darstellungen verschiedener Nothzustände. Dann fährt die Supplik fort:

„Des letzt hier gewesenen Herrn Advocat Doctor Machado eingereichte Bericht ist nur von der Compagnie abgefaßt worden. Allen übrigen Colonisten ist kein Gehör gegeben. Unser größter Wunsch ist, daß wir aus der Mucuri-Colonie ausgeführt werden u. s. w."

Schließlich kommt noch die Erwähnung, daß einige Colonisten vom Rio-de-S.-Benedicto (s. I, 285) sich zur Rettung ihrer erkrankten Kinder um einige Beneficien, zu denen sie nach frühern Bekanntmachungen sich berechtigt glaubten, an den Director gewandt hatten. „Er erwiderte dagegen noch, daß er der Bekanntmachung nicht nachgehe, sondern die Gesetze stehen hier in der Mucuri-Colonie in seiner Kraft, und wir wurden auf unsere Gesuche mit einer spöttischen Rede gänzlich abgewiesen."

Dieser Hülferuf an den Kaiser war, wie schon angezeigt ist, von 47 Familienhäuptern unterschrieben. Als ich ihre Namen las, kam es mir wirklich vor, als ob ich viele von ihnen, außerdem daß ich sie am Mucuri gehört und mehrere von ihren Inhabern daselbst gesehen hatte, auch schon irgendwo gedruckt gelesen hätte. Ich durchsuchte einen Packen Zeitungen und Schriftdocumente, jene Mucuri-Angelegenheit betreffend, und fand richtig, was ich gebrauchte.

Im verflossenen Jahre 1859 erschien in Hamburg bei Wilhelm Jowien ein Heft von 29 Seiten: „Berichte, betref-

fend die Mucuri-Colonie in der brasilianischen Provinz Minas-Geraes", ohne den Namen eines Herausgebers, obwol sich im Heft selbst unter jeder Anmerkung die Zeichnung: „D. Herausg." findet.

Dieser Herausgeber introducirt sich als einen edeln Mann. Was sollen wir aber sagen, wenn wir S. 5 lesen: „Leute, deren Köpfe von den gewissenlosen Agenten Europas mit glänzenden Vorspiegelungen angefüllt, und die auf das schändlichste von elenden Seelenverkäufern ganz falsch über die hiesigen Zustände unterrichtet waren u. s. w.", und darunter denselben Namen finden, der in jener an den Kaiser abgesandten Bittschrift so schwer verklagt wird?

Nach vielen merkwürdigen Documenten kommt nun in dem bei W. Jowien 1859 von einem anonymen Herausgeber veröffentlichten Heft, S. 17, eine: „Oeffentliche Erklärung von deutschen Ansiedlern in den Mucuri-Colonien", in welcher dem „Verdienst des edeln Gründers" Weihrauch gestreut wird mit Unterzeichnung von 74 Namen.

Dieses muß der Bericht vom Apotheker Kern sein. Und wirklich finde ich gleich auf den ersten Blick 20 Namen, welche unter beiden Documenten stehen. So sammelt man am Mucuri Lobeserhebungen für das „Verdienst eines edeln Gründers" und rekrutirt Namen für ein brasilianisches Cayenne!

Wenn ich nun von den 74 Namen jene 20 als „annexirte Namen" abziehe und den Rest persönlich fragte, selbst Kern, selbst Huber, selbst Rihs, ob ihr Gewissen ganz rein war beim Unterzeichnen, ich glaube, gar manche von den Inhabern würden doch roth werden. Und was würde der Doctor Machado Nunez sagen — „Seine Excellenz", wie Ottoni ihn so gern bezeichnet und wie er auch den wackern von

Tschudi zur Excellenz macht —, was würde der Doctor Machado sagen, wenn er die Verklagungen der Colonisten am Mucuri läse und sich nun vor seinem Herrn, dem Kaiser, rechtfertigen sollte?

Bei zwei Namen des Kern'schen Berichts für den „edeln Gründer" muß ich noch eine kleine Anekdote erzählen, woraus hervorgeht, wie selbst unbescholtene deutsche Firmen in den Mucuri-Schwindel hineingerissen und von der ganzen Geschichte überrumpelt und dupirt worden sind. Diese beiden Namen sind: Reinhold und Otto Sommerlatte, die Söhne eines Schmiedemeisters Karl Sommerlatte aus Schkeuditz; — die unbescholtene deutsche Firma ist die der achtbaren und geachteten Herren Schlobach und Morgenstern in Leipzig.

Diese Firma machte mit dem Sommerlatte den folgenden Contract:

„Zwischen Schlobach und Morgenstern in Leipzig, Mitbesitzer eines Holz- und Schneidemühlengeschäfts in Sta.-Clara in Brasilien einestheils und dem Schmiedemeister Karl Sommerlatte aus Schkeuditz anderntheils ist heute nachstehender Dienstvertrag verabhandelt und geschlossen worden:

„Die Herren S. u. M. engagiren den Schmiedemeister Sommerlatte für ihr Holzgeschäft in Sta.-Clara auf drei Jahre unter folgenden Bedingungen:

1) leisten sie den zur Ueberfahrt nöthigen Vorschuß für das Passagegeld von Hamburg aus;
2) versprechen die Herren S. u. M. dem Contrahenten einen Lohn von 40 Thlrn., schreibe vierzig Thalern, per Monat bei freier Kost und Wohnung;
3) geben sie an den Schmiedemeister Sommerlatte ein Stück Land und zu dessen Bearbeitung einen freien Werktag außer den Sonn- und Festtagen.

Dagegen verpflichtet sich Sommerlatte

1) drei Jahre hintereinander die ihm auferlegten Arbeiten

nach Kräften auszuführen und seinen Posten in dieser Zeit bei einer Conventionalstrafe von 80 Thlrn. nicht zu verlassen;

2) sich den Vorschuß von 75 Thlrn., schreibe fünfundsiebzig Thalern, Passagegeld vom Lohne im ersten Jahre kürzen zu lassen, und

3) allen seinen Versprechungen und Verpflichtungen pünktlich nachzukommen und im Interesse der Herren S. u. M. zu handeln.

„Nach Ablauf der drei Contractjahre steht es dem Schmiedemeister Sommerlatte frei, nach der Colonie Saronia zu gehen, und versprechen die Herren S. u. M., bei der Mucuri-Compagnie dafür zu sorgen, daß er von dort ein Stück Land von 130 sächsischen Ackern verkauft erhält, welches er erst in zwei bis vier Jahren zu bezahlen nöthig hat und überhaupt in die Rechte (!) der übrigen Colonisten tritt nach Maßgabe ihrer Programme.

„Beide Theile erklären sich mit Obigem einverstanden und bekräftigen dieses durch ihre eigenhändige Namensunterschrift.

Leipzig, 19. Mai 1856.

(L. S.) gez. Schlobach und Morgenstern.
Karl Sommerlatte."

Nach Verbriefung und Versiegelung dieses wundervollen Contracts gab nun Sommerlatte alles auf und zog mit allem, was sein war, nach Hamburg. Hier machte man folgenden Nachsatz:

„Den Inhaber dieses, Karl Sommerlatte aus Schkeuditz, konnten wir wegen Geldverhältnissen nicht als Arbeiter nach Sta.-Clara annehmen, und haben wir ihn deshalb für die Gesellschaft nach der Colonie Saronia mit Vorschuß engagirt. Wir können jedoch diesen Sommerlatte als tüchtigen Schmied empfehlen und ersuchen den Herrn Vogt, ihn, wenn es geht,

für Rechnung der Mucuri-Compagnie mit in Sta.-Clara zu behalten.

Hamburg, 11. August 1856.

gez. Schlobach und Morgenstern."

Sommerlatte konnte gegen die Brechung des Contracts nichts anfangen und zog, mächtig angezogen von der Saxonia, nach dem Mucuri.

Als ich auf dem Wege von Sta.-Clara nach Philadelphia war, begegnete mir mitten im Walde ein Mann mit einem kleinen Ochsenkarren. Ich grüßte ihn, — es war Karl Sommerlatte aus Schkeuditz. Er war sehr aufgebracht und versprach mir, wenn wir uns allein treffen sollten, einmal seine Geschichte zu erzählen, was er mir im Walde bei flüchtigem Begegnen und in Gegenwart des Dr. Ernesto Ottoni nicht wollte. Später traf ich ihn in Rio, und er erzählte mir eben die Geschichte, die aus seinem Contract hervorgeht.

Er hatte die bitterste Täuschung erlebt. Das „Holz- und Schneidemühlengeschäft in Sta.-Clara" hat entweder gar nicht existirt oder existirte nicht mehr, als ich dort war. Ich habe keine Spur davon erlebt. Doch das ging den Sommerlatte nichts mehr an. Dem war die Saxonia verheißen.

Die Saxonia am Mucuri ist eine Namenschwindelei. Vielleicht mögen einige lustige Sachsen, einige schlobachs, wie Ottoni im „Correio Mercantil" die ihm von Schlobach und Morgenstern engagirten Colonisten nennt, einmal solche Landsmannschaft Saxonia im Sinne gehabt haben; aber über solchen fröhlichen Schwank ist das Ding nie hinausgegangen; es ist ein Seitenstück zum „Holz- und Schneidemühlengeschäft in Sta.-Clara". Der Schmiedemeister hatte nun lange vergebens nach dieser wundervollen Saxonia gesucht und war zuletzt desperat geworden, in welcher Despera-

tion er nach Rio ging, um dort consularische Hülfe zu suchen, die er ebenso wenig gefunden haben wird wie die Schneidemühle und die Saxonia. Die Söhne aber suchte man für die Kern'sche Ergebenheitsadresse zu gewinnen; durch ihre Doppelunterschrift mußte allerdings ein mucurifeindliches Verfahren des betrogenen Vaters, der ein sehr determinirter Mann zu sein schien, am allerbesten paralysirt werden.

Auch der Fähnrich Mamoré, der neue Commandant der Militärcolonie vom Rio-Urucu war zu Ottoni's Fahne übergegangen. In seinem Bericht an das Ministerium soll er mich, weil ich so viele Elende lebendig fortgerafft hatte, die schlimmste Epidemie am Mucuri genannt haben. Wenigstens erklärte Ottoni das öffentlich in der Zeitung, und er konnte es wissen, weil man ihm, dem mit dem vorletzten Ministerium befreundeten, alle Papiere, selbst meinen an den Herrn Manoel Felizardo gerichteten Brief, vorlegte in der cordialsten Weise.

Allerdings hatte ich in diesem Briefe der Cagliostrogeschichte am Mucuri einen Kampf auf Leben und Tod angekündigt. Allerdings schien im Mai und Juni des verflossenen Jahres für Ottoni der glänzendste Sieg bereitet zu sein, sodaß er wol mit Recht: Navegamos em mar de rosas — wir segeln auf einem Rosenmeer — in der Presse ausrufen konnte; wohl durften deutsche Seelenverkäufer gegen mich auftreten mit frechen Anschuldigungen; wohl durfte namentlich in der deutschen Zeitung „Brasil." von Petropolis nach Ottoni's Daten und unter seinem Namen ein Deutscher — Uhland's „Unstern", aber kein guter, sondern ein schlechter Junge — alles das drucken, was ein Mensch, wie ich schon eben angab, nach verlorener Ehre in beiden Welttheilen drucken läßt; wohl schien für jene alles gewonnen, für unsere armen Landsleute alles verloren zu sein, bis plötz-

lich auch hier, gerade wie damals am Mucuri selbst bei Ankunft des Tietedampfboots (s. I, 306 fg.) das Schicksal mit eherner Faust dazwischenschlug und demselben Mann, dem ich sein Schlachtfeld von Philippi verheißen hatte, einen Cäsar Augustus entgegenstellte in der mächtigen Person — des Kaisers selbst, gerade um die Zeit der Iden des März! Dies ist die letzte Episode meiner Waldgeschichte vom Mucuri.

Die ungeheuern Vortheile, welche den Bewohnern der Provinz Minas-Geraes nach Ottoni's schwindelnden Versprechungen aus der Mucuristraße erwachsen sollten, hatten dem Mann, dessen ganze Natur zahlreichen Menschenschwärmen am Rio-de-S.-Francisco zusagen mußte, eine große Popularität erworben, sodaß seine Landstraße ihm den sichern Weg zur Senatorenwürde bahnte, wie ich das ja mit großer Bestimmtheit (s. I, 330) ausgesagt hatte.

Schon im Jahre 1857 hatten die Bewohner von Minas in Erwartung der Vortheile, die ihnen aus der Mucuristraße erwachsen sollten, ihrem Landsmann Ottoni hinreichend Stimmen zur Senatorenwahl gegeben, sodaß er als der siebente auf der Candidatenliste figurirte.

Doch muß ich diese Position mit einigen Worten erläutern.

Die Senatorenwürde ist das Höchste, was ein brasilianischer Bürger erreichen kann. Sie ist eine besoldete, lebenslängliche, nicht erbliche Würde. Wenn unter den Senatoren einer Provinz einer durch den Tod ausscheidet, so treten die für die dermalige Legislatur (einen Zeitraum von vier Jahren) erwählten Wähler zusammen und geben ihre Stimmzettel für die Candidaten, die sich zur Wahl aufgestellt haben, ab. Die drei Meistvotirten (die sogenannte lista triplice) werden der Krone dann zur Wahl präsentirt; einen von diesen drei Candidaten muß der Kaiser ernennen, doch kann er ernennen, wen er will.

Das Weitere will ich nun in einer buchstäblichen Uebersetzung aus dem „Correiro Mercantil" wiedergeben, derselben bedeutenden Oppositionszeitung, in der Ottoni seine Mucuri-Correspondenzen immer publicirte und erst vor wenigen Monaten glückselig ausgerufen hatte: „Navegamos em mar de rosas."

Nun aber heißt es plötzlich:

„Rio, 28. April. In den zwölf seit 1848 verflossenen Jahren ist die Provinz Minas unter dem Einflusse der politischen Widersacher des Herrn Theophilo Ottoni geleitet worden. Der Chef oder die Hauptfigur unter diesen Widersachern war der Herr Staatsrath Luiz Antonio Barbosa.

„Es ward die Stelle eines Senators frei. Herr Ottoni, concurrirend mit dem Herrn Barbosa, ward von der Provinz an die erste Stelle der lista triplice gesetzt. Der Triumph des Herrn Ottoni in diesem Falle war eine rauschende Demonstration der Volkssympathie. Aber es schien gut, seinen Widersacher zu bedenken; Herr Barbosa war der Bevorzugte zum Senat.

„Es wäre auch zu viel gewesen, daß derselbe Bürger zwei Auszeichnungen zur selben Zeit genießen sollte, — die eine die der Volksstimme ohne Einmischung der Regierung, die andere die der Wahl ohne Quarantäne.

„Zum zweiten male nahm der Tod aus dem Senat eine der hervorragendsten Erscheinungen fort. Vergueiro, der Volkstribun, welcher durch die Energie und den Adel seines Charakters den Widerwillen der Krone im Jahre 1828 besiegt hatte, ward in das Grab gesenkt. Die Provinz Minas, die eine neue Liste zur Senatorenwahl aufzumachen hatte, stellte wiederum an den ersten Platz den Namen des Herrn Theophilo Ottoni. Aber auch bei diesem male hatte Herr Ottoni wieder die Inconvenienz der Popularität. Bei der Wahl ward ihm Herr Manoel Teixeira de Souza vorgezogen.

„Da nun faßte Herr Theophilo Ottoni den Entschluß, der sich für seinen Charakter eignete. Von heute an nimmt er die Stellung eines **Unmöglichen** an und setzt seine Provinz keinen traurigen Täuschungen mehr aus. Folgendes ist sein Circular, welches er an den Wahlkörper von Minas richtet:

„Hochgeehrteste! Zum vierten male in der gegenwärtigen Legislatur ist der Wahlkörper der Provinz Minas-Geraes zusammenberufen zur Bildung von Senatoriallisten.

„Im Jahre 1857 wurden zwei Stellen besetzt, und obwol ich mich bei der damaligen Wahl nicht direct präsentirt hatte, ward mir doch der Ruhm zu Theil, etwa 800 Stimmen zu bekommen.

„Gewichtige Meinungen gaben mir die sechste Stelle auf der Liste. Doch nahm ich gern die siebente an, ohne weitere Reclamation zu erheben, aus Hochachtung für den ausgezeichneten Mineiro, dessen Name dem meinen vorgesetzt ward.

„Da kam die Wahl vom 21. August des Jahres 1859, bei welcher ich mich um das ehrenvolle Zutrauen der Herren Wähler von Minas bewarb.

„Das Resultat übertraf meine kühnsten Erwartungen. Mir ward der erste Platz auf der allgemeinen Stimmliste zuertheilt; die absolute Majorität der Wähler, die sich zur Wahl eingefunden hatten, fiel mir zu. Ich war der Erstvotirte in 14 Collegien (unter 20 Collegien) und in keinem einzigen Wahlbezirk fehlten mir Stimmen.

„Die Liste ward der Krone vorgelegt, und zum Senator ward erwählt der Herr Staatsrath Luiz Antonio Barbosa, welcher der Zweitvotirte war.

„Als nun die Stelle erledigt war, welche so würdig ausgefüllt worden war vom hochverehrten Patrioten Ni-

coláo Pereira de Campos Vergueiro, appellirte ich von neuem an meine Comprovinzianen.

„Und nicht vergebens! Bei der Wahl am 12. Februar des laufenden Jahres 1860 wurde mir zum zweiten male die Ehre des ersten Platzes auf der lista triplice zu Theil mit dem Vortheil von 174 Stimmen vor dem zweiten und 294 vor dem dritten Bewerber.

„Und so einstimmig offenbarte sich der Wille der Provinz, daß, wenn die Wahl von Senatoren in Cirkeln wie die der Deputirten stattfände, ich den Ruhm gehabt haben würde, der Krone präsentirt zu werden von allen Wahldistricten der Provinz Minas-Geraes, als der erste auf der dreinamigen Liste in 13 Cirkeln, als der zweite in fünf, als der dritte im neunzehnten und als dritter in gleicher Votirung mit einem Concurrenten im zwanzigsten Cirkel.

„In 19 Cirkeln wäre ich also durch die absolute Majorität der Wähler der Krone vorgestellt worden, und nur in einem durch relative Majorität, wo ich übrigens 43 Stimmen von 85 Wählern hatte. Vielleicht ist kein brasilianischer Bürger für eine so große Auszeichnung den Wählern seiner Provinz verpflichtet worden.

„Die endliche dreinamige Liste ward der weisen Betrachtung Sr. Majestät des Kaisers vorgelegt, und gewählt ward der Zweitvotirte, Herr Manoel Teixeira de Souza.

„Ich verkenne es nicht, daß von den drei Bürgern, deren Namen der Krone vorgelegt worden sind, ich der obscurste bin und vielleicht derjenige, welcher am wenigsten Dienste dem Lande geleistet hat. Ich verkenne es nicht, daß nach Vorschrift der Constitution die Prärogative der Krone in der Auswahl der Senatoren (aus der dreinamigen Liste) keine Beschränkung hat. Diejenigen sind vorzuziehen, sagt die Constitution, welche dem Staate Dienste geleistet haben; doch steht die Entscheidung der Krone zu.

„Aber wenn der Wahlkörper einer Provinz wie Minas-Geraes mit so großer Dringlichkeit die Wahl eines ihrer Candidaten fordert, — wenn die Wahl dieses Candidaten, weit entfernt davon, der Ausdruck und der Triumph einer Partei zu sein, das Product des allerklarsten freien Willens ist: da scheint der abschlägige Bescheid Geringschätzung zu bezeichnen, womit man Rio-Grande do Sul, Bahia und Pernambuco nicht behandeln würde!

„Von Grund aus ein Mineiro habe ich, wenn mir die Prädicate fehlen, um zum Senator des Kaiserthums erwählt zu werden, hinreichenden Patriotismus, um für den Namen und die Ehre meiner Provinz zu eifern.

„Nicht meine lästigen Bewerbungen sollen es mehr sein, welche zu neuer Kränkung den Wahlkörper der muthigen Provinz Minas-Geraes bloßstellen werden. Was mich betrifft, so genügt mir der Ruhm der drei letzten Wahlen, welche für immer meine Dankbarkeit gewonnen haben. In der Dunkelheit, zu welcher ich verdammt bin, werde ich mich bemühen, so zu verfahren, daß kein Wähler des für mich so denkwürdigen Quatrienniums von 1857 bis 1861 die Stimmen bereuen soll, die er mir geschenkt hat.

„Indem ich also jegliche Bewerbung bei der nächsten Senatorenwahl ablehne, bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung und Werthschätzung

Rio-de-Janeiro, 28. April 1860.

Ihr Landsmann und dankbarer Freund
Theophilo Benedicto Ottoni."

Dieses Circular an die leichtbewegliche Provinz Minas von einem Manne wie Ottoni, dem die Revolution auch ein Mittel ist, um zu seinen Privatzwecken zu gelangen, machte in Rio-de-Janeiro beim Abgang des letzten englischen Packetboots (vom 8. Mai) ganz bedeutendes Aufsehen, da

sein Sinn sehr verständlich war, und fand bereits im „Jornal do Commercio", der ersten brasilianischen Zeitung, am 3. Mai eine ganz ausgezeichnete Erwiderung, die mit großer Mäßigung, caustischer Satire und entschiedener Wahrheit geschrieben ist. Sie wirft dem anmaßenden Manne eine Kränkung der Wähler von Minas, Kränkung seiner Mitbewerber, Kränkung der ganzen Provinz und Kränkung des ausgezeichneten Mannes vor, der zum Senator erwählt ward, und fährt dann fort:

„Allerdings wird Herr Ottoni Gründe haben, zu denken, daß er nicht in eine Rubrik gesetzt werden kann mit einem dieser achtungswerthen Namen, wenn es sich um Dienste handelt, die er geleistet zu haben glaubt. Ohne sie gänzlich leugnen zu wollen, so wird der Herr uns doch die Erklärung zugestehen müssen, daß außer seiner unglücklichen Mucuri-Unternehmung wir nicht wissen, welche andere Dienste er geleistet habe.

„Gewiß sind Landstraßen reelle Nothwendigkeiten für das Land; gewiß ist die Einführung von thätigen Armen ebenfalls eine andere Nothwendigkeit, die wir nicht bestreiten wollen. Aber was noch gewisser ist, ist das, daß wir niemals irgendeinem Punkte des Kaiserthums eine Wohlthat angedeihen lassen wollen mit dem Ruin unserer Freunde und der Personen, welche uns ihre Kapitalien anvertraut haben, fortgerissen von unsern verführerischen Versprechungen und unter ungeheuerm Schaden selbst des Staatsschatzes; denn ein solcher Dienst verwandelt sich zuletzt in einen wirklichen öffentlichen schlechten Dienst!

„Das Land gewinnt gar nichts, wenn sich ein Punkt mit dem Ruin und dem Elend eines andern bereichern will. Und wirklich verliert es, wenn die Kapitalien, welche an einem Platze nützlicher sein konnten, nach einem andern hin verwandt werden, wo sie entweder gar nichts einbringen

oder gänzlich zu Grunde gehen. In diesem letzten Falle befindet sich unsers Erachtens die Mucuri-Unternehmung, wenn die Regierung nicht bald diese lästige Geschichte auf sich laden will, um nicht total das, was dort verthan worden ist, gänzlich verloren zu sehen.

„Welchen andern Dienst hat der Herr nun geleistet? Wenn es nicht die fortwährenden Begünstigungen sind, die er von allen Verwaltungen des Landes seit zehn Jahren bis heute empfangen hat, wie er es selbst öffentlich eingestanden hat, — wenn es nicht der Geist des Aufruhrs ist, welchen er die Gewohnheit hat, dem Volke einzublasen jedesmal, wenn er in seinen Interessen verletzt ist, wie er das jetzt wieder thut: so sehen wir gar nichts weiter, was ihn über seine beiden edeln Mitbewerber stellen könnte, und noch weniger, was ihm das Recht gäbe auszurufen, daß seine Nichterwählung ein abschlägiger Bescheid sei, welcher eine Kränkung, eine Insultirung der Provinz von seiten der Krone in sich einschließe."

Zuletzt heißt es dann noch, und zwar mit vollem Recht: „In Brasilien gehören, Dank sei es der Großmüthigkeit des Kaisers, keine Namen zu den **unmöglichen**, wenn sie sich nicht selbst dazu machen. Dazu hätte Herr Ottoni, nachdem er für sein Unternehmen so viele Geldhülfsleistungen von der kaiserlichen Regierung empfangen hat, etwas respectvoller gegen sie sein und nicht mit ihr in der zügellosen Form, wie er es gethan hat, brechen sollen. Und endlich erscheint, indem der Herr von seiner Candidatur zurücktritt, aber das Ehrgefühl von Minas anstachelt, damit er von neuem gewählt werde, das wie eine Art von Zwangsvorschrift, die nie jemand billigen wird."

Und dieser Zurechtweisung stimmen wir mit ganzem Herzen bei. Die Krone hat im vorliegenden Falle nur von ihren Prärogativen Gebrauch gemacht. Aber die Ausübung

dieses Rechts hat etwas Vernichtendes und Zermalmendes für einen Mann, der ungeheuere Summen den Leuten abschwatzte, um seine Verwandten zu Vermögen, sich selbst zu Ansehen und einer hervorragenden Staatsstellung zu verhelfen. So Gott will, wird es unter der Leitung der Regierung am Mucuri besser werden! Den Lebenden wird hoffentlich, wenn sie das noch wünschen sollten, freier Abzug gewährt werden; die Todten sind gerächt worden.

So ist denn meine mühsame Expedition längs des Mucuri und mein Kreuzzug gegen die übermüthige Machthaberei daselbst nicht vergebens gewesen. Freilich kam die Strafe, die Rache jener Unthaten etwas spät, — aber sie kam. Und eben weil sie spät kam, trifft sie auch alle diejenigen mit, die sich im Dienste jenes Mucuri-Directors Stellung und Geld verdienen wollten, und das alte bekannte: „Discite justitiam moniti, nec spernere divos", vergessen hatten.

Möge aber diese neue Wendung der ganzen Angelegenheit dazu dienen, eine versöhnende Stimmung in Deutschland anzubahnen und dem jetzigen brasilianischen Ministerium unter seinem ausgezeichneten Ministerpräsidenten Angelo Muniz da Silva Ferraz ein entgegenkommendes Vertrauen zu begründen und zu befestigen.

Gerade dem letztgenannten Staatsmann ist es um sein Vaterland ein rechter, voller Ernst, den er mit ganzer Consequenz zeigt. Hat er doch als Finanzminister dem Mucuri-Unternehmen, welches 240000 Thlr. auf die vom Staate mit 7 Procent garantirte Anleihe von einer Million Thalern hin aus dem Staatsschatz bekommen hatte, jegliche weitere Geldgewährung abgeschlagen, wodurch die Bedeutung der letzten Ereignisse noch viel bezeichnender wird und im Stande ist, wichtige Folgen herbeizuziehen.

Seien diese Folgen nun friedliche oder stürmische, im Kampfe mit schlechten Geschichten und Menschen darf der

Sturm, der Krieg nimmermehr gescheut werden. Tausendmal gibt es Umstände im Leben, unter denen wir unsern Werth nicht nach der Zahl unserer Freunde, sondern nach der Menge und dem Feldgeschrei unserer Feinde abmessen dürfen. Solch ein Zeitabschnitt meines Lebens war auch die Fehde, die ich am Mucuri und seitdem in weitere Ferne hinaus auszukämpfen hatte unter großem Geschrei vieler Feinde und all der Seelenverkäufer, welche damit noch viel Geld zu verdienen hofften und nun statt eines glänzenden Geschäfts — ihre Wechsel protestirt zurückerhalten vom „edeln Gründer des Mucuri-Unternehmens“.

Lübeck, 16. Juni 1860.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.